KUNSTWART

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

Erstes Aprilheft 1911

Schmücken? Gestalten! Vom Herausgeber 1

Die Erneuerung der Opernregie. Von Paul Marsop 7

Lose Blätter: Aus Dichtungen vom hohen Norden 11

Rundschau: Der Fall Jatho und die Ausdruckskultur ▪ Gutzkow ▪ Die beiden Kierkegaards ▪ „Glaube und Heimat" ein Tendenzstück? ▪ Zögern und Zagen, Verpfuschen und Verkennen ▪ Wunderkinder ▪ Theaterfitten ▪ Zum Bismarck-Nationaldenkmal ▪ Eduard von Gebhardts religiöse Verkündigung ▪ Bayrische Markenkunst ▪ Rahmende Motive in der Natur ▪ „Wie ein Orden zu tragen" ▪ Recht und Ausdruckskultur ▪ Hä? ▪ Frauen beim Jugend- und Vormundschafts-Gericht ▪ Rollschuhkinder ▪ Papier und Pädagogik ▪ Die Jugendfürsorge in Preußen ▪ Ratschläge zur Berufswahl ▪ Universitäten-Konkurrenz? ▪ Zur Dürerbund-Ausstellung gegen Schundliteratur ▪ Drei Worte von Gutzkow 26

Bilder u. Noten: Otto Hesselbom, Mondnacht; Eduard von Gebhardt, Studie eines estnischen Bauern; Studie zur Bergpredigt; zwanzig Abbildungen zu dem Aufsatze: Schmücken? Gestalten!; neunzehn Abbildungen zu dem Beitrage: Zum Bismarck-Nationaldenkmal ▪ Erich W. Korngold, Aus seinem Klaviertrio; Eduard Mayer, Erinnerung

XIV | MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY | 13·

Vorwärtsstrebende

bereiten wir bei 8—9jähriger guter Volksschulbildung, in der Regel selbst bei einseitiger Begabung, in höchstens zwei Jahren gründlich auf Polytechnikum und Universität (Abitur.) vor, da wir sie in jedem Fach einer ihren Vorkenntnissen und individuellen Anlagen möglichst angepassten Unterrichtsgruppe zuteilen. — 900 Studierende innert 5½ Jahren. — 24 Fachlehrer. — Externat und Internat. — Unübertroffene Erfolge. — Vorzügliche Referenzen und zahlreiche Dankschreiben. Prospekte gratis durch

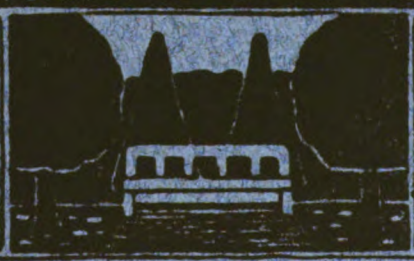
Institut Minerva, Zürich (Schweiz)

:: Grösste Spezialschule der Schweiz. — Moderner Schulneubau. ::

Gartenmöbel

BERZ & SCHWEDE

Entwurf und Ausführung von Park- und Garten-Anlagen



Zehnte Ausgabe „Gartenbaukunst" illustriert auf gefl. Verlangen

INH. MAX O. BERZ . STUTTGART.

Gartenmöbel

Privatschule

Abiturium.

Auch für Mädchen.

Das Reform-Gymnasium in Zürich bereitet Erwachsene in vorzüglicher Weise für das deutsche oder schweiz. Abitur. vor. Besser als das Einpauken in einer Presse ist das wirklich wissenschaftlich betriebene Studium. Für Erwachsene dauert die gründliche Vorbereitung nicht länger als das Pressen, bringt aber den Vorteil, dass der Kandidat diese Vorbereitung als eine für seine Weiterbildung wertvolle Zeit betrachten kann. Jährlich ca. 40 Abiturienten.

Direktor Dr. phil. Rudolph Laemmel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

Vierundzwanzigster Jahrgang, drittes Viertel
April bis Juni 1911

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.24:3

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an. Die „Größeren Aufsätze“ und die „Rundschauaufsätze“ sind nach dem Erscheinen, die „Losen Blätter“, „Vollbilder“ und „Noten“ nach dem Alphabet geordnet.

Größere Aufsätze

Schmücken? Gestalten! (Avenarius) 15 1
Die Erneuerung der Opernregie (Marsop) 15 7
Feuerbach (Avenarius) 14 73
Die Talente und die Dichtung (Nidden) 15 145
Mensch und Maschine. Auch eine Osterbetrachtung (Marr) 15 150
Vom klaren Denken (Erdmann) 16 225
Der Schrei nach dem Genie (Touaillon) 17 281
Arno Holz und seine „Sonnenfinsternis“ (Nidden) 17 283
Heimgefühl und Reisetrieb. Zum „Reiseheft“ des Kunstwarts (Riedner) 18 361

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

Der Fall Jatho und die Ausdruckskultur 15 26
Innere Anschauung als Gemeingut 14 99
„Feig und gewissenlos“ 16 248
Vom Amerikanismus im deutschen Geistesleben der Gegenwart (Mulford, Ferguson, Thoreau, Whitman, Müller) 17 301
Reisen und Müßiggehn 18 382
Eisenbahn und Pferd 18 584

Vom Ausland

Für Romfahrer 14 155
Muß es Italien sein? 18 417
Bosnien als Reiseziel 18 420
Siebenbürgische Kirchenburgen 18 421

Bildung und Schule

Papier und Pädagogik 15 66
Die Jugendfürsorge in Preußen 15 67
Ratschläge zur Berufswahl 15 68
Universitäten-Konkurrenz 15 68
Weder Fach- noch Machtfrage 14 140
Pflichtfortbildungsschulen in Preußen 14 141
Entlassungsreden 14 142
Die Ziele der Arbeitsschule 15 218
Steins Testament und wir 16 277
Freiheit in der Erziehung 17 352

Gesellschaft

„Wie ein Orden zu tragen“ 13 54
Von der Bereitwilligkeit im Namenhergeben 14 126
Geschichte der Nationalökonomie 14 127
Kulturarbeit auf eigene Faust 14 127
Das Einkommen der Staatswürdenträger 15 213
„Margueritentage“ und „Hilfstage“ 16 270
„Warum liebt man uns nicht?“ 16 271
Kolonisation von Ödländereien 16 272
Hygieneausstellung und Trunk 17 336
Wie wird's mit der Männertracht? 17 337
Wandern als Sitte 18 406
Soll man ein Reisetagebuch führen? 18 409
Verboten! 18 411
Für „arme Reisende“ 18 412
Billig, und man hat doch was davon 18 414

Handel und Gewerbe

Französische und deutsche Handelsangestellte 14 126
Deutsche Arbeiter über Brüssel 15 212

217513

Digitized by Google

Neues vom Alkoholkapital 16 268
Stellung und Einkommen 17 332
Nationalökonomie 17 555
Zwei erste Forderungen ans „neue Gasthaus“ 18 403
Zum Thema „Reiseandenken“ 18 406

Heer und Flotte

Kriegswesen und Volkswohlfahrt 17 345

Heimatpflege

Rahmende Motive in der Natur 13 52
Urnenstätten in Gärten 14 121
Vorgärten 15 208
Die Geschichte eines Stadtwaldes 15 211
Ein Heimatabend 16 266
Das Admiralsgartenbad 17 330
Vom gräßlichen Wattenmeer 18 399
Bergfreude und Bergsport 18 400
Rheinverschandelung 18 402

Von der katholischen Seite

Fogazzaro 14 131
Ein Lieblingsschriftsteller der Katholiken 16 274

Körperpflege

Rollschuhkinder 13 66
Nochmals: Schulärzte 14 139
Gipfelturnerei 17 349

Angewandte Kunst

Bayrische Markenkunst 13 52
Das Schloß 16 265
Das neue Krankenhaus München-Schwabing 17 325
Geschichte des Kunstgewerbes 17 329
Stadtschönheit 18 398

Bildende Kunst

Zum Bismarck-Nationaldenkmal 13 41
Eduard von Gebhardts religiöse Verkündigung 13 48
Feuerbach-Veröffentlichungen des Kunstwarts 14 120
In Sachen Karl Wilhelm Diefenbachs 15 202
Gegen die Überschätzung französischer Maler 15 207
„Von französischer Seite“ 15 208
Ludwig Hofelich 16 265
Neue Ziele in der Malerei 17 322
Poccische Bildchen in Strich und Schnitt 18 395

Literatur

Gutzkow 13 29
Die beiden Kierkegaards 13 29
„Glaube und Heimat“ ein Tendenzstück? 13 34
Martin Greif † 14 104
Die Fioretti 14 105
Krankenlektüre 14 107
Gewerkschaftsarbeit gegen die Schundliteratur 14 108
Die Freunde Raabes 15 181
Vom Stillstand und Fortschritt der Talente (Hesse, Schaffner, Kellermann, Pauls, Bartsch, Friedr. Huch) 15 181
„Negerkönigs Tochter“ (Stoeßl) 15 186
Großstadtlyrik 16 249
Der Jungdeutsche (Gutzkow) 16 251
Was ist Schundliteratur? 16 257
Um Schönherr 17 306
Des Knaben Wunderhorn 17 307
Die Entwicklung schreitet „furt“ 17 307
Eine Zentralstelle zur Bekämpfung der Schundliteratur 17 308

Mann und Weib

Frauen beim Jugend- und Vormundschafts-Gericht 13 62
Freiheit 14 137
Die Frau und das Kunstgewerbe 15 215
Eine Anregung zum Frauenstimmrecht 16 276
„Sexualleben und Gesundheit“ 18 422

Musik

Wunderkinder 13 37
Theatersitten 13 40
Ostermusik 14 115
Vom Konzert als Kunstwerk 14 115
Phonographen-Archive 14 120
Kassandra 15 196
Moderne Liedübersetzungen 15 198
Dem Volksschulgesangunterricht 15 199
Beethoven 15 200
Richard Wagner 15 200
Wie's gemacht wird 15 202
Richard Wagners Memoiren 16 261
Musikpädagogisches 16 262
Theodor Kirchner-Neuausgabe 16 264
Jubiläumskater 16 264
Gustav Mahler † 17 313
München, Offenbach und Wagner 17 316
Kampf gegen musikalische Schundliteratur 17 319
Reisemusik 18 395

Digitized by Google

Naturschutz

Vom Vogelgesang als Naturschönheit 14 122
Wald und Stadt 17 331
Es geht vorwärts 18 402
Die Annoncenbäume von Berlin 18 402

Vom Recht

Recht und Ausdruckskultur 13 55
Römisches Recht und wir 14 128

Von der Sprache

„Völkisch" 14 102
Vortragskünstler 15 179
Geht den Dialekten nach! 18 386
Nochmals „vom klaren Denken" 18 387

In den Tageserörterungen

Hä! 13 61
Demokratie und Führer 14 129
Die Sozialdemokratie in Deutschland 14 130
Eine Zeitungsgenossenschaft 15 214
Tageskampf 16 273
Politische „Idealisten" 17 343
Zu der Berliner Reiseausstellung 18 414

Theater

Berliner Theater:
I: (Allgemeineres, Turgenjew) 13 36
II: (Faust II. Teil, Kyser, Olden) 14 108
III: (Shakespere, Wolff, Latzko, Jacoby) 16 258
IV: (Dymow, Misch, Berr, Guillemand und Gaumont) 17 309

Dresdner Theater:
(Ernst) 15 187

Münchner Theater:
I: (Rosmer) 14 114
II: (Ernst) 15 187
III: (Dauthendey, Lopez) 18 391

Wiener Theater:
I: (Shaw) 15 189
II: (Schmidt) 17 310

Friedrich Haase † 14 111
Höfisches Theater 15 191
Gertrud Eysoldt 17 311
Die Werningerei 18 395

Unter uns

Zur Dürerbund-Ausstellung gegen Schundliteratur 13 69
Bruchschrift oder Rundschrift? 17 354
Unser Reiseheft 18 423
Der Verleseteufel 18 425
Die „Sonnenfinsternis" 18 425

Lebende Worte

Drei Worte von Gutzkow 13 71
Wahrheit und Vaterland 14 142
Schiller wird „frei" 15 222
Unbekanntes von Hölderlin 17 356
Verschiedene Meinungen 18 423

Lose Blätter

Berg, Bengt: Aus dem „Seefall" 13 11
Beyerlein, Franz Adam: Aus „Stirb und werde" 14 80
Haukland, Andreas: Aus „Das Meer und die großen Wälder" 13 22
Holz, Arno: Aus der „Sonnenfinsternis" 17 289
Huch, Friedrich: Aus „Enzio" 15 158
Müller-Guttenbrunn, Adam: Aus den „Glocken der Heimat" 18 564
Raabe, Wilhelm: Aus „Altershausen" 16 239

Bilder

Vollbilder:	Heft
Feuerbach, Anselm: Bildnis seiner Stiefmutter	14
— — Orpheus und Eurydice	14
— — Iphigenie (1871)	14
— — Kopf des Hafis vor der Schenke	14
— — Poesie	14
Feuerbach, Anselm: Studie zum sterbenden Dante	14
— — Selbstbildnis (1873)	17
Gebhardt, Eduard von: Studie eines estnischen Bauern	13
— — Studie zur Bergpredigt	13
Hesselbom, Otto: Mondnacht	13
Hofelich, Ludwig: Landschaft	16

Digitized by Google

	Heft
Hofelich, Ludwig: Landschaft	16
— — Landschaft	16
Krain, Willibald: Stille Stunde	15
Kuithan, Erich: Feuersbrunst	17
Steinhausen, Wilhelm: Landschaft	17
Thoma, Hans: Der Traum	18
— — Frühlingsreigen	18
— — Stiller Bach	18
Voigt, Meta: Das verlassene Haus	17
Illustrationsbeilagen:	
Neunzehn Abbildungen zu dem Beitrage: Zum Bismarck-Nationaldenkmal	13
Zwanzig Abbildungen zu dem Aufsatze: Schmücken? Gestalten!	13
Acht Abbildungen zur Kunstphotographie	15
Sechzehn Abbildungen: Zu dem Beitrage: Das Schloß	16
Zwölf Abbildungen zu dem Beitrage: Das neue Krankenhaus München-Schwabing (siehe auch Textbilder)	17
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Siebenbürgische Kirchenburgen	18
Textbilder usw.:	
Diefenbach, Karl Wilhelm: Zwei Zeichnungen	15
Grundplan zu dem Beitrag: Das neue Krankenhaus München-Schwabing (siehe auch Illustrationsbeilagen)	17
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: Gipfelturnerei	17
Pocci, Franz: Neunzehn Abbildungen zu Hansel und Gretel aus dem „Schatzgräber“ Heft 12	18
Eine Abbildung zu dem Beitrage: Rheinwerfchandelung	18

Noten

Boruttau, Alfred Julius: Wiegenlied	16
Cornelius, Peter: Preziosas Sprüchlein gegen Kopfweh	17
Eccard, Johann: Zu dieser österlichen Zeit	14
Korngold, Erich W.: Aus dem Klaviertrio op. 1	13
Mayer, Eduard: Erinnerung	15
Mayer, Friedrich: Frühlingsnähe	14
Mayer, Friedrich: An die Nacht	17
Schubert, Franz: Im Frühling	15
Schüller, Rudolf: Wir können auch die Trompete blasen	18
Umlauft, Paul: Der Reisebecher	18
Veracini, Francesco Ma.: Sonata VIII	16

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Schmücken? Gestalten!

[illegible] halten müssen wir lernen, ehe [illegible]. Man könnte aller angewandten [illegible] leisten, als wenn man zehn Jahre [illegible]. Wir müssen lernen, die Dinge [illegible] formen. Wann wird die [illegible] erfüllt, wann wird ihr Folge [illegible] voller Sicherheit gestalten, dann [illegible] haben, wenn wir die Finger mal nicht [illegible] dem Schnörkelmachen, dem immer entbehrlichen, meiden [illegible] lernen.

Im kunstgewerblichen Jammer kann dadurch geholfen [illegible], wir vor allem unsern Kunstgewerbetreibenden und uns[illegible] Publikum, als erste und Hauptsache beim Schaffen [illegible] eines Gegenstandes die Frage aufwerfen, woraus [illegible] er und was soll er, und spricht sich die Antwort darauf [illegible] und wahr in seiner Erscheinung aus. Lassen wir uns durch Kinkerlitzchen bestechen, die unserm [illegible] Augenblick schmeicheln — auf die Dauer [illegible] nur [illegible] in unsrer Umgebung sehn, bei dem wir [illegible] liebendes Ja zur Erwiderung haben". Ich bitte [illegible], mich wieder mal selbst zitiere; da ich meine [illegible] herausgegeben habe, muß ich das, um den Zusammenhang [illegible] Arbeit nachzuweisen, damit es nicht scheint, als redete ich heut [illegible] so, wie eben der Wind weht. Man könnte mir dann [illegible], daß ich immer wieder Überlegtes und in diesem Sinne [illegible] bestes sage, darauf muß aber halten, wer nicht nur [illegible] sondern wirken will. Jene Zeilen stammen aus meinem ersten [illegible] in Sachen des Kunstgewerbes, er erschien im Winter gegen [illegible] als herrschende „Altdeutsche" vor dem breiten Publikum der [illegible] laube" im Frühling 1885. Und hatte zur Folge, daß ich von den [illegible] ausgelacht wurde. „Als wenn nicht das Schöne von jeher [illegible] gewesen wäre, eben das nicht an die Niedrigkeit des Zwecks [illegible] eben der Schmuck!" Man ist in den sechsundzwanzig Jahren [illegible] doch andrer Ansicht geworden, und das Argument, das damals entgegenhielt: „nach Ihrer Ansicht müßte ja sogar [illegible] motive schön sein können", würde heut gar nicht mehr [illegible] werden. „Man?" Sind wir wirklich schon so weit, daß [illegible] das Gestalten als das Entscheidende empfunden [illegible] ich „bei der Feder" bin, ist kein Aufsatz von mir über [illegible] ohne Widerspruch erschienen, und wenn auch dank [illegible] reisen der Künstler das Verständnis für diese Frage sich [illegible] hat, fest stehen die neuen Errungenschaften noch lange [illegible] beim Publikum: es will immer wieder Sachen, „wo was [illegible]". Nicht bei der Industrie, die ausweislich der Leipziger [illegible] mer noch, ja heuer vielleicht wieder mehr auf „Dekor" auch

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Jahrg. 24 Erstes Aprilheft 1911 Heft 13

Schmücken? Gestalten!

Gestalten müssen wir lernen, ehe wir wieder ans Schmücken gehn. Man könnte aller angewandten Kunst gar keinen größeren Dienst leisten, als wenn man zehn Jahre lang jegliches Dekorieren verpönte. Wir müssen lernen, die Dinge aus Stoff und Zweck heraus zu formen. Wann wird die Wichtigkeit dieses Rufs allgemein erfaßt, wann wird ihr Folge gegeben werden? Können wir erst mit voller Sicherheit gestalten, dann mögen wir's wieder mit Dekoration versuchen, wenn wir die Finger mal nicht davon lassen können. Aber vor dem Schnörkelmachen, dem immer entbehrlichen, müssen wir das Schreiben lernen.

Dem kunstgewerblichen Jammer kann dadurch geholfen werden, „daß wir vor allem unsern Kunstgewerbetreibenden und uns, dem kaufenden Publikum, als erste und Hauptsache beim Schaffen und Betrachten eines Gegenstandes die Frage angewöhnen: woraus besteht er und was soll er, und spricht sich die Antwort darauf klar und wahr in seiner Erscheinung aus? Lassen wir uns nicht durch Kinkerlitzchen bestechen, die unserm Auge vielleicht im ersten Augenblick schmeicheln — auf die Dauer werden wir nur das gern in unsrer Umgebung sehn, bei dem wir auf jene Fragen ein entschiedenes Ja zur Erwiderung haben". Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich wieder mal selbst zitiere; da ich meine Aufsätze nicht als Bücher herausgegeben habe, muß ich das, um den Zusammenhang meiner Arbeit nachzuweisen, damit es nicht scheint, als redete ich heut so, morgen so, wie eben der Wind weht. Man könnte mir dann nicht glauben, daß ich immer wieder Überlegtes und in diesem Sinne Erprobtes sage, darauf muß aber halten, wer nicht nur theoretisieren sondern wirken will. Jene Zeilen stammen aus meinem ersten Aufsatze in Sachen des Kunstgewerbes, er erschien im Kampf gegen das damals herrschende „Altdeutsche" vor dem breiten Publikum der „Gartenlaube" im Frühling 1885. Und hatte zur Folge, daß ich von den Koryphäen ausgelacht wurde. „Als wenn nicht das Schöne von jeher Luxus gewesen wäre, eben das nicht an die Niedrigkeit des Zwecks geheftete, eben der Schmuck!" Man ist in den sechsundzwanzig Jahren seither denn doch andrer Ansicht geworden, und das Argument, das man mir damals entgegenhielt: „nach Ihrer Ansicht müßte ja sogar eine Lokomotive schön sein können", würde heut gar nicht mehr verstanden werden. „Man?" Sind wir wirklich schon so weit, daß endlich allein das Gestalten als das Entscheidende empfunden wird? Seit ich „bei der Feder" bin, ist kein Aufsatz von mir über dieses Thema ohne Widerspruch erschienen, und wenn auch dank dem Eingreifen der Künstler das Verständnis für diese Frage sich verhundertfacht hat, fest stehen die neuen Errungenschaften noch lange nicht. Nicht beim Publikum: es will immer wieder Sachen, „wo was daran ist". Nicht bei der Industrie, die ausweislich der Leipziger Messe immer noch, ja heuer vielleicht wieder mehr auf „Dekor" auch

Digitized by Google

der sinn- und geschmacklosesten Art hält, wenn er „was hergibt“. Auch bei den Künstlern selber nicht, von denen wenigstens eine Anzahl wieder an Ornamentiasis zu erkranken scheint. Gewiß, es wird heut mehr gestaltet und weniger geputzt, als seit fünfzig Jahren, und dessen wollen wir von Herzen froh sein. Aber das Errungene bildet sich nicht nur nicht weiter, sondern zurück, wenn nicht viel größere Kreise im Volk sich des Zieles bewußt werden.

„Ja, ist denn die Frage wichtig?“ Ich glaube, sie ist es so sehr, daß mit ihr gleich zwei andre Fragen mit beantwortet werden. Erstens: bekommen und erhalten wir eine wirklich deutsch-nationale Ausdruckskultur in den angewandten Künsten? Zweitens: werden wir Deutschen in diesen Künsten zu den Führern der Welt werden oder nicht?

„Der Mensch weiß gar nicht, wie anthropomorphisch er ist.“ Es ist altbekanntlich unser unausrottbarer Trieb, alles, womit wir zu tun haben, zu beleben, und wie wir uns anheimeln und anfremden lassen von der Natur, so beseelen wir auch alles Selbstgemachte um uns, den Stuhl, der uns „einladet“ zum Sitzen, die Stube, die uns „freundlich“ „ansieht“, das Haus, das „stolz“ oder „bescheiden“ ist und so weiter ins Unendliche — gar nichts sonst als der Ausfluß des menschlichen Anthropomorphismus ist auch der gewerbliche Stil. Der Zweck drückt sich in der Form inneren Lebens aus, aber ebenso der Stoff: „hieraus bin ich, und das will ich“, sagt das gute Gerät durch seine Form, „imitiert“ eins, so empfindet das der Feinfühlige als Lüge, ist es nicht materialgerecht gebildet, so empfindet er das als „Vergewaltigung“, es kann „lügen“, „betrügen“, „prahlen“, „protzen“, „sich verrenken“ oder sonst etwas — alle Stilforderungen und Stilverbote sind gut anthropomorphistisch. Genügt die Umgebung diesem Ein- und Demselben, dem Stilverlangen und dem Verlangen des uralten Triebs zur Vermenschlichung, so gewährt sie uns das Gefühl befriedigter Apperzeption. Die Formfrage ist dann insoweit gelöst, als die Sprache nicht schwindelt noch verschleiert. Das kann in der äußersten Einfachheit der Sennhüttenstube, des Bauerntischs, der Holzbutte, des simpelsten Messers oder Glases oder Topfes geschehn. Aber die Form ist damit noch nicht schön gelöst. Schön gelöst ist sie erst, wenn auch das Wie der Gestaltung an sich in uns Lustgefühle erregt. Wenn die Linien sich auch edel bewegen, die Massen und Flächen sich auch gefällig zueinander verhalten, die Farben harmonisch zueinander stehn. Stilrein kann die auf das Roheste zweckmäßig aus Latten zusammengenagelte Bank sein, stilschön ist sie erst, wenn das Wie ihrer Ausführung zu der klaren Erscheinung des Zweckmäßigen jenes Mehr gesellt, das als Ausfluß des Geschmacks beim Gestalten aus der Persönlichkeit des Gestaltenden auf uns überfließt. Aber nie kann etwas stilschön sein, was nicht stilrein ist. Nie etwas Unzweckmäßiges, Verlogenes, Verkünsteltes. Und wenn ich gar glaube, ich könnte etwas Häßliches durch Schmuck schön machen, so heg ich den sonderbaren Irrtum, der eine bucklige Frau dadurch zu einer schönen zu machen sucht, daß er ihr den Buckel mit Arabesken bemalt.

Das ist bedeutsamer als es klingt. Die Menschenseele ist kein einfaches Ding, sie hat auch nicht bloß ein „Prinzip“, das sie be-

Digitized by Google

wegt. Es regt sich außerdem jener Spieltrieb, der's auch anthropomorphisch treibt, wie alles in der Kunst, aber wie die Katze mit der Maus, hierhin schlag ich dich und dahin, ob du willst oder nicht, jetzt so, jetzt anders — der Spieltrieb, der nicht dem Erzeugen von Dauerwert gilt, sondern dem Vergnügen an eignen Launen. Nur, daß er im Gewerbe leider Dauerndes erzeugt: die Witze, die einmal gesehen, vielleicht komisch, wiederholt gesehen, stumpfsinnig reden, die Künsteleien, die aus demselben Grund heute Spaß machen, aber nicht mehr morgen, nennen wir's fachmännisch: das „Originelle", zu dem auch neue Techniken immer wieder verführen — es kann auch bis zum Hausgreuel gehn. Es regt sich ferner der Trieb nach dem bloß dem Auge Gefälligen, gleichviel, ob es an diese Stelle gehöre, der Trieb nach dem Schmuck ohne Rücksicht darauf, ob er wirklich schmückt, das heißt: nicht sich hervorhebt, sondern das, worauf er sich befindet. Der Narrentrieb nach dem Widersinn: „der Schmuck an sich". Es regt sich weiter das Bedürfnis nach Abwechslung, das auch das Gute preisgibt, um eben etwas anderes zu haben. Und all das führt zum „Nouveauté"-Wesen. Zum Wechsel, kost er, was er wolle. Zu jenem Wechsel, der das Weiterentwickeln auf der Grundlage des Erreichten erschwert, das Entwickeln einer Tradition, das Ausreifen, indem er immer wieder jäh abbricht. Der Wechsel, der das in die Welt gebracht hat, was große Geschäftsbranchen auf das Beflissenste befördern, weil es die Millionen zu höchst unwirtschaftlichen, ständigen Kostentributleistungen an sie veranlaßt: die Moden. Will sagen: nicht die Wandlungen im ausführenden Wie der zweck- und materialgerechten Gestaltung in den Einzelheiten, Möglichkeiten durch andre gleichwertige ersetzend, sondern das wahllose Wegwerfen auch der Gestaltung selbst, ob sie gut oder schlecht sei, nur weil sie von gestern ist. Das Wegwerfen auch der Lösungen formaler Probleme, Spielereien zulieb.

Hm, sagen die vielen: Abbrechen der Entwicklung, unproduktive Verausgabung von Millionen —, es läßt sich nicht leugnen, daß dies Übel sind. Aber woher behauptet ihr, daß unter den angeführten „Prinzipien" und „Trieben" gerade die, denen wir Freunde des Wechselnden huldigen, die geringeren sind?

Eben daraus schon, daß sie die wechselnden sind. Sie kommen und gehen, sind heute so, morgen anders, wirken durch- und gegeneinander, heben sich im Endergebnisse auf. So arbeiten sie dem Besinnen, der Vertiefung, der Beruhigung, der Bildung einer Überlieferung, und damit dem entgegen, daß das Erarbeitete gesicherter Besitz bleibt: Statt vorwärts zu schreiten, zappelt oder meinethalb tanzt man im Kreise. Ein gewisser Wechsel ist so lange unvermeidlich, wie es ein Ermüden gibt, und deshalb ist er auch durchaus berechtigt. Aber von den Leuten, die heute Weise und morgen aus Übermüdung an der Vernunft Hanswurste scheinen, halten wir doch im allgemeinen nicht viel. Die Triebe nach schönem Ausdruck des Wesentlichen brauchen aus dem einfachen Grunde nicht zu ermüden, weil die Erscheinung innerhalb ihrer sich wandeln kann. Heute blau, morgen gelb, das tut meist nichts. Heute gerade, morgen krumm ... Halt: da wird die Frage schon deutlicher: geht das

Digitized by Google

„Krumm“ ohne Vergewaltigung des Materials, der Zweckmäßigkeit, des bezeichnenden Ausdrucks an? Vielleicht ja, vielleicht nein. Der Mode ist das gleich, dem Stilgefühle nicht, und so verderbt sehr leicht die Mode das Stilgefühl, indem sie das Innerliche und Bleibende: den Ausdruck nicht entwickelt, sondern nach dem variatio delectat ummodelt, also nach Umständen auch fälscht. Ob ich heut für gerade, morgen für krumm schwärme, an und für sich gleichgültig, wird wichtig sofort, wenn ich nun krumm künstele, was von Materials und Zweckes wegen gerade sein müßte. Das Beste, was daraus entstehen kann, ist die Züchtung von Nebenwerten an Stelle von Hauptwerten. Zumeist aber kommt dabei heraus, vergleichsweise und eigentlich zugleich gesprochen: eine Kultur von feinfarbigen Korsettkostümen und eleganten Stöckelschuhen statt von gerade gewachsenen gesunden Leibern.

Daß heute besser gestaltet wird, als lange Zeit, verdanken wir in der Hauptsache weder uns Kunstschriftstellern von der neuen Bewegung, noch den Künstlern, obgleich wir ohne die noch ganz weit zurück wären, nein, in der Hauptsache verdanken wir's der modernen Technik. Und zwar einem sehr glücklichen Zufall dabei: dem, daß sich diese Technik jahrzehntelang um die Ästhetiker und sonstigen Kunstleute nicht gekümmert hat. Was sonst aus ihr geworden wäre, das sagt uns die Erinnerung an jenen wegen andrer Dinge zu Recht berühmten Maler, der bei Einführung der Eisenbahnen beklagte, daß die Lokomotiven nicht „künstlerisch“, nämlich in Form pfauchender Drachen durchs Land zögen. Auch ein Anthropomorphismus, wenn man will, aber keiner nach Material und Zweck — und das macht den Unterschied. Wo's die Techniker mit der Ästhetik zu tun bekamen, wurden sie auch „so“ und klebten irgendwas, das ihnen sinnig oder schön schien, von anderswoher auf. Wo sie sich einfach als Techniker fühlten, hatten sie keine ästhetischen Theorien, hatten sie, als Stand sozusagen, schlechtweg den Wunsch: zweckmäßig zu gestalten. Das verdarb nichts: es gab sachliche Dinge. Wo aber ein guter Geschmack in den Herren steckte, da betätigte er sich naiv: er formte diese gebogene Stange in diesem zugleich charakteristischen und schönen Schwung, er gab dieser Abgrenzungslinie diese feine Bewegung und jenem Ständer diesen kraftvollen Stand. Die Technik von der Lokomotive bis zur Nähmaschine, vom Riesenfernrohr bis zum Mikroskop, vom Dampfhammer bis zur Pinzette hat uns mehr Gestaltungsgefühl geweckt, als aller künstlerische und kunstgewerbliche Unterricht. Höchst deutlich wurde die Sache im Schiffbau durch den Kontrast: das Schiff selbst war schon jahrzehntelang ein ästhetisch erfreuliches Ding, als man noch alles, was darin schön sein sollte — die Einrichtung der Ersten Kajüte beispielsweis — mit grausamstem Ornamentschwulst in irgendeinem „historischen“ Stil aufdonnerte. Zur Technik kam im Zeitalter der Naturwissenschaft eine andre Quelle ästhetischer Erziehung: die Freude an der Zweckmäßigkeitsschönheit der Natur, wie sie, in plastischer Beziehung, zum Beispiel aus den Formen der Insektenwelt und am allerherrlichsten aus den Skeletten, zumal den Schädeln leuchtet. Zwar, an Wirrversuchen hat es auch hier nicht gefehlt: Häckels „Kunstformen

Digitized by Google

der Natur", ein Mißverständnis schon im Namen, waren sehr geeignet, von der Vertiefung ins Organisch-Zweckmäßige der Gestaltung auf das nur Zierliche hinzulenken, weil wir ja außerstande waren, diese reizvollen mikroskopischen Gebilde in ihrer Zweckbedingtheit zu erfassen.

Kam's wie's kam: der Sinn für das Gestalten ist im Wachsen, trotz der „Retardierungen", von denen ich anfangs sprach. Kein klärlicher leuchtender Beweis dafür, als daß er sich jetzt sogar da regt, wo bis vor kurzem Prinz Karneval das ganze Jahr über ohne Nebenprätendenten regiert hat: bei den Kleidermoden. Die Frauen beginnen sich von den Weiblein zu sondern und sogar die Männer von den Herrchen, wenn auch die Erfahrungen beim Poiret-Rummel beweisen, wie schwach es noch meistens mit der Kritik steht. Weiteres sagen alle die Ausstellungen, in denen Möbel und Geräte von Künstlern oder von Werkstätten ausgestellt werden, die mit Künstlern arbeiten. Und, um auch der Ingenieure zu denken: das nunmehr auch in ihre Welt eindringende Arbeiten in Verbindung mit sachlich gestaltenden Künstlern. Würde noch heute jemand daran denken, optische Apparate, Maschinen, Lokomotiven, Automobile mit Ornamenten aufzuschönen, während sich doch noch in den ersten Jahren der Fahrräder beispielsweise das feinere „Luxusrad" eben hierdurch vom „gewöhnlichen" unterschied? Die Versuchung ist vorbei. Aber dieselben Menschen, die, ihre Kundschaft beweist es, den Geschmack dafür durchaus gebildet haben, die Schönheit technischer Erzeugnisse zu genießen, sind immer noch nichts weniger als sicher, sobald „Kunstgewerbe" in Frage steht. Ach, sagten wir doch nur „Gewerbe" ohne „Kunst"! Es scheint: auf das Wort „Kunst" kommen die Motten aus den alten Kleidern und legen ihre Eier in die neuen. Darauf deuten leider auch Gewerbekünstler, die diesen Namen verdienen. Einer hat gute Töpfersachen gemacht, nun soll's was Neueres werden und so drückt er den tönernen Wesen Beulen ein und aus. Ein andrer, der bisher durch malerisch freie Färbung erfreute, fängt heute der Abwechslung willen an, langweiligste Streifen zu linieren. Wann kommen wir so weit, wirklich Gelungenes überall zäh zu erhalten, daß man nirgend mehr in den Läden zu hören bekommt: „Bedaure, das Muster war vom vorigen Jahr?" Wann, mit andern Worten, so weit, das Beste aus den Moden heraus zum dauernden Stilbestande zu retten? Bei einigen Zähen scheinen wir nahe daran, beispielsweis bei Eisenlöffel mit ein paar wahrhaft edlen Geräten. Der Handel will aber Nouveautés, und die Konsumenten müssen sich erst dazu erziehn, ihn zum dauernden Feilhalten des Gelungenen zu zwingen. Sie könnten das um so ruhigern Gewissens, als neue Bedürfnisse und neue Materialien ja fortwährend neue Aufgaben an das Gestalten stellen. Man denke nur ans elektrische und ans Gasglühlicht, jetzt wieder mit der hängenden Form, ans Telephon, ans Automobil, von Materialien ans Aluminium, ans Linoleum, an die neuen Hölzer, die neuen Textilstoffe — es ist ja an Aufgaben wie an Stoffen mehr Angebot von Neuem jetzt in einem Jahrzehnt, als in einem Jahrhundert früher. Und fast all das wird zunächst mit übernommenen Fremdformen „gemacht", wird nach und nach erst aus

Digitized by Google

eignen Bedingungen heraus gestaltet. Hülfe das Publikum den Gestaltern statt den Putzern!

Verehrliche Deutsche: wir brauchen Schulmeister, und nichts beweist kräftiger, daß ihr welche seid, als daß ihr euch bei diesem Worte so entsetzt. Denn seht: ihr tut das aus der Schulmeisterei, zu vermeinen: wir müßten auf solchen Gebieten prinzipiell das Lehren vermeiden. Hängt dieses Prinzip in den Schrank, es ist spezifisch pedantisch und deshalb, begriffsgemäß, ein wenig dumm. Kunstsinn läßt sich ganz sicher ebensowenig wie Gescheitheit durch Schulmeistern eintrichtern und Geschmack ebensowenig wie Verstand stundenweis lehren. Aber dazu kann der Schulmeister helfen, wenn er ein guter ist: daß ein Geschmack sich ordnen und klären lernt. Oder glaubt ihr, in den Kunstschulen und Werkstätten, in denen das alte oder das heutige Kunstgewerbe entstand, sei nicht geschulmeistert worden? Nicht theoretisiert, nicht auf Grundsätze gebracht, nicht geordnet? Möglich, das Genie braucht das nicht — möglich nur, nicht einmal gewiß. Das Nichtgenie braucht's. Auch wenn die Ergebnisse nicht „einwandfrei" sind. „Den schlechten Mann muß man verachten, der nicht bedacht, was er vollbringt." Und das Publikum gar, diese so peinlich große und dadurch, ach leider, auch auf euch so einflußreiche Masse — wie wolltet ihr sie von dem Hin- und Hergeworfenwerden durch Reiz auf Reizchen und Sensation auf Sensationchen und Nouveauté auf Nouveautéchen zu dem Kulturwirken bilden, das auch halten, tragen und heben kann, wenn nicht zunächst einmal durch grundlegende Aufklärung darüber, was ernste Arbeit und was Macherei ist? Gewiß, es wird auch dabei wieder Pedanterei unterlaufen, die meint, sie habe die Kunst an allen vier Zipfeln, weil sie ein paar Schlüßchen gelernt hat — es schadet nichts, laßt sie mitlaufen, wir sind mal Deutsche, laßt sie daneben- und dazwischenlaufen: selbst pedantischer Purismus ist besser, als die immer nur sogenannte „künstlerische" Dekoriererei, die statt zu gestalten Ornamentflechten und Schmuckgeschwüre züchtet.

Zwei gute Schulmeister, die ich dem deutschen Volke empfehlen möchte, heißen Karl Knoll und Fritz Reuther, ihr Buch heißt „Die Kunst des Schmückens" und ist bei Gerhard Kühtmann in Dresden erschienen. Wie's in diesem Buche gemacht wird, davon zeugen ein paar Abbildungen im vorliegenden Heft. Ich bin nicht mit allem, was die Herren sagen, einverstanden, aber mit neun Zehnteln davon, und wenn sie beim letzten Zehntel vielleicht zu weit gehn, so schadet das der guten Sache im allermindesten nicht. Unsern Schaffenden und Genießenden, unsern Produzenten und Konsumenten ist auf das dringendste zu wünschen, daß sie das Problem des Gestaltens hier, des Schmückens dort und der Beziehungen zwischen beiden gründlich zu durchdenken, ja: zu durchdenken lernen. Wenn sie den „Kursus" dieses Buches durchgemacht haben und schaffen wieder, so mögen sie ruhig den Pegasus besteigen: er wird ihnen dann nicht ackergaulmäßig eingespannt, sondern im Gegenteil beflügelt vorkommen. Obgleich sie von zehn der annoch geduldeten Schmuckstücke neun weitere drunten lassen werden.

Deutschlands angewandte Kunst hat im letzten Jahrzehnt auch im

Digitized by Google

internationalen Wettbewerbe Erfolge erreicht, die wir zehn Jahre früher nicht für möglich gehalten hätten. Wir würden sie als noch viel größer erkennen, wenn wir nicht, der Poiretsche Sonnenstich beweist auch das, für alles Licht von der Seine noch überempfänglich wären — selbst, falls es dort nur gespiegelt wird, wobei, nebenbei bemerkt, so gut wie in London, sehr häufig gerade deutsche Arbeiter die Spiegel bewegen. Der Mut, Deutsche, ganz Deutsche zu sein, ist das eine, was uns noch am Weltsiege auch auf diesem Gebiete hindert. Und das Zweite? „Ceterum censeo: Volkswirtschaft der geistigen Güter", rufen mir soundso viele Leser lächelnd zu. Ganz meine Meinung — aber davon ein andermal wieder. Also drittens: eine klare Kultur des ästhetischen Erkennens, die uns auch mit davor bewahren hilft, unsre roten Backen durch Skrupel und Zweifel zu bleichen. Klären wir unsre Gedanken und machen wir dadurch die Kräfte frei, um mit allerweitestem Verzicht aufs Dekorieren im kunstgewerblichen Gestalten ernst zu machen, so werden wir Stil bilden nicht nur für uns, sondern für die Welt. Es ist trotz aller Unsicherheiten und Schwankungen niemals in unsrer ganzen Geschichte so viel Hoffnung dazu gewesen, wie jetzt. A

Die Erneuerung der Opernregie

Eine angesehene Theaterzeitung stellte jüngst allen Ernstes die Frage zur Erörterung: muß ein Opernregisseur musikalisch gebildet sein? Und tüchtige Fachleute legten ihre Denkerstirn in Falten und antworteten allen Ernstes mit wohldurchdachten theoretischen Betrachtungen. So sind wir in Deutschland. Klopfte jemand mit der sinnvollen Rede an unsere Tür: muß ein Maler Öl- von Wasserfarben unterscheiden können? Oder: muß ein Schneider mit der Nähnadel Bescheid wissen? so würden wir uns, gesammelten Geistes, an unseren Schreibtisch setzen, und mit aller gebotenen Gründlichkeit beweisen, daß eine gewisse Fertigkeit in der Nadelführung für den Bekleidungskünstler immerhin wünschenswert sei.

Wo liegt eigentlich Bayreuth? In Sumatra oder in Patagonien? Seit beinahe vierzig Jahren veranstaltet man in Reiches Mitten festliche Darstellungen von Musikdramen. Italiener und Franzosen, Engländer und Amerikaner bezeichnen die Bayreuther Inszenierung als im wesentlichen mustergültig, vorbildlich. Sie wissen, daß das A und O dieser Inszenierung das Herausformen und Lebendigmachen des dramatischen Vorganges aus dem Geiste der Musik ist. Doch bei uns stammelt man nicht etwa in Liebhaberkränzchen, sondern im engeren Kreise der Bühnenvertrauten Anno 1911 noch ganz naiv die Worte hervor: muß ein Opernregisseur musikalisch sein?

Unmaßgeblich: für die Praxis — auf die es Männern, die etwas fördern wollen, doch allein ankommt — wäre brauchbareres Gedankenmaterial zu gewinnen, wenn man folgendermaßen fragen würde. Erstens: weshalb muß die Opernregie von Grund aus anders beschaffen sein als die Schauspielregie? Ich skizziere. Im gesprochenen, vornehmlich im Prosaschauspiel: Bühnenraum von möglichst geringer Tiefe, schon mit Rücksicht auf die Akustik; reicher entwickelte Handlung

Digitized by Google

mit mannigfach verzweigtem Dialog, der oft eine sehr ins einzelne gehende Ausfeilung der Geste und des Mienenspiels erheischt; realistischere Ausarbeitung der Volks- und Massenszenen, da hier das rascher verfliegende gesprochene Wort durch das Gebärdenkonzert kräftiger gestützt werden muß. — In der Oper: weiter ausgelegter Bühnenraum; bei einfacher geführter Handlung ein erheblich stärker konzentrierter und stilisierter Dialog, der sparsamere Anwendung der Geste und im ganzen ruhigere, vielfach der Wirkung der Plastik angenäherte Gebärden verlangt; strafferes rhythmisches Zusammenfassen im Spiel der Chöre. Und anderes mehr. Für das Versdrama: eine Regiearbeit, die zwischen der dem Prosaschauspiel und der der Oper angepaßten ungefähr die Mitte hält.

Zweitens: Wie hat sich das Verhältnis zwischen dem führenden Kapellmeister eines Operninstituts und den Regisseuren dieses Instituts zu gestalten? Und drittens: Wie ist es zu vermeiden oder zu verhindern, daß Spielleiter, die „vom Schauspiel herkommen“ oder von Geburt unmusikalisch sind oder eine nur lückenhafte musikalische Ausbildung aufweisen, mit der Opernregie betraut werden? Und was kann man dagegen tun, daß Intendanten oder Theaterdirektoren, die — unbeschadet sonstiger schätzenswerter Vorzüge — mangels persönlicher künstlerischer Begabung und entsprechender Kenntnisse weder von der Schauspiel- noch von der Opernregie etwas verstehen, dem leitenden Musiker ihrer Bühne und den Opernregisseuren während der Arbeit das Konzept verrücken?

So: jetzt stehen wir, glaub ich, auf festem Boden. Und sind imstande, mit Rede und Gegenrede zu praktisch verwertbaren Ergebnissen vorzudringen. Des weiteren schlage ich vor, daß jeder, der hinfort zum Thema das Wort nimmt, seine Darlegungen möglichst durch Beispiele aufhellt oder, noch besser, gleich von einem in die Augen fallenden Beispiel ausgeht. Das wenigstens sollten wir doch von Wagner gelernt haben! Hier, auf die knappste Fassung gebracht, einige zielweisende Andeutungen. Weshalb scheiterte Gregor nach dem Urteil aller unabhängigen, sachverständigen Musiker in der Berliner Komischen Oper? Weil er die Prinzipien der Schauspielregie und dazu einer einseitig naturalistischen Schauspielregie zu Unrecht auf die Oper übertrug. Weshalb fiel Herr von Wymétal als Opernregisseur in der Wiener Hofoper durch? Weil seine musikalische Veranlagung äußerst bescheiden ist. Weshalb hatte Herr Oberregisseur Droescher, der früher auf dem Gebiet des Schauspiels sehr verdienstlich wirkte, nicht wenige Fehlschläge zu verzeichnen, seitdem er der Berliner Hofoper als Regisseur verpflichtet wurde? Weil er über die Fundamentalunterschiede der Opern- und der Schauspielregie nicht mit sich ins klare kam. Weshalb haftet an den in vieler Hinsicht ganz ausgezeichneten Münchner Mozartinszenierungen Possarts noch ein Rest von Erdschwere? Weil sie hier und da in die Regiesphäre des gesprochenen Schauspiels einlenken. Weshalb mußten die Wiesbadener Neubearbeitungen des „Oberon“ und der „Armida“ von freimütigen und sachkundigen Beurteilern abgelehnt werden? Weil sie nicht aus dem Geist einer „musikalischen“ Opernregie geboren waren, die niemals das Kunstwerk durch äußerliche Zutaten zu „heben“,

Digitized by Google

sondern allein gemäß der von einem Gluck, einem Weber sehr deutlich umschriebenen, rein musikalisch-dramatischen Wirkungsmöglichkeiten lebendig zu machen sucht.

Einige Gegenbeispiele. Weshalb wurden die Wagner- und Berliozaufführungen vorbildlich, die Mottl seinerzeit im Karlsruher Hoftheater herausbrachte, trotz der recht bescheidenen Mittel, die ihm dort zur Verfügung standen? Weil er nicht nur als Tonkünstler ein reproduktives Genie, sondern auch fähig ist, maßgebende Anordnungen für die Szene zu treffen, weil ihm ferner — in Karlsruhe — Regisseur, Maschinendirektor, Kostümprofessor bedingungslos zu gehorchen hatten, er also nicht einen Teil seiner Kraft in den anderwärts üblichen Kompetenzkonflikten zu verzetteln brauchte und alles und jedes einheitlich im Großen gestalten konnte. Weshalb schuf sich Max Schillings unter schwierigen Verhältnissen binnen kurzem zu Stuttgart eine ausschlaggebende Stellung? Weil auch er ein Mann der Szene ist, weil er von einem bis in die Fingerspitzen musikalischen Regisseur wie Gerhäuser unterstützt wird, der seinen Ehrgeiz dareinsetzt, die bestimmenden Gedanken des Generalmusikdirektors getreu zu verwirklichen — — und weil Herr von Putlitz sich mit Recht sagt, daß der Intendant nicht das geringste an Autorität einbüßt, wenn er in Fachfragen vor einem Künstler wie Schillings zurücktritt. Wie ehedem in Karlsruhe der gleicherweise aristokratisch fühlende Geheimrat von Bürklin vor Mottl. Weshalb pilgern heute unsere Musiker nach Straßburg, von dessen Theater bis vor zwei Jahren kaum jemand ein Wort zu sagen wußte? Weil jetzt Hans Pfitzner den Straßburgern zeigt, wie ein idealer Aufbau der Handlung im „Freischütz“, im „Fidelio“, im „Tannhäuser“ Takt für Takt aus der Partitur zu entwickeln ist. Weshalb behauptet sich die auf einen bescheidenen Etat gestellte Dessauer Szene nach wie vor mit allen Ehren? Weil Herzog Friedrich von Anhalt der geborene Regisseur des Musikdramas ist, es allerdings auch verstanden hat, sich in Artur Seidl und Franz Mikorey Künstlernaturen zu verpflichten, die, jeder in seiner Art, die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ innerlich erleben und den Empfänglichen überzeugend dartun. Im Dessauer Bühnenhause ist, den mannigfachen Darbietungen des Spielplans gemäß, volle Klarheit darüber zu gewinnen, was, vom Orchester in Licht und Schatten ausmodelliert, auf der Bühne einschlägt, und was, vom Orchester nicht genügend unterstützt, zwischen den Kulissen verpufft und zerstäubt.

Die Moral all solcher Fragen und Gegenfragen: die alte, im Zwange der Gewohnheit allzulange weiter geschleppte, brüchige, knarrende Organisationsmechanik, die an den meisten Opernbühnen noch das stärkste Hemmnis des gesunden Fortschritts ist, muß durch eine gänzlich andersartige, mit den Ergebnissen der Wagnerischen Umwälzung übereinstimmende ersetzt werden. Dem Intendanten oder Direktor bleibe die Repräsentationspflicht gegenüber dem Hofe oder den städtischen Behörden, die Wahrung der Disziplin, die letzte Entscheidung in Finanzfragen vorbehalten — so zwar, daß er in den Stand gesetzt wird, das Gute so lange auch vor mäßig gefülltem Hause mit Konsequenz zu geben, bis das Publikum zu selbigem Guten

Digitized by Google

Zutrauen faßt. Dagegen soll und kann in allen künstlerischen Angelegenheiten der Oper allein einer Herr sein: der Kapellmeister von ungewöhnlicher musikalischer Fachbegabung, der zugleich das rechte Theaterblut in den Adern, den untrüglich sicheren Blick für jede Art szenischer Wirkungen hat, und gemäß der Anleitung der Partitur ein geschlossen einprägsames Bühnenbild wenigstens in allgemeinen Umrissen zu entwerfen und auszuführen vermag. Denn durch Wagner, und auf ihm weiterbauend, sind wir zu der Einsicht gelangt, daß der Dirigent gleichsam das Herz des gesamten lebendigen Bühnenorganismus ist, von dem ausgehend die Blutwellen sich über die ganze Spielfläche hin bis in ihre kleinsten Winkel ergießen. Wer das „innere Ohr" für Mozart, Weber, Wagner hat, der „hört" aus den Partituren dieser Meister Gesten, Gruppen, Farbenzusammenstellungen und Beleuchtungen heraus. Wem es abgeht, der dünkt mir — in unseren Tagen — pensionsreif. Vorüber ist die Philisterperiode der Nichts-als-Musiker, mögen ihnen auch noch so vortreffliche Musikanteneigenschaften nachzurühmen sein. Vorüber im Konzertsaal, wo man Beethoven, Berlioz, Liszt, Richard Strauß nach unsrer Auffassung nur mehr als Mann von allseitiger geistiger Bildung gerecht zu werden fähig ist. Vorüber erst recht im Theater, wo das sinnvoll schöne Singen- und Geigenlassen und das architektonisch beweiskräftige Aufrollen der Handlung sich heute gegenseitig stützen und bedingen.

Diesem neuen Typ, diesem Kapellmeister der Zukunft, alias der Gegenwart, hat man als unterstützende, an die von der obersten Stelle festgelegte Vorzeichnung streng gebundene Kräfte Spielleiter beizugeben, die ebenfalls in allen einschlägigen musikalischen wie szenischen Wissenschaften bestbewandert sein müssen. Als im richtigen Sinne moderner Direktor würde ich, wie im Bereich des Schauspiels die veraltete Rollenfacheinteilung, so in dem der Oper die Trennungswand zwischen Kapellmeistern und Regisseuren ganz über den Haufen werfen. Will sagen: ich würde niemanden als Kapellmeister anstellen, bevor er nicht auch als Regisseur ausreichende Proben vollgültiger Befähigung abgelegt hätte, und würde den nach Erfüllung solcher Vorbedingung dem Institut Verpflichteten — natürlich unter der Oberleitung des führenden Musikers — abwechselnd als Dirigenten und als Regisseur beschäftigen. Daß dem κοίρανος selbstverständlich auch die Beleuchtungskünstler, Maschinenvirtuosen, Maler, die freien und akademisch diplomierten Kostümschneider unterzuordnen sind, deutete ich schon oben an. Alles das hat man in kontraktlich bindender Form zu sichern! Noch verhängnisvoller für die Disziplin und die künstlerische Gesamtleistung als die sich durch Intrigen fortspinnende Nebenregierung eines gleichsam erbeingesessenen Regisseurs macht sich gegenwärtig just an den großen Bühnen die Tyrannis eines wildgewordenen Maschinistenehrgeizes geltend. Ihm wird man um so rascher den Kopf vor die Füße legen können, je eher man dazu gelangt, alles Dekorative stilisierend zu vereinfachen. Was, bei somit zu erzielender merklicher Verbilligung des Betriebes, auch wesentlich dazu mithelfen dürfte, das beste, was das Theater gewährt, dem Volke zugänglich zu machen, und Dichterwort und Musik dem Aus-

Digitized by Google

stattungsbrimborium gegenüber wieder in die herrschende Stellung einzusetzen. Wie der Spielleiter oder regieführende Kapellmeister dem mit der Obergewalt betrauten Musiker, so sollen die Techniker sowie die in den Kulissen- und Kostümsparten beschäftigten Künstler dem Regisseur untergeordnet sein. Setzen wir diese „natürliche Ordnung der Dinge“ nicht durch, dann wird ein nicht geringer Teil der Reformarbeit Wagners im Sande versickern.

Wie in einer Epoche sonderlich geschwinden geistigen Vorwärtsdringens und Eroberns gar viele in mannigfachen Berufen Stehende mit einer starken Ausdehnung ihrer Tätigkeit zu rechnen genötigt sind, so bleibt es auch den Theaterkapellmeistern nicht erspart, ihr Hirn und ihren Horizont auszuweiten. Am raschesten wird sich der Umwandlungsprozeß voraussichtlich in den Stadttheatern vollziehen. Dann zunächst bei den kleinen, und am spätesten bei den großen Hofbühnen. Oder vielmehr: bei den letzteren dürfte er mit der gleicherweise in der Entwicklungsbahn liegenden Umwandlung der Hoftheater in Staats- oder städtische Bühnen zusammenfallen. Glücklich dann die Zeit, in der es nicht mehr möglich sein wird, daß ein deutscher Intendant als blutiger Dilettant französischen oder italienischen Tonsetzern vor deutschen gewohnheitsmäßig den Vorzug gibt, über den Kopf hochangesehener Musiker hinweg Engagements abschließt und Rollen besetzt, und in der weihevollsten Szene der „Meistersinger“, während des Wahnmonologes, zur „Belebung des Interesses“ einige mit Gemüsekörben beladene Marktweiber an dem weit geöffneten Fenster der Schusterstube vorüberjagt.

Paul Marsop

Lose Blätter

Aus Dichtungen vom hohen Norden

[Von einem berühmten Erderforscher wird erzählt, daß ihn von ziemlich früher Jugend an ein weißer Fleck auf der Landkarte der britischen Admiralität im Geiste verfolgt habe, so lange, bis er als erwachsener Mann die dadurch als „unerforscht“ gekennzeichnete Gegend bereist und völlig beschrieben hatte. Für wissensdurstige Leser gab es in den dichterischen Werken der großen Skandinavier sozusagen weiße Flecke, die nicht völlig mit lebendigen Vorstellungen ausgefüllt waren und das eigentliche Nordland bezeichneten. In Björnsons, Ibsens, Hamsuns und mancher andrer Dichter Schaffen spukten und düsterten die Geheimnisse des hohen Nordens hinein; von endlosen Nächten und verquälter Bedrücktheit, von seltsamem, kleinem Volk, abergläubischem und leidenschaftlichem Leben gab es da Andeutungen, von heimlicher Stille am Vögelberg, von Nordlicht und Mitternachtsonne. Aber immer nur episodisch, als Stimmungfaktor oder als huschendes Seitenlicht spielte dies mit hinein und reizte, von Finnen und Lappen und ihrem Leben an Schneebergen und Wasserfällen mehr und tiefer Geschürftes zu erfahren. Solcher Begierde ist nun durch die Übersetzung einiger Bücher ins Deutsche Erfüllung geworden. Denn es ist den nordischen Poeten gegangen, wie es immer im Geistesleben zu gehen pflegt: der erwachende Geist wendet sich zunächst umfassenden Menschheitfragen, riesenhaften

Digitized by Google

Vorwürfen zu (in denen natürlich ein Gegenstand wie der unsre nur episodisch vorkommen kann), und erst wenn diese gewaltigen Blöcke lange mit Anspannung aller Kräfte behauen sind, gerät der ermüdende Mensch auf den Einfall, daß es zweckmäßiger sein könnte, sie in kleine Steine zu zerschlagen und diese einzeln nach ihrer Natur zu behauen und zu verwenden, um so vielleicht schneller und sicherer den geplanten unbekannten Bau zu errichten. So kamen früher mehr Weltanschauungdichtungen von den Skandinaviern zu uns, heute bekommen wir mehr Einzelfälle in dichterischer Behandlung. Der Schwede Bengt Berg nun schildert in einem Buch „Der Seefall" (Verlag Albert Ahn, Bonn) das einsame Land im Norden und das einsame Leben seiner Bewohner. Er ist ein Schilderer, wie es wenige gibt, und wie sie für solch eine Aufgabe doch nicht treuer und fähiger gedacht werden können. Vielleicht war es, so erstaunlich das klingen mag, hier ein Vorzug, daß er ursprünglich kein Dichter war, vielleicht hätte er sonst in das einfache Leben, das er in dem unbekannten Land fand, allerlei eigne Erlebnisse hineingesehen und die Wirklichkeit zugunsten einer spannenderen und farbigeren Phantasiedichtung vergewaltigt. Daß er das nicht tat, wohl nicht wollte und wahrscheinlich nicht konnte, das gibt seiner Darstellung einen wundersamen Reiz, dem verwandt, den die Natur selbst üben mag. Dieser junge Naturforscher hat mit ganz hellem Auge und nachdrücklicher Einspürung alles in sich aufgenommen, was sich ihm während mehrjährigen Aufenthalts droben darbot. Er gibt es ganz unliterarisch wieder; der „Seefall" ist nicht einmal eine festgefügte Geschichte, sondern die einzelnen Erzählungen von Mensch, Tier und Land reihen sich ziemlich lose aneinander. Aber weil Berg alles mit einem zwar feinen, zurückhaltenden Herzen, doch auch mit einem feinempfindlichen nacherlebt hat, blüht das Einzelne wie im innigen und großen Zusammenhang der Wirklichkeit vor dem Leser auf, zum Greifen nahe und zum Ergriffenwerden voll von Leben. Eine staunenswerte Fülle von Lebendigem ist in diesen Blättern zusammengetragen. Mit der Geburt des Finnenknaben Pertula beginnt Berg, auf einer Wanderung. Seine Mutter stirbt. Sein Vater vereinsamt plötzlich innerlich, gibt die Wanderung auf und läßt sich als Fischer am Strom nieder. In beinahe stummem Nebeneinander mit ihm erwächst Pertula; aber die Notwendigkeit des Erwerbs und natürliche Freude am Geschehen lehrt ihn allmählich alle Schliche des Fisch- und Wildjägers. Ein Hund wird ihm zum Freund, und der Umgang mit ihm belebt sein ganzes Wesen, das feiner und zarter ist als das des Vaters, sein Wesen, welches mit Strom und Wald, Winter und Sommer wechselt und eins ist, ganz naturgeformt und der Natur angepaßt. Unendlich vieles erlebt Pertula, in Angst und Frohheit, mit Getier und Gesträuch, in der Bergstille und in der Gefahr der Stromfischerei, unendlich vieles er, der kaum reden, nicht schreiben, lesen oder im eigentlichen Sinne denken kann. Seiner größten Sehnsucht wird aber erst nach des Vaters Tod genügt, als der halbwüchsige Bursch von einem lappischen Wandergesellen gewürdigt wird, ihn zu begleiten. Ein Lappe! Für Pertula ist dieses herumstreichende, abergläubische Volk mit seiner Geisterwelt und seiner rastlosen Wanderlust lange schon ein lockendes Wunder gewesen. Nun gar darf er mit dem berühmten, schlauen Bärentöter

Digitized by Google

hinauf in das allzeit von ferne gesehene und froh gegrüßte Bergland, zu den grünen Matten der Renntierherden, den Seen und Seefällen, in Schnee- und Hochwaldregionen. Neue Herrlichkeit tut sich ihm — und dem Leser — mit dem Lappenhelden auf. Hier fügt nun Berg eine lange Lebensgeschichte eines ebenso jungen und ungeschickten Geschöpfes ein, das auch die Mutter verloren hat und allmählich durch Instinkt und Nachahmung zu erwachsner Kraft und Furchtbarkeit heranreift. Die Biographie eines — Bären. Auch diese keine romantische Erfindung, sondern der Versuch einer sehr vorsichtig eingefühlten Veranschaulichung, der trefflich gelungen ist. Es zeigt sich wieder einmal, wie wenig Dicht-„Kunst" es zu einem echten Dichtwerk bedarf, wenn nur das Leben eindringlich und unverfälscht aus den Worten spricht. Und welches köstliche Leben offenbart sich hier! Die Winterstarre und das Grünen im Frühling, heimlich ererbtes Bejahen und Verneinen in Tier und Mensch, die kleinen und bestimmenden Züge des Instinkts, die unmittelbar erfahrnen und erprobten Mittel im (wirklichen!) Kampf ums Dasein, die tausend Schlauheiten der lebenden und leblosen (?) Natur und ihre große, allzeit ein wenig von ferne leuchtende Schönheit, die Pertulas Leben verklärt und überstrahlt, ohne daß dem Wortarmen das klar ins Bewußtsein träte. Die Leser finden im folgenden Proben aus Pertulas und des Bären jedes dem andern so ähnlich verlaufendem Leben, die das alles ein wenig erläutern sollen. Das Buch endet mit Pertulas Tod; kein Freund der freien, unbezwingbar einsamen Natur sollte es sich entgehen lassen, und auch eindruckfähiger Jugend mag es zur Freude in die Hand gegeben werden. Irgendwie aufdringlich ist es nicht, aber ein bißchen Zuhorchen wird bald genug den heimlichen Atemgang darin erspüren, der wie Talwind und Bergwind in freier Welt es durchweht.

Zu dem geruhsamen, auch stilistisch einfachen und anspruchlosen Bengt Berg, dessen Sprache bildlos und glutlos, aber bis zur Strenge sachlich und präzis erklingt, verhält sich Andreas Haukland wie ein leidenschaftlicher Barde zum berichtenden Geschichteschreiber. Eine glückliche Fügung hat diesen „Sohn einer Magd" (und eines unbekannten Vaters) zum Dichter werden lassen. Alle Innentiefen aus dem Seelenleben des wundersamen Volkes im Norden, die Berg vorsichtig nur ahnen läßt, reißt er auf und öffnet dem Blick Abgründe, wo Gier und Sinnenglut, dumpfes Triebleben und raubtierische Wut brodeln und in Flammen blutiger Tat ausbrechen. Haukland schiert all das kleine Ding und Wesen des Alltags nicht; den zugereisten Forscher mag das anziehen, ihn hat es von früher Jugend an umgeben und ist ihm nicht der Rede wert. Aber alles Große, Wunderbare, Grausige, Spannende, Wilde, Ungeheure und Unvergleichliche fordert seinen Nachbildnertrieb heraus. Das von Millionen Heringen belebte Meer, die Walfischjagd mit ihrer grausam aufpeitschenden Erregung, das blutberauschte Schlachten, die letzten Stunden der orkangetroffnen Fischerflotte, zum andern Frauenraub, Eifersuchtsschlag, Flucht durch eiserstarrte Wälder und Schneegefilde, der sozusagen dramatisch effektvolle Kampf mit dem Bären oder zwischen Wolf und Hund, die alle Muskeln ermüdende tagelange Renntierjagd, die Flucht und die listige Errettung vor der Wölfemeute, dann wieder das Aufflackern von keiner Erziehung gebändigten Weibbegehrens und die

Digitized by Google

verdüsternden, unheimlichen Wirkungen der Dämonen und Teufel im Menschenhirn, nächtliche Enge in Wintermonden, Nordlichtschein und todfährliche Fahrt durch eines Wasserfalls fischreiche Wirbel. So sprüht dieser ganz von farbenglühenden und bluterregten Bildern erfüllte Schilderer förmlich Szene auf Szene. Und wenn Berg vom Wunderland des Nordens vornehmlich das Land gab, gibt Hauland mit vollen Händen Wunder über Wunder. Vor allem das Wunder menschlicher Natur, die uns in solcher Dichtung fast fremder anmutet als das Tier. Aber auch er, so knapp und scharf zugespitzt seine Darstellung ist, überzeugt jederzeit von der lebhaften Echtheit seiner Erzählung; er scheint geradezu im Mittelpunkt all dieser grausamen und feindlichen Kräfte zu sitzen, so natürlich lenkt er sie ins schärfste Kampfgewühl der Geschicke. Keine bessere Ergänzung läßt sich zu dem „Seefall" denken als „Das Meer und die großen Wälder" und die „Ansiedlergeschichten aus Nordland" (Verlag A. Juncker, Charlottenburg). Zusammen mögen die Bücher Empfängliche und Fernstrebende mit zauberhafter Kraft locken, denn gewiß gibt es wenige Länder so voll von Schönheit zugleich und schaffenden und zerstörenden Urgewalten. Der von Kultur und Literatur Festgehaltne wird sich vorerst begnügen, nun tiefer zu wissen, warum Rebekka West so seltsame Triebe vom hohen Norden her in das Haus der weißen Rosse brachte, tiefer zu fühlen, wodurch im einsamen Gebirge in des glaubenstarken Pfarrers Sang Herz so namenlose Gewalten eingepreßt wurden. Ezard Nidden]

Aus Bengt Bergs „Seefall"

Pertula und der Hund Njurko

Pertula hielt Njurko selbstverständlich für den besten Hund, den es gab, ganz einfach darum, weil er keinen andern Hund kannte oder gekannt hatte. War ein Lappe an der Hütte vorübergekommen und hatte einen Hund bei sich gehabt, so hatte Pertula ihn betrachtet und gern gestreichelt, obwohl er sich aus guten Gründen vor manchem dieser Hunde fürchtete.

Einmal war er mit dem Vater in einem Lappenlager nördlich droben am Elv gewesen und hatte dort viele Hunde auf einmal gesehen. Aber mit keinem von all den Hunden, die er je gesehen, war er in näheren Verkehr getreten, und darum wurde Njurko für ihn ein besonderer Hund, der verstand, was er sagte, und lebhaften Anteil an seinem Tun nahm. Im Anfang konnte Pertula gar nicht begreifen, daß dies einem Hund möglich sei, aber als es ihm beständig klarer wurde, daß der Hund ihn verstand, da fühlte er sich selbst geschmeichelt, und er bildete sich ein, daß Njurko — viel, viel mehr verstand als was Pertula früher gedacht und geglaubt hatte. Nur schade, daß er es nicht zu erkennen geben konnte. Pertula meinte, daß Njurko mit den Augen spräche und auch mit gewissen Schwanzbewegungen. Und dann hatte er eine gewisse Art, zu grinsen — die Lippen und die Nase von den Zähnen zu ziehen, daß sie sich blendend weiß von seinem schwarzen Gesicht abhoben. Pertula war es völlig klar, daß er bei Njurko alles so benennen durfte wie an sich selber und er stellte gerne Vergleiche an.

Wenn der Hund grinste, so würden viele nicht zu unterscheiden gewußt haben, ob es aus Zorn oder Freundlichkeit geschah. Aber Pertula wußte es. Wußte übrigens auch, daß der Hund nicht böse werden

Digitized by Google

würde, was immer er mit ihm vornahm. Njurkos Grinsen war sozusagen das gleiche wie sein eigenes Lächeln. Pertula wußte kaum, was er sagen oder denken sollte, wenn er einmal diesen Vergleich ziehen mußte. Er verglich ja Njurkos Benehmen immer mit seinem eigenen und griff dann gerne zu seinen frühesten Erinnerungen und verfolgte sie so lange, bis er etwas Entsprechendes gefunden hatte. Das kostete ihn damals Mühe, fast war es unmöglich. Lächeln und Lachen waren ihm so unbekannt und neu, daß er in seiner Erinnerung nichts fand, was er damit vergleichen konnte.

Er hatte eben erst von Njurko lächeln gelernt.

Einmal bemerkte Pertula ein anderes Grinsen an Njurko. Da fand er den Unterschied, aber der Unterschied lag weniger im Verziehen der Lippen, als vielmehr in dem ganzen Wesen und Benehmen des Hundes.

Es war Herbst, die Brunstzeit des Rens. Da kommt es vor, daß ein oder der andere Sarf über das Umland streicht, einsam und hitzig. Solch ein Renstier kann einem Erwachsenen gefährlich werden, um so mehr einem Kind.

Pertula war über den See gerudert und ging nach dem Birkengehölz hinauf, um Rinde zu Netzflößen zu suchen. Njurko durfte ihn begleiten und umsprang ihn wie gewöhnlich in großen Kreisen. Da entdeckte er einige Vögel im Ufergesträuch und blieb zurück. Pertula bemerkte Rentierspuren am Boden, widmete aber etwas so Gewöhnlichem keinen Gedanken. Er war just bei einer passenden Birke stehengeblieben und ging mit dem Messer um den Stamm herum, um einen Rindenfleck herauszuschneiden, als er Getrampel hinter sich vernahm und zorniges Röhren. Er wandte sich um und sah im gleichen Augenblick ein gesenktes Geweih vor einem Paar schielender tückischer Augen. Das Tier mochte sich wohl ein wenig besinnen, ehe es auf den Jungen losging und dieser benutzte das Zögern, um schnell wie ein Eichhorn um den Stamm zu gleiten.

Da wurde der Stier zornig, vielleicht deshalb, weil ihm der Junge entschlüpfte. Er rannte gegen den Baum und versuchte mit dem Geweih zu stoßen, aber Pertula machte eine neue Wendung. Er hatte noch nie mit einem bösen Renstier zu tun gehabt und war tief erschrocken. Es war auch weit bis zum nächsten größeren Baum, so daß er keine Möglichkeit sah, zu entkommen. Eigentlich war wohl kaum Gefahr für sein Leben, aber weil er das nicht wußte, so glaubte er um so mehr daran.

Da fiel ihm Njurko ein. Er schrie als wollte er den ganzen See übertönen. Da sah er auch, daß der Stier den Kopf nach dem Ufer wandte.

Njurko kam dahergerannt, daß die Büsche knackten, und als Pertula ihn sah, machte der Schrecken der Neugierde Platz, was nun geschehen würde.

Daß der Hund den Stier in den Wald treiben würde, das glaubte er wohl, war aber dessen doch nicht ganz sicher. Er wurde ganz verwundert, als der Hund herbeikam und mit dem Schweif wedelte, ohne den Stier zu beachten, der mit gesenktem Geweih auf der andern Seite des Baumes stand.

Pertula ermannte sich und verließ den Baum. Da richtete der Stier sich auf und begann zu brüllen. Pertula war sofort wieder an dem Baum. Dort stand er und sah auf Njurko.

Digitized by Google

Der Hund hatte den Stier bisher gar nicht beachtet. Diese Tiere kannte er so gut, daß er sie verachtete. Aber dieser da brüllte. Njurko hatte derartiges schon erlebt und erboste sich immer darüber, wenn sie sich hitzig zeigten. Dazu kam ihm eine Ahnung, daß der Stier auf Pertula wütend wäre.

Der Rücken des Hundes wurde steif und das Haar sträubte sich. Der Kopf senkte sich ein wenig und der Schwerpunkt des ganzen Tieres wurde gleichsam nach vorn verlegt. Aber er machte keine schnelle Bewegung. Wurde nur aus einem freundlichen in einen bösen Hund verwandelt.

Pertula sah, wie er die Lippen in die Höhe zog. Gewiß — er grinste, aber jetzt vor Zorn. Es war, als wenn der ganze Hund zu fauchen und zu knurren anfinge, aber er machte keinen Schritt.

Der Stier veränderte sein Aussehen im gleichen Augenblick, als der Hund die Haare sträubte. An ihm wurde alles nach rückwärts verlegt, ohne daß die Füße ihren Standort wechselten. Die Augen wurden dumm — hilflos dumm — und das Geweih erhob sich. Da, im selben Augenblick, als Njurko einen Schritt, nur einen einzigen, langsamen, sichern Schritt vorwärts machte, verlor der Stier alle Besinnung. Der Schwanz erhob sich in die Luft, das Geweih wurde nach hinten gelegt und das Ganze machte kehrt. Darauf war er sogleich in voller Flucht, einer Flucht, daß die Zweige zur Seite flogen und das Laub unter den Hufschlägen aufwirbelte.

Njurko wandte sich auch, aber er veränderte nur den Ausdruck seines Gesichtes, wie es Pertula schien. Sein zorniges Grinsen wurde freundlich und sein Wesen zeigte jene Eigentümlichkeit, wie man sie an einem Hund bemerkt, wenn er etwas getan zu haben glaubt, das Lob verdient.

Und Pertula lobte ihn.

Die Häfin

Eines Abends war Naimak mit einem Otter heimgekehrt. Er hatte die Fährte an der Elvmündung bemerkt und sie durch Schlamm und Sand zwischen den Steinen verfolgt. Da hatte er urplötzlich den Otterkopf draußen in der Strömung entdeckt und geschossen. Er war von Stein zu Stein über den Elv gehüpft und hatte dann zufällig den Otter bemerkt, der aufgetaucht und tot war. Ein Glück, daß es ein Weibchen war, sonst wäre das Tier versunken, das war sicher. Er zog es ans Land und ging heim. Das Fell hatte guten Wert und Naimak war zufrieden, als er in seine Hütte trat. Er hatte das Tier mit heimgenommen, wie es war, ohne es abzubalgen, teils weil der Weg so kurz war, teils weil er es Pertula zeigen wollte. Aber an diesem Abend wurde Naimak sowohl zornig als trübe.

Pertula, der in der Hütte saß, bekam das Tier gerade in die Arme und Naimak erwartete, daß er in der Freude über das glänzende Fell etwas sagen würde. Übrigens war er so weit erwachsen — der vierzehnjährige Junge —, daß er auch den Wert des Felles schätzen konnte. Es waren wohl immer einige Reichstaler.

Njurko kam herbei und schnoberte, aber biß nicht. Schenkte auch Naimak einen Blick der Zufriedenheit und bewegte seinen rundlichen Schweif. Aber Pertula sagte nichts. Streichelte das Tier nur und

Digitized by Google

besah das Kugelloch im Nacken. Naimak stemmte die Hand in die Seite und war ungeduldig, ohne recht zu wissen, warum. Pertula streichelte nur den Pelz des Otters und schwieg. Da machte Naimak eine Bewegung und Pertula erhob das Gesicht. Da sah Naimak, daß er weinte und daß die Tränen auf das Fell tropften.

Zuerst erschrak er und glaubte, daß mit dem Jungen etwas Ables, irgendeine Zauberei vorgegangen wäre, die ihn verwandelt hätte. Er hustete und stammelte und dann kam eine hervorgestoßene Frage, warum der Junge weine.

„Was hast du? Bist du krank?"

Pertula kehrte nur den Otter mit dem Bauch nach oben und zeigte.

„Der Hase", ertönte es schluchzend.

Da verstand Naimak blitzschnell und war im Nu zur Tür hinaus. Wieder kam ein solcher Augenblick, wo es ihm da drinnen zu eng wurde. Er war erbittert und erschrocken zugleich. Erbittert über diese Weichherzigkeit, die er nicht leiden konnte, weil er nicht im geringsten begriff, daß ein Mensch sich weichherzig zeigte, und erschrocken — tief erschrocken über den Verstand des Jungen, der manchmal so scharf Dinge sah, die er selber gar nicht begriff.

Naimak wußte sehr wohl, daß der weiche Sinn des Knaben ein Erbe von der Mutter war. Sie war auch so gewesen, daß sie über nichts — wie er meinte — hatte weinen können, so daß er darüber oft ganz verzweifelt wurde. Nicht deshalb, weil er nicht einsah, daß ein weiches Weib wohl seine Gründe dafür hatte, sondern mehr darum, weil er unter dem Bewußtsein litt, daß er sie nie — unmöglich — verstehen oder die Dinge auf gleiche Weise sehen könnte, wie sie.

Und jetzt war der Junge von gleicher Art. Völlig närrisch mit seiner Weichherzigkeit. Da es sich um den Knaben handelte, wurde Naimak zornig, weil er dieses Gefühl bei ihm als eine bloße Dummheit betrachtete. Noch schlimmer war es mit seinem Verstand. Wohl wußte Naimak, daß niemand darüber klagen konnte, daß er zuviel davon besäße. Aber des Knaben Verstand war auf Dinge gerichtet, an die Naimak selber wenig dachte und die er für wertlos hielt. Etwas in Pertula bewirkte, daß er sogleich bemerkte, woran Naimak sein ganzes Leben lang blind hätte vorübergehen können. Das hatte er natürlich auch von Anjt. Und Kleinigkeiten, die ihm selber gar nicht auffielen, die sah Pertula.

So war es auch mit dem Otter und der armen Häsin. Ja — Naimak erinnerte sich wohl. Im Frühling vor einem Jahr hatte er einige Schlingen draußen vergessen — wem widerführe das nicht? Einige Schlingen werden verschneit, von einigen findet man nicht die Plätze und — so bleiben immer einige zurück. So ging es damals.

Der Schnee war geschmolzen und mit dem Schlingenlegen war's zu Ende. Da waren er und Pertula eines Tages eine Strecke weit in den Wald gegangen und suchten passendes Holz zu Tönnchen für den gesalzenen Fisch. Da geschah es — verdammt — er sah es noch deutlich. Der Junge war gerade auf eine Häsin gestoßen, die tot in der Schlinge lag. Sie mochte eine Woche oder länger dagelegen haben. Und neben ihr — an den Zitzen — lagen einige verhungerte Junge, gerade so groß, daß sie aus dem Lager in der Nähe hierher hatten kriechen können, um von der Mutter die letzte Nahrung zu erhalten. Sie lebte noch ein wenig — ja,

Digitized by Google

was wußte er. Er hatte sich nicht darum bekümmert, aber der Junge war ganz außer sich geraten. Er schluchzte den ganzen Tag und flennte, und in der Nacht sprach er im Schlaf davon. Er verstand ja — verstand, daß die Mutter in die Schlinge geraten, sich zu befreien versucht hatte und zu Tode erschreckt worden war. Gemartert von der Schlinge, aber mehr noch von dem Gedanken an die Jungen, die just Augen bekommen hatten und drüben im Nest jammerten. Da hatte sie sie vielleicht gelockt und die Kleinen waren zu ihr gekrochen, gekrochen und gehoppelt mit noch unsicheren, schwachen Beinen. Die kleinen Ohren hatten sich vor Verwunderung gespitzt und die Augen — die neuen Augen — sich ungewohnt umgeschaut. Aber sie hatten nur ein Ziel — Mutters Zitzen. Und dann war der ganze Wurf verhungert. Verhungert neben der toten Mutter, der sie den letzten Tropfen ausgesogen.

Pertula hatte soviel Junge aller Art gesehen, daß er wenigstens verstand, was die Mutter unter Tieren bedeutete. Daß er nicht fragte, wenn er etwas sah, kam wohl daher, daß er leicht begriff und verstand, oft viel mehr, als Naimak hätte erklären können.

Die Erscheinung der toten Häsin und ihrer Jungen konnte er von da an nicht mehr vergessen. Es war ein Alp für ihn und wenn er daranbachte, konnten Tränen in seine Augen treten.

Und jetzt, als er den Otter sah, waren die Zitzen das erste, was er beachtete. Sie waren voller Milch, und Pertula verstand — verstand sofort, daß jetzt auch einige Junge draußen lagen und verhungerten. Wo, das wußte er nicht, denn er kannte dieses Tier nicht, obschon er es im Elv gesehen hatte, aber es war ihm schon genug, daß es hier ebenso war, wie mit der Häsin, und er weinte — weinte bitter und lange. Er weinte über die Jungen und darüber, daß es ein schönes glänzendes Tier war, das sich nicht mehr rührte.

Er begriff wohl die Freude des Vaters über dessen Wert, aber tiefer sah er nicht, sondern fühlte nur eine große Verwunderung über den Vater. Daß der Vater ihm grollte, weil er weich war und flennte, das wußte er — das hatte der Vater einige Male in der Hitze verraten. Aber er konnte den Grund dafür nicht recht erkennen, und er wurde noch verzweifelter, weil sein Inneres sich gegen des Vaters Meinung auflehnte.

Daß auch er einmal eine Mutter gehabt hatte — ebenso wie die Jungen, die er beweinte — das wußte er ja nicht.

Als Naimak in dieser Nacht hereinkam, schlief Pertula mit dem toten Otter in den Armen.

Winterschlaf

Gegen den Spätsommer und Herbst, als die Beeren reiften, lernte er sie als Nahrung kennen. Als er dies begriff, fand er, daß gewisse Waldstrecken und Hänge mit verschiedenen Beeren bewachsen waren. Da kam eine gute Zeit für ihn. Er ging weiter aus als früher und fraß große Mengen. Alles andere Futter an Stengeln und Keimen, womit er früher vorliebgenommen hatte, verachtete er, seit es so reichlich Beeren gab.

Die große Zufuhr an Nahrung vermehrte seine Kräfte. Dies hatte wieder eine vorher nicht gekannte Sicherheit zur Folge. Er fürchtete wohl noch wie früher alles Ungewohnte und Fremde, aber er dehnte seine Wanderungen immer weiter aus, und gegen den Herbst, wenn es in den

Digitized by Google

Nächten dunkelte, suchte er sein Lager oft erst nach der Dämmerung. Vor der Dunkelheit selbst fürchtete er sich. Sie kam zwar nur allmählich, aber ihm war doch, als sollte es nicht so sein. Er ängstigte sich immer, wie Tiere vor allem Unbekannten, das sie nicht verstehen, sich ängstigen, und blieb unbeweglich in seinem Lager, bis es tagte.

In den Nächten hörte er auch wunderliche Stimmen, die er nicht kannte. Geschrei und rufende, gellende Laute. Auch sie kannte er nicht und fürchtete sich, wenn er sie gerade über sich hörte, ohne etwas zu sehen. Zuweilen bemerkte er wohl etwas Schwebendes zwischen den Bäumen, aber im Anfang vermehrte dies nur seinen Schrecken.

Zuerst fürchtete er eigentlich alles, was sich rührte. Sooft er ein lebendiges Wesen entdeckte, das er bisher nicht gekannt hatte, fuhr er zusammen, ungewiß, ob ihm davon Gefahr drohe. So war es mit dem Schneehuhn gewesen, als er es zum erstenmal entdeckte, und später mit dem Hasen und dem Weißfuchs und den Hähern und allem Lebendigen um ihn her. Aber er gewöhnte sich endlich und fürchtete sich seltener. Nur dann, wenn er etwas Neuem und Fremdem begegnete. Nicht nur die Tiere erschreckten ihn. Er konnte auch meinen, daß tote Dinge Leben hätten und gefährlich werden könnten. So geschah es, wenn das Laub fiel.

Es waren kältere Nächte gekommen, und es hatte ein paar Tage geblasen. Dabei fiel wohl viel Laub im Wind, aber man hörte wenig davon. Anders wurde es, als der Wind nachließ.

Da kam eine bitter kalte Nacht und darauf ein klarer stiller Tag. Das Laub fiel Blatt um Blatt. Die Blätter flatterten und raschelten und verliehen dem ganzen Wald das Bild einer rauschenden Beweglichkeit. An diesem Tage wurde der junge Bär sinnlos vor Angst. Wohin er ging, raschelte es unter und um ihn, und weil er so etwas noch nie erlebt hatte, so hielt er es sogleich für etwas Lebendiges, das er nicht begriff. Blieb er stehen, so raschelte es hinter ihm. Da mußte er sich umwenden und mißtrauisch forschen. Aber dann raschelte es wieder auf der andern Seite, und so immer wieder. Wenn's ihm zu arg wurde, begab er sich in ein Weidengebüsch. Dort hatte sich das Laub noch nicht gelöst, und hier fand er Ruhe. Aber es dauerte mehrere Tage, bis es ihm klar wurde, daß dieses Geraschel und Geflatter im Walde keine Gefahr für ihn bedeute.

Nach dem Laubfall fühlte er auch eine Unruhe, die ihm fremd war. Ein Verlangen, zu wandern — aufwärts zu wandern. Er empfand auch eine unbezwingliche Lust, in alle Felshöhlen und zu allen Windbrüchen zu gehen, die auf seinem Weg lagen, und er handelte planlos, wie ihn sein Inneres trieb. Der Winterpelz begann ihm zu wachsen, und er war gut geschützt gegen die Kälte, aber doch sah er sich jetzt nach seinen Schlafstätten mit viel größerer Sorgfalt um als früher.

So vergingen einige Tage. Er wanderte den Strand entlang gegen Osten und machte zuweilen einen Abstecher nach der Bergseite hinauf. Dort fand er eines Tages eine Gegend, wo einzelne Föhren an einem Trümmerhang unterhalb eines Felsabhanges standen. Dort ging er suchend hin und her. Er fühlte keinen Hunger mehr, und was er vornahm, geschah nicht nach seiner augenblicklichen Eingebung, sondern nach einem Trieb in ihm, der immer stärker wurde. Etwas, das er nicht verstand, dem er aber gehorchen mußte — dem Lagertrieb.

Digitized by Google

Er ging unter die Felsen, wo er eine Öffnung sah. Schnüffelte, wie um zu erfahren, ob sich etwa ein anderes Tier dort aufhielt, und prüfte mit der Nase den Boden, um zu sehen, ob er feucht wäre. So wanderte er rastlos von Stelle zu Stelle. Wo das Felsland in Wald übergeht, fand er eine Höhle unter dem Wurzelstock einer alten, vom Wind gebrochenen Föhre. Dort suchte er lange, nicht bloß drinnen, sondern auch draußen herum. Er tappte eine Strecke weit den Berg hinauf und blieb witternd stehen. Ging unruhig von einem Ort zum andern, um zu sehen, ob etwas drohte. Ob er etwas Ungewöhnliches in der Gegend entdecken könnte. Aber er bemerkte nichts, das ihn erschreckte. Da kehrte er wieder zu dem Platz unter der Föhre zurück. Kroch hinein und drehte sich herum, bald nach der einen, bald nach der andern Seite. Dann fuhr er wieder heraus und lief eine Strecke weit in den Wald hinab. Es war plötzlich eine unruhige Hast über ihn gekommen. Sie stand vielleicht in Verbindung damit, daß in ein paar Sturmnächten Schneeböen gekommen waren, so daß der Boden, wenn er am Morgen hinauswanderte, stellenweise mit einer dünnen Schneeschicht bedeckt war. Er fürchtete sich dareinzutreten, nicht der Kälte wegen, sondern weil ein innerer Trieb ihn davor warnte, Fährten im Schnee um den Bau zu hinterlassen. Als er nun hinab nach dem Wald lief, geschah es, um etwas zu suchen, er wußte nicht was, bis er es gefunden hatte. Er scharrte da und dort auf dem Boden und in den Beerenstauden. Da fand er einige Flecke mit dicht gewachsenem Krähenreisig. Das riß er sogleich Büschel um Büschel auf. Nahm es zwischen die Vordertatzen und ging hinauf zu seiner Föhre. Dort legte er es in den Eingang, achtete aber wohl darauf, daß er außerhalb nichts fallen ließ. Dann kroch er selber hinein. Machte eine halbe Wendung und zog das Reisig an sich. Er bedeckte damit den Boden und die Seiten. Drückte nicht, legte es aber doch so dicht als er konnte. Wenn er, was er hinaufgetragen, ausgebreitet hatte, ging er wiederum hinab. Trug mehrere Male herauf und legte das Reisig unter die Föhre. In der Nähe fand sich ebenfalls solches Reisig. Es wuchs reichlich auf den Rasenflecken zwischen den Felsblöcken und an deren Seiten. Aber es fiel ihm nicht ein, davon zu nehmen.

Als es dämmerte, mußte er aufhören und in die Höhle gehen. Aber er war kaum drinnen, als er eine Wendung machte. Es zwang ihn etwas, wieder hinauszugehen. Er ging ein Stück weit den Felshang hinauf. Dort legte er sich neben einen Block und schlief ein.

Es kam Schnee in der Nacht. Er kam mit Sturm aus Nordwesten und jagte die Bergseiten entlang. Der Sturm riß das letzte Laub von den Bäumen und streute es in wildem Tanz um die Stämme. Der Kleine schlief.

Als er gegen Tagesgrauen erwachte, war er mit Schnee bedeckt, und es war weiß um ihn her. Keine dichte Schneedecke, aber doch überall weiß. Er erhob sich als wollte er gehen, legte sich aber von neuem. Rings um ihn lag Schnee und er wagte nicht darüberzugehen der Spuren wegen. Er begriff nicht, welche Gefahr darin bestehen konnte, aber er fürchtete sich doch davor.

Als es gegen Tag aufhellte und die Sonne stieg, taute der Schnee streckenweise auf. Der Boden war nicht überall gefroren und darum wurden große Flecken schneefrei, die feucht waren. Da erhob sich das Junge. Sprang von Fels zu Fels nach dem nächsten schneefreien Fleck

Digitized by Google

und ging von dort nach der Höhle. Es war bis fast dorthin schneefrei, nur auf dem Wurzelstock und um ihn herum war der Schnee zusammengeweht. Das Junge ging vor dem Schneesaum zögernd hin und her. Dann gab es seinen Vorsatz, hineinzugehen, plötzlich auf. Kehrte um und ging auf dem schneefreien Boden davon.

In der Nähe stürzte ein Bach von dem Berge herab. Dort umher war es schneefrei bis auf ein Band der Hochwassermarke entlang. Dort hatte sich der Schnee festgelegt. Aber unter dem überhängenden Rand lag der Sand bloß und die Baumwurzeln waren dort vom Wasser entblößt worden. Da waren Aushöhlungen, eine neben der andern, unter der Rasendecke.

Der Kleine ging dem Rand entlang aufwärts. Es war ihm, als müßte sich dort ein passender Lagerplatz finden. Den vorigen Platz unter der Föhre hatte er ganz vergessen.

Als er ein Stück weiter hinaufgekommen war, wo der Bach eine Krümmung machte, gewahrte er, daß die Höhlen unter dem Uferboden weiter hineingingen. Dort war der Schutt vom Hochwasser fortgespült worden, das an der Krümmung größere Kraft ausgeübt hatte. Da ging er über den Bach und grub versuchsweise im Sand. Er wurde ganz darin verborgen. Zuerst war es so niedrig, daß der Kleine kriechen mußte, aber als er sich ein wenig rührte, fiel der Sand von oben herab, bis der Rasen und die hängenden Weidenwurzeln bloßlagen. Die Wurzeln hingen draußen am Rande wie ein Schirm herunter.

Er scharrte einen Haufen Sand heraus, der ihm drinnen im Weg lag. Drehte sich um, so wie er es in der vorigen Höhle getan hatte, und strich mit dem Körper den Wänden entlang, um sie ein wenig auszuhöhlen, so wie er es haben wollte. Dann schlüpfte er hinaus und sah sich um. Entfernte sich eine Strecke und holte Reisig, begnügte sich aber mit weniger als am ersten Ort. Er schien begriffen zu haben, daß es sich auf dem Sand weich und trocken liege. Als er wieder in der Höhle gewesen war, ging er aus und legte sich draußen nieder, wie in der Nacht vorher.

Es hatte am Abend von neuem geschneit, und es gab auch in der Nacht Schnee. Aber als er bei Tagesgrauen aufstand, hatte er doch schneefreien Boden um sich und auf dem trockenen Fleck, wo er geschlafen, war der Schnee schon durch seine eigene Wärme geschmolzen. Er ging ein Stück gegen den Bach hinab. Dort kam er zu dem Schneeband. Am vorigen Tag war es da und dort unterbrochen gewesen, aber jetzt war es geschlossen und breit, so weit er sah. Da wandte er sich wieder nach der Höhe und bestieg den und jenen Hügel, um zu sehen, ob die Gegend sicher wäre. Aber die waren nicht hoch genug. Da erkletterte er den Wipfel einer Föhre und blieb dort lange horchend und witternd sitzen. Aber er vernahm nichts, außer dem Gekläff eines Weißfuchses, der sich am Bach aufhielt und sich darüber ärgerte, daß der Bär dorthin gekommen war. Er stieg wieder von der Föhre herab, als ihn das Spähen ermüdet hatte, und zog nach dem Bach. Dort folgte er dem Schneeband, bis er Sumpfboden antraf. Da war es schneefrei und er ging hinab zum Wasserrand. Von hier wanderte er hinauf nach der Bachkrümmung, ging in die Höhle und drehte sich einige Male drinnen um. Fuhr wieder hinaus und witterte einmal, schlüpfte aber sogleich wieder hinein.

Der Weißfuchs, der ihn von weitem beobachtet und sich gewundert hatte, sah ihn in diesem Herbst nicht mehr.

Digitized by Google

Aus Hauklands erstem Buch „Das Meer und die großen Wälder"

[Von den beiden folgenden Stücken erklärt das erste sich von selbst; das zweite spielt in der Hütte des starken, großen und wilden Niklas, der lange mit dem jüngeren Benoni zusammen lebte, bis er in plötzlicher Leidenschaft Brunhild an sich riß, sie Benoni nahm und mit ihr einsame Monate in der Hütte verbrachte, gleichzeitig wahnsinnig gefesselt an ihre Reize und abgestoßen von ihrer schillernd-unsteten Natur, die auch Benoni und den Spielmann lange angezogen hat.]

Der Spielmann und der Jüngling saßen in ihrer Hütte. Draußen türmte sich der Schnee vor den Fenstern. Große Fichtenklötze brannten im Herd und warfen ihr heißes Licht in die Stube.

Außer den beiden waren noch viele Männer in der Hütte. Einige lagen auf den Pritschen längs der Wände, einige saßen an dem großen Tisch inmitten des Zimmers und spielten Karten, wieder einige hantierten am Herd mit Bratpfanne und Kaffeekessel. Da schlug ein Skistab gegen die Tür. Einer stand auf und öffnete. Draußen erhob sich der Schnee wie eine weiße Mauer, und eine mächtige Windwehe flog ins Zimmer hinein. Mitten drin stand ein kleiner Mann. Ein Lappe, erkannten alle, als er den Schnee von sich abschüttelte.

Gottesfriede! grüßte er.

Die Ofenwärme schlug ihm entgegen, so daß der dicke Reif von Wange und Brauen schmolz, und das gelbe knochige Gesicht erglänzte. Er schüttelte sich noch ein paarmal wie ein Hund, und seine kleinen schielenden Augen irrten von Mann zu Mann. Alle hatten sich erhoben und betrachteten ihn. Keiner kannte ihn. Der Kaffeekessel über dem Herd begann überzuschäumen. Da zeigte der Lappe die Zähne, die steifen Barthaare bewegten sich unter der Nase wie Flaumfedern. Er wiegte sich ein paarmal auf den kurzen krummen Beinen, dann schlich er zum Feuer und hob den Kessel in die Höhe. Immer vor sich hinmurmelnd begann er in der Glut zu stöbern und darauf zu achten, daß nichts überkochte. Und seine großen gelben Zähne blitzten auf und verschwanden, — — blitzten auf und verschwanden. Das starre Barthaar war in unaufhörlicher Bewegung.

Die Männer sahen ihm zu. Sie verhielten sich ganz still. Ein gutmütiges Lächeln huschte über ihre Gesichter. Endlich fragte der, welcher sich vorher mit dem Kessel beschäftigt hatte:

Willst du ein paar Tropfen?

Er reichte dem Lappen eine große Tasse hin.

Du hast es wohl nötig!

Ja, — der Lappe schlang den kochenden Kaffee herunter.

Dann saß er und fühlte die Wärme durch seinen Körper rieseln. Und mit einem Male begann er zu singen. Er saß mit unterschlagenen Beinen, den Körper hin und her wiegend. Der Gesang ertönte stoßweise, ein heiseres, langgedehntes Lied vom Kampf gegen den leibhaftigen Satan.

Es wurde lauter und lauter und schwoll unter dem niederen Dach wie der Schrei des Irrsinns. Und seine Bewegungen wurden wilder

Digitized by Google

und wilder, bis er sich plötzlich zu Boden warf und heulte. Heulte wie ein Hund, der eine Leiche wittert!

Und die Männer hörten ihm zu, saßen auf Pritschen und Bänken ringsumher und fühlten, wie ihnen Schauer über den Rücken liefen.

Durch die offene Tür trieb dichter Schnee herein, doch keiner achtete darauf.

Bis endlich einer mit einem kräftigen Fluch aufsprang und den Lappen in die Höhe riß. Er hielt ihn mit ausgestrecktem Arm, schüttelte ihn wie eine Gliederpuppe und übertäubte das Geheul mit seinen Scheltworten.

Dann stieß er ihn fort wie ein Bündel.

Kraftlos blieb der Lappe liegen, wo er hingefallen war. Sein Kopf hing auf die Brust herab.

Die andern fluchten leise vor sich hin. Sie sahen den Lappen, sie blickten einander an, und beruhigten sich allmählich wieder.

Einige begannen den Schnee hinauszuschaufeln. Das Tauwasser floß über den Fußboden.

Als der Schnee entfernt und die Tür wieder zugeschlagen war, stampfte einer mit seiner schweren Nagelsohle mitten hinein in die Pfütze und rief dem Spielmann zu:

Jetzt Musik!

Ja, — ja, riefen die andern.

Jetzt Musik!

Sie begannen die Beine zu rühren, sie setzten rasch über die Bänke hinweg. Der Spielmann nahm die Fiedel. Er zog sich auf eine der Pritschen zurück und kehrte seinen Höcker dem dunklen Winkel zu. Er saß tief im Schatten, nur das weiße Antlitz leuchtete hervor, und hin und wieder schimmerte eine der Saiten. Doch kaum hatte er zu spielen begonnen, kam Leben in die Gestalt des Lappen. Ohne sich zu erheben, kroch er näher und näher.

Die Männer wurden aufmerksam.

Sie scharten sich um ihn, sie vergaßen das Spiel und lachten wie besessen. Die Bewegungen des Lappen ähnelten denen einer hüpfenden Kröte.

Aber trotz aller Lächerlichkeit lag etwas Grausiges darin, etwas, was ihre Glieder erbeben ließ. Sein Kriechen war ein Wiegen, Heben und Senken, als würde er von dem Rhythmus des Spiels getragen. Sie sahen seine kleinen, schwarzen Augen hervorquellen wie Wurmaugen auf zitternden Stielen und sich starr auf den Spielmann heften. Das Lachen der Männer erstarb. Sie standen atemlos vor Spannung.

Doch als der Lappe den Winkel erreicht hatte, erhob er sich, so daß Kopf und Arme über die Pritsche emporragten. Das Gesicht des Spielmannes verzerrte sich vor Abscheu, — sein Spiel verstummte. Der Lappe aber richtete sich immer höher auf, — schien gleichsam zu wachsen. Und nun ergoß sich von seinen dünnen Lippen ein unerschöpflicher Strom wilder Verwünschungen:

Jetzt kannte er den Spielmann! Er war der Bote des Satans, der ringsumher ging und aufspielte, so daß der Teufel Macht über die Seelen gewann, daß die Menschen Höfe niederbrannten und Frauen raubten! Flüche und Beschwörungsformeln brachen aus seinem Munde,

Digitized by Google

Schaum trat auf seine Lippen. Doch als die Flut seiner Verwünschungen einen Augenblick innehielt, hörten sie ihn sagen:

Daß Niklas jetzt in einer Hütte in Tustervatn saß und der Teufel und das Weib bei ihm wären!

Aber der Teufel sollte ausgetrieben werden, und alle seine Kinder sollten hinausgestoßen werden in Kälte und schwarze Nacht!

Und wieder ergossen sich Flüche und Beschwörungen über den Spielmann, der geduckt und zitternd auf der Pritsche hockte. Da faßte einer den Lappen beim Kragen und schlenderte ihn gegen die Tür. Der Mann, der ihn früher geschüttelt hatte, erwischte ihn auch jetzt, riß die Tür auf, nahm den Lappen und warf ihn hinaus in den Schnee. Als er aber die Tür wieder zugeschlagen hatte, sank er nieder auf eine Bank und stöhnte vor Zorn und Wut. Der Spielmann jedoch schlich zu dem Jüngling hinüber. Sie saßen und flüsterten leise:

Wenn es aufhörte zu schneien, wollten sie nach Tustervatn. Zu Niklas.

Am nächsten Tag trat der kleine dunkle Lappe in Niklas' Stube.

Er war nicht allein.

Gleich mißgestalteten Trollen drängte sich ihm ein Haufen Männer und Weiber nach. Sie watschelten auf ihren krummen Beinen zur Tür herein und gingen dicht hintereinander, wie eine Reihe Blinder, die sich fürchtet, getrennt zu werden. Mit dem kleinen Lappen an der Spitze kamen sie heran, bis sie einen großen Kreis gebildet hatten.

Eine magere Frau verließ den Kreis und trat in dessen Mitte.

Größer als die anderen war sie.

Sie hob das Haupt. Ihr rotes Tuch fiel ihr in den Nacken zurück. In dem hageren braunen Gesicht brannten die Augen wie glühende Kohlen.

Sie zögerte, — — ihre Lippen bebten wie Herbstlaub, wenn der Wind den Wald durchbraust.

Dann breitete sie die Arme aus und ging rundum, so daß sie die geöffneten Arme allen zuwandte.

Jumala lapsi! sagte sie.

Die Worte glitten langsam und liebkosend über ihre Gefährten hin.

Jumala lapsi!

Sie sah jeden einzelnen an. Sie lächelte. Zitternde Ekstase übergoß sie.

Und die im Kreise faßten einander bei den Händen:

Jumala lapsi! tönte es von Mund zu Mund.

Kinder Gottes! wiederholte der Zwerg, der verborgen im Winkel saß.

Aber so leise er es auch sagte, die Frau dort in der Mitte hörte seine Worte.

Sie neigte sich, als erstarrte sie zu einem Bogen, — dann richtete sie sich auf, bis sie alle anderen überragte und streckte die mageren Arme aus.

Ihre Zähne blitzten im Haß:

Der Teufel und seine Kinder müssen aus den Winkeln getrieben werden, ins Dunkel hinaus, und wie hungrige Wölfe in der Einöde irren, nichts anderes hören als das Brausen des Sturmes und ihr eigenes Geheul. Grauen und Kälte lasse das Mark ihrer Knochen er-

Digitized by Google

starren! Und die Nacht, die schwarze, sie brüte über ihnen in alle Ewigkeit!

Die Worte dröhnten zögernd und schwer, als rissen sie sich gleichsam rollend von ihr los.

Und es war, als erliege sie selbst dieser Last. Wie ein Baum, der sich unter der Gewalt des Sturmes, unter der Wucht des Schnees beugt und hebt, neigte und reckte sie ihren Körper. In Ewigkeit! In Ewigkeit!

Und wieder ging es im Kreise von Mund zu Mund:

In Ewigkeit! In Ewigkeit!

Und ihre Worte wanderten wie ein Echo und schwollen zu einer wilden Melodie des Hasses an:

Und die Nacht, die schwarze, sie brüte über ihnen in alle Ewigkeit! In alle Ewigkeit!

Der Jubel stieg höher und höher. Es war, als ob das Dach sich höbe und verschwände. Die Sonne stieg über das Gebirge, die nackten Zinnen badeten ihre weißen Glieder im roten Licht. Und jetzt sprach die Frau von Jumala lapsi, den Kindern Gottes und dem ewigen Reich des Lichts.

Die Sonne stieg und stieg und würde nie mehr sinken. Nur schwach verhüllend legte die Nacht ihren Schleier über die Glut. Der Schnee schmolz und kam nicht wieder. Gott-Vater nahm seine Kinder jeden Morgen in den Arm und segnete sie. Und nie ließ er die Sonne aus seinen Händen. Doch weit hinter seinem Thron stand die Nacht wie eine Mauer vor der Einöde. Und draußen aus dem Dunkel scholl der Kinder des Bösen ewiges Geheul.

Die Bewegung im Kreise wuchs. Alle Lippen flüsterten leise mit. Es klang wie ein Rauschen von fernen Wassern. Und über dieses Summen tönte ihre Stimme hoch und klar.

Da ging es wie ein Zittern von Hand zu Hand, — ein unterdrücktes Schluchzen wurde hörbar.

Bald lauter und lauter, bis plötzlich ihre Worte von vieltönigem, keuchendem Schluchzen erstickt wurden. Sie standen, hielten einander an den Händen, zitterten wie im Krampfe und erfüllten den Raum mit sonderbar freudigem Weinen.

Und noch zwei fühlten sich davon ergriffen und erhoben sich bebend. Der Zwerg, dessen Augen hektisch aus dem Winkel hervorglühten, und Brunhild. Sie stand, rang ihre Hände und schluchzte, — stoßweise, willenlos. Und ihre Blicke begegneten denen des Zwergs.

Ganz langsam begann sie nach dem Winkel zu schreiten, — wie eine Nachtwandlerin glitt sie die Wände entlang bis zu ihm hin.

Sie standen einander gegenüber, ihr Zittern vermischte sich mit dem der anderen, ihr Schluchzen mit dem Schluchzen des Chors.

Da breitete die große Frau die Arme aus und rief:

Savola!

Ein Jubel klang in diesem Ruf, als stünde sie im Reiche der Seligen.

Und der kleine Lappe durchbrach den Kreis und warf sich in ihre Arme.

In demselben Augenblicke fand sich Paar um Paar.

Und sie jauchzten. Sie hielten einander umschlungen, wiegten die

Digitized by Google

Körper in brünstigem Tanz, jubelten in taumelnder Freude. Auch Niklas hatte sich erhoben. Er stand neben dem Jüngling und fühlte, wie eisiges Grauen ihn durchrieselte.

Er besah Brunhilds und des Zwergs Gebärden, sah, wie sie einander immer näher glitten, und fühlte, daß jeder Kampf um diese Frau vergebens war und immer vergebens bleiben würde.

Rings um ihn heulte der freudetrunkene Wahnwitz. Die Stube war wie ein Hexenkessel, den der Irrsinn heizte.

Er stand und sah seine eigene Leidenschaft im Lichte dieses allgemeinen Rasens.

Und wie alles sich umschlungen hielt, und auch der Zwerg und Brunhild einander in die Arme sanken, erkannte Niklas voll tiefen Staunens, daß jeder Groll, jeder Zorn in ihm erstorben war. Eine große nebelfreie Klarheit breitete sich über seine Seele. Ein Singen tönte in ihr wie ein leises Lied auf weiter Heide.

Benoni! sagte er und wandte sich zu dem Jüngling. Komm! Wir gehen!

Er griff nach seinem kurzen Pelz und seiner Mütze.

In der Tür zögerte er und sah sich nach seiner Büchse um. Aber er nahm sie nicht.

Draußen stand der Wald weiß von Schnee. Große schwere Klumpen lösten sich hier und da und fielen mit dumpfem Laut von den Ästen. Und die Zweige, die in die Höhe schnellten, schleuderten die feinen Schneekörner von den Nadeln, daß die Luft rieselnd erfüllt war von flimmerndem Schneestaub.

Rundschau

Allgemeineres

Der Fall Jatho und die Ausdruckskultur

Worte nach rechts und nach links

Über Nacht ist dem deutschen Protestantismus ein Streit beschert worden, der von der weittragendsten Bedeutung für seine weitere Entwicklung werden kann, — und werden müßte, wenn an der Rede von einer religiösen Bewegung in unsrer Zeit irgendeine Wahrheit ist. Denn es handelt sich in diesem neuen Irrlehrefall um die vielberufene „Geheimreligion aller Gebildeten seit Goethe".

Nach den mehr oder weniger widerwärtigen Streitereien der letzten Zeit, in denen es sich nie um Religion, immer nur um religiös maskierte Trivialitäten wissenschaftlicher Herkunft handelte, bricht hier endlich der religiöse Kampf aus, den es uns gegeben sein möge, in Wucht und Reinheit auskämpfen zu sehen, damit sich ein Gewinn für die Kulturbewegung ergebe. Denn darum handelt es sich.

Wir können hier im Kunstwart das Materielle der Frage nicht entscheiden, haben zu diesem Materiellen hier laut dem Programm dieser Blätter auch keine Stellung zu nehmen. Es handelt sich für uns allein darum, ein Bewußtsein von den Kulturzusammenhängen und der Kulturbedeutung der Sache zu wecken.

Die Kulturfrage ist aber die: ob die Religion Goethes heimatberechtigt im deutschen Protestantismus ist oder nicht.

Digitized by Google

Nicht um die Parteifrage handelt es sich, ob sie herrschen soll, sondern um die Kulturfrage, ob sie, wie sie lebt, sich auch soll aussprechen dürfen; ob sie zugelassen werden soll zum Wettbewerb der religiösen Kräfte, die an der Entwicklung unsres Volkes arbeiten. Wo so unendlich viel Kanzeln denen offen stehen, die Überlieferung und bloße geschichtliche oder für geschichtlich gehaltene Tatsachen verkündigen, darf da eine lebendige Aussprache wirklich erlebter Religion Herder-Goethe-Schleiermacherschen Gepräges auch eine Stelle haben?

Für den Katholizismus haben alle solche Fragen einen ganz andern Zusammenhang und ein ganz andres Gesicht. Die Daseinsberechtigung des Protestantismus neben einer reinen Autoritäts- und Uniformitätsreligion hängt daran, ob die vom einzelnen wirklich erlebte Religion sich in ihm aussprechen soll, um durch solche immer neue Aussprache stets neues selbständiges Leben zu schaffen. Die katholische Forderung der Unterwerfung unter eine überlieferte Lehre — was sie auf ihrem eignen Boden sein mag — wäre auf protestantischem Boden die Forderung einer Sekte. Die evangelischen Landeskirchen dagegen wollen Organisationen der wirklich vorhandenen religiösen Kräfte des Gesamtvolkes sein, das im gegenseitigen Austausch der freien Kräfte wachsen will.

Nicht also diese Religionsströmung Goetheschen Herkunft zu bekämpfen, soll irgend jemandem verwehrt werden. Aber sie mit sachfremden Mitteln, mit Polizei und juristischen Lehrbindungen zu bekämpfen: das finden wir religiös bedenklich und davor wollen wir in Treuen gewarnt haben.

Wir sprechen auch nicht im Parteiinteresse des kirchlichen Liberalismus. Dem kann zurzeit kaum ein günstigeres Geschenk gemacht werden als das einiger Märtyrer. Nein, alle Religiösen, welcher Partei sie sein mögen, haben ein Interesse daran, daß die Religion nicht einfach als Vertretung der Vergangenheit gegen die Zukunft erscheine. Natürlich, die Vergangenheit ist oft besser, als was die Zukunft anzukündigen scheint. Dann werden wir für die Vergangenheit kämpfen. Nur: nicht für das Vergangene, weil es vergangen ist, sondern weil es gut ist. Nicht für das Tote, sondern für das Lebende im Vergangenen. Ob es das ist, soll die innere Überzeugungskraft, der von Lessing verkündigte Beweis des Geistes und der Kraft entscheiden, nicht Papier und Paragraph. Kurz: es mag für die Vergangenheit gekämpft werden, aber es soll wirklich gekämpft werden, nicht aber soll eine automatische Entscheidung unter sachfremden juristischen Gesichtspunkten den Kampf unterbinden.

Daß die religiöse Stellung Jathos — wie man sie sonst beurteilen möge — tatsächlich diejenige weitaus der Mehrzahl unsrer Gebildeten ist, das ist kaum eine Frage. Haben da nicht im Grunde diejenigen, welche diese Stellung ablehnen, das größte Interesse daran, daß sie sich innerhalb der Kirche ausspreche, damit sie innerhalb der Kirche bekämpft und überwunden werden kann? Das wäre geradezu eine Rettung aus der vielbeklagten religiösen Gleichgültigkeit der Gebildeten. Wie soll ein Mensch nicht gleichgültig werden gegen eine Religion, deren Vertreter seine heiligsten Überzeugungen nicht einmal ernst genommen wissen wollen? Kirchliches Leben ist religiöse Selbstdarstellung.

Digitized by Google

Natürlich sind die Gebildeten gleichgültig gegen Kirchen, in denen sie keine Hoffnung haben, jemals zu Ausdruck und Gestaltung dessen zu kommen, was sie bewegt. Diejenigen „Positiven", die es ernst mit ihrer eignen Sache nehmen und auf die ihr innewohnende Kraft vertrauen, können doch gar nichts Erwünschteres finden, als daß diese Kraft zu ihrer Probe komme. Sie sollen den Kampf in die Dinge lassen und darauf vertrauen, daß die Glaubenskraft, deren sie sich rühmen, fertig werde mit der religiösen Schwächlichkeit und Seichtigkeit, die sie der Goetheschen Religion nachsagen. Soll denn auf Andersglaubende eine Kraft Eindruck machen, die stets, wenn es zu Entscheidungen kommt, nach der Polizei ruft? Sie kann es vielleicht durchsetzen, allein in der Kirche zu bleiben, aber das liegt doch auf der Hand, daß ihre Kirche darüber zur Sekte einschrumpfen muß, — kann das wirklich ihr wohlerwogener Wille sein? Die katholische Kirche mag ihre Größe haben, aber eine evangelische Kirche, die ihr ganz anders geartetes Leben auf katholische Grundsätze umzubauen versucht, kann nur eine schwächliche Karikatur werden. Sie, die auf den Grundsatz der religiösen Selbständigkeit gebaut ist, kann nur entweder die Türen weit aufmachen für all das religiöse Leben, das aus der Reformation gewachsen ist, — oder Sekte werden.

Man sieht, daß es sich um eine Frage der Ausdruckskultur höchsten Ranges handelt. Darum, ob in den Kirchen, die auf dem ausdrücklichen Grundsatz aufgebaut sind, Ausdruck selbständigen religiösen Lebens zu sein, solcher Ausdruck begrüßt oder polizeilich verhindert werden soll. Die Voraussetzung nämlich, daß es sich im Fall Jatho um wirklichen Ausdruck wirklicher Religion handelt, haben bisher auch Jathos Gegner noch kaum bestritten.

So mögen denn die, welche zu entscheiden berufen sind, ein Bewußtsein von der Folgewichtigkeit dieser Sache haben.* Sie mögen zweierlei so deutlich wie möglich sehen:

1. Es handelt sich nicht um den Liberalismus, geschweige denn bloß um Jatho und seine Gemeinde. Denen würde der Ausschluß wahrscheinlich nur gut bekommen. Es handelt sich um die gebildeten Schichten unsres Volkes überhaupt. Vielleicht würde sich das nicht sofort herausstellen. Um so deutlicher später und dann für die Kirche zu spät. Es gibt in jenen Schichten schon heute viele, welche zu dem guten Willen sowohl als zu der Fähigkeit unsrer Kirchen, die wirklich lebendige Religion noch zu umfassen, das Vertrauen verloren haben. Diese Zahl würde sehr wachsen.

2. Die gebildete Schicht und das moderne Empfinden reichen heute sehr weit hinunter. Es gibt viele, welche sich die Zukunft der Religion als eine Sache vorstellen, die durch eine Entzündung innerhalb der sozialistisch erregten Empfindungen und Gedanken geschaffen werden wird. Viele würde eine solche Entwicklung nicht erschrecken. Aber das ist keine Frage, daß in diesem Falle die Reformbewegung

* Der Oberkirchenrat in Berlin gilt für eine der besonnensten unsrer kirchlichen Behörden in Preußen, aber das Urteil liegt zum großen Teil in den Händen von Deputierten der aus einem sehr künstlichen Verfahren hervorgehenden Synoden.

Digitized by Google

eine betont antikirchliche Wendung nehmen würde. Wollen die Kirchen das verhindern und das religiöse Leben des ganzen Volkes wieder umfassen, wie sie es in früheren Zeiten annähernd getan haben, so mögen sie beizeiten darauf achten, die religiös Lebendigen unter den modern Gesonnenen, die sich zurzeit noch vielfach in Kompromissen mit der kirchlichen Frömmigkeit bewegen, nicht mit Gewalt von sich abzudrängen. Denn der Weg, sie mit Gewalt zurückzuhalten, den man früher versuchen konnte, ist nicht mehr gangbar.

Gutzkow

Seine vom Pathos lauter Tendenzen durchhallten Werke sind freilich heute tot. Aber in seiner Zeit hat er seine Aufgabe, die des Schriftstellers, nicht des Dichters, mit einer Hingabe erfüllt, die bis ins Martyrium führte. Keiner vom „jungen Deutschland" hat wohl so rastlos sein Leben mit der Arbeit für jene verworrenen Jahre, für den Ausdruck ihrer Stimmungen und unerfüllten Wünsche erschöpft wie Gutzkow. Die publizistische Vorherrschaft, die er zwischen 1850 und 1860 ausübte, hätte sein Ehrgeiz, so ungeheuer, ja ungeheuerlich er brannte, nicht zu erzwingen vermocht, wenn nicht das damalige geistige Deutschland in ihm wirklich seinen umfassendsten Bekenner gefühlt hätte. Dieser ruhelose Literat, dieser bis zum Herostratischen tatendurstige Neuerer raffte alle Ideen, die damals als die Nachzügler der großen Revolution oder als die ersten Vorboten des zwanzigsten Jahrhunderts durch die Literatur, die Gesellschaft, die Salons und die Volksversammlungen schwirrten, mit einer Hast zusammen, aus der noch heute die Unsicherheit und Ratlosigkeit jener Jahre zu spüren ist. Aber vieles weist bei ihm, für unsern rückwärts gewendeten Blick deutlich erkennbar, in unsre Gegenwart. Das erste Verständnis für die Bedeutung der Masse und ihrer Bewegungen, des „Sozialen", ein unklares Erleben der Großstadt und ihrer Erscheinungsfülle, die sich nicht mehr um den einzelnen und sein Dasein ordnen läßt, sucht in seinen ungestalteten Romanen nach Ausdruck. Er erfaßt diese neue Welt nicht als Künstler, sondern mit dem reflektierenden Verstande des Kritikers, den der Rhetoriker zu übertönen sucht. Die Sicherheit der in sich selbst gegründeten Natur fehlt ihm — wie dem herrschenden Geistesleben jener Übergangsjahre. Aber erst damit wird sein Bild als Repräsentant der Zeit vollendet: er glaubt selbst nicht fest an seine Ideen und an seine Gestalten, denen er nur starke Worte, aber kein inneres Leben zu geben vermag. Damit ist auch an die Tragik dieses Lebens gerührt, das sich erst im Dienste der Zeit und dann, als die Zeit es nicht mehr brauchte, und nicht mehr trug, im Zweifel und in ungestilltem Ehrgeiz verzehrte.

H. Ullmann

Die beiden Kierkegaards

Zur Passionszeit

Irgendwo auf der Heide hütete einst ein elfjähriger Knabe die Schafe. Er war mit sich und seinen Tieren allein, und er wußte nichts mit sich anzufangen. Er litt Hunger und Durst. Er wußte sich nicht gegen den Frost zu schützen, wenn es kalt war, und nicht gegen die brennende Sonne, wenn es heiß war. Vielleicht hatte er irgendwo Kinder gesehen, die nach Kinderart in Genossenschaft spielten, wie er es nicht konnte. Er fühlte sich namenlos

Digitized by Google

unglücklich, und er dachte, wenn es einen Gott gebe, so versündige sich dieser Gott in einer unverantwortlichen Weise gegen ihn, ein hilfloses Kind, das er so leiden lasse. Diese Vorstellungen mag er lange in sich herumgewälzt haben. Endlich wurde das Verlangen übermächtig in ihm, diesem heißen Gefühl irgendeinen Weg ins Freie zu schaffen. Er trat — und das tat er wohl, um die Bewußtheit dessen auszudrücken, was er tun wollte — auf einen Stein in der Heide und fluchte Gott.

Diese Geschichte hat für ein modernes Gefühl nichts Sonderbares oder Aufregendes, ausgenommen dies, daß sie erzählt wird. Wir haben seit einiger Zeit Geschichten dieser Art eine lange Reihe gehört, sehr ausführlich durchmotiviert und in Szene gesetzt. Der Unterschied ist der, daß unsre Geschichte über anderthalb Jahrhunderte alt ist, nicht etwa schriftstellerisch zurückverlegt, sondern historisch, aus den Erinnerungen eines alten Mannes stammend, der im Jahre 1838 zweiundachtzigjährig starb.

Und damit wird das andre zusammenhängen, das auffällig an ihr ist. Daß sie — man kann wohl sagen — kulturgeschichtliche Bedeutung gewann. Denn damals verstand man unter Gott nicht einen Gedanken, sondern ein Schicksal.

Der Knabe kam kurze Zeit nach diesem Ereignis in die Hauptstadt seines Landes. Jetzt fing das Glück an, ihn zu verfolgen. Schon daß er von seiner Heide loskam, mag ihm Glück gedünkt haben. Er wurde Wollwaren- und Gewürzhändler, erhielt ein Privileg auf Verkauf von Waren aus den Kolonien, kurz, er wurde ein reicher Mann. Er heiratete, bekam Söhne und Töchter und hatte, soweit man von ihnen weiß, nicht wenig Glück mit diesen Kindern. Beide Söhne erwiesen sich als ungewöhnlich begabt. Der ältere wurde ein Würdenträger seiner Kirche; der jüngere, von seinem kunstsinnigen Könige, dem auch der Holsteiner Hebbel persönlichen Dank wußte, wiederholt zur Audienz berufen, hätte sich die Stellung wählen dürfen. Er zog vor, als Privatmann zu leben, und konnte es gut; die Zinsen des väterlichen Vermögens reichten dafür aus. Er war, wie es scheint, damals anerkannt als der bedeutendste Schriftsteller seines Vaterlandes. Der Vater selbst, der alte, der einst als Knabe auf den Stein getreten war, starb als ein allgemein verehrter Mann, „alt und lebenssatt".

Hinter dem Schein dieser glücklichen Verhältnisse vollzog sich die schrecklichste Tragödie.

Der alte Mann hatte, je wohlhabender, je reicher er wurde, desto mehr dieses alles mit einer Art innerem Entsetzen angesehen. Er empfand nichts von dem Glück, er empfand nur die Grausamkeit dieses Mißverhältnisses zwischen dem, was er getan, und dem, was ihm wurde. Er hatte das Schicksal verflucht, und das sammelte Wohltaten über ihm. So schleppte er dieses erfolgreiche Leben wie eine Last mit sich herum, die durch eine Art immanenten Hohns unerträglich geworden war. Und auf alle seine Kinder wälzte er eine düstere Frömmigkeit voll starrender Gewissensfragen als eine Buße, auf seinen jüngsten Sohn aber, „den Sohn seines Alters", als eine Art „stille Verzweiflung".

Oft später betonte dieser Sohn, daß er nie jung, nie unmittelbar gewesen sei. Bis zuletzt verfolgte es ihn, wie sein Vater ihn angesehen habe, wenn er, vor ihm

Digitized by Google

stehenbleibend, sagte: „Armes Kind, du lebst in stiller Verzweiflung.“ „Aber er fragte ihn niemals näher darum,“ erzählt der Sohn später, „ach, und das konnte er auch nicht, denn er lebte selbst in stiller Verzweiflung. Sonst wurden nie zwei Worte darüber gewechselt. Aber der Vater und der Sohn waren vielleicht zwei von den schwermütigsten Menschen, die seit Menschengedenken gelebt haben. — Daher stammt das Wort: die stille Verzweiflung. Man gebraucht es sonst nie, denn im allgemeinen hat man von Verzweiflung eine andre Vorstellung. Sobald der Sohn das Wort »stille Verzweiflung« nur vor sich hin aussprach, brach er allemal in Tränen aus, teils weil es so unerklärlich erschütternd war, teils weil er an des Vaters bewegte Stimme dachte, der wie alle Schwermut lakonisch war, aber auch den Nachdruck der Schwermut besaß.“ Diese Schwermut war von Jugend auf in dem Kinde, aber sie wurde bewußt und steigerte sich zugleich zum Entsetzen, als der Sohn einmal das Geheimnis des Vaters entdeckte. Dies nannte er „das große Erdbeben“. Es war etwas, das „mir plötzlich ein neues, unfehlbares Gesetz für die Deutung sämtlicher Erscheinungen aufnötigte“. „Sonderbar,“ sagte er ein andermal, „es hat mich oft geängstigt, daß das Leben, das ich lebte, nicht mein eigenes, sondern ganz identisch mit dem einer anderen bestimmten Person wäre, ohne daß ich es verhindern könnte, und daß ich dies erst entdeckte, sobald es bis zu einem gewissen Punkte durchlebt wäre.“

Alles, was der Sohn eines solchen Schicksals in seinem kurzen Leben schrieb, war selbst wie drohendes Schicksal und wie erschrocken innehaltendes Entsetzen. Er erlebte nicht viel in seinem zurückgezogenen Einsiedlertum. Aber das wenige wuchs sich riesengroß aus — Hauptmerkmal aller kräftigen Religiosität! — und nahm die Farbe rücksichtslosen Dranges in die letzten Verstecke der letzten Lebensfragen an und dazu jene Sonderfarbe des Entsetzens.

Es war dieses ruhelose und weniger auf Freundlichkeit als auf Schrecken in den Hinterhalten des Lebens gefaßte Bohren, das den Sohn und sein Schicksal zeichnete.

Er überlebte den Vater, obwohl an der Grenze von dessen Greisenalter geboren, nur um etwa anderthalb Jahrzehnte, und er starb, als er in einen heftigen Kampf gegen die Kirche seines Landes und gegen deren oberste Würdenträger verwickelt war. Das würde bei keinem andern etwas gesagt haben, nur gerade bei diesem, dem sein Vater Autorität und Gehorsam als Grunddogmen seines Lebens mitgegeben hatte.

Und so war es, als wenn die Geschichte, die auf der jütischen Heide mit einem Fluch gegen Gott begann, zur Buße in einem langgezogenen und schrillen Fluch gegen die Kirche ausgeklungen wäre.*

---

* Die Schriften Sören Kierkegaards fangen jetzt an — über ein halbes Jahrhundert nach dem Tode und fast ein ganzes Jahrhundert nach der Geburt ihres Verfassers (der nur 42 Jahre alt wurde) —, auch in Deutschland etwas bekannter zu werden. Nicht daß nicht einiges Einzelne schon früh übersetzt worden wäre. Aber erst jetzt bekommen wir eine Gesamtausgabe. Hermann Gottsched und Christoph Schrempf vermitteln sie uns durch den Verlag von Eugen Diederichs in Jena. Eine

Digitized by Google

Es ist ganz sicher, daß der alte Mikael Pedersen Kierkegaard nichts irgendwie Subtiles in seinem Gottesbegriff hatte. Die durch die Jahrtausende gewachsene Gottesgestalt, in jeder Linie, in jedem Zug ihres Bildes bestimmt und unveränderlich, deckte ihm die letzte Wirklichkeit.

Wenn es nun so wäre, daß die letzte Wirklichkeit abhängig ist von den Vorstellungen, die wir uns von ihr machen, oder wenn es so wäre, daß unsre Beziehungen zu ihr rein intellektueller Natur sind, also daß ihr ganzer Wert in ihrer „Richtigkeit" beruhte, so wäre — falls wir den Gottesglauben und die Gottesvorstellung der früheren Zeit als irrige beurteilten — die Geschichte der beiden Kierkegaards eine Narrengeschichte, und ihr Wert gleich Null. Ihre Tragik wäre eine vollständig illusorische, die Tragik jedes Toren, der auf falsche Voraussetzungen falsch handelt und von der Wirklichkeit korrigiert wird, entweder, indem er sich an ihr den Kopf einrennt, oder, indem er an ihr und ihren wahren Werten vorbeistürmt.

Es wäre aber auch denkbar, daß es in Wirklichkeit gerade umgekehrt wäre, daß nämlich die einzige durchaus unreale Beziehung, die wir zur Wirklichkeit haben können, die intellektuelle ist. Wenn jemand ein Geheimnis verfolgt oder von einer Liebe sich ziehen läßt und dabei weite Strecken Landes durchzieht, so ist die wissenschaftliche Feststellung der Breiten- und Längengrade, die er passiert, für den Sinn dieser Geschichte ganz unwesentlich, der Sinn ruht in jenen phantastischen Zusammenhängen, und sie sind das einzig Wirkliche, die Breiten- und Längengrade dagegen unwirkliche Abstraktionen. Es wird nicht viel anders, wenn statt der geographischen Grade die psychologischen Richtlinien angegeben würden, die man aus dem durchschnittlichen Verhalten der Menschen abstrahiert hat. Es könnte sein, daß die Wissenschaft überhaupt eigentlich und wesentlich dies Verhältnis zur Wirklichkeit hat. Das Verhältnis des Netzes von Breiten- und Längengraden, das wir in Gedanken um die Erde ziehen, zur Erde selbst. Es erleichtert die Orientierung unendlich und ist in dieser seiner eigentlichen Bedeutung von unmeßbarer Wichtigkeit; aber schließlich — man ist auch schon vorher auf der Erde herumgefahren, hat ihre Früchte genossen und die Rückkehr in ihren Schoß gefunden.

Nehmen wir an, es sei so. Jenes Geheimnis, jene Liebe, die Zusammenhänge überhaupt jener Art, das also, was wir das Schicksal nennen, sind, in was für Mythen sie sich ausdichten, die eigentliche Wirklichkeit, und die wissenschaftliche Auflösung dieser Mythen und dieser Schicksale ist unwirkliche Abstraktion.

---

kurze Auswahl von Tagebuchblättern unter dem ungewöhnlich gut ihre Art deckenden Namen: „Buch des Richters" ging voraus. Die eigentliche Ausgabe brachte bis jetzt eine Biographie des Mannes von dem Norweger Monrad und zwei bei uns noch weniger bekannte Bände: „Furcht und Zittern" und die Flugblätter (und Fluchblätter!), über denen er starb: „Der Augenblick" (das will sagen: der Augenblick der Entscheidung). Was dieses Buch angeht, so ist zu vermuten, daß es viele lesen werden, wie es Kierkegaard nicht wollte, nämlich aus einer rein ästhetischen Freude an der prachtvollen Leidenschaft, die sich hier in allen Farben austobt.

Digitized by Google

Unter solcher Voraussetzung würde aus der Narrengeschichte, die wir erzählten, aus der Geschichte des Mannes, der sich durch innere Schuld verurteilt fühlte und seinen Sohn dazu, und eben dieses Sohnes, der im Kampf mit diesem Schicksal sich verblutete, aber wunderbare und tiefsinnige Werke schuf, eine ernste und in Wirklichkeit tragische Geschichte werden; tragisch, weil nicht in einem im Grunde albernen Mißverständnis beruhend, sondern in den verborgenen Wirklichkeiten spielend, in jenen Schichten des Lebens, in denen alles letztlich Entscheidende erlebt wird. Der Vater hat das Bewußtsein, daß er, indem er mit seinem Schicksal hadert, mit der Wirklichkeit selbst, mit sich selbst zerfallen ist und zerfallen bleibt. Und dieser tiefe, zu tiefe Blick in die inneren Zusammenhänge des Lebens und der Wirklichkeit vererbt sich auf den Sohn seiner Grübeleien. Wir haben den Gewinn, diesen Sohn, den genialen Sören Kierkegaard, nicht mehr rein als verranntes Genie, als eine unnütze Verschwendung der Natur auffassen zu müssen, aus einer Narrheit seines Vaters erzeugt und in dieser Narrheit sich auslebend. Sondern er käme als einer jener hochverehrungswürdigen Menschen zu stehen, die ein Schicksal, das auf sie fiel, auf sich nehmen, und die, indem sie mit ihm, um es so zu nennen, experimentieren, seine Möglichkeiten im Geistigen abschreiten und Pfadfinder werden.

Aber es darf gewiß nicht so sein.

Es darf in unsern logisch klein geklärten Zeiten keine Riesen und keine Schicksale mehr geben. Und es ist nicht erlaubt, durch verstiegenes Heroenlob diejenigen zu ermutigen, welche wissenschaftlich unlegitimierte Gedanken über sich und andere herabbeschwören und den Fortschritt ins reine Maschinenzeitalter aufhalten.

Wie anders, wieviel moderner, heller, vernünftiger und wohlerzogener wäre die Geschichte abgelaufen, wenn der alte Mann für sein schweres Geld einen vernünftigen Mediziner getroffen hätte.

Der hätte ihm gesagt: Mein Lieber! Ihr Leiden stammt aus dem Magen. Sie müssen vor allem Ihre trüben Gedanken aufgeben, welche aufs böseste die Funktionen der Unterleibsorgane hindern, dann werden Sie besser verdauen, und das wieder wird Ihre Schwermut vertreiben.

Auf diese verständige Vorhaltung hin hätte der Woll- und Kolonialwarenhändler Mikael Pedersen Kierkegaard seine Grübeleien aufgegeben und sich seiner Verdauung gewidmet. Er hätte, statt schwermütige Sorgen um eine Seele und eine Welt, um ein Schicksal, eine Zukunft und einen Gott auszuspinnen, Rhabarber genommen und die verschiedenen Universalpillen auf ihre mehr schnelle oder mehr nachhaltige Wirkung ausprobiert. Er hätte mehrere höchst ehrenwerte Ärzte ernähren helfen und seinen Sohn, wenn er nicht überhaupt aus Gesundheitsrücksichten ganz auf ihn verzichtet hätte, nicht mit glühenden Phantasien genährt, die nicht dazu angetan sind, die Verdauung zu beflügeln, sondern — nun jedenfalls ihn medizinisch korrekt aufwachsen, erkranken und sterben lassen, statt einen Simson aus ihm zu machen, der im Fallen die Stützen der Gesellschaft erschüttert. Die Welt hätte die Geschichte Kierkegaard und damit vielleicht auch trotz Ibsens Leugnung den Brand und das aus ihm folgende

Digitized by Google

übrige Lebenswerk nicht erlebt, dafür aber — nun jedenfalls etwas mehr Ruhe, was immer gut und gesund sein soll. Artur Bonus

„Glaube und Heimat" ein Tendenzstück?

Auf katholischer Seite ist man verstimmt über die Aufführung des Schönherrschen Dramas und geneigt, in seinem großen Erfolg eine antikatholische Demonstration zu erblicken. Es soll auch nicht an mehr oder minder sanften Versuchen fehlen, der Aufführung des anstößigen Stücks Schwierigkeiten zu bereiten in Orten von gemischter Konfession. In Oberösterreich ist es verboten worden. Auf der andern Seite hat der evangelische Bund in Berlin eine Vorlesung des Stückes mit verteilten Rollen beabsichtigt, die aber wegen Einspruchs des Lessingtheaters, das das Aufführungsrecht für Berlin besitzt, unterbleiben mußte.

Sowohl die katholische Verstimmung wie die evangelische Propaganda sind bedauerlich. Wenn eine gute, ehrliche Dichterarbeit mit der Marke „antikatholisch" oder „evangelisch" gestempelt wird, wird der Masse, die immer über Schlagworte froh ist, ein unbefangener Genuß und eine unbefangene Wertung noch schwerer und beinahe unmöglich gemacht. Die Masse der Urteilenden besteht aus solchen Leuten, die das Stück weder gesehen noch gelesen haben, sie reden nur weiter, was man ihnen sagte.

Die Meinung, „Glaube und Heimat" sei ein konfessionelles Tendenzstück, ist ungemein symptomatisch für unsere moderne Nervosität in bezug auf „Tendenz". Seit die Kritik — und mit Recht — die künstlerische Wertlosigkeit vieler Bücher aufgezeigt hat, die durch Ausbeutung irgendeiner populären Tendenz den Ruf erlangten, „bedeutend" zu sein, seit die Einsicht geweckt ist, daß die Tugend des Helden und literarische Qualität einander nicht immer proportional sind, daß gerade der betriebsame Dilettantismus gern brennende Zeitfragen „löst", um mit Hilfe eines Problems (und was heißt nicht Problem!) den Ruhm zu zwingen, der sich dichterischer Unfähigkeit versagt — seitdem hat in der „gebildeten" Schicht des Publikums eine Reaktion eingesetzt, die nun alles, was nicht zweckgenesene Zustandsschilderung oder phantastische Symbolik ist, als unliterarisch ablehnt. Ein Stück gar, in dem die Menschen nicht nur Nerven haben, sondern Gesinnungen, ist schon als „tendenziös" gerichtet. Denn das Publikum hat den gefährlichen Hang, die Lehren der Kritik kritiklos zu verallgemeinern. Das Wesentliche vermag es nicht selbständig zu erfassen, so hält es sich an äußere Merkmale. Es gibt religiöse Tendenzstücke, folglich, so schließt es, muß ein Stück, in dem die religiöse Überzeugung ein Motiv ist, tendenziös sein. Ferner: die Heimatkunst ist vielfach von gutgesinnten Dilettanten bearbeitet worden, also wird ein Werk, das sich nicht entblödet, im Titel schon von „Heimat" zu sprechen, ein Tendenzstück sein. Der ästhetisch Gebildete, den das Wort „Tendenz" wild macht, scheut bei „Glaube und Heimat" schon vor zwei roten Tüchern.

Und doch sollte gerade der den Ästheten ein Vorurteil einflößende, etwas nach Vorstadtkunst schmeckende Programmtitel in seiner Deutlichkeit dem Mißverständnisse vorbeugen, als handele es sich um ein religiöses Kampfdrama. Der Konflikt beruht ja nicht auf dem Gegensatz von katholisch und protestan-

Digitized by Google

tisch, sondern von des Gewissens heiliger Not und dem natürlichen Hangen am Besitz, am Heimatboden, in dem diese einfachen, bodenständigen Menschen wurzeln, wie Bäume. Zwei der stärksten Motive, die die Menschenbrust bedrängen können, sind zum Kampfe gegeneinander aufgerufen; das Dogmatische spielt dabei überhaupt keine Rolle. Ob es „besser" sei, katholisch oder evangelisch zu sein, das ist nirgends die Frage; die Frage ist, ob es besser sei, nach seinem Gewissen zu handeln und der tyrannischen Forderung des „Inwendig" alles zu opfern, oder dem elementaren, gewaltigen Trieb der Heimatliebe nachzugeben und sein Gewissen unter den Spruch der Autorität zu beugen. Der Dichter von „Glaube und Heimat" ist so wenig ein antikatholischer Tendenzdichter, wie der Dichter der Maria Stuart ein „Römling" war. Der Punkt, an dem von katholischer Seite der Vorwurf gegen Schönherr einsetzen könnte, wäre der, daß er sich gerade diese und nicht eine andere historische Begebenheit zur Unterlage der dargestellten Seelenkonflikte wählte. Warum nahm er nicht die Christenverfolgungen in Rom? Ja nun: dann hätten zwar die Gebildeten sich immer noch an einem „christlichen", wenn schon nicht an einem „protestantischen" „Tendenzstück" ärgern können, aber das Motiv der Heimatliebe wäre ganz weggefallen.

Ernsthaft gesprochen: Wenn das Drama eine Tendenz hat, ist es eine andere Lehre als die, die auch der Mann von Skien immer und immer abwandelte, daß zwischen innerer Überzeugung und äußerem Handeln kein kläglicher Dualismus bestehen soll, sondern mutige Einheit, daß es unwürdig und unsittlich ist, in solchen Dingen Kompromisse zu schließen? Was bei Ibsen oft gedankliche, auf einer Nadelspitze ruhende Konstruktion ist — wenn auch geniale Konstruktion —, das wächst hier einfach und reflexionslos mit Urgewalt hervor aus den Charakteren und ihrem Zusammenstoß mit der Umwelt.

Um den Vorwurf einer antikatholischen Tendenz zu entkräften, braucht man eigentlich nur auf die Gestalt des Gegenspielers hinzuweisen, des wilden Reiters, der in seiner, freilich anderen Art, ebensosehr ein Idealist ist, wie Christoph Rott. Wegen dieser anderen Art verklagt die Historie! Es ist die Art jeder herrschenden Kirche, autoritativ aufzutreten und die Abtrünnigen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu *ihrem* Glauben zurückzuführen. Der Glaubens*streiter* und der Glaubens*märtyrer* repräsentieren nicht etwa die katholische und die protestantische *Kirche*, sondern Autorität und Gewissensfreiheit. Bei anderem Verlauf der Geschehnisse würden aus dem Geschlecht der Rott in der neuen protestantischen Heimat sehr möglicherweise Pfarrer hervorgehen, die vom Oberkirchenrat abgesetzt würden, weil ihr Bekenntnis sich nicht mit dem kirchlich vorgeschriebenen deckt. Menschen, die sprechen: „Gegen mein Inwendig kann ich nicht" und darnach handeln, diese wahren Protestanten, haben sich zu allen Zeiten mit der gesetzlichen Autorität entzweit, heiße diese nun römische Kurie oder evangelisches Konsistorium.

Und ist denn der überwältigende Eindruck, den das Stück überall macht, ein Erfolg der Tendenz? Uns scheint er ein Erfolg des ehrlichen Künstlerwillens und des reifen Künstlerkönnens, das die dichterische Absicht sicher zu gestal-

Digitized by Google

ten vermochte. Die kräftige Verteilung von Licht und Schatten, das betont Lineare, Unmalerische der Darstellung, das Fehlen alles dessen, was wir bei moderner Dichtung gewohnt sind — zarter Übergänge, verwickelter Empfindungen —, das alles bedeutet hier einen Vorzug. Denn dieser Stoff wollte diese Behandlung. Dafür haften die Gestalten nun im Gedächtnis des Zuschauers wie die Gestalten eines Holbeinschen Totentanzes. Ein rein menschlicher Konflikt ist mit deutschem Idealismus und deutscher Kraft gestaltet. Wir wollen uns die Freude daran nicht verderben lassen. H. v. Beaulieu

Theater

Zögern und Zagen, Verpfuschen und Verkennen

Berliner Theater

Wenn die Menschen schweigen, müssen die Steine reden; wenn die großen „führenden" Theater der Reichshauptstadt zu bequem oder zu lebensfremd sind, ihren öden Spielplan mit lebendigem dramatischen Blut zu erfrischen, so erheben sich die kleinen Volks- und Vereinsbühnen und zeigen den vornehmen Brüdern, wie man gesunde Theaterpolitik treibt. Eine so faule Windstille wie dies Jahr während des Februars und der ersten Märzhälfte hat im Berliner Theaterleben lange nicht geherrscht. Auch das wenige Neue, das aus dem Schaffen der Gegenwart zu uns kam, bewies nur, wie wir initiativenlos hinter den schnelleren, wagemutigeren Entschlüssen der vielbespöttelten „Provinz" einherhinken oder wie wir mit unsrer Geschmackswahl uns auf Pfaden bewegen, die in ihrer snobistischen Abseitigkeit allen Zusammenhang mit dem allgemeinen, natürlichen und ungekünstelten Volksleben verloren haben. Bahrs „Kinder" — niemand wird sie überschätzen — drangen erst zu uns, als sich ihr bißchen anekdotisch-novellistischer Witz in den dreihundertfünfundsechzig auswärtigen Aufführungen gründlich zerrieben hatte, und wurden dann noch dazu von Brahms hier ganz und gar deplazierter Nüchternheit so spartanisch all ihrer Schnörkel- und Dekorationsreize entkleidet, daß sie gleich am ersten Abend zu Tode froren. Ferner: zu der Aufführung von Schönherrs „Glaube und Heimat" entschloß sich dasselbe Lessingtheater erst, als die tiefe Wirkung dieses von urewigen Gefühls- und Gesinnungsmächten bewegten Werkes von Wien bis Frankfurt a. M. immer siegreicher und gewaltiger widerhallte und Stimmen laut wurden, die von der Verschmähung oder gleichgültigen Verschiebung dieser Aufführung im sonst so bunten Berliner Spielplan eine „literarische Katastrophe" oder gar einen Zusammenbruch des reichshauptstädtischen Theaterruhmes herleiten wollten. Und endlich — es können hier nur ein paar Stichproben aus dem Schuldbuch der Berliner Dramaturgie gemacht werden — Schmidtbonns „Zorn des Achilles", eine Individualitätstragödie von starkem Kraftleben des inneren Konflikts, die wahrlich Anwartschaft gehabt hätte, zuerst auf einer der Reinhardtschen Bühnen gespielt zu werden, hier, wo seine „Mutter Landstraße" und sein „Graf von Gleichen" zuerst erprobt worden waren, auch diese Dichtung mußte kalten, leblosen Künsteleien wie David Pinskis „Schatz", Sternheims „Hose" und Vollmöllers „Wieland" das Feld lassen. Man erlaube uns gütigst, im voraus zu lachen, wenn uns jemals wieder von Theaterleitern, die so systematisch das Zögern und Zagen, das Verpfuschen

Digitized by Google

und Verkennen betreiben, das Märchen von der unproduktiven Gegenwart, von dem Mangel an ernsten und belangreichen Theaterstücken aufgetischt wird!

Wie gesagt: jede kleine Volksbühne kann diese Herren mit ihrer Initiative und Umsichtigkeit beschämen. Ich weiß nicht, ob Ottomar Enkings warmblütige und lebenshaltige Komödie „Das Kind" den Dramaturgen jener großen Bühnen vorgelegen hat; aber wenn es der Fall war, so weiß ich, warum sie sie abgelehnt haben: ihr ausgekochter intellektueller Snobismus fand dies so fest und natürlich in unserm Gemüts- und Empfindungsleben wurzelnde Stück viel zu simpel, viel zu durchsichtig, viel zu brav, viel zu gerade gewachsen, als daß er sich von ihm auch nur die bescheidenste Sensation hätte versprechen mögen. Wäre Reinhardt als literarischer Dramaturg nur halb so genial, wie er genial ist als praktischer Regisseur, er hätte seinen erfolgreichen Klassikeraufführungen, deren Verdienste in diesen hochbeinigen Zeiten nur Dummheit oder herostratische Zerstörungswut antasten darf, längst ein Repertoire von gleich sorgsam betreuten gesunden und tüchtigen Gegenwartsstücken hinzugesellen können, anstatt seine Kräfte und mit ihnen das gutwillige Interesse seines Publikums an ausgetüftelte Pikanterien oder verdrießliche Nichtigkeiten zu verzetteln. Dann hätte er es wahrscheinlich nicht einmal nötig gehabt, der Welt jenes mehr als merkwürdige Schauspiel zu bieten, das sich in der innerhalb weniger Jahre kultivierten Dreiuneinigkeit: Kammerspiele — Münchner Künstlertheater (Reliefbühne) — Zirkusaufführungen verbirgt oder entblößt . . .

Bei sotanen zum Himmel schreienden Mißverhältnissen des Berliner Theatermarktes kann sich's ereignen, daß innerhalb eines halben Monats von dramatischen Neuerscheinungen nichts weiter zu berichten ist als die Tatsache, daß die Neue Freie Volksbühne als Retterin der verscherzten Ehre in ihrem Häuschen in der Köpenicker Straße Turgenjews zweiaktiges Lebensbild „Gnadenbrot" aufgeführt, ja es sich zu diesem Zweck von Adolf Heß neu hat verdeutschen lassen. Früher nährte sich diese Bühne von den Brosamen, so von der Reichen Tische fielen, und fuhr ganz gut dabei. Heute muß sie sich von jenen Vorkauern freimachen, muß ihren eignen Trieb und Geschmack auf die Suche nach Stücken schicken, die einem in seinen Ab- und Zuneigungen noch unverbogenen Publikum etwas Erwärmendes, Erhebendes und Bereicherndes mitzuteilen haben. Die Wahl der Enkingschen Komödie und nun dieses „Lebensbildes", das aus dem Thema: Kind und Eltern, zur Ergänzung jenes andern Stückes gleichsam, mit ehrlicher Inbrunst des Gefühls die pathetisch-feierlichen Herzensklänge herausholt, ohne die innere Wahrheit zu verletzen, diese Doppelwahl zeigt, daß die Bühne auf dem rechten Wege und daß die bittere Notwendigkeit der Befreiung auch hier einmal wieder der Weg der Nützlichkeit und der Wohlfahrt ist.

Friedrich Düsel

Wunderkinder

Musik

Unsre Leser wissen's: wir sind keine Freunde des Wunderkinderwesens. Das Phänomen einer frühreifen Geschicklichkeit im Spiel auf allerlei Instrumenten, das oft in gewinnsüchtiger Absicht mißbraucht wird, um der Öffentlichkeit zur Schau gestellt zu werden, erin-

Digitized by Google

nert zu sehr an Treibhauskultur und pflegt so oft auf Kosten der Gesundheit und der künstlerischen Zukunft zu geschehen, daß man seiner nur ganz ausnahmsweise einmal froh werden kann. Freilich, wo es sich so aus elementarem Drange, ohne Drill und Zwang von außen kundgibt, wie bei einem Händel, Mozart, Mendelssohn oder Liszt, da soll man, mit Verlaub zu sagen, auch das Wunderkind nicht mit dem Bade ausschütten, sondern das Erstaunliche einer den Jahren weit vorauseilenden geistigen Entwicklung eben als Ausnahme hinnehmen. Der größere Teil der alljährlich auftauchenden Wunderkinder ist semitischer Abkunft, was die Erscheinung einigermaßen erklärt, doch kommt sie auch — wie schon die obengenannten Namen beweisen — bei Angehörigen der arischen Rasse bisweilen vor. Ihre Ursache ist längst in einer ungewöhnlich raschen Entwicklung gewisser Nervengruppen erkannt worden. Manche dieser Wunderkinder haben neben der nachschaffenden mitunter sogar eine schöpferische Begabung. Wenn Händel seine Oboensonaten wirklich, wie die Überlieferung behauptet, mit zehn Jahren geschrieben hat, so wäre das wohl der Rekord der Frühreife. Aus einem Klavierheft des neunjährigen Mozart haben wir (Kw. XXII, 17) Proben gebracht, mit elf Jahren schrieb derselbe sein reizendes Singspiel „Bastien und Bastienne“, das in der Genialität des Wurfes den meisten deutschen Singspielen jener Zeit überlegen ist. Anderseits ist durch Kretzschmar festgestellt worden, daß die italienischen Opern des kleinen Mozart doch nur eine verhältnismäßige Bewertung, eben in Rücksicht auf sein Alter, vertragen, mit den Werken der reifen Komponisten jener Zeit aber nicht zu vergleichen sind. Mendelssohn begann im nämlichen Alter eine ausgebreitete Kompositionstätigkeit, schrieb Sonaten, Fugen, Symphonien, Konzerte und Kantaten. „Geniales“ enthalten sie wohl nicht, fallen aber auf durch die Beherrschung des Technischen und Formalen in einer Lebensperiode, wo normale Kinder noch mit der diatonischen Skala ringen.

In neuester Zeit haben wieder produktive Wunderkinder viel von sich reden gemacht. Da ist der jetzt dreizehnjährige Erich Korngold in Wien. Man muß tatsächlich zu den höchsten Beispielen greifen, um die entsprechende Parallele zu finden. Denn hier bricht der Schaffensdrang hervor wie eine Naturkraft. Dem Wesen nach ein Kind, das sich nach den Ehren eines Konzertes nichts wünscht als — eine Lokomotive zum Spielen. Aber wenn er ans Klavier oder vors Notenpapier sich setzt, kommt „es“ über ihn und komponiert in ihm die merkwürdigsten Dinge, wie sie sonst nur einem reifen, gewiegten Musiker einfallen könnten. Denn der Knabe knüpft, und das ist das Charakteristische, nicht etwa an eine kindliche, naive, geistig oder technisch einfache Musik an, sondern seine Phantasie ist erfüllt von den modernsten Klängen und Tonvorstellungen, seine Harmonik, seine Faktur von einer Gewürztheit und Kompliziertheit, die einen geradezu sprachlos macht. Ja, seine Musik hat — die Feder sträubt sich, es zu schreiben — Persönlichkeit! Man hat nirgend das Gefühl, daß etwas hier gewollt, berechnet, nach Rezepten gemacht sei, sondern daß es aus dem Unbewußten strömt. Eine Pantomime „Der Schneemann“ des Elfjährigen ist über viele Bühnen gegangen, aber wer den rechten Begriff von dem Komponistchen haben will, muß zu seiner Kammermusik (in der Uni-

Digitized by Google

versal-Edition) greifen, etwa zu seiner Klaviersonate und vor allem zu seinem Klaviertrio. Den Eingang des ersten Satzes enthält unsre Notenbeilage als Probestück. Im Scherzo tollt sich dann ein übermütiger, burlesker Humor aus. Beim Larghetto glaubt man zunächst, hier werde die Unreife an den Tag kommen, aber aus tastenden Anfängen steigert es sich mit einmal in eine solche Weihestimmung hinein, daß man's mit verhaltenem Atem zu Ende hört. Und das Finale? Eine musikalische Gassenbüberei, wenn man will, aber genial gemacht, voll Witz, Geist, Ironie und befreiendem Gelächter. Das „Wunder" der meisten Kinder beschränkt sich auf eine außerordentliche Nachahmungsgabe. In diesem Kinde aber, das in seinem musikalischen Leben bereits ein Mann ist, steckt eine absolute musikalische Kraft, die nicht nur der Art, sondern auch der Schulung nach von Brahms und Reger herzukommen scheint. Wir haben's hier wirklich mit einem positiven Akt der Phantasie zu tun, der wohl in keiner andern Kunst als in jener der Töne so sehr des eigenen Erlebens entraten und die Welt gleichsam durch Antizipation erfassen kann.

Der Zufall ließ mich gleich nach diesem die Bekanntschaft eines andern Wunderknaben machen, des gleichaltrigen Grazers Edi Mayer. Auch er hat seinen Schwerpunkt in der Spielmusik. Nur schlägt er mehr den pathetischen Brucknerton an. Ist Erich Rhythmiker, Kontrapunktiker und liebt er das Clairobscur, so wirkt der andere durch Melodie und Farbe. Hat Erich eine tüchtige theoretische Schulung genossen, so war Edi bis vor kurzem bloß auf den Instinkt des Ohres angewiesen. Man ist wirklich „paff", wenn der Kleine mit der großen symphonischen Geste, mit der hymnischen Feierlichkeit Bruckners seine Phantasien am Klavier losläßt.* Er vertritt eben eine ganz andere, stillere, naturalistische Art des Wunderkindertums als der sprühende, in technischer Hinsicht staunenswert gewandte Korngold. Jedenfalls reden beide mit überraschender Fertigkeit eine Sprache, die wir sonst nur aus dem Munde Erwachsener zu hören gewohnt sind.

Man weiß, daß die Frühreife durchaus keine Bürgschaft, aber doch auch kein unbedingtes Hindernis späterer Genialität bildet, die seltsame Laune der Natur, die in der Frist, wo andere kaum die ersten schüchternen Keime treiben, bei einzelnen Individuen schon genießbare Früchte zeitigt, muß sich nicht unter allen Umständen im Mannesalter rächen. Mußten Mozart und Mendelssohn früh dahinschwinden, so erreichten Liszt und Händel ein gesegnetes Alter. Wo das Wunderkind nicht das Ergebnis einer spekulativen Dressur ist, sondern sich freiwillig, aus unwillkürlichem Kunsttrieb betätigt, da hülfe es auch wenig, der Entwicklung in die Zügel zu fallen und schulmeisterhaft die Natur zur Ordnung zu rufen. Sind Wunderkinder Ausnahmefälle, so sind solche freilich nur allerseltenste Ausnahmen unter den Ausnahmen.

Richard Batka

* Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß ich den Kleinen, wie man mir unterlegt hat, für einen „zweiten Bruckner" halte. Kein Vernünftiger wird einen großen reifen Meister mit einem Kinde wertend in Vergleich ziehen. Es handelt sich eben nur um die Bezeichnung der Herkunft der künstlerischen Anregung und diese ist bei diesem Kinde so sicher Bruckner, als sie bei jenem anderen Brahms ist.

Digitized by Google

Theatersitten

Vor kurzem kam es vor, daß in Berlin eine neue Oper nicht nur ausgezischt, sondern auch ausgepfiffen wurde. In dem ehrwürdigen Raum des Hoftheaters war so etwas unerhört. Auch wer die Ablehnung des tatsächlich schwachen Stückes billigte, sie als eine Demonstration gegen das überhandnehmende Protegieren des Ausländertums auf Kosten der deutschen Kunst angebracht fand, fühlte sich von den schrillen Lauten des Hausschlüssels und der Signalpfeife gewiß höchst peinlich berührt. Die alten Fragen tauchten auf: sind Zeichen des Mißfallens im Theater erlaubt, und welche Formen dürfen sie unter gesitteten Menschen annehmen?

Schon bei der Beantwortung der ersten Frage pflegen sich die Ansichten zu teilen. Es gibt Leute, die meinen, daß es überhaupt nicht anständig sei, sein Mißfallen öffentlichen Kunstleistungen gegenüber zu äußern; das Schweigen spreche deutlich genug. Sie stellen sich gewissermaßen auf den gesellschaftlichen Standpunkt. Der Dame des Hauses macht man wohl ein Kompliment über die Bewirtung, aber niemandem wird es einfallen, die Gaben der Gastfreundschaft zu kritisieren. Nun ist man zwar nicht eigentlich der Gast des Künstlers, der sich oder seine Werke gegen Entgelt hören läßt, und der Begriff der Öffentlichkeit wahrt schon an sich jedem Zuschauer das Recht der Meinungsfreiheit. Immerhin liegt in jener Auffassung etwas Feinsinniges, das unausgesprochene Bewußtsein, das auch hinter dem Wort „Honorar“ lebt: daß sich künstlerische Leistungen eigentlich nicht mit Geld ausgleichen lassen, daß sie zu mehr verbinden.

Die andere Ansicht geht dahin, daß wo Lob eingestrichen wird, auch der Tadel ertragen werden muß. Sie hat die Gründe der Logik für sich. Ist es mir erlaubt, ja ist es sogar erwünscht, daß ich meinen Beifall zum Ausdruck bringe, dann muß ich auch meinen Widerspruch kundgeben können.

In der Praxis ist es aber gar nicht nötig, sich für eine dieser beiden Auffassungen zu entscheiden. Da stellt sich nämlich heraus, daß niemals der Künstler selber, sein Werk oder seine Leistung ausgezischt wird. Man kann im Theater vielmehr die Erfahrung machen, daß die Opposition sich immer gegen den Beifall der andern wendet, gegen eine Zustimmung, die man für ungerechtfertigt hält. Würde nach einer mißlungenen oder doch anfechtbaren Leistung niemand klatschen, würde sehr wahrscheinlich auch niemand zischen. Das ändert die Sache wesentlich. Die Zischer wollen eigentlich nur Claqueure zur Ruhe verweisen, sie wollen also für einen Beifall, der nicht nach ihrem Herzen ist, nicht mit verantwortlich sein, wollen das Gesamturteil nicht von vielleicht persönlich Interessierten sprechen lassen. Es fragt sich freilich, ob, wenn es ihnen gelänge, jede Kundgebung zu unterdrücken, die eintretende Stille nicht die härteste, vom Künstler viel peinlicher als alle Mißfallenslaute empfundene Form der Ablehnung wäre.

Wir haben bisher nur immer von der Sitte des Zischens gesprochen. Sie allein kann überhaupt diskutierbar sein. Wenn, wo die Meinungen heftiger aufeinanderplatzen, gepfiffen wird, so verletzt das in der Tat jedes Anstandsgefühl. Der Zischlaut ist auch im gewöhnlichen Leben nur die Mahnung zur Ruhe; der grelle Pfiff aber wirkt roh und beleidigend, er ist das Mittel der Gassenjun-

Digitized by Google

gen. Ein Theaterpublikum, das auf sich und die Stätte seiner Kunstgenüsse etwas hält, sollte ihn nicht unter sich dulden und sich nötigenfalls von radaulustigen Elementen selber befreien.

Vielleicht könnte es scheinen, als ob die äußeren Zeichen der Teilnahme künstlerischen Darbietungen gegenüber überhaupt eine Unsitte seien. Zartempfindende Naturen stört in der Tat nicht selten auch der laute Beifall, wenn er die akustischen Wirkungen des Tones oder Wortes ablöst und prosaisch in den Nachklang poetischer Stimmungen hineinfährt. Im Konzertsaal hat sich ja bereits die Sitte eingebürgert, bei besonders ernsten, zum Beispiel kirchlichen Werken, sich der Beifallsbezeigungen zu enthalten. Wo dies grundsätzlich geschieht, wird auch ihr Ausbleiben nicht als drückende Stille empfunden. Der Umstand aber, daß auch da zuweilen ungewöhnlich starke Eindrücke alle Dämme der Sitte und Erziehung durchbrechen und die Hörer zu spontanen Akklamationen fortreißen, beweist am besten, wie sehr das Bedürfnis nach Dank und Zustimmung nicht nur im Künstler, sondern im Menschen überhaupt lebendig ist. Im Theater, wo alle Instinkte sich ungebundener regen, wo das Erwecken der Leidenschaften Ziel und Inhalt aller Künste bildet, das soll man dies Bedürfnis ja nicht unterdrücken. Wie stark und in welchen Formen es sich äußert, wird Sache des Temperaments bleiben, das unter Völkern und einzelnen Bevölkerungsschichten so verschieden ist wie unter Individuen.

Der Beifall ist die natürliche, unentbehrliche Resonanz des Kunstwerkes. Um seinetwillen kann man auch die Opposition der Unzufriedenen, sobald sie Kritik des Beifalls ist, in Kauf nehmen. Nur wo sie nicht als Naturlaut auftritt, sondern als planmäßiges Skandalieren und wo sie den zwischen gebildeten Leuten beobachteten Anstand verletzt, ist die laute Mißbilligung verwerflich. Und dann allerdings mit allen Mitteln zu bekämpfen, die zu Gebote stehen.

Leopold Schmidt

Zum Bismarck-Nationaldenkmal

Grundsätzliches

Die Frage: wie soll das Bismarck-Nationaldenkmal beschaffen sein? hat nicht allein der Künstler zu beantworten. Er wird dies auch gar nicht wollen, sondern gerne aus der Werkstatt auf den Markt hinaustreten und hinaushorchen in das Volk, für das er die größte Aufgabe, die es ihm stellt, lösen soll. Er wird sein Ideal mit der Wirklichkeit vergleichen und sich umsehen, in welcher geistigen und moralischen Umgebung sein heroischer Traum Gestalt zu gewinnen hat. Denn es ist ein anderes Ding, irgendein Werk der Phantasie frei zu schaffen, ein anderes, ein Werk zu gestalten aus dem wirklichen Gesamtgeiste der Nation. Ein politisch und ästhetisch reifes, geschlossen fühlendes Volk müßte mit seinem Künstler in der Grundvorstellung von diesem Denkmal einig sein, so daß kein Volksgenosse im Anblick des fertigen Werkes zauderte, auszurufen: „Das ist Er! Das ist sein und seines Werkes Denkmal!“

Nun fordert aber schon die Tatsache der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Entwürfe zur Prüfung der allgemeinen Bedingungen der Aufgabe selbst heraus. Und weil es sich nicht um Befriedigung der „Monumentensucht“,* sondern um

* Wie man darüber denkt, das wird freilich von dem Inhalte abhängen, den man mit dem Worte

Digitized by Google

eine sehr ernsthafte Sache handelt, soll auch nur die allerernsteste Aufrichtigkeit das Wort haben, ohne daß sie befürchten muß, der Schwarzseherei oder Nörgelsucht geziehen zu werden.

Darum sind einige grundsätzliche Vorfragen wohl am Platze. — Will die Nation in dieser Epoche überhaupt das Bismarck-Nationaldenkmal haben? Kann sie es mit gutem Gewissen aufstellen nach dem Stande ihrer politischen und ästhetischen Kultur? Das Bismarck-Nationaldenkmal! Denn darüber besteht wohl kein Zweifel, daß es auf deutschem Boden nur ein einziges Bismarck-Nationaldenkmal geben kann, wenn es seinen erhabenen Sinn behalten soll. Bismarck-Denkmäler und -Türme mögen in Dubletten vorkommen, das Bismarck-Nationaldenkmal kann nur eines sein. So hoch nun einzelne Entwürfe zu bewerten sind — die zwingende Lösung bietet keines. Das liegt nicht so sehr am Können oder Nichtkönnen der Künstler, sondern in der inneren Struktur der Zeit, in wirksamen Kräften und Stimmungen, die einer reinen Lösung der Aufgabe widerstreben. Diese gilt es zu untersuchen, und ganz von selbst wird sich die im Wettbewerb zutage getretene Unsicherheit erklären, die durch eine schematische Stufenreihe wie die folgende gekennzeichnet werden kann: realistischer Bismarck — idealisierter Bismarck — Typus Bismarck — Bismarck als Heros — Bismarck als Halbgott — Bismarck als Gott — Bismarck als Idee oder Weltgeist.

Die Aufgabe ist erhaben. Nun kann eine Zeit interessant, reich, lebendig sein — und doch der Größe entbehren. Die unsrige weist Züge von Größe auf wie jede andre, aber sie ist nicht groß. Sie mag stark sein — in der Arbeit, stärker ist sie gewiß noch in der Kritik, in der Analyse. Es soll ihr Ruhm bleiben, daß sie eine analytische Zeit war, die zugleich die Sehnsucht, ja den Willen hatte, zu neuen großen Synthesen vorzudringen. Das erste Merkmal der Größe: die Einfachheit geht ihr ab. Dafür affektiert sie Schlichtheit, liebelt mit dem Primitiven, archaisiert und kokettiert mit allen Zeiten und Zonen. Sie hat die Natur eines Allesverzehrers. Der Weltstoff, durch die Induktion ins Ungeheure vermehrt, überflutet ihr Gehirn und läßt seinen nicht immer fruchtbaren Schlamm darin zurück. Der Dilettantismus ist recht eigentlich ihr Stigma. Wie viele „nette kleine“ Religionen und Weltanschauungen werden nicht alljährlich gegründet, nachdem die alte Religion in Grund und Boden hinein analysiert ist. Erziehung, Bildung — die ganze Kultur ist ein Tummelplatz für Schwärme von Reformern und Rettern des deutschen Volkes. Unser Theater, unsre Dichtung — gibt es etwas Verworreneres, als die sich kreuzenden und jagenden Tendenzen dieser Instinkten- und Sensationsbörse? . . . Die „suchende Zeit“. Ja, wahrhaftig: sie sucht — nämlich sich selbst. Und außerdem: „Anregung“. Dies Wort ist im höchsten Maße bedeutungsvoll für uns. Es verbirgt sich dahinter neben der außergewöhnlichen Reizbarkeit das, was die Psychologen den Reizhunger nennen. Eine Zeit der Gärung ohnegleichen, formlos, heißhungrig nach Anregungen, auf deutsch Sensationen, unruhig, vielgeschäftig — kurz ein Volk, in

---

„Monumentensucht“ verbindet. Die Leser des Kunstwarts wissen, daß wir ein Nationaldenkmal für Bismarck ganz anderer Art einem solchen aus Stein und Erz weit vorgezogen hätten. A

Digitized by Google

stürmischem Werden, gewiß zu Großem berufen, fähig jeder äußersten Anspannung, noch im Besitz aller entscheidenden Eigenschaften der Rasse. Aber zurzeit nicht einfach, nicht ruhig und also nicht groß.

Bismarck ragt aus einer andern Zeit in unsre und in die kommenden. Er war groß, ein ethisch einfacher, intellektuell streng disziplinierter, ungebrochener, naturwahrer, — ein monumentaler Mensch. Daß er sensitiv war, vervollkommnet nur sein Bild. Er hatte wie die reinen Rassepferde das reizbare Auge, das wunderbare Feuer des Blutes. Vor allem war er eine tief leidenschaftliche Natur. Leidenschaft glühte in ihm wie in Luther, dem heiß umstrittenen, aus dem Marke des deutschen Volkes gebildeten Luther. Wir — mit unsern hunderttausend „Sehnsüchten" müssen uns verstecken vor der gewaltigen Leidenschaft Bismarcks. Es ist sehr bezeichnend, daß wir im Zusammenhang mit Bismarck am häufigsten das Wort „Realpolitiker" gebrauchen. Es paßt auf uns in einem tristen Sinne: „Zum Teufel ist der Spiritus." Einzig die mächtig anschwellende Sozialdemokratie hat Leidenschaft, politische Leidenschaft. Vor solcher Leidenschaft bebt der ruhige Bürger in geheimrätlicher Angst zurück, und doch ist ohne Leidenschaft nichts Großes geschehen. Die politische Leidenschaft ist aber nur dann echt, wenn sie nicht der Partei, sondern dem Ganzen gilt. Wo ist unter uns der zusammengefaßte Wille zum Ganzen? Drängen sich etwa alle Teile unsres Volkes einmütig, freiwillig — von unten her — zum Ganzen? Ist der Staatsgedanke — gleichviel ob demokratisch gefärbt oder nicht — so lebendig und einhellig im Volk, daß wir unserm größten Staatsmanne, dem „Einiger", wir die Uneinigen, das Nationaldenkmal schaffen könnten, das deshalb wahr wäre, weil es eben eine solche Staatsgesinnung ausdrückte? Denn schließlich war doch Bismarck ein moderner Staatsmann und kein Heerfürst der Völkerwanderung, aus dem man machen und in den man hineinlegen darf was man will. Man lese das Gewimmer über alles und jedes Opfer, das der Racker von Staat fordert, man denke an die Eleganz, mit der Stützen von Thron und Altar sich der Steuerpflicht entziehen, an die sittliche Entrüstung über den Militarismus, an das öffentliche Mißtrauen, an den baren Interessenstreit vom Reichstag bis in die kleinsten Kommunen hinein, an das wilde und rücksichtslose Wettrennen um den Parteiprofit — kurz an all die Äußerungen eines Sinnes, der dem Geiste des großen Staatsmannes und Reichsgründers verhaßt war wie die Pforten der Hölle. Und dann frage man sich, ob der öffentliche Geist der Nation als Ganzes selbst die Werte hat, ein Bismarck-Nationaldenkmal hervorzubringen. Will denn überhaupt die Gesamtheit ein solches Denkmal? Hat sie das Bedürfnis ihres Herzens laut werden lassen, so lange bis endlich ihr Wunsch erfüllt wurde? Offenbar nicht. Denn die Idee ist von einzelnen ausgegangen und ist im Kreise einzelner geblieben.

Dazukommt noch etwas Peinliches, das nichtsdestoweniger berührt sein will. Die bösen Märztage von 1890 und was darauf folgte, sind nicht aus dem Gedächtnis der Zeitgenossen gelöscht. Sie haben zwar der freien Verehrung für Bismarck energisch Luft gemacht, aber es wurde doch auch hier das Fühlen der Nation gespaltet. Der Tod des Helden hat ja diese Gegensätze entspannt, — aber wieviel feige

Digitized by Google

Schwäche noch die Einhelligkeit in der Verehrung Bismarcks hintanhält, läßt sich nicht abmessen. Ob diejenigen, die heute noch über Bismarck grollen, gegen ihn recht haben oder nicht — das täte nichts zur Sache. Denn selbst wenn es wahr wäre, daß Bismarck vor seinem Sturz das Reichstagswahlrecht habe antasten wollen, — so bliebe er doch was er ist. Darin beruht eben die zwingende Gewalt des Genies, daß selbst seine selbstmörderischen Anfälle, weil sie nicht dem kleinen Haß, sondern der großen Leidenschaft entspringen, der Anerkennung der Größe nicht schaden, sobald wir sie aus dem Ganzen ihres Ichs begreifen, daß sie vielmehr vor der leeren Monotonie durch die Kontrastwirkung der Schatten bewahren. Für die Heldenverehrung unsrer Tage bleibt es bezeichnend, daß eine Napoleonmode umgeht, deren Charakter vielleicht am besten das Wort des Karl Moor andeutet: „Ein schwindsüchtiger Professor hält sich bei jedem Wort ein Fläschchen Salmiakgeist vor die Nase, und liest ein Kollegium über die Kraft.“ Die Genesung von solcher hysterischen Heldenverehrung — das wäre einmal ein kleines Angeld auf eine reinere Hinwendung zu den eigenen nationalen Helden.

Wohin wir uns wenden, wir stoßen auf die tragische Tatsache, daß gerade die größten Menschen deutschen Blutes Steine des Anstoßes sind bei einem größern oder geringern Teil des Volkes. Daran ist gewiß unsre geschichtliche Zerrissenheit mit schuld. Wir haben kein unbestrittenes Nationalheiligtum, keinen unbestrittenen nationalen Helden. Der alte Arminius zwar erregt bei keiner Partei Anstoß, und auch Karl der Große ist wohl einwandfrei. Aber sie sind schon gar sehr lange tot, und ihre Verehrung verbindet zu nichts ... Du gehst nach Weimar, Wanderer — an die Stätte, wo der nationale Geist der Deutschen seine höchsten Triumphe gefeiert hat. Aber steht dieser klassische Geist nicht in schneidendem Gegensatz zu dem Geiste kirchlicher und staatlicher Reaktion? Du trittst in die Stoa Kantiana in Königsberg — da fällt dir ein, daß ja Kant der bestgehaßte aller Philosophen ist, die Selbstzersetzung der abendländischen Philosophie, darum zurück zu Thomas von Aquino! Von der Wartburg blickst du ins Thüringerland — du denkst an den Mann, der von hier aus den Deutschen ihr erstes großes Buch gab —, geh nicht nach Eisleben, denn dort hat den sündhaften Doktor der Teufel geholt. Sanssouci, „das Schloß, das ein Genie für seine Seele baute“ — nur schade, daß das Genie ein Preuß war und noch dazu ungläubig. Napoleon war zwar auch kein guter Christ, aber er hat den Vorzug, Ausländer zu sein und die deutsche Nation blutig gepeitscht zu haben. Gewiß, das legitimiert ihn doch vor all den Genannten zu inbrünstiger Heldenverehrung in der deutschen Nation.

Alles in allem: der Nationalgeist der Deutschen liegt in einem schweren Widerstreit mit sich selbst. Er scheint noch nicht herangereift zu jenem unbedingten, einheitlichen Bewußtsein, das in dem Reichsgründer vollendet in die Erscheinung trat. Daher sind die Entwürfe vielfach mehr ein Ausdruck der Sehnsucht, der romantischen Stimmung, als der lebensprühenden Wirklichkeit oder des klar ergriffenen Ideals.

Die Wahrhaftigkeit gegen uns und unsre Nachkommen erfordert aber, daß das Bismarck-Nationaldenkmal nicht aus der

Digitized by Google

bloßen Vorstellung der staatlichen Einheit und Größe, auch nicht aus der geschichtlichen Erinnerung daran erwachse, sondern aus dem allerlebhaftesten, unmittelbar überzeugenden Gesamtgefühl der Größe in der Einheit gewappnet ans Licht trete. Nach alledem scheint die Errichtung des Nationaldenkmals an tiefen inneren Hemmungen zu laborieren. . . . Müssen wir deshalb auf ein Bismarck-Denkmal am Rhein verzichten? Nein. Und es wird ja auch ein Bismarck-Denkmal am Rhein entstehen — so wahr als es die Zeit zu bilden vermag. Aber dies Denkmal wird nur ein Markstein sein auf dem Wege, der zur Bewältigung der großen Aufgabe des Bismarck-Nationaldenkmals führt. Das letzte Wort ist mit ihm noch nicht gesprochen. Wir brauchen uns nicht wie Goethe, als er Schillers gedachte, für immer zu bescheiden. Zwar ist es gewiß:

„Den zweiten zeugt nicht Gäa wieder,
Nicht führt ihn Hebe himmelein",

aber es muß nicht wahr bleiben:

„Vergebens mühen sie die Lieder,
Vergebens quälen sie den Stein."

Unsre Plastik wird so erstarken, daß sie einmal dem großen Gedanken dieses Nationaldenkmals gewachsen ist.

Ob sich die Architektur mit der Plastik verbinden soll, — diese Frage ist eigentlich nur dem Hahnschen Entwurf gegenüber aufzuwerfen. Der Siegfried Hahns ist als Plastik des höchsten Lobes wert. Aber es haftet ihm die Beschränkung seines literarisch und nicht durch die bildende Kunst überlieferten Daseins an. Vor allem müßte einmal bei jeder künftigen plastischen Darstellung Bismarcks der Zug ins Brutale verschwinden, den zwar das Ausland dem Kanzler andichtet, den wir Deutsche aber nur als eiserne Energie und furchtlosen Willen kennen. Es wird auch nicht mehr der überwiegende Wert auf die in Bismarck erscheinende körperliche Kraft gelegt werden dürfen. Im Willen, in der Gedankenschärfe, in geistigen und seelischen Handlungen hat Bismarck seine Taten ausgeprägt, nicht in physischen wie etwa der „Held" als Krieger. Wehe den Herkulesbildnern, wenn Bismarck die Gestalt Cavours gehabt hätte! Noch wartet die Aufgabe ihrer Lösung, Bismarck so zu fassen, daß er in die höchste symbolische plastische Form eingehen kann. Vielleicht ist sie unlösbar. Der Apotheose jedenfalls ist die Zeit nicht günstig. Der „Roland" ist bloß eine lokale Reminiszenz, der Bismarck Lederers eine typische Überhöhung in so eigenartigem Stil, daß sie nicht nachgeahmt werden kann. Die Porträtplastik hat aber an dem Kopfe Bismarcks Stoff genug für ein Jahrhundert und mehr. Und wenn Gemeinden oder sonstige lokale Verbände ein Bismarck-Denkmal haben wollen, so mögen sie eine Monumentalbüste aufstellen: diese wird wirksamer sein als ein Standbild in steifen Röhrenhosen und langweiligen Rockflächen . . .

Doch das geht schon über die Grenze einer grundsätzlichen Betrachtung hinaus.

Was auch geschehe: je pompöser und protziger das Denkmal sein würde, um so greller träte in die Erscheinung der Gegensatz zwischen Bismarck und seinen Erben. Oder vielmehr: ein solch aufgedonnertes Denkmal wäre eben gerade der Ausdruck für Zustände, aus denen wir heraustrachten, und deren fatalster Zug eine Scheinwirtschaft ist, die zu dem reellen Charakter Bismarcks paßt wie die Faust aufs Auge. Wir wollen aber durch das

Digitized by Google

Bismarck-Denkmal am Rhein beweisen, daß wir ehrliche Leute sind, die mit Albrecht Dürer sprechen: „als ich kann“. Ersteht ein Denkmal in diesem Geiste, dann wird es gut. Mehr will auch kein rechter Künstler, als eine gute Sache machen. Und unsre Enkel würden es loben, wenn wir in einer verführerischen Stunde Selbstbesinnung und Selbstzucht genug gehabt hätten, um in den Grenzen unsres Könnens zu bleiben. Tim Klein

Besonderes

Die Mehrzahl der Entwürfe, die in Düsseldorf ausgestellt waren, versucht, Bismarck mit seiner Tat und seinem Werke in Verbindung zu bringen. Diese Aufgabe ist schön und wäre eines Menzel würdig, nur kann die Plastik sie nicht erfüllen. Es sind daher von vornherein alle diejenigen Projekte aus unsrer Betrachtung auszuschalten, die sich mit der Wiedergabe historischer Gegenstände und Vorgänge befassen. Für den Bildhauer kommt zunächst nur die Gestalt Bismarcks in Betracht, in den meisten dieser Entwürfe ist er deshalb der Gegenstand realistischer Darstellung geworden. Photographien von Bismarck, der Bismarck Anton von Werners und der Bismarck Lenbachs gaben Anregung genug. So erstand nicht nur der realistisch aufgefaßte Bismarck wie er leibte und lebte, sondern auch der Bismarck mit leidenschaftlich-pathetischem Ausdruck und in der Geste des Diplomaten und Staatsmannes. Allein diesen Bismarck, den Lenbach malte, vermochte selbst ein Begas nicht in Marmor zu bannen. Das von persönlichem Leben, Geist und Charakter erfüllte Bildnis läßt sich überhaupt nicht in das monumentale Format übertragen: jeder Versuch, die naturalistisch aufgefaßte Bildnisgestalt ins Kolossale zu steigern, zeitigt nur Ungeheuerlichkeiten, wie den in einem Modell dargestellten dreißig Meter groß gedachten Kopf. Man denke sich eine solche Vergrößerung auf Bergeshöhe aufgestellt: sie würde, von unten gesehen, entweder als abstoßende Verzerrung der Form oder überhaupt nicht gesehen werden. Die ihm zugedachte Wirkung, das sehen wir an dem Beispiele der ägyptischen Kunst, kann nur in einer Ebene zustande kommen. Aus denselben Gründen sind auch die ins Ungeheure gesteigerten Ausmaße von Porträt-, auch Reiterstandbildern an dem für das Denkmal geforderten Orte unmöglich. Die intime Wirkung des Bildnisses verflüchtigt sich ja überhaupt im Fernbilde.

Wo aus solchen Gründen die realistische Darstellung einer Porträtfigur unmöglich erscheint, da liegt der Versuch symbolischer Einkleidung nahe. So entstand der Bismarck-Roland von Lederer. Eisengerüstete Bismarcke scheinen Mode zu werden. Wieviel bleibt aber von Bismarcks Gestalt in der Rüstung noch übrig? Und ist nicht gerade die Rüstung im eigentlichen Sinne antiplastisch, weil sie dem Streben aller Plastik, in der Form das Ideal des Körpers zu bilden, widerstrebt? Vielleicht waren es derlei Fragen, die einige Bildner ermutigten, Bismarck als athletisch gebaute Aktfigur oder als Germanen mit Speer und Wolfsfell darzustellen. Künstlerische Symbolik kann man das doch wohl kaum nennen. Zeugt der eisengepanzerte Bismarck auf einem Adler davon? Oder der Bismarck-Herakles mit der Sphinx? Nur bei einer Darstellung scheint mir die Symbolik heller zu leuchten, bei dem Siegfried, den der erste

Digitized by Google

Preisträger Hermann Hahn geschaffen hat. Man hat sie wegen ihrer Vieldeutigkeit angegriffen, aber diese Vieldeutigkeit der Gestalt, die den Beschauer nicht in die Zwangsjacke nur einer Vorstellung hineinpreßt, scheint mir eher ein Vorzug, als ein Nachteil. Natürlich darf man im Siegfried nicht Bismarck suchen wollen, das neue Deutschland prüft sein Schwert, seine Glieder sind stark wie junge Eichbäume, — möchte ihm auch darin unsre Volkskraft immer ähnlich bleiben! Auf dem jugendkräftigen gesunden Leib sitzt ein edler Kopf, wehrhafte Jugend, mit Denkkraft gepaart: auch dieses Gut ist unser, und so sind es der Zeichen noch vielerlei, die wir nach unsrer Art deuten können. Je stärker und vielfacher der Beschauer davon angeregt und ergriffen wird, desto besser. Aber auch schon die bloße Gestalt soll erfreuen, und da ist Hahn wieder am Platze — seine Schöpfung ist die beste Plastik der Ausstellung. Sie zeigt aber auch in ihrer räumlichen Beschränkung, deutlicher als jede andere Figur, die Grenzen der plastischen Wirkung gegenüber der umgebenden Natur. Ein Blick auf die Landschaft genügt zur Bestätigung des hier Gesagten. Die sanft absteigenden Ausläufer des Hunsrück, die dem Rheinstrom bei Bingen wirkungsvolle Begleitlinien geben, können nur Formen aufnehmen, welche ein weithin tragendes Gegenstandsbild darbieten. Sie dürfen weder zu kolossalisch noch zu massiv wirken, um sich dem heiter anmutigen Charakter der Landschaft einzufügen. So weist die Lage fast von selbst auf eine sich der Natur anschmiegende architektonisch-plastische Gestaltung.

Der mit dem ersten Preise ausgezeichnete Entwurf von Hahn und Bestelmeyer gibt das Beispiel einer glücklichen Verbindung von Architektur und Plastik. Ihr Entwurf ist einfach. Die Architektur erinnert an altnordische Steindenkmäler, sie paßt sich der gegebenen Situation trefflich an. Durch die Bäume innerhalb der Architektur wird die Stimmung der umgebenden Landschaft glücklich festgehalten. Welche reichen Gestaltungsmöglichkeiten dem Bildhauer durch die Verbindung von Plastik und Architektur an die Hand gegeben sind, läßt auch der Entwurf von Karl Burger und Wilhelm Kirchbauer (Aachen) erkennen. Burger hat zum Schmuck der Halle ein der Architektur sehr naheliegendes plastisches Kunstmittel, das Relief, herangezogen, um damit ein Stück Geschichte zu erzählen. Auch in dem Entwurfe von Bestelmeyer und Albertshofer, München, gilt das Relief als Schmuckform der Architektur. Bestelmeyer und Albertshofer, Bieber und Klemm, Richard Berndl, Behn und Bonatz, Dasio und Thiersch, Kurz und Bleeker, E. Pfeifer und Pfann, Wrba und Gußmann zeigen sich als überlegene, kluge Raumdisponenten und Architekturplastiker von feinem Geschmacke mit Werken von einer bald stärker, bald schwächer hervortretenden eklektischen Färbung. Auf der Seite der norddeutschen Künstler stehen Lederer und Bruno Schmitz, Brurein und Kreis, die mit nicht weniger Geschick und Können nach dem gleichen Ziele streben und auch vor neuen Problemen nicht zurückschrecken.

Die Architektur bietet über die Plastik hinaus eine weitere Möglichkeit dar, den Denkmalsgedanken überpersönlich, das heißt symbolisch in einer allgemeinverständlichen Form auszuprägen. Das

Digitized by Google

führte zu einer Art von Architektur, die zunächst nur durch ihre plastische Erscheinung im Raume als Denkmal wirkt. So der von den Münchnern Kurz und Bleeker geschaffene Peripteros mit doppelter Säulenstellung, in dessen Rund eine große Feuerschale steht. Der mit dem zweiten Preis ausgezeichnete Entwurf von Brantzky (Köln) zeigt eine massive Anlage nach Art alter Bergbefestigungen, deren Rund den Berg mit einer überaus kühn gedachten Silhouette bekrönt. Der andere Preisträger, Architekt Alfred Fischer (Düsseldorf), hat einen etwas sanfteren Übergang zwischen Architektur und Natur in der Art einer Terrasse vorgesehen. Er legt das Hauptgewicht aber nicht auf diesen äußeren Punkt, sondern auf die Gestaltung des Plateaus oben: er schuf einen schön gegliederten Festplatz, der zum Tempelchen führt.

Andre Künstler gingen von der Gestaltung des Innenraums, von dem Gedanken einer Ehrenhalle, einer Weihestätte aus. Ihre Entwürfe zeigen fast durchwegs zentrale Anlagen mit einer hohen und weiten Halle im Mittelpunkt, die als Versammlungsstätte gedacht ist. Riemerschmid, München, schuf einen tempelartigen Raum, der im Innern mit Malereien geschmückt ist, ebenso Bieber und Klemm, München, und Wrba und Gußmann, Dresden. Wilhelm Kreis, Düsseldorf, gestaltet den Raum architektonisch; den Mittelpunkt der Ehrenhalle bildet eine monumentale Plastik, die Bismarckgestalt. Eine Gefahr besteht vielleicht in dem Auswachsen dieser Kultidee zur Idee einer Tempelkunst mit Überschwenglichkeiten und künstlerischen Superlativen.

Gerade dieser Wettbewerb hat erwiesen, daß Denkmal und Tempel unter ganz verschiedenen Voraussetzungen stehn. Ein Nationaldenkmal, das an keinen geschichtlichen Ort gebunden ist und keinerlei Reliquien beherbergt, soll kein Tempel, sondern nur „Denkmal“ sein. Das Thema „Nationaldenkmal“ ist in allen möglichen Formen behandelt worden, zumeist mit recht deutlichen Anklängen an alte Vorbilder. Wo sich Neues hervorwagte, waren es mehr Phantasien als Ideen, mehr Stimmungen als Gestaltungen, mehr Bilder als Formen.

Das zeigt dieser Wettbewerb klar: unsre junge Kunst strebt zur monumentalen Gestaltung, und die Architektur ist berufen, den neuen Typus des Denkmals vorzubereiten. Ich glaube, daß dieser Typus auch die Natur, die Vegetation, die Landschaft zum Ausdruck des Gewollten stark mit heranziehen wird. Der für das Bismarck-Denkmal ausersehene Platz verlangt geradezu danach. Es muß ein „Innen- und Außendenkmal“ werden, auch das ist klar. Ein Denkmal mit einer Sammlungs- und Andachtsstätte im Innern. Ein Denkmal, das weithin über die Landschaft thront. Und ein Denkmal, mit dem in Einheit zusammenwirkt das deutsche Land selbst, in dessen Schutz und Einigung das Werk des Mannes bestand, dem es gilt.

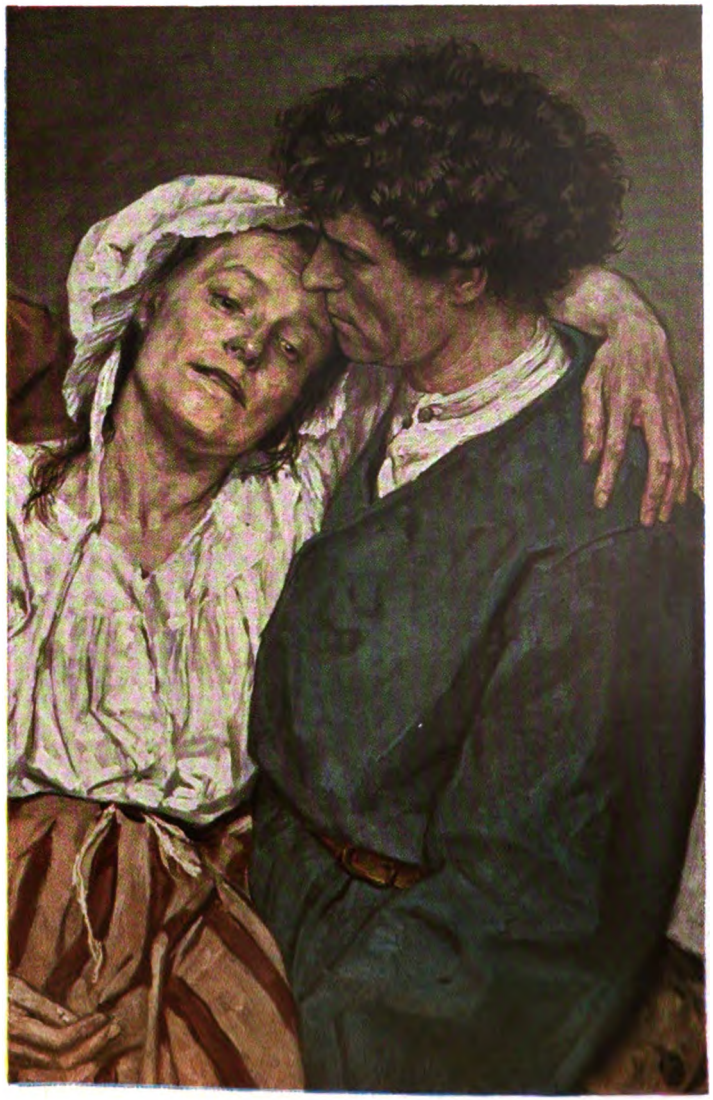
A. Heilmeyer

Eduard von Gebhardts religiöse Verkündigung

Ich hasse den religiösen Diskussionsabend mit diesen abspannenden Reden, wo der Geist weit weg ist von der Größe der Anschauung, die der Mund berührt, wo oft sogar Amtsüberzeugung und Espritbedürfnis der Worte Erzeuger sind. Ist aber nicht das meiste, was heute

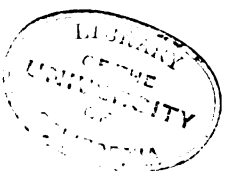
Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART



EDUARD VON GEBHARDT

Digitized by Google


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google

als Gottesdienst alten wie als Gottverkündigung neuen Stils angeboten wird, im Grunde Diskussionsabend ohne Diskussion? Gibt es nicht meistens Worte ohne Halt, Worte ohne Wesen, hundertfach täuschende Phrase, entsprechend dem Wirrwarr unsrer Kulturlosigkeit . . . Ich suche wahrhaftigen Gottesdienst, ich lausche, wo ein wahrer Hauch des ewig Wirkenden mich berührt. Darum danke ich für jedes echte Wort wie für gutes Samenkorn, darum gehe ich auch hin, wo Menschengeist durch andere Mittel jenes Wesen erfaßt und gestaltet. Der Sinn der alten Weisheit ist mir verborgen, die gebietet: du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen. Seit Urzeiten hat der Bildner den Propheten begleitet. Und sie sprechen auch im Christentum ergreifend, von den Katakomben und den alten Byzantinern bis zu Michelangelo, von Michelangelo bis Böcklin. Auch Gebhardt gehört zu ihnen.

Was ich bei ihm *suchte*, läßt sich schwer sagen. Anbetende Menschen, — und ich wollte sie fragen: was ist des Gottes Name, der euch erfüllt? Nicht sein Taufname, nicht sein Titel, sondern sein Wesen und seine Art. Welcher Sonne würden sie zueilen in ihrer Andacht, welche Fesseln würden ihnen abgenommen sein, welches endlich konnte der Ton sein, in dem die wundervolle Harmonie zwischen dem Menschenführer und seinem Volke sich aussprechen würde? Ich stand vor den Bildern; ich erstaunte vor der packenden Echtheit dieser Typen. Niemand wird sich der Macht dieses ersten Eindrucks entziehen. Aber indem ich nun den Herzton zu finden suche, stellt sich ein Mißbehagen ein. Ich fühle eine gewisse Unberührtheit. Ich empfinde wohl die Echtheit — aber ich verstehe sie nicht. Ich sehe erstaunte, hingegebene, andächtige Gesichter, — es muß ein eindringlicher, hoheitsvoller Redner sein: aber was spricht er nur, was hören sie nur? Ich sehe Aufregung und Schrecken, auf dem Bilde dort mit dem Kranken muß etwas Unerhörtes geschehen sein: aber was ist es nur für ein Wundermann, der da steht, — was denken sie über ihn, wie verstehen sie sein Wunderwerk? Und doch kenne ich diese Gesichter, ich habe sie schon gesehen. Wo doch? So nachdenklich, so hilfesuchend, so skeptisch, so strahlend, so bewußt andächtig und gesammelt, wie sie in diesem Graben als Zuhörer der Bergpredigt *sitzen* — so kenne ich sie. Aber wo gehört dieses ganze Bild nur hin? Der Leser errät die Antwort. Ich jedoch stand so festgewurzelt in Galiläa vor dem Meister selbst, war so völlig dem Gefühl hingegeben, den *Quellpunkt* religiöser Kräfte zu erfassen, daß ich das ganze spätere Christentum und unsre heutige Kirche vergaß.

Endlich sprang mir doch das Gegenbild aus der Wirklichkeit in die Augen und lag plötzlich ausgebreitet vor mir. Ich wußte jetzt: *In der Kirche* sieht es so aus, in der Kirche sind diese Menschen. Ein einziger Blick gab mir in allem die Bestätigung. So, wie diese Studien es darstellen, sehen die Durchschnittsbauern aus, wenn sie zum Pastor kommen, — so die Gläubigen und die Zweifler, wenn sie das Evangelium vernehmen oder zum Sakrament treten, — so die weltverleugnenden Gemeinschaftsleute, die sich des Geistes und der Sprache Kanaans rühmen. *Kirchentypen*, Kirchenmenschen! Ich konnte eine Enttäuschung nicht unterdrücken. Ich hatte Menschen gesucht, in die der göttliche Funke hineinfällt, unerwartet, im vollen Leben, mitten

Digitized by Google

in der Arbeit, in der lebensprühenden Freude, im wilden, wütenden, trotzigen Schmerz, — hatte sehen wollen, wohin ein eben erst erlebter, ein ihm neuer Glaube den Menschen reißen könnte. Handelte sich's doch um Menschen aus Christi Zeit. Die aber, die ich hier sah, waren alle schon durch die Kirchenpforten gegangen, ehe sie zu dem Meister kamen. Und indem sie die Pforten durchschritten, ließen sie die „Werktags"gedanken und die „weltlichen" Sorgen und die „sündigen" Wünsche hinter sich. Es sind Menschen in Stil! Nun lauschen sie dem Mysterium vom Gottmenschen, wie es der Pastor verkündigt, hören in frommem Erschrecken den Kraftbeweis seiner Wunder, vor ihrem Blut steht der Verklärte und sein gütiger Vater und sie träumen vom Himmelssaal, in dessen Freuden sie einst aufgenommen werden. Und die Zweifler und Ungläubigen, die sich auf diesen Bildern finden, das sind solche, die über diese Predigt grübeln und die bestimmt sind, von der Wahrheit dieser Predigt erschüttert zu werden: auch sie stehen im Bannkreis der Kirche.

So zieht Gebhardt die Summe des christlich-evangelischen Glaubens unsrer Zeit. Man kann wohl sagen, daß die ganze Kulturmacht des Christentums in seinen Werken zusammengefaßt ist. — Dies ist die Einstellung auf diese Bilder. Nun erst versenkt man sich ruhig in ihren Gehalt, nun empfindet man die Freundschaft, das Mitleid, die Bewunderung, alle zarten und starken Bande, die uns mit solchen christlich frommen Menschen verbinden. Man kann sich nicht denken, daß jemand diesem ernsten und gläubigen Sinne seine Hochachtung versagt. Aus dem unendlichen Reichtum bilden sich ein paar Klassen heraus, deren Charaktere man nicht vergißt. Nichts Herzgewinnenderes als das junge Mädchen, das der Predigt oder dem Wunder unbefangen, ungetrübt, unbeladen seine ganze Seele entgegenbringt. Es geht durch viele Bilder, am rührendsten ist es in der Auferweckung des Lazarus gestaltet.* Hier befinden wir uns übrigens wohl an der äußersten Grenze des Ausdrucks, der als Darstellung religiösen Entzückens erträglich ist. Man braucht kein Mephisto zu sein, um für diese himmlische Verzückung auch an irdische Gründe zu denken, so wenig das Mädchen selbst von diesem Irdischen in sich eine Ahnung hat, das ja auch nur ein allgemein Menschliches ist. Ehre der kühnen Naivität des Menschenfreundes, der diesen jungen Gemütern soviel Hingabe geglaubt und erlaubt hat! Spotten und Karikieren ist leichter. — Noch leuchtender in ihrer geistigen Schönheit sind die Gegenbilder der jungen Gemüter, die Alten, die viel durchgemacht haben, aber, statt vom Lebensmut abzufallen und sich zu verlieren, in stets erneuter Sammlung den Blick auf ihrer Hoffnung festhielten. Nun sind ihre Mienen ein Spiegel von Klarheit und Ruhe. Auch diese Gruppe findet sich auf verschiedenen Bildern in einer Reihe von Gestalten; am vollendetsten in dem Mann mit der karminroten Mütze, der als Studie sowie unter den Zuhörern der Bergpredigt erscheint, und in der Maria, der Mutter des Herrn, die wieder vielfach abgewandelt auf Gruppenbildern wie in Einzelstudien ihren Ausdruck fand. Kommen die dritten Unvergeßlichen, — die ergreifende Verkörperung der christlichen Barmherzigkeit. Wie sie lauschen, die mühselig und beladen sind, auf die Botschaft von ihrer Erquickung; wie

* Vergleiche die Bilder Kw. XXI, 18

Digitized by Google

sie ihre Kranken bringen; wie sie herzbewegt den Heilungswundern zusehen! Endlich die Denker, die Zweifler, die Grübler. Man fühlt, wie die christliche Welterklärung jahrhundertelang die Geister gespeist und geführt hat. An dem Nikodemus geht niemand vorüber.

Eine glückliche Welt, diese Welt des Glaubens und Wirkens! Und dennoch beneiden wir sie nicht, die wir von ihr Abschied genommen haben. Sehen wir uns die Züge noch einmal an — tragen sie nicht fast alle den Stempel eines Verzichtes? Eines Verzichtes auf Lebensfreude, die doch ihr Recht an sie nicht aufgibt? Verraten sie nicht, daß dieses Christentum trotz des Protestantismus eine Religion der Weltverneinung, der Aszese ist? Nicht zu reden von dem klaffenden Abstand, in der sich das Denken Gebhardtscher Menschen der Wissenschaft gegenüber befindet. Es ist kein Zufall, daß die Gebildeten auf Gebhardts Bildern in der verschwindenden Minderheit sind, und keine Spielerei, daß die Gläubigen das Kleid des 15. Jahrhunderts tragen. Damals konnte auch die kirchliche Wissenschaft dem Geist noch genügen. So schön darum die Individualitäten sind, die dieser Geist heute noch auszuprägen vermag, — die meisten von uns vermögen die Freude Gebhardtscher Frommen nicht mehr zu der ihrigen zu machen. Wir möchten jünger sein, — dieses kirchliche Christentum macht die Menschen zu alt.

Macht sie in der Tat zu alt. Dieser Eindruck ist das einzig Störende, was ich an dem wunderbaren Christus der Bergpredigt empfinde. Wir betreten damit das letzte Heiligtum Gebhardtscher Gestaltung. Denn in seinem Christus sammelt er alles, was er vom Christentum zu verkündigen hat. Es ist eine herzandrängende, von Eifer verzehrte Gestalt, die in der Bergpredigt vor uns steht, von hoher Würde und großer Güte. Ich bewundere diesen Christus. Fragt man, wo er herstammen mag, so kommt man ungesucht auf die Deutung, er sei ein Edler aus dem Bürgerstand, emporgetrieben und grandios geworden durch den Ausbruch seiner religiösen Kraft. Eine lebenswahre Gestalt, die man doch nirgends gesehen hat — wie ein Christus sein soll. Aber eines bleibt, was kühl stimmt; er ist alt, ist abgemüht, — er spiegelt kein helles Leben wieder; dieser ist es nicht, der gekommen ist, daß „unsere Freude vollkommen" sei. Hier hat Gebhardt seinen Tribut an die Aszese bezahlt. — Bei einem Mann von seiner Bedeutung versteht es sich fast von selbst, daß er sich im Laufe seines Wirkens zunehmend unbefangener geben lernte. Diese Entwicklung prägt sich höchst greifbar gerade in der Christusgestalt aus. Doch kann ich nicht sagen, daß ich hier Gebhardts freiere Kunst für die glücklichere hielte. Er ging vom Nazarener-Jesus aus und schuf seinen Christus mit der ovalen Stirne und dem demütig geneigten Körper. Aber wie wunderbar hat er ihn doch gleich auf dem Einzugsbild von 1863 wiedergegeben! Man sieht ihn lange, — sehr deutlich noch auf dem Redebild von 1893 und in der Heilung des Gichtbrüchigen von 1895. Dann wird die Stirne breit und die Haltung gestreckt. Gebhardt gibt seinem Modell nach; der Mann, der jetzt erscheint, wandelt viel eher unter uns, als der alte Christus. Dieser neue Typus stellt aber, wenn ich recht sehe, einen schulmäßig gebundenen Lehrer des Heiligen dar. Er könnte Vorsteher einer Gemeinschaft sein. Etwas rechthaberisch: mit dem schulmeister-

Digitized by Google

lichen „nun?“ scheint er mir vor dem hartbedrängten Nikodemus zu stehen, — etwas salbungsvoll: wie ein Pastor, der zuwenig Herz hat, reckt er nach der Auferweckung des Lazarus vor dem in Liebe vergehenden Kinde die drei Finger zu Gott empor, — etwas trocken: ehe er die Heilung am Sabbat vornimmt, steht er am Tische wie ein scharf sprechender Dozent. Mit diesem Christus bezahlt Gebhardt einen noch größeren Tribut an die Wirklichkeit christlichen Charakters, wie er aus der täglichen Erfahrung bekannt ist. Man braucht kaum hinzuzufügen, daß eine solche Entwicklungslinie — wenn überhaupt richtig gesehen — vielfach unterbrochen ist. Der Künstler greift später gelegentlich zum „alten“ Typ zurück, so gut wie der „neue“ sich schon recht früh ansagen mag. Insbesondere scheint gerade bei der Bergpredigt auf den früheren zurückgegriffen zu sein, woraus sich durch die Kunst der gereiftesten Periode diese wirkungsvollste unter seinen Versinnlichungen des höchsten religiösen Prinzipes ergab. Auch scheint mir endlich in einer kleinen Gruppe von Gestaltungen, unter denen die Studie zur Verklärung die bekannteste sein wird, der neue Typus wieder eine Gewalt und Schönheit erreicht zu haben, daß er neben dem älteren bestehen kann. Man möchte der deutschen Kunst eine Weiterentwicklung auf dieser Linie voraussagen dürfen.

Paul Gottschaldt

Angewandte Kunst

Bayrische Markenkunst

Also die bayrischen Jubiläumsmarken und -Postkarten sind da. Sie haben's leicht, denn man vergleicht sie natürlich mit den reichsdeutschen graphischen Postkleinodien. Die Kaulbachschen Briefmarken geben ein anständiges kleines Bildnis, ein anständiges, kein beträchtliches, und am wenigsten, was hier gut und bei dem Kopfe des Prinzregenten auch leicht gewesen wäre: ein schlagend charakteristisches, vereinfachtes, in gewissem Sinn monumentales. Wenigstens stilgemäß würde das gebotene Porträt vielleicht bei einer Reproduktion in Originalgröße wirken, in dieser Verkleinerung tut es auch das nicht. Hier liegt ein Rätsel: warum wandte man sich in München nicht an die dortigen Graphiker, warum an einen „Gemäldemaler“? Ferner: Der Reproduktion als solcher fehlt jeder technische Reiz, wie ihn sogar die exotischen Briefmarken in Stich immer noch haben. Man hat sich die Herstellung zu billig gemacht. Gut sind dagegen die Farben; wir haben hier, seit das Reich besteht, die ersten anständig gefärbten Briefmarken.

Die Jubiläumspostkarten sind von Diez. Eine von Diez, warum nicht? Zwei von Diez, warum? Und wenn man überhaupt einmal mehrere Karten herausgab, weshalb dann nicht gleich ein Dutzend, bei dem man die bestzeichnenden Münchner zu Ehren des alten Herrn ihr Gutes zeigen lassen konnte? Die beiden Diezschen Karten sind als Kompositionen, milde gesagt, mäßig. Viel „mäßiger“ als eine Menge andrer Sachen von Diez. Als Reproduktionen sind sie wieder vor allem andern billig. Bunt, versteht sich, und in fuseligem Dreifarbendruck auf Kreidepapier.

Kurz: Um Münchens Übergewicht zu empfinden, wird man doch gut tun, Reichspostliches daneben zuhalten. Aus eigener Kraft überwältigt Isar-Athen diesmal nicht.

Heimatpflege

Rahmende Motive in der Natur

Wir finden in der Natur allerlei Rahmungselemente, die

Digitized by Google

dem ganzen jeweiligen Bilde oder Ausschnitt mancherlei bestimmten Ausdruck verleihen. In der freien Landschaft draußen hört der Gartenbau zwar und die Gartenkunst in engerem Sinne auf, aber eine Landschaftskunst großen Zuges, die auf eine ganze weite Gegend unter Erhaltung ihrer Acker und Wiesen in ästhetischer Absicht einwirken dürfte, könnte ihre großen Gestaltungsgedanken dort durchsetzen. Ein Beispiel davon gibt es auf den Liechtensteinischen Besitzungen in Mähren. Auch sonst aber kennt man säumende Formungen, zum Beispiel Baumreihen oder bepflanzte Böschungen als Randmotive an Wegen und Flußufern. Durch die Abstände der Bäume kennzeichnen sie sich meist deutlich als angelegt von Menschenhand. Sie klären das Bild der Landschaft, indem sie zeigen: da ist ein Weg, dort zieht ein Fluß entlang; zugleich beleben sie etwa ein breites Flachland und bieten dem Auge Anziehungs- und Ruhepunkte. Die laubüberdachte Landstraße kann zur schattigen Wandelhalle werden, in der man sich wohl aufgehoben fühlt. Die Ruhe zur innern Vorbereitung ist der Zweck und Sinn von Alleen, die mit ihren Baumreihen zum Eingang von Tempeln und Domen hinführen. Jeder Weg zwischen Bäumen ist nur nach vornhin angenehm offen, er zieht uns so noch mehr in seine Richtung, während er nach den Seiten zugleich gesichert erscheint, ebenso wie das Feld daneben, auf das man scheinbar weniger leicht abschweifen wird. Ein Fluß zwischen Bäumen erhält etwas Lauschiges, und vor dem Winde liegt er geborgen.

Sehen wir aber jetzt auf Beispiele, wo die Natur von sich aus Ähnliches leistet. Von Natur ziehen sich an Bächen Weidengebüsche hin und geben ihnen gleichfalls etwas Heimliches, sie bringen die Frische dieser Wasseradern recht zum Bewußtsein und bewahren zugleich mit ihren Wurzeln den lockern Uferboden vor Unterspülung. Ähnlich bestimmen den Eindruck mit die Kiefern um einen stillen Waldsee, die seine ebene Fläche durch den Gegensatz ihrer eignen Senkrechten noch mehr zur Wirkung kommen lassen. Nicht anders der schließende Lanzenkreis des Schilfes um einen Weiher. Der Reiz der Waldwiese aber beruht gleichfalls zum Teil auf derlei Eindrücken, die uns durchaus nicht bewußt zu werden brauchen und dennoch wirken.

Einen abgeschlossenen Charakter bekommen schließlich auch ganze Landschaftsabschnitte durch Wälder, Waldstücke und -Streifen oder Baumreihen. Waldungen um hohe Berge lassen wie ein Gürtel die Gipfel oberhalb ihrer Zone noch unberührter wirken und scheinen zugleich die Ebene unten zu schützen; wie sie in bergreichen Gegenden in der Tat gegen Lawinen, Wasser und Sturm von den Höhen her wohltätig sind. Es erscheint denn auch natürlich, wenn solche Waldgürtel rings um die Berge parallel der Ebene laufen und nicht etwa senkrecht an den Höhen herabhängen — auch ausgerodete, leere Vertikalstreifen dort zwischendurch sehen schlecht aus. H. v. Salisch in seiner „Forstästhetik“ wünscht so viel Baumwuchs für jeden Berg, „daß er, von der Ferne gesehen, einen waldigen Eindruck mache; denn für den unbefangenen Sinn erscheinen die Hügel und Berge als die natürlichen Beschirmer ihrer Gegend. Diesen Reiz würden sie verlieren, wenn sie

Digitized by Google

selbst unbeschirmt aller Unbill des Klimas offen lägen".

Ja, und wie schützende Rahmung nehmen sich auch die Höhen bisweilen aus, namentlich wenn sie in Ketten auftreten und Kessel und Täler zwischen sich bilden. Ortschaften werden ja vielfach am Hang oder Fuß von Anhöhen angelegt, an diesen Hintergrund sich anschmiegend. Sie liegen dann nicht allein „unterm Wind", sie haben für den ästhetischen Eindruck überhaupt eine geschützte Lage — selbst ein Dorf im Bilde mit solcher Höhenlinie hinter sich, die als Horizont über der Ortschaft hinzieht und in Wirklichkeit weit entfernt von ihr sein mag, scheint dadurch gleichsam im Rücken gedeckt. Für sich selber wieder haben Berge häufig „Vorberge", so scheint es, „vorgeschoben", oder Hügelreihen, ein hügeliges „Vorland". Ein ähnliches Bild geben aber auch Riffe und Inselketten, die dem Strande vorgelagert sind, etwa in der Nordsee oder gar an der norwegischen Schärenküste, die auch darin ihre besonderen Reize hat. Der Zauber von Inseln selber, wie zum Beispiel bei Venedig und seinen Einzelkomplexen, liegt oft wieder in dem überall rings abschließenden Wassergürtel.

Der Schutz gegen das Wasser durch allerlei säumende Formen kann ebenfalls einer ganzen Landschaft das Gepräge geben. Man braucht ja nur an Dünen zu denken, samt ihrem zusammenhaltenden Strandhafer, und an Deiche, zum Beispiel in den Marschen. Felsige und waldige Küstenlinien scheinen besonders zuverlässig für das Hinterland, auch gegen eine feindliche Landung.

Erich Everth

„Wie ein Orden zu tragen"

Die Mitglieder der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft bekommen außer ihren grün-roten Talaren (wer schwärmte zur seligen Kinderzeit nicht für rot auf grün!) noch allerhand schöne Sachen, um sie darauf zu tun — man darf sie aber auch (gottlob!) auf den Gesellschaftsfrack stecken. Besonders schön muß die Amtskette des Vorsitzenden sein. Länge: ein Meter. Ausführung: „reichgegliedert, im Stil der Renaissance". Stoff: vergoldetes Silber und buntfarbiges Email. „Vergißmeinnichtblüten wechseln da mit feingeformten weiblichen Köpfen, von denen Strahlenbündel ausgehen, und dazwischen spielt" — auch noch — „eine lebhafte Ornamentik." Unten ein hocheleganter Adler mit dem Hohenzollernwappen, und an diesem: „in der Mitte der gleichfalls in Renaissanceform gebildeten Kartusche bietet sich, umrahmt von einem Lorbeerkranze, das Bildnis des Kaisers. Über einer Renaissancerüstung trägt er den Hermelin, und dieser Farbenkontrast ist durch das helle Email noch verstärkt". So wird mit Begeisterung berichtet. Die gewöhnlichen Mitglieder bekommen das „reichemaillierte Porträt" als Abzeichen der Gesellschaft, damit sie es „an einem Schleifchen wie einen Orden tragen".

Geben wir zu, daß diese Beinahe-Orden-Kartuschen den vorausgesetzten Bedürfnissen der aufopferungsvollen Spender weit entgegenkommen und auch, daß ihre Ausführung tieferer Symbolik nicht entbehrt — ist sie doch ganz innerlich verwandt mit der jüngst hier geschilderten allerneuesten Hundertmarkscheinkunst. Immerhin hätte die Selbstlosigkeit dieser Opferer für die reine Wissenschaft wohl eine noch dekora-

Digitized by Google

tivere Auszeichnung verdient, um so mehr, als die künstlerische Renaissance sich auch hier in eigenartiger Verbindung von Antike und Moderne schöpferisch hätte ergehen können. Wären wir der Kaiser, wir hätten den Mäzenen unbedenklich erlaubt, einen Pallas-Athene-Helm aus Silberblech mit einem vergoldeten Gardedukorps-Adler darauf sowohl zum Talar wie zum Frack zu tragen.

Recht und Ausdruckskultur

Das geltende Recht eines Volkes ist ein Inbegriff von Formen seines Gemeinschaftslebens. Andre Inbegriffe solcher Formen sind in seinen Sitten, seiner Religion gegeben.

Nun gewöhnen wir uns heutzutage bei allem, was wir als Formen erkennen, immer mehr daran, zu prüfen, ob denn diese Form den angemessenen, zweckmäßigen, eigentümlichen, wahrhaftigen Ausdruck gerade ihres Inhalts bedeutet oder nicht, und fordern im Namen einer Ausdruckskultur, wenn sie es nicht ist: weg damit! — wenn sie es aber in den Grundzügen ist: ausgestalten!

Wenn wir diese Frage an das Recht stellen,* müssen wir zunächst versuchen, des Rechts in allen seinen Erscheinungen inne zu werden. Da stellt sich uns nun das ungeheure Ganze unsres modernen Rechts in drei Teilen dar. Zunächst in den Gesetzen; sodann in den Urteilen, das heißt der richterlichen Gesetzanwendung, der Rechtsprechung; endlich im Tun und Lassen des Volks und seiner Behörden, in der bürgerlichen und behördlichen Gesetzanwendung, im Rechtsleben.

Das Gesetz schreibt allgemein vor, wie gelebt werden darf oder nicht darf, zum Beispiel: der Besitzer einer fremden Sache muß sie dem Eigentümer herausgeben. Das Rechtsleben verhält sich den Vorschriften entsprechend: man enthält sich fremden Eigentums, gibt es dem Eigentümer zurück, verlangt es vom besitzenden Nichteigentümer heraus. Die Rechtsprechung endlich ordnet das dem Gesetz widersprechende Verhalten dem Gesetze gemäß: wer die fremde Sache dem Eigentümer nicht herausgibt, wird zur Herausgabe gezwungen.

Aus diesem Beispiel leiten wir für beide Arten der Gesetzanwendung als gemeinsam und als trennend das folgende ab: beide machen einen Schluß von einem Allgemeinen, dem Rechtsbegriff, auf ein Besonderes; aber dieses Besondere ist für die Rechtsprechung ein konkreter, vorhandener Tatbestand, für das Rechtsleben aber ist es zunächst ein abstrakter, erst zu verwirklichender; der Zivil-, Straf- und Verwaltungsrichter bringt einen Tatbestand unter das Gesetz, die Behörde und der Bürger bringt ihn aus dem Gesetz hervor; der Richter ordnet Geschaffenes, das Publikum schafft Geordnetes; für den Richter bedeutet der gedankliche Schluß zugleich das Ende seines Tuns, sein Wille ist wesentlich auf Denken gerichtet; für das Publikum ist der Schluß der Anfang seines eigentlichen Tuns, es schließt, um zu handeln.

Das Fremdartige dieser Erörterung zeigt nun schon an, daß uns das Recht in seinen drei Erschei-

* Ich verweise hierzu auch auf meine früheren Aufsätze im Kw., besonders Ausdruckskultur und Bodenreform XXII, 16, Sachlichkeit und Sachenrecht XXIII, 2, Recht und Bildung XXIII, 1, Tötung von Staats wegen XXIV, 2 und zur Strafrechtsreform XXIII, 19 u. 21, XXIV, 1.

Digitized by Google

nungsformen keineswegs gleich deutlich ist. In wirklich hellem Licht liegen eigentlich nur die Gesetze vor uns, von denen daher hier auch nicht weiter die Rede sein soll.

Weniger deutlich ist uns die Rechtsprechung. Wir kennen sie sozusagen nur deduktiv, nicht induktiv. Dies ist zu erläutern.

Ein jedes Urteil zerfällt in drei Teile: der Besitzer einer fremden Sache muß sie dem Eigentümer herausgeben (Rechtssatz, Oberbegriff); die Uhr, die der Kläger vom Beklagten verlangt, gehört dem Kläger und befindet sich im Besitz des Beklagten (Tatbestand, Unterbegriff); der Beklagte wird verurteilt, dem Kläger die Uhr herauszugeben („Urteil", Schlußfolgerung).

Den Oberbegriff entnimmt der Richter regelmäßig dem Gesetze selbst, teils wörtlich unmittelbar, teils wissenschaftlich umgeformt. Manchmal muß er ihn sich aber auch ganz oder zum Teil selber schaffen; dies einmal da, wo es ihm das Gesetz aufgibt, zum Beispiel wenn er nach Treu und Glauben oder billigem Ermessen entscheiden soll, und ferner da, wo das Gesetz überhaupt schweigt, Lücken hat.

Mit welchem Erfolge nun diese Oberbegriffsbildung vor sich geht, das ist uns nur sehr wenig deutlich. Wenn aber schon die wenigen Veröffentlichungen höchstinstanzlicher Urteile das häufige Vorkommen von Verkehrtheiten auf diesem Gebiete bezeugen, so können wir aus dem Umstand, daß oft Prozesse aus äußeren Gründen nicht bis zur höchstzulässigen Instanz gebracht werden, und daß die meisten Prozesse von vornherein gar nicht die Aussicht haben, vor ein und dasselbe höchste Gericht zu kommen, wohl schließen, daß an dieser Art von Mangel sehr viel mehr Urteile kranken, als wir einstweilen an der Hand der üblichen Veröffentlichungen festzustellen vermögen. Dasselbe gilt für den logischen Teil der Urteile, die Schlußfolgerung.

Noch undeutlicher aber ist uns der dritte, der tatsächliche Bestandteil unsrer Rechtsprechung, nämlich die Absteckung und Bewertung des Tatbestandes. Hier haben wir nun einstweilen kein Mittel, um induktiv festzustellen, in welchem Umfang und mit welcher Klarheit unsre Richter ihn ermitteln. Im ganzen stehen sie hier ziemlich frei, besonders im Straf- und Verwaltungsverfahren, beengter im Zivilverfahren. Kraft der Doppelwahrheit aber, daß jeder einzelne Urteilsbestand einerseits nur das juristisch Erhebliche enthalten soll, andrerseits aber etwas ganz Spezifisches, etwas ganz Individuelles in ihn hineinspielt, läßt sich verstehen, daß bei der Beurteilung dieser Frage immer zwei Kräfte miteinander kämpfen werden: Prozeßvorschriften, die dem Richter im sozialen Interesse Beschränkungen empfehlen und anbefehlen werden, und individualistische Beschwerden der Parteien über Beeinträchtigung bei der Darlegung ihres Falls.

Vollends dunkel ist unsre Kenntnis vom eigentlichen Rechtsleben im Volke. Zwar was rechtlich zulässig oder unzulässig ist, das steht fest. Auch was im Wirtschaftsleben tatsächlich geschieht oder unterbleibt, wissen wir dank der Statistik und der beschreibenden Nationalökonomie, aber nur zu einem Teil und auch nur im gröbsten. Weiter aber sind wir erst sehr unvollkommen darüber unterrichtet, in welcher Art, mit welcher Kraft, in welchem Umfang die Gesetze auf die Erscheinungen des Wirtschaftslebens einwirken, und ebenso darüber, wie sich die Masse des geschehenden Zulässigen zu der Masse des unterblei-

Digitized by Google

benden Zulässigen, und umgekehrt, wie sich die Masse des geschehenden Unzulässigen zur Masse des unterbleibenden Unzulässigen verhält. Immerhin bestehen aber doch über die Zwecksetzung des Publikums und der Behörden bei der Gesetzanwendung gewisse allgemein verbreitete Vorstellungen.

Was die Gesetzanwendung durchs Publikum betrifft, so kann man hierüber wohl als allgemein verbreitet die Meinung annehmen, daß es zu jeglichem Rechtssatz möglichst solche Tatbestände schafft, die ihm am besten in den Kram passen, und als solche gelten die, bei denen es am meisten Geld verdient oder sonstige hochkursige Werte erlangt. Beweis zum Beispiel die formularmäßigen Mietverträge der Großstädte. Gleichwohl dürfen wir aber mit einer derart kraß egoistischen Auswertung unsrer Gesetze nicht so allgemein rechnen. Es gibt unzweifelhaft nicht nur viele Altruisten, sondern auch viele Unkundige, die nicht so verfahren, ja es darf bereits als feststehend gelten, daß manche unsrer wichtigsten Rechtssätze nur infolge ihrer Nicht- oder Nichtganzanwendung durchs Publikum noch in Ehren stehen. Bezeichnend ist hierfür die Bewertungsgeschichte von Rechten, wie sie das 19. Jahrhundert im Eigentum, in der Hypothek, im Patentrecht und andern Urheberrechten, also in den nicht sozial beschränkten subjektiven Ausschließungsrechten ausgebildet hat. Menschenalter hindurch das Ideal der bürgerlichen Gesellschaft, verlieren sie mit einer für unsre Erfahrung bereits geradezu geschichtlichen Notwendigkeit ihren guten Ruf, sobald raffinierter Egoismus ihre Ausmünzung betreibt. So ist's bereits bei dem Eigentum am Boden und seinen Schätzen, so sehen wir's werden beim Patentrecht, so wird es sehr bald ins Bewußtsein kommen bei verschiedenen der modernsten Urheberrechte.*

Von der Umsetzung von Verwaltungsrecht in Verwaltungstun gilt ziemlich allgemein die Vorstellung, daß hier die Gesetzanwendung im spezifisch „fiskalischen" Interesse geschehe. Fiskalismus — das ist der Gevatter Schneider und Handschuhmacher nachgebildete, ziellose, kleinliche, kurzsichtige Staatsportemonnaieegoismus der Behörden, der zum Beispiel lieber das Berliner Scheunenviertel für 8 Millionen auf ewig fortgibt statt bloß für 60 Jahre in Erbbaurecht bei einem auf 6 Millionen berechneten Erbbauwert. Aber wir sehen doch anderseits unsre Behörden, besonders die höheren, recht zielsichere, großartige, weitsichtige Volkswohlpolitik betreiben.

Ist nun dieses Recht ein angemessener Ausdruck unsers modernen Gemeinschaftslebens? Um den ganzen Abgrund dieser Frage zu erkennen, muß man sich vergegenwärtigen, daß es in der Rechtswelt der Gegenwart eine Strömung gibt, die die Art unsers Rechtsbetriebes, aus Rechtsbegriff auf Tatbestand zu schlußfolgern, als veraltet und kulturwidrig bekämpft und diese unsre gebundene Rechtsfindung durch eine freie Rechtserfindung aus der Erfahrung und der Abwägung der Interessen der Parteien ersetzen will. So handelt es sich also zunächst darum, welche der beiden Arten von Rechtsbetrieb der angemessenere Ausdruck des Gemeinschaftslebens unsrer Zeit ist.

Wir finden die Antwort am

* Avenarius, Das Urheberrecht geht uns alle an — Urheberschutz und Urheberschatz. 23. und 65. Flugschrift des Dürerbundes.

Digitized by Google

besten aus Beispiel und Gegenbeispiel, indem wir das Gemeinschaftsleben unsrer Zeit mit dem des ausgehenden Mittelalters vergleichen. Das Wesen des heutigen besteht einerseits in einer möglichst weit getriebenen Vereinzelung der Menschen dadurch, daß sie formal selbständig gemacht werden — als Kaufmann, als Angestellter, als Soldat, als Beamter, als Landwirt usw. —; anderseits in einer gleichfalls möglichst weit getriebenen Zusammenfassung aller dieser formal Selbständigen zu ungeheuren Volkswirtschaften, ja zur Erdwirtschaft dadurch, daß materiell immer mehr und immer stärker alle von allen abhängig werden. Der Anblick des mittelalterlichen Gemeinschaftslebens zeigt uns weder das eine noch das andre, sondern eine Fülle verhältnismäßig kleiner menschlicher Gemeinschaften: Familie, Sippe, Hoffamilie, Lehnfamilie, Markgenossenschaft, Zunft, Gilde, Kloster, Stadt. Sie be- und entstehen teils auf Herkommen, teils auf freier Einung, und bilden lauter ziemlich geschlossene wirtschaftliche Einheiten, die keine Einzelselbständigkeit aufkommen lassen, vielmehr die Persönlichkeit ihrer Angehörigen ganz und für immer ergreifen und nach außen hin abschließen. In solchen kleinen Verbänden „lebte“ das Recht, sog es immer neue Antaeuskraft aus bodenständiger Gewohnheit, leuchtete es aus gegenwärtiger tätiger Überzeugung der Rechtsgenossen, und so konnte ihr Rechtsbetrieb ohne strenge Deduktion aus Gesetzesparagraphen eine unaufhörliche Neuerfindung des Rechts durch die Rechtsträger selbst sein und dies selbst da bleiben, wo man das Recht niederschrieb: und aber nit all artikel nach dem buchstaben gehallten sind us der ursach, das sich die zit und alle ding darin verenderent — heißt es in einem Weistum aus Embrach im Züribiet aus dem Jahr 1518.

Aber bei dieser Art von Rechtsbetrieb allein aus beständig sich erneuernder Erfahrung konnte es nicht bleiben, seit die Neuzeit eine immer stärkere Auflösung jener mittelalterlichen Lebenseinheiten brachte, und so kann es niemals wieder werden, seit das Jahrhundert der Freizügigkeit und des Massenverkehrs diese Entwicklung über alles gekannte Maß beschleunigt und verstärkt und die Reizsamkeit und der Tatendrang desselben Jahrhunderts die Formen des Lebens unendlich vermannigfaltigt und vermehrt haben.*. Seitdem ist eine Rechtserfindung rein aus der persönlichen Erfahrung unmöglich, seitdem ist die Rechtsfindung aus Gesetzen notwendig, und der schlechterdings einzige Weg einer solchen Rechtsfindung ist und bleibt der zurzeit übliche des Schließens vom allgemein ordnenden Rechtssatz auf den zu ordnenden besonderen Tatbestand.

Wir kamen dazu, uns im Namen der Ausdruckskultur mit der Art und Weise des Rechtsbetriebs von heute einverstanden zu erklären, und gelangen nun zu dem zweiten Teil unsrer Ausdruckskulturbetrachtung: Können wir auch mit unserm Rechte selbst einverstanden sein, so wie es sich uns in Gesetz, Rechtsprechung und Rechtsleben äußert?

Diese Frage kann nun zurzeit zum Teil überhaupt noch nicht beantwortet werden, nämlich insoweit nicht, als wir uns nach den früher gemachten Andeutungen über

* Polenske, Baugläubigerschutz im Mittelalter und in der Neuzeit (III. Abhandlung der Forschungen zur Bodenreform). Jena 1910, S. 105—113.

Digitized by Google

die Erscheinungsformen des Rechtes selber wissenschaftlich noch gar nicht im klaren sind. So öffnet sich hier denn der Rechtswissenschaft das erst ganz im groben beackerte Gebiet einer eingehenden Rechtsstatistik, die nicht bloß formal, sondern wesentlich *sachlich* zu betreiben wäre. Beispielsweis müßte man nicht bloß feststellen, wieviel Mietverträge abgeschlossen, sondern was für Rechtszustände durch sie dem Gesetze entsprechend oder zuwider geschaffen werden, eine Fragestellung, die bei der Uferlosigkeit des Materials natürlich eine geschickte Stichprobentaktik erfordern wird.

Ehe wir nun aber darangehn, die Ausdruckskulturfrage zu beantworten, soweit es uns die Kenntnis unsers Rechts erlaubt, müssen wir doch zuvor noch einen Blick auf das Gemeinschaftsleben unsrer Zeit werfen, um *aus seinem Zweck* einen einigermaßen objektiv zu nennenden Wertmaßstab zu gewinnen. Hier können sich nun freilich die Geister scheiden, gemäß den Willen, die sie treiben. „Alles, was Meinungen über die Dinge sind, gehört dem Individuum an, und wir wissen nur zu sehr, daß die Überzeugung nicht von der Einsicht, sondern von dem Willen abhängt, daß niemand etwas begreift, als was ihm gemäß ist und was er deshalb zugeben mag.“ So fragen wir denn nicht, was dem unsozialen Egoisten oder Altruisten gemäß sei, sondern was uns, den sozialen Individualisten! Und da scheint mir: *die* Überzeugung zu haben, daß diese ungeheure, die ganze Menschheit um- und einspannende Zivilisationsmechanik der Gegenwart mit ihrer äußerlichen Gleichmacherei und Bindung aller an alle einzig und allein dem Zwecke dienen darf und soll, eine immer stärkere Herrschaft der Menschheit über die Schätze und Gefahren der Erde zu begründen und dadurch jedem einzelnen Ich die Möglichkeit einer immer wahrhaftigeren Entfaltung und Befreiung seiner Fähigkeiten zu gewähren; einer Volks- und Menschheitserhöhung größten Stils also, und zwar durchaus realpolitischen Stils, woraus denn für das Recht folgt, daß es dann der echte Ausdruck dieses Gemeindrangs ist, wenn es alle diesem Ziel dienende Individualität im Menschen fördert und einbezieht, alle ihm feindliche aber hemmt und ausscheidet.

Prüfen wir nun unser geltendes Recht auf dieses Ideal hin, so können wir wohl sagen, daß wir es im ganzen auf dem Wege dorthin finden, aber doch nur zögernd und auch nicht recht zielsicher.

So finden wir die *Rechtswissenschaft* erfolgreich damit beschäftigt, die Fülle der Gesetzesvorschriften auf einfache gleichartige Urelemente zurückzuführen, die leicht beweglich und bequem zusammensetzbar den *Richter* auf eine zugleich geistreiche und praktische Art der Vielgestaltigkeit des Lebens Herr werden lassen. So wird zum Beispiel der Abrechnungsvertrag, durch den zwei Personen die gegenseitigen Forderungen, die aus ihrer Geschäftsverbindung entstanden sind, auf den Überschuß der Forderungen des einen über die des andern zurückführen, nicht als ein neues soundso vieltes schuldrechtliches Verhältnis oder Element aufgefaßt, sondern mit chemischer Feinheit als eine Zusammensetzung, bestehend aus zwei Anerkennungsverträgen über die beiderseitigen Gesamtsummen, einer Aufrechnung dieser beiden Summen und einem Anerkennungsvertrag über den Überschuß.

Die *Gesetzgebung* fängt an, den gutgemeinten Wahn aufzu-

Digitized by Google

geben, sie könne der Vieldeutigkeit der Worte und der Gestaltungslust des Lebens durch immer mehr und immer genauere ins einzelne gehende Rechtssätze begegnen, aus denen alsdann der Richter sozusagen mechanisch das Urteil erschließen könnte. Statt dessen empfiehlt man der Gesetzgebung, nur in großen Zügen, in weitem Rahmen Regeln aufzustellen und es dem Leben und der Entwicklung zu überlassen, sich unter Umständen nach den vergessenen oder entstehenden Bedürfnissen selbst zu regeln. Indes hat dieser Rat eine Grenze, an die man gewöhnlich nicht denkt. Sie ergibt sich aus dem Zweck des Rechts, das, wie wir aufstellten, nur die sozial wirkende Individualität im Menschen fördern, die unsozial wirkende aber hemmen soll, und dem zu regelnden Stoff. Die Massenhaftigkeit und Schnelligkeit unsrer modernen Gütererzeugung und -Verbrauchung ist ohne zahlreiche genau regelnde und streng innezuhaltende Rechtssätze für gewisse Gebiete gar nicht denkbar, zum Beispiel nicht ohne ein sehr genaues und strenges Bodenrecht und Wertpapierrecht. Hier ist es gerade der Begriffsformalismus mitsamt seinen Härten in so manchem Einzelfall, der der wahrhaft freien Entfaltung alles höheren menschlichen Lebens dient. Denn die bedarf einer durchaus verläßlichen und dauernd gleichförmigen wirtschaftlichen Grundlage, die sehr bald zermürben und zerbröckeln würde, wenn die genaue und gewiß beschränkende Regelung der gedachten Gebiete durch eine freiere und weitere ersetzt werden würde. Wo käme die Sicherheit unsres Wirtschaftslebens hin ohne die Wechselstrenge, ohne die Härte des Boden- und Grundbuchrechts! Womit aber nur die Art dieses Rechts, nicht auch durchweg sein gegenwärtiger Inhalt gutgeheißen werden soll. Wenn man aber tadelt, daß der Bauhandwerker und Maschinenlieferant durch das Gesetz selber rechtlos gemacht wird, weil es ihm nicht gestattet, sich an dem, was er auf Kredit zum Einbau in ein Grundstück liefert, das Eigentum vorzubehalten — denn mit dem Boden verbundene Sachen dürfen „nicht Gegenstand besonderer Rechte" sein! —, so darf man demgegenüber nicht eine Milderung dieses Rechtssatzes fordern, sondern: Wo strenges und genaues Recht nötig ist, das bestehende aber dem Verkehr schadet, darf es nur durch ebenfalls strenges und genaues, aber natürlich besser erfundenes Recht ersetzt werden.

Anders als mit diesen sozusagen unpersönlichen Verkehrsgütern steht es mit den mehr persönlichen. Hier — und das ist vorzugsweise das Gebiet des Dienst- und Arbeitsrechts, überhaupt des Schuldrechts — ist die legitime Stätte der heut so nachdrücklich geforderten Berücksichtigung des individuellen Falles, der Freierstellung des Richters gegenüber dem Gesetz und daher der weitherzigen Gesetzesformulierung. Dasselbe gilt für das Straf- und Verwaltungsrecht.

Endlich noch das Rechtsleben. Unsrer Rechtsordnung liegt der individualistische Gedanke zugrunde, daß jeder einzelne im Rahmen der Gesetze sich frei bewegen und sich der gesetzlichen Mittel zur Verfolgung seiner Interessen frei bedienen möge; so würden die Egoismen einander dauernd im Schach halten. Ein vortrefflicher Grundsatz, der aber leider im vorigen Jahrhundert zur Folge gehabt hat, daß wenige Kapitalmächtige und Rechtskundige eine ungeheure wirtschaftliche Macht über die rechtsunkundige Masse gewannen, die ungeschickt in halb- und gar nicht gekannten privat- und

Digitized by Google

öffentlichrechtlichen Formen hinvegetierte. Nun zeigt sich aber besonders im neuen Jahrhundert allenthalben und kräftig eine Besinnung auf diesen Mangel des Rechtslebens. Wir beobachten nicht nur allgemein ein zunehmendes Verlangen nach privat- und öffentlichrechtlichen Kenntnissen (Bürgerkunde), sondern auch, daß sich die Massen der durch die Rechtsordnung dem einzelnen verliehenen Macht vorteilhaft zu bedienen beginnen; dies kommt in den Normalverträgen der großen Genossenschaften, zum Beispiel der Arbeiter, der Angestellten, der Bühnenangehörigen, zu besonders deutlichem Ausdruck.

Was hier gesagt worden ist, ist kaum mehr als ein knappster Grundriß. Sein Zweck war, eine Anzahl der wichtigsten unser Recht betreffenden Gegenstände aus der Enge und Vereinzelung, in der Tagessorge und -bemühn sie zu behandeln pflegt, im Interesse einer großzügigen Realpolitik zu einer höheren Einheit zu heben und in einen weiteren Horizont zu bringen.

Dies erscheint um so wichtiger, als sich in diesen Wochen eine Anzahl führender Juristen und Laien zusammengetan haben, um alle Kräfte, die sich hoffend und zweifelnd, suchend und findend um das Recht der Gegenwart bemühen, in einem Verein zu sammeln. Der Name steht, da ich dies schreibe, noch nicht fest.

Dieser Verein für deutsche Rechtskultur nimmt als Mitglied jeden auf,* „der die Zwecke der Vereinigung zu fördern bereit ist". Der Mitgliedsbeitrag beträgt jährlich 5 Mark. Der Verein will „die Rechtsentwicklung und Rechtsanwendung in Justiz und Verwaltung in Anpassung an die Bedürfnisse der Gegenwart fördern". Zu diesem Zweck werden einstweilen folgende Ausschüsse gebildet: für Gesetzgebungsfragen, für Kritik der Rechtspflege und Verwaltung, für Organisationsfragen, für die Frage der Vorbildung, Ausbildung, Fortbildung der Juristen, für Verbreitung von Rechtskenntnissen. Bei sämtlichen Arbeiten des Vereins soll Gewicht darauf gelegt werden, daß die Gesetze, Rechtssprüche und Entscheidungen sprachlich durchgearbeitet und alle Vorschläge praktisch brauchbar sind. Karl Polenske

* Zuschriften nimmt entgegen Herr Oberlandesgerichtsrat Richard Deinhardt in Jena.

Zu den Tagesereignissen

Hä?

Wenn ich im Tageskampfe stände, gegen den Polizeipräsidenten von Berlin riefe ich wahrscheinlich häufiger zum Streit, als gegen irgendwen sonst. Die kleinen Zensurspäße usw., über die lacht man ja, weiß überdies nicht recht, ob wirklich Herr von Jagow für sie verantwortlich ist. Das Belästigen der Freien Volksbühnen dagegen war eine Handlung, die von sehr bedauerlichem Mangel an Verständnis für dringende Kulturaufgaben zeugte. Trotzdem tritt sie tief in den Schatten gegenüber der Tatsache, daß die gerichtlich anerkannten Vergehungen der Schutzmannschaft in Moabit noch heute nicht bestraft, daß insbesondere der Totschläger des Mannes noch nicht ermittelt ist, der aus Sorge für sein Kind auf die Straße ging. Solange die Berliner Schutzmannschaft von den Elementen nicht gereinigt ist, die sich da vergingen, wirken nach dem Bewußtsein des Volkes diese übeln Teile septisch aufs Ganze: das Wohl des Staats, das Vertrauen zu seiner Verwaltung und ebenso die Ehre dieser Kör-

Digitized by Google

perschaft verlangen, daß die Übeltäter ermittelt und ausgeschaltet werden. Kann der verantwortliche Herr dieser Behörde das nicht erreichen, so erweckt das nicht nur den Anschein, daß hier ein Mann kraftlos ist, sondern bei vielen sogar den, daß die Behörde die Schuldigen nicht finden will. Gewiß wird das falsch sein. Ich wenigstens habe trotz allem den Eindruck von gutem Willen bei den Handlungen des Herrn von Jagow. Gerade dann, wenn eine seiner Handlungen einer andern widerspricht. Doch deutet alles auf ein Hin und Her von Neigungen und Entschlüssen. Vielleicht liegen hier geradezu tragische Konflikte im uns Unbekannten. Nur ändert das nichts an der Tatsache: daß hier ein Mann an falscher Stelle scheint.

Wenn es nun hier Tragisches gibt, so sorgt Berlin W für das Satyrspiel dazu. Das Verbot Flaubertscher Tagebuchstücke für den „Pan" gehört freilich in dieselbe Gruppe mit dem Bedrängen der Freien Volksbühne, dem Umwandeln des berühmten Hosen-Titels usw. Was aber um aller Himmel willen ist Entsetzliches dabei, daß ein Polizeipräsident einer Künstlerin einen Besuch machen will, um ein ihn interessierendes Gespräch fortzusetzen, und daß er die Angabe der genehmen Stunde sich, wie alle Privatkorrespondenz, unter „eigenhändig" erbittet? Weltunkundig, das allerdings war Herr von Jagow auch da wieder einmal, schlimm genug für einen in seiner Stellung — aber was hat es mit der Moral und den andern schönen Eigenschaften zu tun, zu deren Verteidigung nun auf der andern Seite einer den andern beiseitedrängte und überbullerte, um heldenhaft auf den Polizeipräsidenten loszureden? Uns draußen war für die gewaltige Aufregung der Herren und Herrchen nicht bezeichnender, als das Aufstöbern von irgendwelcher möglicherweise früher einmal von Jagow oder einem seines Namens getanen begnadigten Übeltat, mit der Frage: „Wer war das wohl?" und am Schlusse dem klassischen: „Hä?"

Sonderbar. Uns Älteren scheint erste Vorbedingung dafür, daß man uns als reife und würdige Gegner anerkennt, daß man uns Sachlichkeit und deshalb das Recht auf Prüfung und auf Einfluß zuspricht — ich meine, uns erscheint als erste Vorbedingung dafür jene Ruhe, die Ausdruck der Reife ist. In den feuilletonistischen Polemiken aber gewinnt mehr und mehr ein richtiger Zappelstil Geltung, als polemisierten die Herren Verfasser nicht bloß mit dem Mund, sondern auch mit den Händen. Es scheint die Frage, ob sie dadurch gerade auf das „Junkertum" ein- und nicht bloß aufdringlich wirken. A

Mann und Weib

Frauen beim Jugend- und Vormundschafts-Gericht

Wenn eine Zeit ihren Idealen nachträumt, so pflegt sich alles Leben in diesen Traum zu verstricken. Dann sieht es aus, als ob die alten Zeiten weder gerecht noch gut gedacht, als ob die Dinge und die Ereignisse darauf gewartet hätten, von uns ihrer Vollendung entgegengeführt zu werden. So ist's in unsern Tagen mit den Gedanken vom sozialen Ausgleich und der „gerechten Verteilung der Güter", der materiellen wie der geistigen Güter. Und wir sind so hell begeistert, so sicher überzeugt, als habe die Welt erst mit uns begonnen, eine echte Welt zu sein, als könne nichts den Siegeslauf unsrer Pläne hemmen; greifbar sehen wir Vollendetes vor

Digitized by Google

uns. Niemals aber ist es gewiß, daß der zu Ende geträumte Traum auch im Leben zur Vollendung geführt wird. Mitten in den Weg hinein, auf dem wir hasten, mag eine anders denkende Zeit neue, ganz fremde Bahnen ziehen. Jäh gehemmt und abgelenkt stockt der Siegeslauf des unerfüllten Traumes, der dann nie Vollendung werden kann.

Die Überzeugung von solchem Weltenlaufe hindert mich, mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen, daß die Gleichstellung der Geschlechter für gewisse Berufe, insbesondere für den richterlichen Beruf, ins Leben treten oder im Leben standhalten werde. Manches kann unsrer Gedankenwelt recht logisch und naturnotwendig erscheinen, die Welt des Seins zeigt gar zu leicht eine andere Logik und eine andere Natur. Indessen liegt es nahe, Versuche zu machen, zunächst, soweit es die bestehenden Gesetze gestatten, Versuche, die derzeit brachliegenden oder mit Tand vergeudeten weiblichen Kräfte im Dienste einer der weiblichen Natur entsprechenden Arbeit nutzbar zu machen. Die in Vereinen gewonnenen Erfahrungen berechtigen dazu, den Frauen ganz besondere Befähigung zur Erfüllung gewisser sozialer Aufgaben zuzutrauen. Zu ihnen gehört die Führung von Vormundschaften, und zwar solchen Vormundschaften, mit welchen keine Vermögensverwaltung, dagegen persönliche Aufsicht oder auch Fürsorge für ein Kind verbunden ist.

Ein Berufsvormund, in Großstädten im Hauptamte, in kleineren Orten im Nebenamte, hat die Aufgabe, für das Kind die ihm von Rechts wegen zukommenden Unterhaltsquellen fließen zu machen. Besonders die unehelichen Väter verfolgt er nach Kräften, um diese an die unerwünschten Folgen ihres Liebesrausches zu erinnern. Es ist das ein ganz interessantes Arbeitsgebiet, das mitunter an die Aufregungen des Schachspiels gemahnt. Verhältnismäßig leicht ist es, den Unterhaltsprozeß zu gewinnen. Die eigentliche Arbeit beginnt erst mit der Zwangsvollstreckung, wenn der uneheliche Vater unpfändbar war und den Offenbarungseid geleistet hat. Das einzige, was solch ein Vater — nach der Statistik handelt es sich meist um Arbeiter — in der Regel besitzt, ist sein Arbeitslohn. Der ist vor der gewöhnlichen Vollstreckung gesetzlich geschützt, der Unterhaltsanspruch hat aber Vorrechte. Wegen seiner können auch entbehrliche Teile des Arbeitslohnes gepfändet werden. Kaum ist der Lohn an einem Arbeitsplatze gepfändet, so verläßt der Mann seine Stelle; und bei einem anderen Arbeitgeber beginnt das Spiel von neuem. Nun sind bekanntlich die Arbeitslöhne recht verschieden, sie wechseln je nach Qualität der Stelle und des Arbeiters zwischen 1 und 18 Mark. Der Bergmann verdient durchschnittlich mehr als zum Beispiel der Lehrer. Ein Zug verfolgter unehelicher Väter ist es, die gepfändete Sechsmarkstelle zu verlassen und für einige Zeit nur mehr Zweimarkarbeit zu tun. Dann ist der Lohn unpfändbar. Der Berufsvormund darf jedoch auch dann nicht locker lassen. Er vermittelt nun für seinen Mündel eine wenn auch noch so kleine Armenunterstützung. Dann kann das Strafgesetzbuch gegen den Vater angewendet werden (§ 361 10); denn, seltsam genug: sein Kind verhungern lassen darf man ungestraft, aber der Armenverwaltung Kosten verursachen, solche Ruchlosigkeit fordert Strafe. Allzu hart ist sie nicht, wo sie aber möglich wird, wirkt sie. Diese Arbeit ist keine Aufgabe für einen gewöhn-

Digitized by Google

lichen Vormund. Und ebensowenig für eine Frau, welche dieses Gebiet nicht berufsmäßig bearbeiten will. Dagegen: wenn es gilt zuzusehen, ob die Kostfrau das Kind ordentlich hält, wenn des Kindes Nahrung zuzubereiten ist, da ist die Frau als Teilvormund am Platze. Das leider noch immer allzu reichliche Absterben der unehelichen Säuglinge geht solcher Vormünderin zu Herzen. Je größer ihre Bedenken sind, um so häufiger besucht sie das Kind. Ich habe in meinem Bezirke Damen, auch sonst tätige Hausfrauen, die als Vormünderinnen für ihr Mündel selbst Milch beschaffen und bereiten, wozu sie doch gewiß nicht verpflichtet sind. An Vormündern oder gar Berufsvormündern wird man im allgemeinen eine so liebevolle Hingabe nicht erleben. Eines Versuches wert dürfte es also sein, Frauen, welche Rechtswissenschaft studiert haben, als Berufsvormünderinnen im Dienste der Städte anzustellen. Es gibt schon solche Frauen, die den juristischen Doktorhut mit gutem Prädikate errangen; es wird binnen kurzem noch mehr geben. Sie in die Stellen von Staatsbeamten gelangen zu lassen, wird zurzeit auf unüberwindlichen Widerstand stoßen. Berufsvormundschaft aber ist noch ein neues Amt. Man kann es auf den Inhaber etwas zurechtstutzen. Auch mit den Frauen, welche von den Städten als Waiseninspektorinnen angestellt waren, hat man gute Erfahrungen gemacht, die Pflicht wurde gewissenhaft, ja manchmal leider mit solch eiserner Strenge gegen die eigene Person ausgeführt, daß sich einige solcher Damen körperlich zugrunde richteten. Das Amt selbst gedieh wohl dabei. Und ist so der Wunsch zu kühn, auch die Berufsvormundschaft für Frauen zugänglich zu machen? Man weiß, daß Männer sich nur allzuoft nicht für die Arbeit zugunsten der kleinsten Kinder interessieren. Bei den Frauen vermutet man wohl nicht mit Unrecht ein natürlich hilfreiches Empfinden auch für das kleinste Kind. Und dieses Empfinden hat unbedingt jemanden nötig, von dem das Amt erwartet, daß er um die Kinder besorgt sei. Besorgnis, mütterliches Mißtrauen gegen alle nicht auf unmittelbarer Wahrnehmung beruhende Kunde über die Behandlung des Kindes erhoffen wir von dem weiblichen Berufsvormund. Mitten in den sogenannten Zentren unsrer Kultur treiben immer noch zahlreiche Engelmacherinnen ihr Wesen, ohne daß die Behörden sie fassen könnten. Angesichts dieser Tatsache können wir mit der Organisation des Vormundschaftswesens nicht zufrieden sein. Wie an so vielen Posten, deren Arbeit eine gediegene, gründlich planmäßige sein müßte, sehen wir hier den leistungsfrohen, aber nicht immer leistungsstarken Dilettantismus Zeit und Kraft vergeuden. Wenn wir da planmäßig vorgebildete und mit ihrem ganzen Wesen das Amt erfassende Berufsvormünderinnen einsetzen könnten, dann würden wir manches Leben, manche Gesundheit erhalten und die Zahl der Fürsorgezöglinge verringern können.

Die Anstellung solcher Kräfte kostet natürlich Geld. Aber wie so oft gegen Leiden nur diejenigen Mittel helfen, die beißen oder brennen, so taugen für die Jugendfürsorge als ernsthaft wirkende Mittel nur diejenigen, die Geld kosten. Das Schwurgericht in Altona befaßte sich kürzlich mit einer Kutschersfrau, die uneheliche Kinder von den Müttern gegen eine einmalige Zahlung annahm. Sie legte die hilf-

Digitized by Google

losen Wesen in einen Korb und deckte ihnen dort den Kopf mit einem Tuche zu. Wenn das noch nicht „half“, so gab sie als Nahrung so lange Reiswasser statt Milch, bis der mitleidigere Sensenmann alle Wünsche befriedigte. Jahrelang konnte derartiges geschehen, ohne daß irgendein Organ der Vormundschaft das Treiben unmöglich machte. Die Arbeit der Schwurgerichte hinterher ist auch meist ergebnislos, da den Geschworenen der Beweis fehlt, den mit Sicherheit zu führen recht selten möglich ist. Berufsverbrecher sind meist leichter zu überführen, da ihnen oft das Gewissen einen Streich spielt. Aber die Engelmacherin mordet die Kostkinder mit dem besten Gewissen von der Welt, just wie einst der Spartaner im Tahgetos. Führen wir gegen diesen Abschaum der weiblichen Bevölkerung unsere jungen, berufsfreudigen Juristinnen als Berufsvormünder ins Feld; sie werden es behaupten!

Mit dem Vormundschaftsrichter ziehen sie ins Jugendgericht ein. Dort reißen sie der vergeltungslustigen Justitia die Binde von den Augen und zeigen ihr die Schuld, wo sie wirklich ist. Sie zeigen ihr, daß der jugendliche Rechtsverletzer keiner geworden wäre, hätte man ihn erzogen. Erzogen mit so viel Liebe und Freundlichkeit, wie dem Richter und seinen Schöffen echte Mütter sie erwiesen haben. In das Dämmerleben dieser Kinder schaute nur jene Karikatur der Mutterliebe, deren Erziehungskünste in dem sinn- und vorwurfsreichen Scheltworte: „Ihr Brotesser“ gipfelten. Genau angeschaut, diese Kindheit! Scharf gegenübergestellt, Auge in Auge, — wenn ihr könnt! Dann sprecht schuldig, — wenn ihr noch mögt. Und dennoch keine schwächliche Justiz! Wenn wir nicht strafen dürfen und können, so müssen wir doch behandeln. Der Vorentwurf des neuen Strafgesetzbuchs zeigt da dem Jugendrichter einen ganz guten Weg:

„Erscheint die Tat hauptsächlich als Folge mangelhafter Erziehung oder ist sonst anzunehmen, daß Erziehungsmaßregeln erforderlich sind, um den Täter an ein gesetzmäßiges Leben zu gewöhnen, so kann das Gericht neben oder an Stelle einer Freiheitsstrafe seine Überweisung zur staatlich überwachten Erziehung anordnen.“

Das Gesetz aber sagt dem Jugendrichter nicht, und nimmer wird ihm ein Gesetz sagen können, wann eine Erziehung mangelhaft war, ob und wie sie noch ersetzbar ist. Das möge ihm seine „Gehilfin“ sagen, der weibliche Berufsvormund, zugleich Jugendanwalt. Mag die Anklagebehörde die Tat aufklären und ermitteln, was geschehen ist. Der Jugendanwalt muß feststellen, wie die Tat innerlich werden konnte, welche sozialen, welche erziehlichen, welche gesundheitlichen Gründe zu ihr hinführten. Wie der Arzt die Krankheit erforscht, so muß er forschen und auch an die Heilmittel denken. In Fortsetzung der Aufgaben, welche sie als Berufsvormund erfüllte, wird die zum Jugendanwalt gewordene Juristin des zu behandelnden Kindes Natur studieren, sie wird die Erziehungsmaßnahmen vermitteln oder selbst leiten, sie wird es nicht mehr los lassen, so lange es ihrer bedarf. Schon jetzt erfüllen bei den meisten Jugendgerichten Frauen im Ehrenamte einen Teil dieser Aufgaben. Sie unterstützen den Richter durch Ermittelungen vor dem Urteil und durch Übernahme der Schutzgewalt über das Kind nach dem Urteil. Es sind freiwillige Kräfte, die sich zur Unterstützung des Jugendge-

Digitized by Google

gerichts in Vereinen organisiert haben. Zuweilen auch handelt es sich um Beauftragte der „Ausschüsse für Jugendfürsorge“, welche den Jugendschutz in Anlehnung an die kommunale Selbstverwaltung betreiben. Diese Freiwilligen leisten viel und werden auch später unentbehrlich bleiben. Doch ist die Qualität dieser Kräfte sehr verschieden. Manchmal vermißt man schmerzlich den festen, verläßlichen Kern in ihrer Organisation. Diesen Kern würden die Jugendanwältinnen bilden. So würden die Juristinnen in der Rechtspflege einen sicheren beruflichen Platz finden.

Landsberg-Lennep

Bildung und Schule

Rollschuhkinder

Körperpflege

gehören wohl zu dem wenigen Neuen, was uns das moderne Großstadtbild an wirklich Erfreulichem zugebracht hat. Zwischen den lärmenden eine stillere Seitenstraße mit Asphalt, und bald beginnt das muntre Geklapper und leise Gesurr der Jungen und Mädel vom feurig plumpen Rasen mit strampelnden Beinen und fuchtelnden Armen bis zum fürnehm-gemessenen Doppelgeschwebe Arm an Arm der Backfische, die sich ihrer Würde bewußt sind. Mitunter sieht man reizende Bewegungen durch die Tanzstunde noch nicht schematisierter natürlicher Kindergrazie, erfreulich aber ist's *immer*, denn immer merkt man ja, wie's Freude macht. Vom Gesundheitlichen ganz zu schweigen. Und köstlich: es kann fast das ganze Jahr durch so bleiben. „Liebe Polizei, laß es so!“ Das ist für mich persönlich jeder derartigen Beobachtung Endergebnis. Bis jetzt sind tatsächlich die hohen Obrigkeiten gegen das Rollaufen in den Straßen für deutsche Begriffe erstaunlich duldsam. Selbst wo mal ein Griesgram schilt, weil er angerannt, ist immer noch weder Verkehrshindernis noch grober Unfug „konstatiert“ worden. Leben wir wirklich auch in diesen Dingen unterm Erbämmern einer neuen Zeit? Nochmals: „Liebe Polizei, laß es so!“ A

Papier und Pädagogik

Wir leben im Zeitalter des Papierbetriebs. Das hat natürlich seine großen Vorteile; denn sonst würde sich der Brauch schon längst überlebt haben — aber auch seine Nachteile. Wollte man Licht und Schatten in Beispielen sich spiegeln lassen, fast jeder Stand könnte sein Büchlein darüber schreiben. Ich möchte hier nur ein kleines Teilgebiet herausgreifen: die papierene Pädagogik — und aus dieser selbst nur ein Bruchstück: die papierene Pädagogik, insofern sie in Erlassen, Verordnungen, Bekanntgaben, Statistiken, Listen und ähnlichen Dingen behördlicherseits erlassen, verordnet, bekanntgegeben usw. und dann im Lehrkörper einer Schule, einer Stadt oder eines Landes in Umlauf gebracht wird.

Es liegt eine Gefahr in diesem Papierbetrieb, besonders weil er von Tag zu Tag an Umfang gewinnt. Was alles muß der Lehrer heutzutag eintragen, verbuchen, unterzeichnen, kurzum schriftlich festlegen! Lehrpläne für das Jahr, für Monate, Wochen und Stunden, Tagebücher, in denen jede Lektion nach Nam und Art aufgezählt werden muß, Handbücher, Zensurbogen, Notentabellen, Gesundheitslisten, Statistiken über gewerbliche Arbeiten, über Krankheitsfälle, über badende und nicht badende Schüler usw. usw. Dazu kommen jeden Tag die verschiedensten behördlichen Zirkulare, die zu lesen, bekanntzugeben, auszufüllen, zu unterzeichnen oder doch zu beherzigen und weiterzugeben sind. Immer wieder muß der Leh-

Digitized by Google

rer sich hinsetzen — oft mitten im Unterrichtsbetrieb — und lesen, berechnen, auskundschaften, in Duplikaten anfertigen und in Akten sammeln, was die hohe Behörde für wichtig hält.

Zugegeben, der pädagogische Großbetrieb kann in den Städten der Papierwirtschaft nicht mehr entraten; es läßt sich trotz aller Verbote nicht umgehen, daß zuweilen mitten im lebendigen Unterricht eine papierene Forderung angeschwirrt kommt und zerreißt und vernichtet, was an Stimmung und Spannung über der Klasse schwebt. Aber die Papierarbeit muß auf das Allernotwendigste eingeschränkt werden; denn sie lähmt das eigentliche pädagogische Leben. Der Lehrer ist kein Schreiber und kein Statistiker; er ist in erster Reihe Menschenbildner. Jede Viertelstunde, die er auf Anlage jener Listen verwendet, die meist nach ein paar Monaten schon wertlos geworden sind und deren Augenblicksbedeutung in vielen Fällen fraglich ist, jede Minute, die den Lehrer abzieht von seiner Unterrichtstätigkeit, bedeutet einen weit größeren Verlust für die Klasse, als den der Zeit, die sie verlangt.

Die Herren am grünen Tisch sollten sich vergegenwärtigen, daß sie, die sonst jede Störung des Unterrichts so strenge ahnden würden, in diesem Falle selbst die ärgsten Unterrichtsstörer sind.

Ernst Weber

Die Jugendfürsorge in Preußen

soll nun planmäßig ausgestaltet werden. Ein Erlaß des Kultusministeriums vom 18. Januar 1911 (dem vierzigsten Geburtstage des Reichs!) befaßt sich eingehend mit den Zielen der Jugendpflege und mit praktischen Ratschlägen zu ihrer Förderung. Stadt-, Orts- und Kreisausschüsse sollen die bereits allenthalben an der schulentlassenen Jugend geleistete Arbeit vereinigen und ergänzen, Bezirksausschüsse unter der Leitung des Regierungspräsidenten jene lokalen Organisationen wiederum zusammenfassen. Man denkt zunächst nicht an staatliche Einrichtungen mit Besuchszwang; vielmehr nur daran, die bestehenden Vereinigungen „unter sich und mit den staatlichen, den Kreis- und Gemeindeorganen zu einheitlichem, planvollem Wirken zusammenzuschließen und ihnen . . . durch Rat und Tat, auch durch Zuwendung staatlicher Mittel als Beihilfen eine an Umfang und Kraft gesteigerte Wirksamkeit“ zu ermöglichen. Im einzelnen werden dann alle die Grundsätze für die Jugendpflege aufgestellt, die sich in der Praxis der bestehenden Vereine herausgebildet haben. Man legt ausdrücklich Wert auf die „tunlichst freie Entfaltung aller geeigneten Kräfte“. Möge man das „tunlichst“ recht weitherzig fassen und die neue Arbeit vor allem auch von dem Verdachte befreien, irgendwelchen politischen Parteizwecken zu dienen. Auch könnte bureaukratischer Zwang schon rein als solcher, rein als „Form“ nirgend die besten Absichten so gründlich zunichte machen, wie in der Jugendfürsorge. Soviel die zusammenfassende, organisatorische Arbeit hier erleichtern kann: entscheidend wird und muß die persönliche Wirksamkeit im einzelnen bleiben. Es wird alles darauf ankommen, wie die Ausschüsse sich zusammensetzen und wie sie arbeiten. Verwunderung hat erregt, daß die weibliche Jugend aus der staatlichen Hilfeleistung ausdrücklich ausgeschaltet ist; gerade die zukünftigen Gattinnen und Mütter sind ja durch unsre wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse aufs

Digitized by Google

schwerste gefährdet. Die Regierung wurde hier wohl von der Tatsache bestimmt, daß die Fürsorge für die weibliche Jugend weitaus noch nicht so sichere Wege gefunden hat, wie etwa die in den männlichen Jugendvereinen. Zunächst müßte also wohl hier die private Arbeit noch kräftiger einsetzen und taugliche Einrichtungen schaffen, für die dann die Mitwirkung der Regierung zu verlangen wäre.

Ratschläge zur Berufswahl

Das statistische Amt in Halle a. S. hat Elternsprechstunden eingerichtet, in denen von den nationalökonomisch vorgebildeten, über den Arbeitsmarkt und die Berufsaussichten unterrichteten Beamten Ratschläge zur Berufswahl erteilt werden. Es kamen dorthin nicht nur Eltern mit ihren Kindern, sondern auch ältere Leute, namentlich Frauen. Durch besonders günstige Umstände konnte mit den Sprechstunden zugleich ein Arbeitsnachweis verbunden und einzelnen Ratsuchenden sogleich eine Stelle vermittelt werden. Die Einrichtung ist bereits in anderen Städten nachgeahmt worden. (Näheres in der „Sozialen Praxis", XX, 23.)

Universitäten-Konkurrenz?

Seit langem weiß man: Frankfurt wünscht sich eine Universität. Gegen den Plan einer „Stiftungsuniversität" für die Stadt am Main jedoch protestiert neuestens, — wer? Die Universität Heidelberg?, Gießen?, Marburg? Nein. Aber der Marburger Bürgermeister nebst einigen anderen Herren. Es könnten und würden da sehr zahlreiche Studenten, die in Marburg heute studieren, nach Frankfurt gehen. Daraufhin unausbleiblicher Einnahmeausfall der Marburger Zimmervermieterinnen, Gastwirte usw. — Wehe! Und außerdem würden durch Schaffung neuer Universitäten neue Studenten geschaffen. Bildungsproletariat, Unruhebringer, Staatsfeinde würden's werden. Dreimal Wehe! Darum, lieber Staat: verbiete den Frankfurtern ihre Stiftungsuniversität!

Ich weiß nicht, ob der Staat Universitätengründungen verbieten oder die Gründer nur so oder so plagen darf. Aber selbst wer preußischer Verwaltung manchen seltsamen Streich zutraut — daß sie Marburgs Zimmervermieterbudget als ernsthaft zu nehmenden Faktor in ihren Kalkul einstelle, hat das wirklich ein Oberbürgermeister verlangt und ein Landrat? Gibt es wirklich ehrenwerte Herren dieser Berufe, welche nicht mehr zu bedenken wissen in solch (doch wohl immer noch) ernster Frage, als Kirchturmsachen? Nun denn, meine Herren, die Gründung einer neuen Universität ist nicht eine Frage des „Bedürfnisses", wie die Einrichtung einer Schänke. Sie ist ebensowenig eine Gelegenheit für Spittel-Reife männlichen und weiblichen Geschlechts, aus den Taschen „buden"bedürftiger Studiosi Mietzins zu zapfen. Ganz und gar nicht. Pereant mulieres, fiat universitas! sie werde, wenn sie Gutes wirken kann. Und kann eine neue Universität Gutes wirken? Ja. Denn sie wird in der Tat die Studentenzahl an einigen andern Universitäten vermindern. Hoffentlich wird sie es tun, denn jede wahre Bildung wird um so kräftiger und eindringlicher vermittelt, je persönlicher sie gegeben werden kann, das heißt je weniger Köpfe der Bildner vor sich sieht. Denken wir an die kleine Schweiz,

Digitized by Google

welche mit ihren zahlreichen Universitäten so gut fährt. Kann aber die Bildung gefördert werden, so mögen die Vermieterinnen schweigen. Es ist nicht abzusehen, warum armen Studenten, die in Frankfurt bei den Eltern umsonst wohnen könnten, um jener Damen willen der Studierkorb benebst Brotkorb höher gehängt werden sollte. Und das Bildungsproletariat sollte man wirklich nicht so offenherzig fürchten. In einem Staat wie Preußen macht sich solche Besorgnis lächerlich, mit Verlaub. Zudem ist nicht einmal bewiesen, daß es vermehrt würde.

Anders als unter den großen Gesichtswinkeln: entgehender Mietzins und vermehrtes Lernen der Unbemittelten, anders sieht der Wettbewerb der Universitäten aus als Wettbewerb der Geister. Und da ist er doppelt wünschenswert. Jede Universität hat sozusagen ihren besonderen Hausgeist. Und die Wahl eines Ortes hängt für den Studierenden oft genug gerade von der Sympathie ab, die er diesem entgegenbringt. Was macht den „Hausgeist“? Nun, zu einer reichlichen Hälfte die Überlieferung (zum Beispiel ist in Berlin die Tradition gegenseitiger Unnahbarkeit zwischen Hörer und Lehrer beinahe unglaublich stark). Diese würde in Frankfurt fehlen, kein geringer Vorzug! Wie viele gute „Neuerungen“ könnten hier eingeführt werden, ohne daß alte Rechte und Gefühle gekränkt würden!* Zum Hausgeist gehört ferner das Bauliche. Gewiß würden sich's die Frankfurter nicht nehmen lassen, ein bequemes, lichtes, schönes Haus zu bauen. Gönnen wir doch das den künftigen Studenten!, das Studium, alles in allem und ernst genommen, ist keine solche Seligkeit, daß dies nicht ins Gewicht fiele. Zum Hausgeist gehört endlich auch der Lehrgeist. Ich kenne Frankfurt nicht näher, aber möglich wäre es schon, daß an einer nicht-staatlichen Universität, wo keine Orden und Titel zu holen sind, wo der Minister und der Dezernent immerhin etwas weniger zu sagen haben, ich meine: daß da manches Wort gesprochen, manche Tat getan, manche Lehre gelehrt würde, die anderswo nicht gehört wird. Haben wir noch nicht genug Fälle von Unduldsamkeit aller Art erlebt, um eine Stätte dringend zu wünschen, wo solche Unduldsamkeit von vornherein ausgeschlossen werden könnte? Die Frankfurter mögen es den Nachbarstädten sagen, daß sie nicht eine Vermieterinnen- sondern eine Kulturangelegenheit vorhaben. Und wir wollen hoffen, daß es wirklich so ist, daß die freie Konkurrenz aufstachelnd und aufrüttelnd in das durch Verfügungen gehemmte Universitätenwesen einwirke. Denn was soll etwa ein Ministerium tun, wenn die Frankfurter einem begehrten Hochschullehrer den anständigeren, freieren, lockenderen Lehrvertrag anbieten als das Ministerium selbst? Was kann es tun, als in sich gehen und bessere Verträge bieten? Hans Herter

* Nach neueren Zeitungsberichten ist mancherlei derart von den Frankfurter Maßgebenden geplant. Möge die Durchführung glücken!

Unter uns

Zur Dürerbund-Ausstellung gegen Schundliteratur

Der Dürerbund teilt hierdurch mit, daß er zur besseren Ausnutzung seiner Wanderausstellung gegen Schundliteratur, die ohne Entgelt verliehen wird, ein umfassendes Verzeichnis guter

Digitized by Google

und ganz billiger Bücher hergestellt hat und den Vereinen wie einzelnen Personen zur Verfügung stellt. Als 85. Flugschrift des Dürerbundes erschienen, wird es zum Preise von 10 Pfennig für das einzelne Stück abgegeben.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung ist der Meinung, daß sich unter unsern Angaben über ihre Ausstellung Irrtümer befänden. Wir hatten im ersten Märzheft geschrieben: „Es sind Klagen an uns gekommen über die hohen Preise, welche die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung für das Leihen und Aufstellen dieses Materiales fordert." Nach Angabe der Stiftung ist eine Summe von 300 Mark „nur in solchen Fällen, in denen die Ausstellung von größeren Stadtgemeinden veranstaltet wurde, erbeten worden, und zwar als allgemeiner Kostenbeitrag, mit dem dann meist noch zum Teil die besonderen Kosten im einzelnen Falle zu bestreiten waren", auch die für einen einrichtenden und erläuternden Assistenten. „Wird die Ausstellung nicht von Behörden, sondern von Vereinen oder von privater Seite veranstaltet, so wird meist keinerlei Kostenbeitrag verlangt, und es wird nur in besonderen, dazu geeigneten Fällen den Beteiligten anheimgegeben, ob und gegebenenfalls in welcher Höhe sie der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung einen einmaligen Beitrag gewähren wollen. Tatsächlich wird in der großen Mehrzahl der Fälle die Ausstellung von der Stiftung völlig unentgeltlich abgegeben, und den Veranstaltern fallen nur die Frachtkosten und sonstigen lokalen Kosten der Veranstaltung im einzelnen Falle zur Last. Hiernach würde die Stiftung im wesentlichen ebenso verfahren wie der Dürerbund."

Das bestätigt aber unsre Angaben. Aus einer größeren Stadt schrieb man uns, daß man die Förderung sehr hoch gefunden, aber doch 300 Mark bezahlt habe, um die Ausstellung überhaupt zu bekommen. Aus einer Stadt von nur rund 6000 Einwohnern schrieb uns der Vorstand des dortigen Dürervereins, daß „sich die Kosten des Entleihens der Schultze-schen Ausstellung für den Verein als zu hoch erwiesen haben". Aus einer dritten, größeren Stadt schrieb man uns: „die Hamburger Ausstellung wurde bei uns wegen der hohen Kosten abgelehnt". Weiter hatten wir nichts behauptet. Inwiefern die 300 Mark als „allgemeiner Kostenbeitrag" gelten sollen, verstehen wir allerdings nicht, denn die gesamten einmaligen Anschaffungskosten der ausgestellten Gegenstände betragen nach unsern Erfahrungen und nach einer Vergleichung unsrer mit der Hamburger Ausstellung noch nicht einmal 300 Mark. Das übrige bedeutet Arbeit, und Arbeit für solche Zwecke wird sich die „Dichter-Gedächtnisstiftung" als gemeinnützige Anstalt doch wohl ebensowenig, wie der Dürerbund, mit so hohen Sätzen bezahlen lassen. Im übrigen war es kein unfreundlicher Akt gegen die Hamburger Herren, daß wir diese auch von uns längst vorbereitete Ausstellung in die Reihe unsrer Wanderausstellungen aufnahmen, indem wir uns erboten, der guten Sache wegen unentgeltlich zu verleihen, was die Dichter-Gedächtnisstiftung für manche zu teuer verlieh. Tut sie's fortan billiger, um so besser. Dazu kommt, daß die Ausstellung der Hamburger Stiftung von fachmännischen Beurteilern zum Teil ziemlich scharf kritisiert worden ist, das Zusammenstellen der Dürerbund-Ausstellung

Digitized by Google

bot Gelegenheit, von diesen Kritiken durch Verbesserung des Materials Nutzen zu ziehen.

Arbeitsausschuß des Dürerbundes
der 1. Schriftführer:
Prof. Dr. P. Schumann

Drei Worte von Gutzkow

Die besten und edelsten Menschen gleichen zuweilen schönen Gegenden, die im Nebel und Regen das nicht sind, was im Sonnenschein. Erst unsre Liebe und der Glaube an sie gibt ihnen die rechte Beleuchtung. So ist es zumeist auch nur unsre Schuld, wenn uns so viele Menschen nicht in ihrem vollen Werte aufgehen.

Es ist Menschen von Geist und Herz eigen, sich gern einfach und gemütlich zu geben. Gleichgestimmten Seelen gegenüber kommen sie damit vortrefflich aus. Aber mit dummen Menschen ist diese Umgangsform gefährlich. Die Dummen nehmen die künstliche oder freiwillige Schwäche der Starken meist für eine natürliche und können, da sie gewohnt sind, immer geradeaus zu tappen, es wirklich dahin bringen, daß sogar der gescheiteste Mensch ihnen gegenüber durch sein Inkognito ins Gedränge kommt.

Lebende Worte

Dahin haben wir es denn doch gebracht, daß unsre Geheimräte, die wirklichen mit Exzellenzrang, einsehen, Politik treiben heißt einen Puls mit bedeutend mehr als siebzig Schlägen in der Minute haben. Sie brauchen nur auf ihre Chefs, die Herren Minister, zu sehen, wenn diese aus den Kammern kommen oder neue Wahlen anordnen. Die Vorläufer des Fortschritts, unsre armen Märtyrer aus den Zeiten nach den Befreiungskriegen, schickte man, nur wegen dieses beschleunigten Pulsschlages, auf Festungen und in die Zuchthäuser.

Unsre Bilder und Noten

Das schöne Bild von Otto Hesselbom wirkt zunächst einmal „dekorativ", und so ist mancher Betrachter wahrscheinlich geneigt, es mit einem „hübsch, wo's hinpaßt" beiseitezulegen. Aber es ist eine seltsame Sache mit dem „Dekorativen": es läßt sich auch da recht wohl zwischen guter aber nur augengefälliger äußerlicher Dekoration und guter seelisch stimmunggebender unterscheiden. Der Begriff „dekorativ", so frischweg er gebraucht wird, ist überhaupt nicht so einfach, wie er den meisten scheint. In manchen Fällen wird es sogar schwierig sein, „dekorative" Werke von solchen zu unterscheiden, die das sind, was man zumeist gerade als das Gegenteil vom Dekorativen ansieht, „monumental". Unser Bild ist nicht nur ein Schmuckstück, es ist auch ein starkes Naturbild, das sich schwerlich irgendwelchen Augen verschließen wird, die es daraufhin in Ruhe betrachten. Man sollt es freilich betrachten, wie's der Maler erschaut hat: aus der Höhe herab, das Auge ungefähr dem Monde gegenüber.

Die beiden Bilder nach Eduard von Gebhardt werden ganz gut die Worte unseres Rundschauaufsatzes über die religiöse Kunst dieses Meisters illustrieren, wenn die Erinnerung an seine eigentlichen Hauptbilder mitschwingt. Einige davon hat ja früher auch der Kunstwart in ziemlich großen Reproduktionen gebracht, wir erinnern besonders an die Gestalt und den herrlichen Kopf des Mädchens (Kw. XVIII, 9), das

Digitized by Google

einen Höhepunkt Gebhardtischer Kunst bedeutet. Unsre Bilder sollen aber zugleich auf eine schöne Gebhardt-Publikation hinweisen, der sie entnommen sind: die Sammlung von 24 farbigen Studien „E. v. Gebhardt“ mit einem Vorworte von Fritz Stahl. Das sehr interessante Mappenwerk ist bei Raphael Tuck & Sons in Berlin und London erschienen.

Die Beilage zu dem Leitaufsatz „Schmücken? Gestalten!“ gibt eine Anzahl von Beispielen aus dem dort empfohlenen Buche von Knoll und Reuther, das „Die Kunst des Schmückens“ heißt, aber noch mehr und Wichtigeres bringt, als dieser Titel andeutet. Wir haben auf unsre Tafeln dieselben Worte gesetzt, die in diesem Werke den Bildern beigegeben wurden, um so den Geist des Ganzen anschaulich zu machen. An dieser Stelle sei die Wichtigkeit des vortrefflichen Werkes noch einmal betont, das im Kühtmannschen Verlage zu Dresden erschienen ist. Wir meinen: es gehört schlechterdings zur Bildung in diesen Fragen, die hier besprochenen Gedanken zunächst einmal nachzudenken. Erst wenn das geschehen ist, wird man weiter zusehn können, mit, ohne und da und dort vielleicht auch gegen die Verfasser.

Die Zusammenstellung der Bilder vom Preisausschreiben fürs Bismarck-Nationaldenkmal am Rhein gehört zu den Rundschauaufsätzen über dies Thema. A

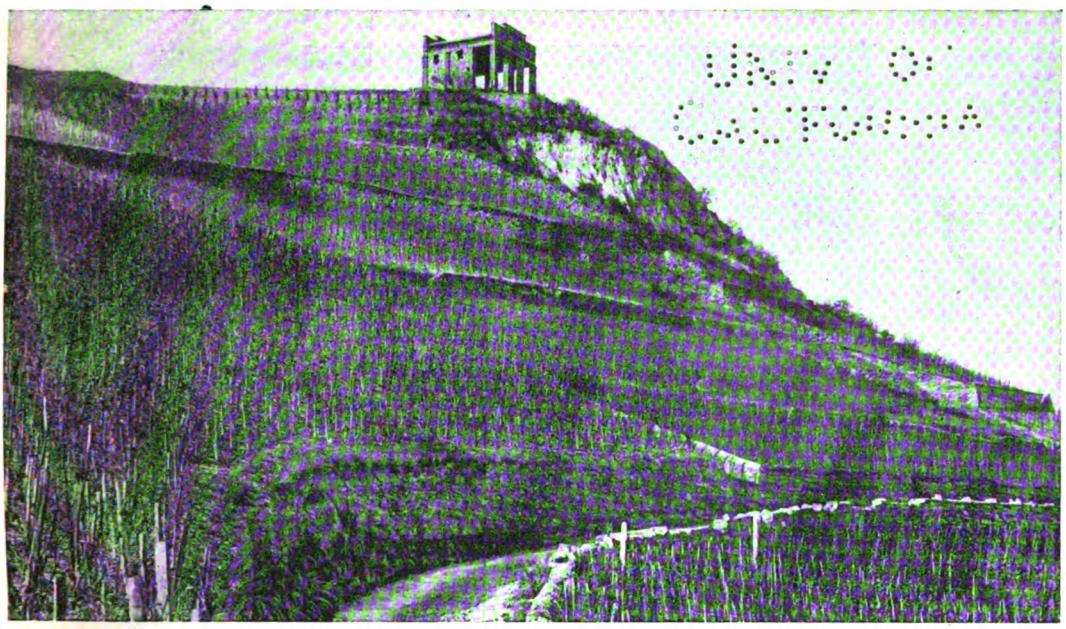
Unsre Notenbeilage bringt Proben von Kompositionen der beiden in der Rundschau dieses Heftes erörterten musikalischen „Wunderknaben“ als Beiträge zu dem Kapitel „Kind und Kunst“.

Den Anfang des Korngoldschen Trios (Verlag: Wiener Universaledition) geben wir in einer eigenen Einrichtung für Klavier. Schon das erste Stück zeigt, welchen Geistes Kind es ist. Kühn, mit prachtvollem Schwung, bäumt sich das erste Thema auf, steigert sich kräftig und macht im achten Takte eine entzückend liebenswürdige Verbeugung. Der Spieler wird schon hier, mehr noch aber aus der Fortführung des Themas gewahr werden, wie unheimlich die reich differenzierte, mit den modernsten Klangabschattungen arbeitende harmonische Phantasie des Knaben das überschreitet, was man als „kindliche Einfalt“ bezeichnen kann. Die Sicherheit, womit er seine Gedanken hinsetzt, dünkt mich für solch ein junges Menschenkind wirklich so ziemlich beispiellos. Von dem andern Wunderkind Ed. Mayer kann ich leider nichts aus den für ihn kennzeichnenden symphonistischen Sachen, die er vorspielte, mitteilen, weil der Knabe sie noch bis vor kurzem nicht zu Papier zu bringen vermochte, in der letzten Zeit aber, seitdem er regelrechten Unterricht genießt, in seinem Komponieren auffallend „zahm“, einfach, intim geworden ist. So geht denn auch das kleine Klavierstück unsrer Beilage über die Gefühlssphäre seines Alters nicht viel hinaus, dient aber immerhin dazu, die so ganz andere Artung seines Talentes zu bekunden. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

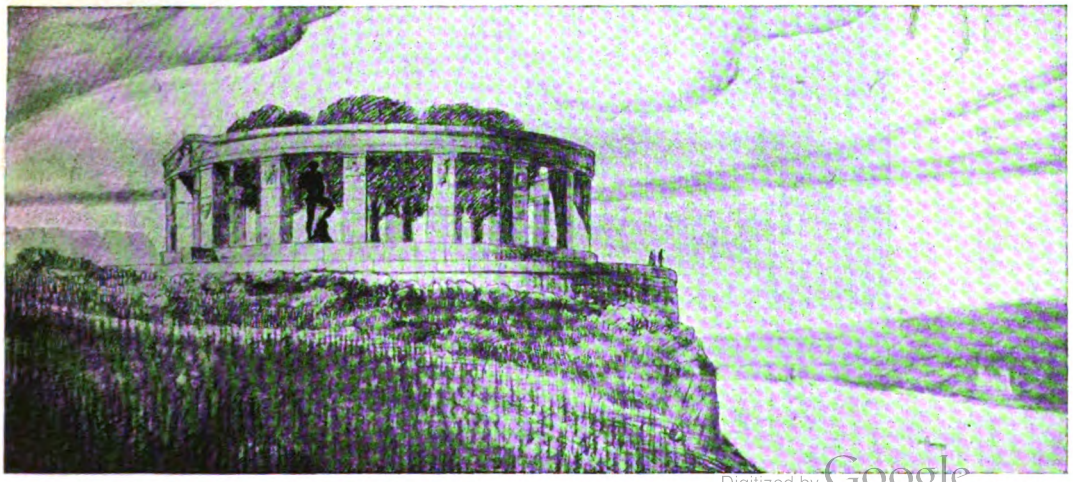
Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: ZUM BISMARCK-NATIONALDENKMAL



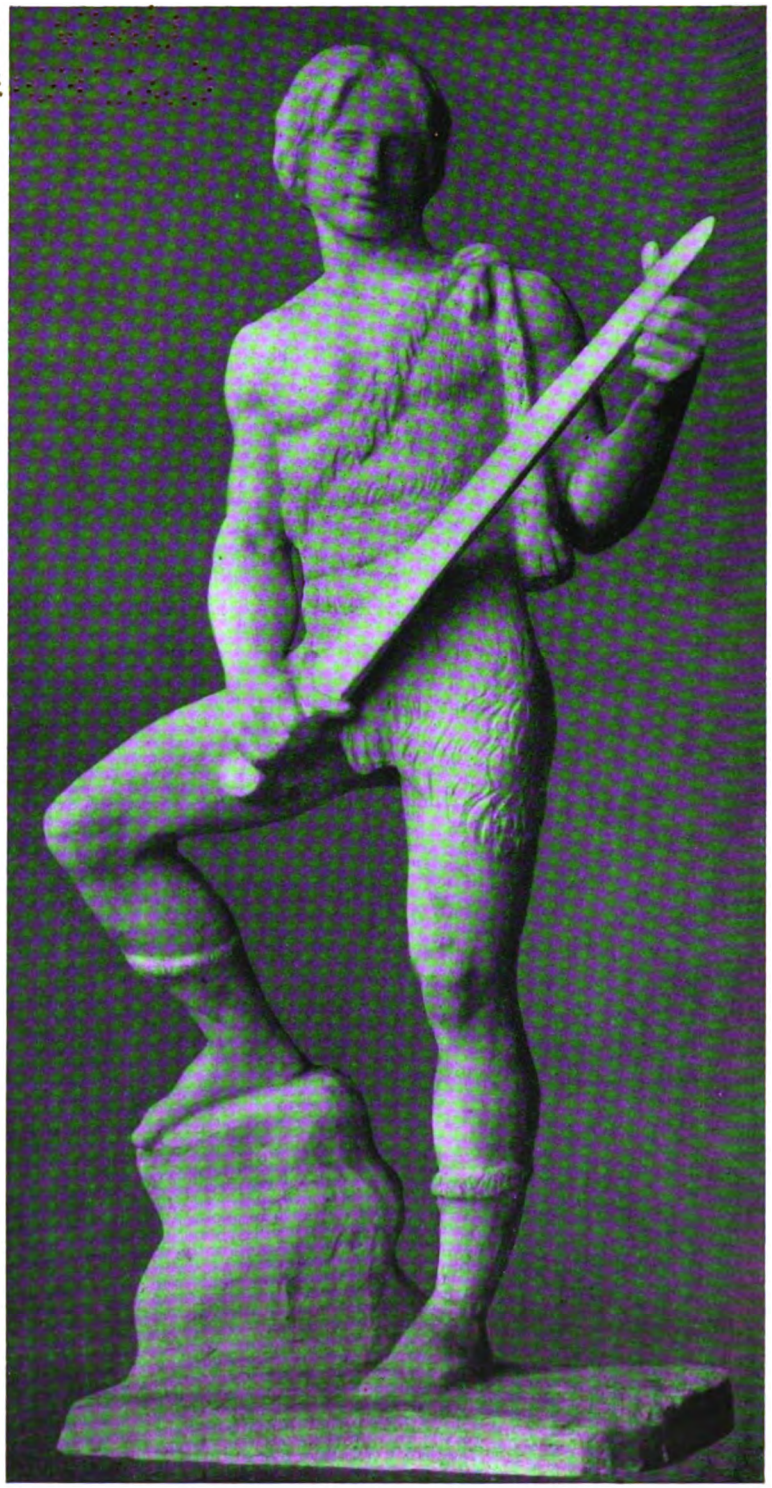
ELISENHÖHE MIT DEM ALTEN AUSSICHTSPAVILLON

ELISENHÖHE BEI BINGERBRÜCK



Digitized by Google

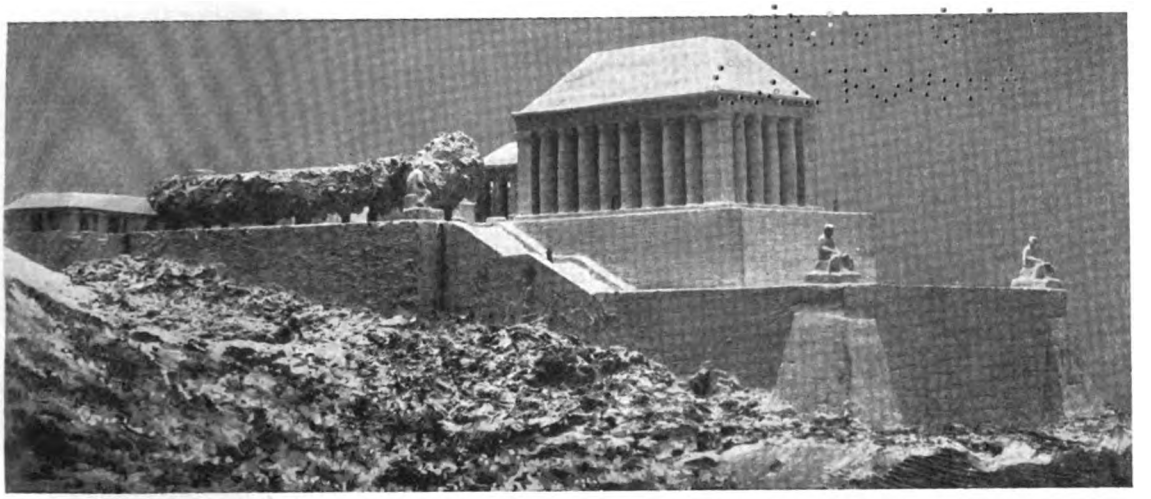
HERMANN HAHN-GERMAN BESTELMEYER

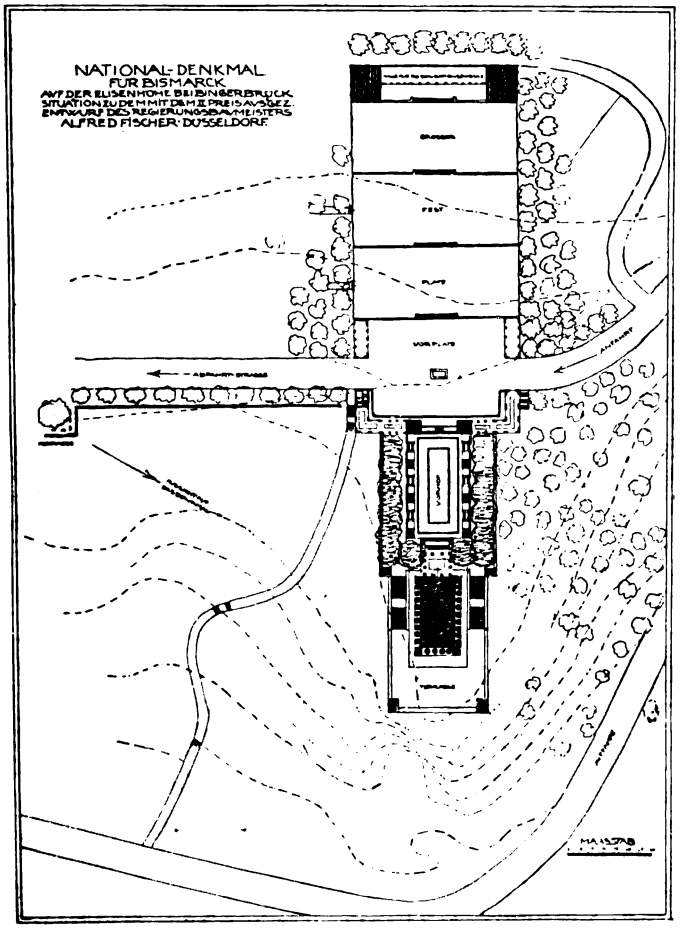


AUS DEM KUNSTWART

HERMANN HAHN

Digitized by Google

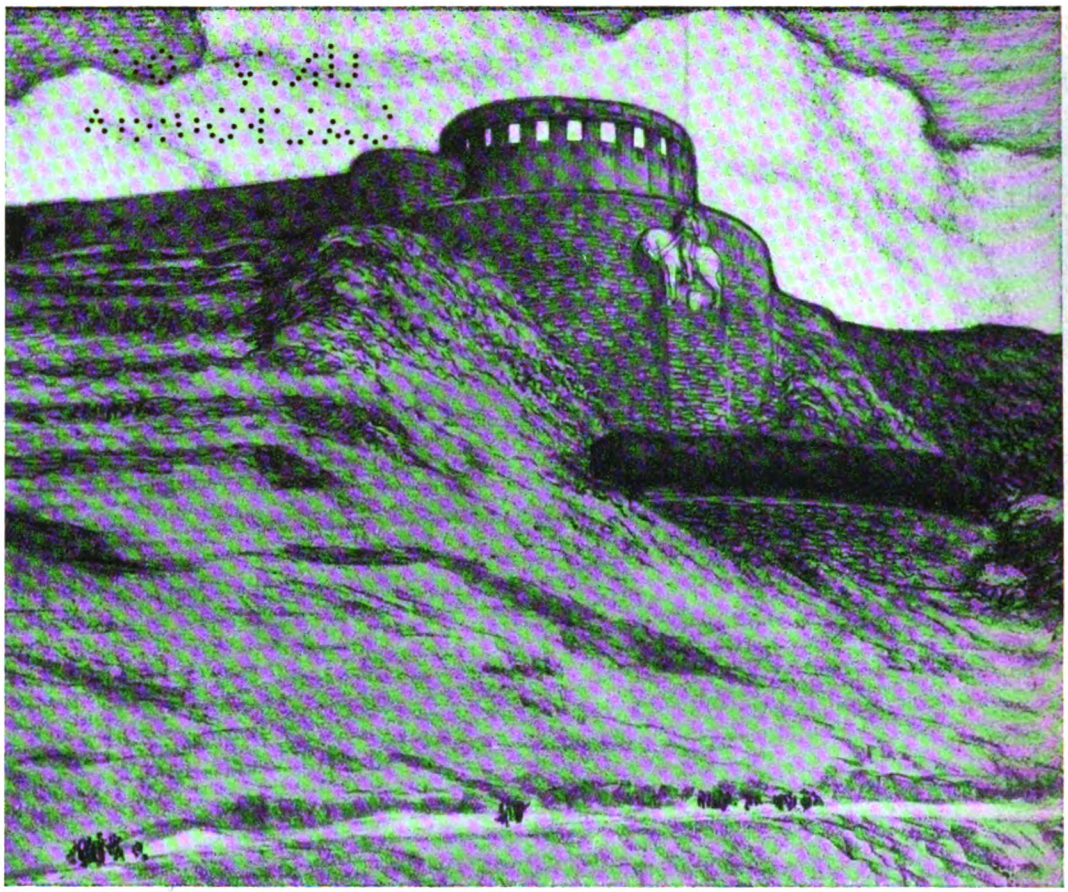




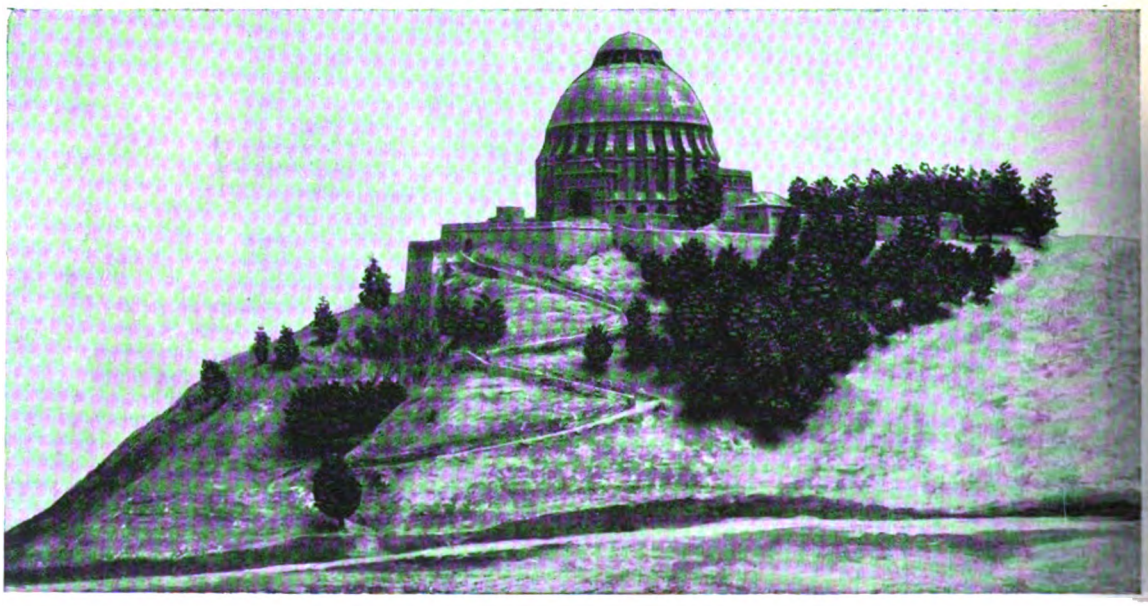
AUS DEM KUNSTWART

ALFRED FISCHER-WALTER KNIEBE

Digitized by Google

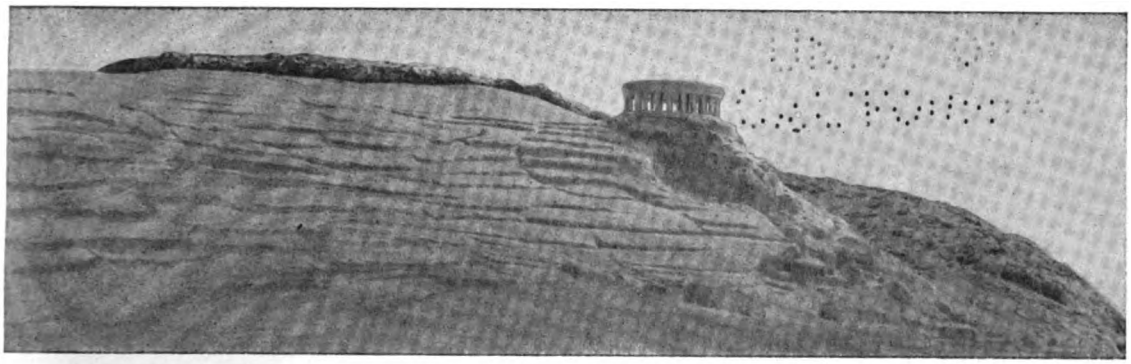


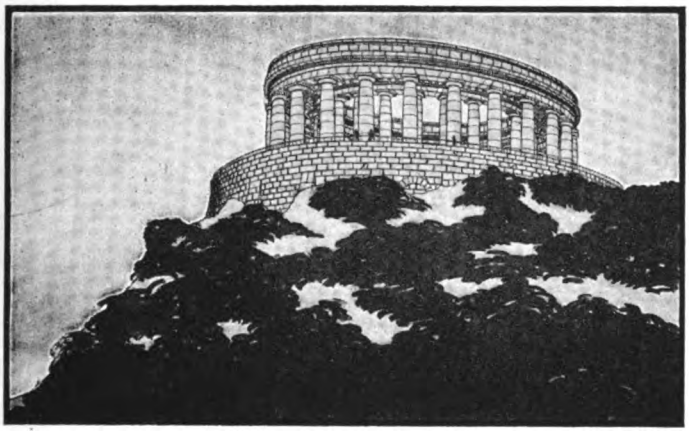
FRANZ BRANTZKY



Digitized by Google

RICH. RIEMERSCHMID



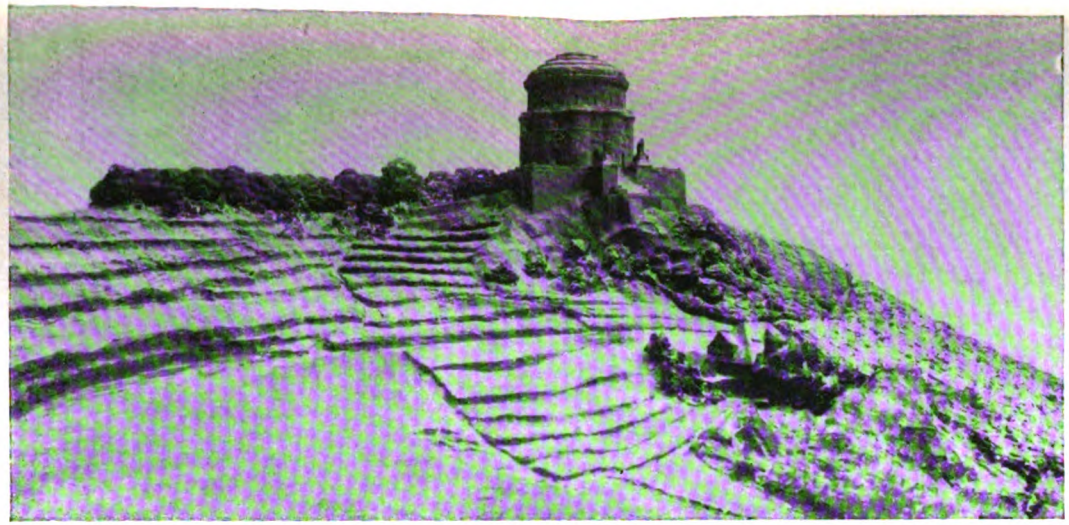


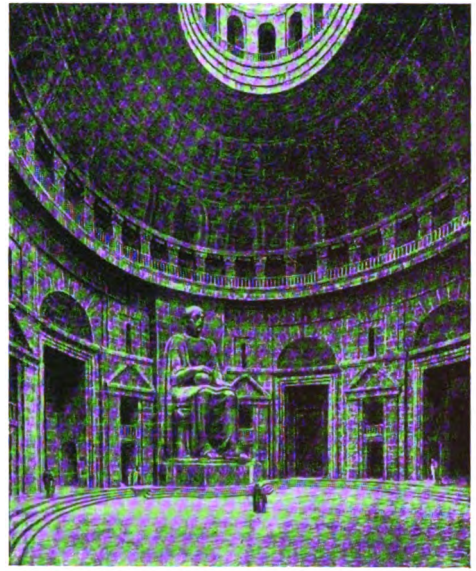
Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

GERMAN BESTELMEYER-GEORG ALBERTSHOFER

Digitized by Google

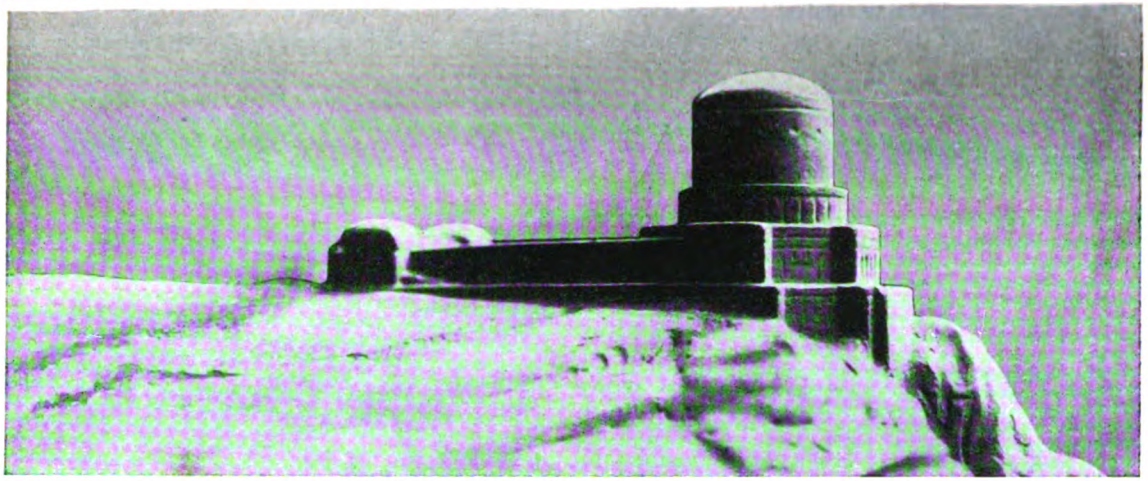


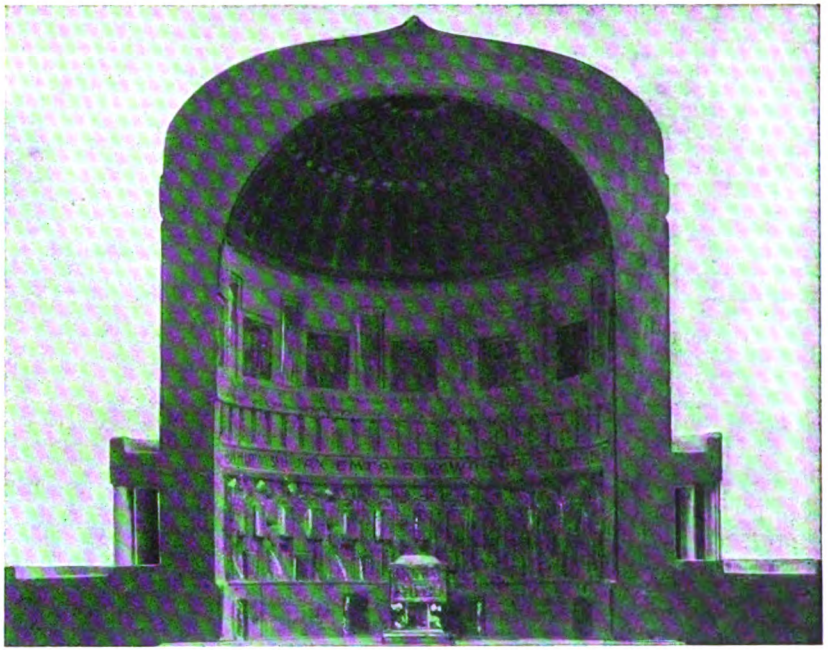


AUS DEM KUNSTWART

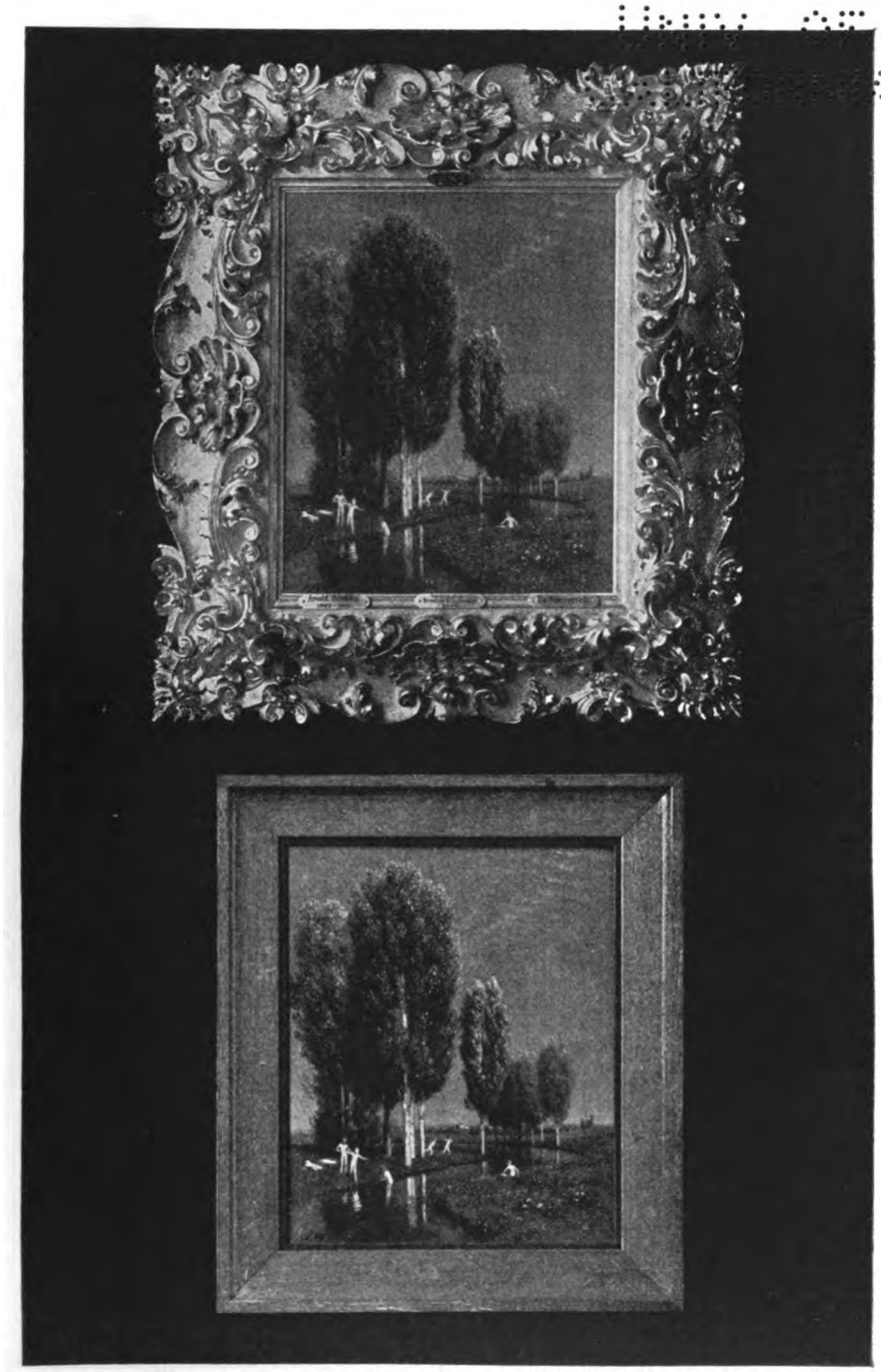
WILHELM KREIS

Digitized by Google





Digitized by Google



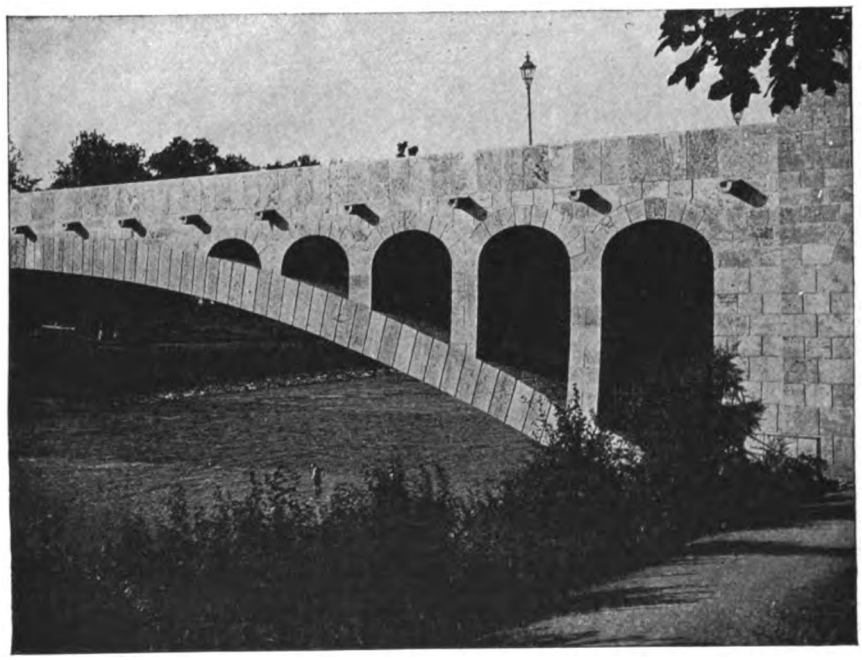
1. „DER MIT UNORGANISCHEM SCHMUCK ÜBERLADENE PRUNKRAHMEN WIRKT IM HÖCHSTEN GRADE ABLENKEND AUF DEN BESCHAUER DES BILDES EIN UND LÄSST IHN NICHT ZUM UNGETRÜBTEN GENUSSE DES KUNSTWERKES SELBST KOMMEN."
2. „DASSELBE BÖCKLINSCHE GEMÄLDE IN EINEM ORGANISCHEN RAHMEN. DER DAS AUGE FAST GAR NICHT BESCHÄFTIGENDE RAHMEN SAMMELT DIE AUFMERKSAMKEIT AUF DAS BILD SELBST.

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: SCHMÜCKEN UND GESTALTEN

„UNORGANISCHE BRÜCKE. MAN BEACHTE DIE UNMENGE WESENSFREMDER ZUTATEN ZU SCHMUCKZWECKEN."

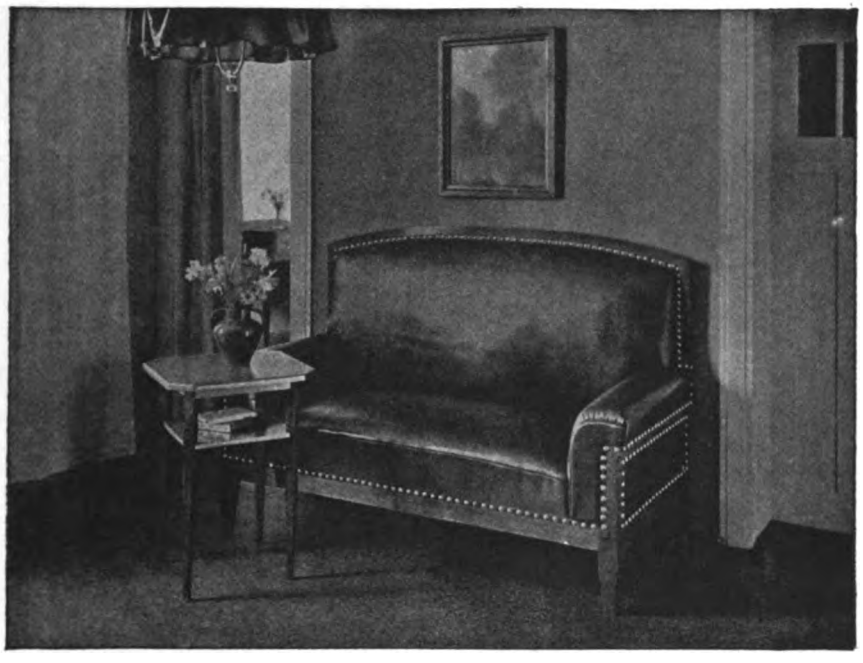


„ORGANISCHE BRÜCKE. GUTER SACHLICHER AUFBAU OHNE ALLES WESENSFREMDE BEIWERK."

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

„UNORGANISCHER INNENRAUM. GRÖSSTE ÜBERLADENHEIT MIT UNORGANISCHEM SCHMUCK. DIE TATSACHE, DASS MANCHERLEI ANKLÄNGE AN HISTORISCH ÜBERLIEFERTE STILARTEN VORHANDEN SIND, ÄNDERT NICHTS AN DER ABSOLUTEN ZERRISSENHEIT DER GESAMTERSCHEINUNG DES RAUMES. MAN ACHTE AUCH DARAUF, WIE DIE LEBENDIGEN BLUMEN IN DER VASE IN IHRER WIRKUNG VOLLSTÄNDIG ERDRÜCKT WERDEN."

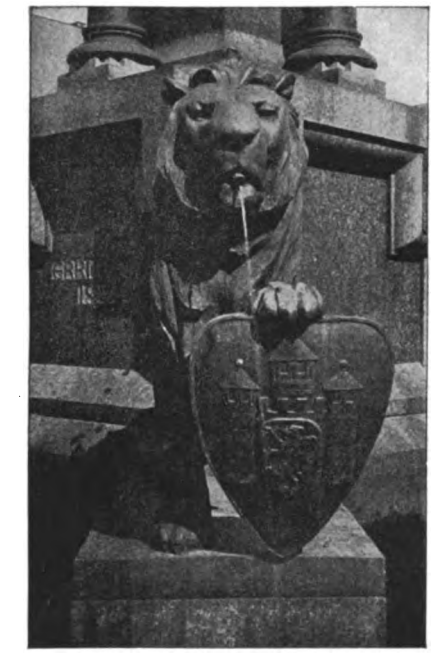


„ORGANISCHE MÖBEL IM INNENRAUM. (FÜR DIE BEURTEILUNG DER TÜR IST ZU BEACHTEN, DASS ES SICH UM EINE MIETWOHNUNG HANDELT.) FEHLEN JEDES UNORGANISCHEN SCHMUCKES. GESCHLOSSENE GESAMTERSCHEINUNG. DIE LEBENDEN BLUMEN IN DER VASE KOMMEN VOLL ZUR GELTUNG."

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

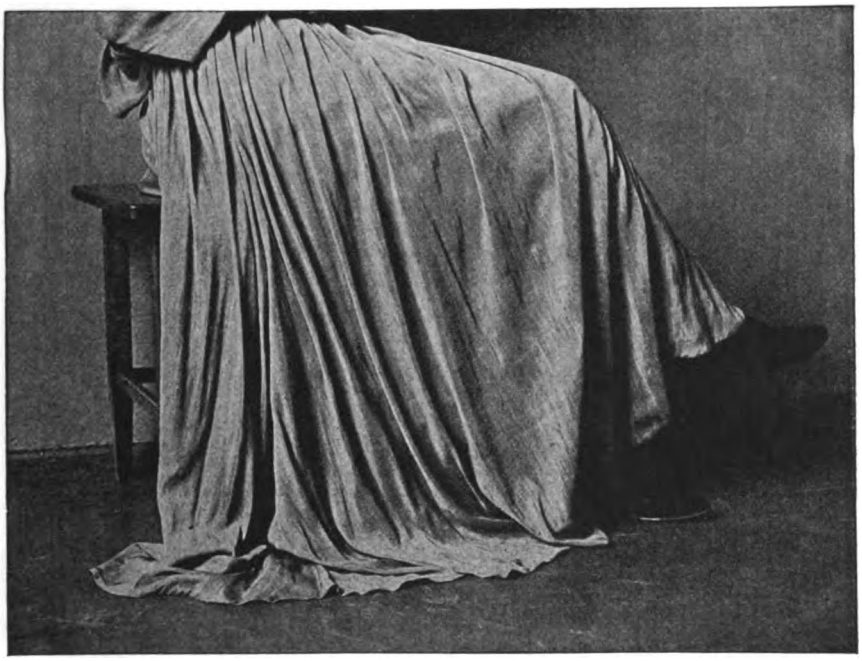
TYPISCHER LEICHENWAGEN. „EIN WAGEN, DER AUSSCHLIESSLICH ERNSTEN ZWECKEN DIENEN SOLL, WIRD ALLGEMEIN DERARTIG MIT UNORGANISCHEM SCHMUCK ÜBERHÄUFT, DASS ER — STATT FEIERLICH ZU ERSCHEINEN — UNFREIWILLIG KOMISCH WIRKT." ALS GUTES BEISPIEL NEBEN DIESES GEGENBEISPIEL KONNTE JEDES GUTE AUTOMOBIL ODER SONST EIN GUT DURCHGEBILDETER WAGEN GESTELLT WERDEN. DAGEGEN WAREN DIE BISHER Z. B. IN BERLIN ÜBLICHEN LEICHENWAGEN, GERÜSTE MIT SCHWARZEM TUCHBEHANG, DURCHAUS ENTSPRECHENDEN CHARAKTERS.



„LINKS: „UNORGANISCHER WASSERAUSLAUF AN EINEM MARKTBRUNNEN. ABLENKUNG DER AUFMERKSAMKEIT VON DER WESENSEIGENART DES WASSERS, WELCHE AM BRUNNEN IN ERSTER LINIE ZUR GELTUNG GEBRACHT WERDEN SOLLTE. VERQUICKUNG EINES WERKES DER REINEN KUNST ‚DARSTELLUNG EINES LÖWEN' MIT DEM ZWECKGEBILDE ‚WASSERAUSLAUF'. DAS RESULTAT DER VERQUICKUNG LÄSST AN LÄCHERLICHKEIT NICHTS ZU WÜNSCHEN ÜBRIG: DAS WASSER LÄUFT AUS EINEM ROHRCHEN HERAUS, DAS DER LÖWE NACH ART EINER ZIGARRENSPITZE IM MAULE TRÄGT." RECHTS: ORGANISCHER WASSERAUSLAUF. DIE FORM IST FÜR DEN ZWECK CHARAKTERISTISCH.

Digitized by Google

VON VORNHEREIN FESTGELEGTE FALTEN (SOG. PLISSÉ). „DEM FALLENDEN STOFF IST ES UNMÖGLICH GEMACHT, NATÜRLICHE FALTEN ZU BILDEN UND DAMIT ZUM INTERPRETEN DER KÖRPERBEWEGUNGEN ZU WERDEN."



FREIE FALTEN. „MAN BEACHTE DIE WOHLTÄTIGE WIRKUNG DES NATÜRLICHEN FALTENWURFS IM GEGENSATZ ZU DER ERZWUNGENEN FALTUNG IM OBERN BILDE."

Digitized by Google

„VERMEINTLICHE SCHMÜCKUNG DES KLEIDES DURCH EINEN SPITZENKRAGEN."

„ZERSTÖRENDE WIRKUNG DER STOFF-MUSTERUNG."

MODERNES „KÜNSTLERKLEID". „DER GUTE WILLE, DURCH DEN SCHMUCK ZU AKZENTUIEREN, IST UNVERKENNBAR. DIE BEABSICHTIGTE WIRKUNG WIRD ABER DURCH DEN ORNAMENTALEN CHARAKTER DES SCHMUCKES ZUNICHTE GEMACHT."

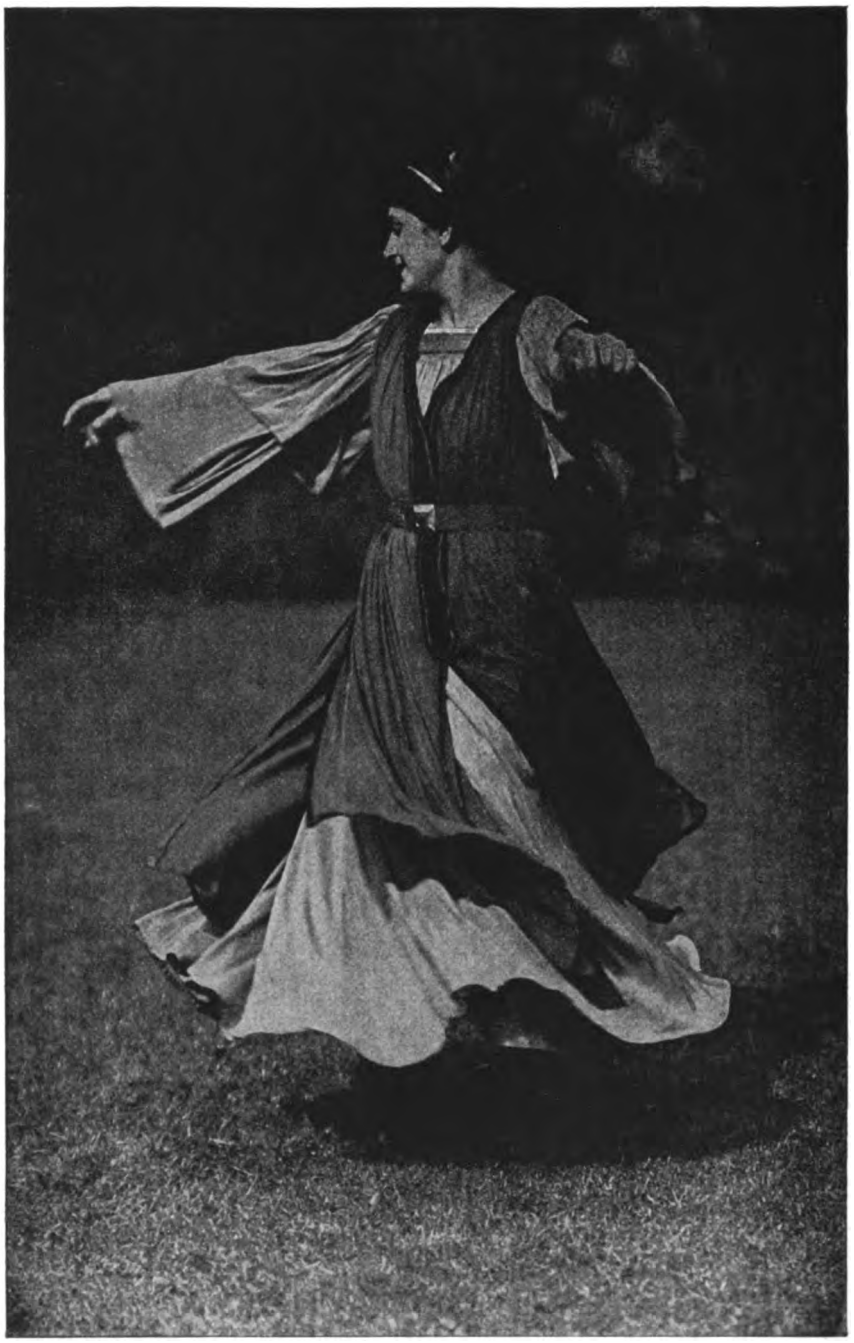
„UNGETRÜBTE EINHEITLICHE ERSCHEINUNG BEIM ORGANISCHEN KLEID."

Digitized by Google

„ORGANISCHE HAARTRACHTEN MIT KOPFSCHMUCK. AKZENTUIERUNG DER HAARTRACHT UND DER NATÜRLICHEN KOPFFORM DURCH METALLREIF UND BAND."

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google



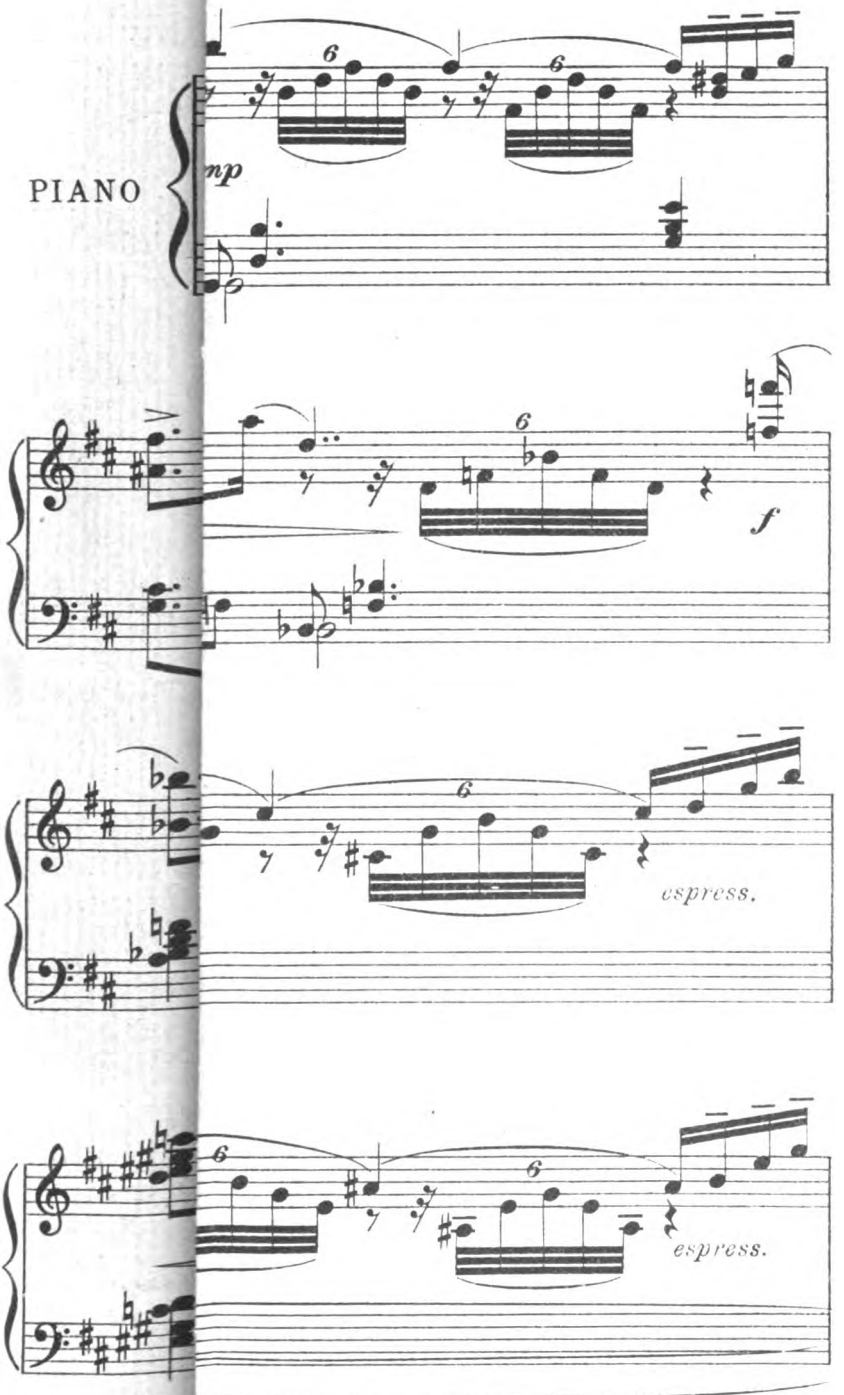
TANZKLEID IN CHARAKTERISTISCHER BEWEGUNG.

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

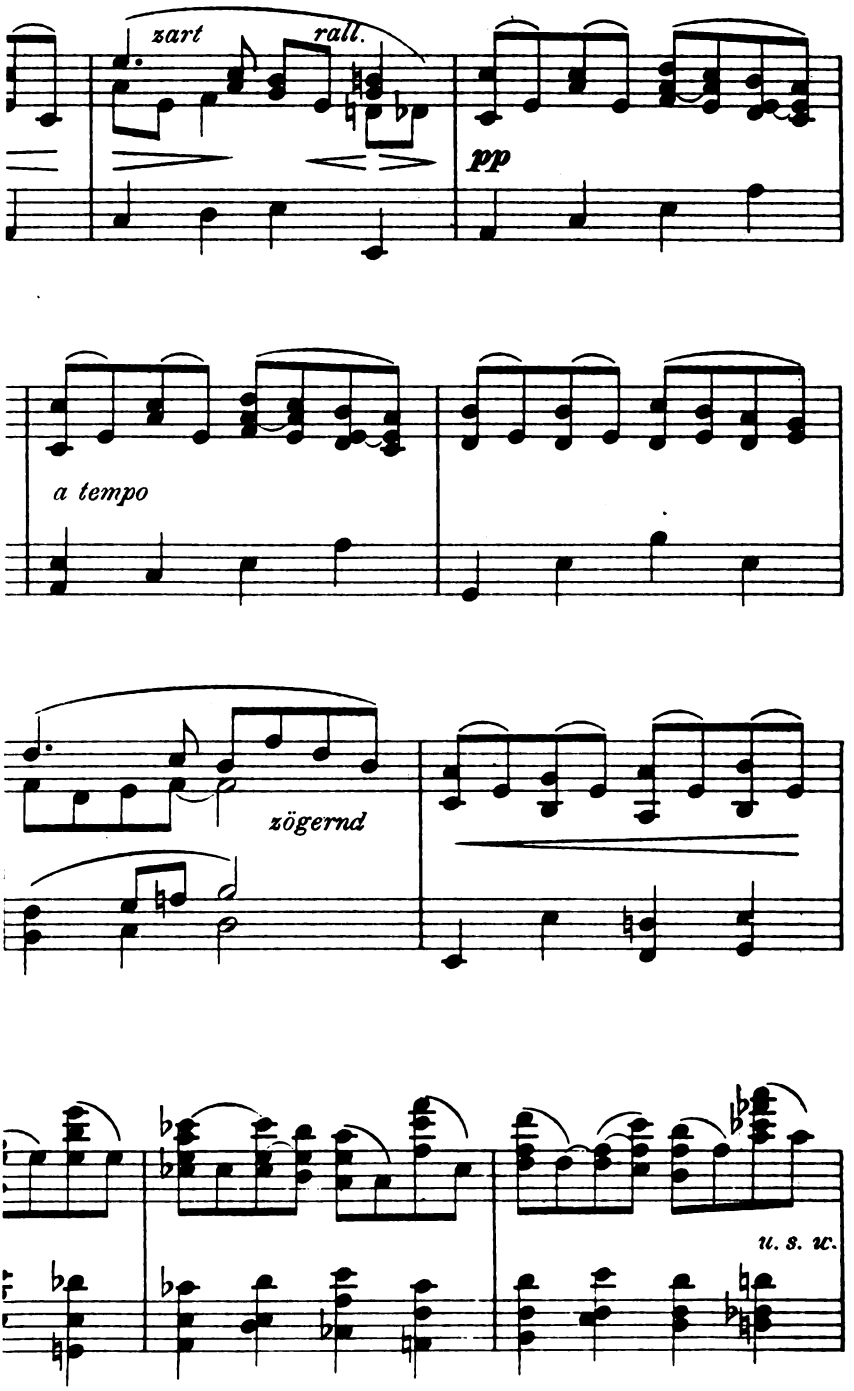
BE ORNGOLD

Anfang des
KLAVIERTRIOS, Op. 1
für Klavier eingerichtet



Mit Erlaubnis d

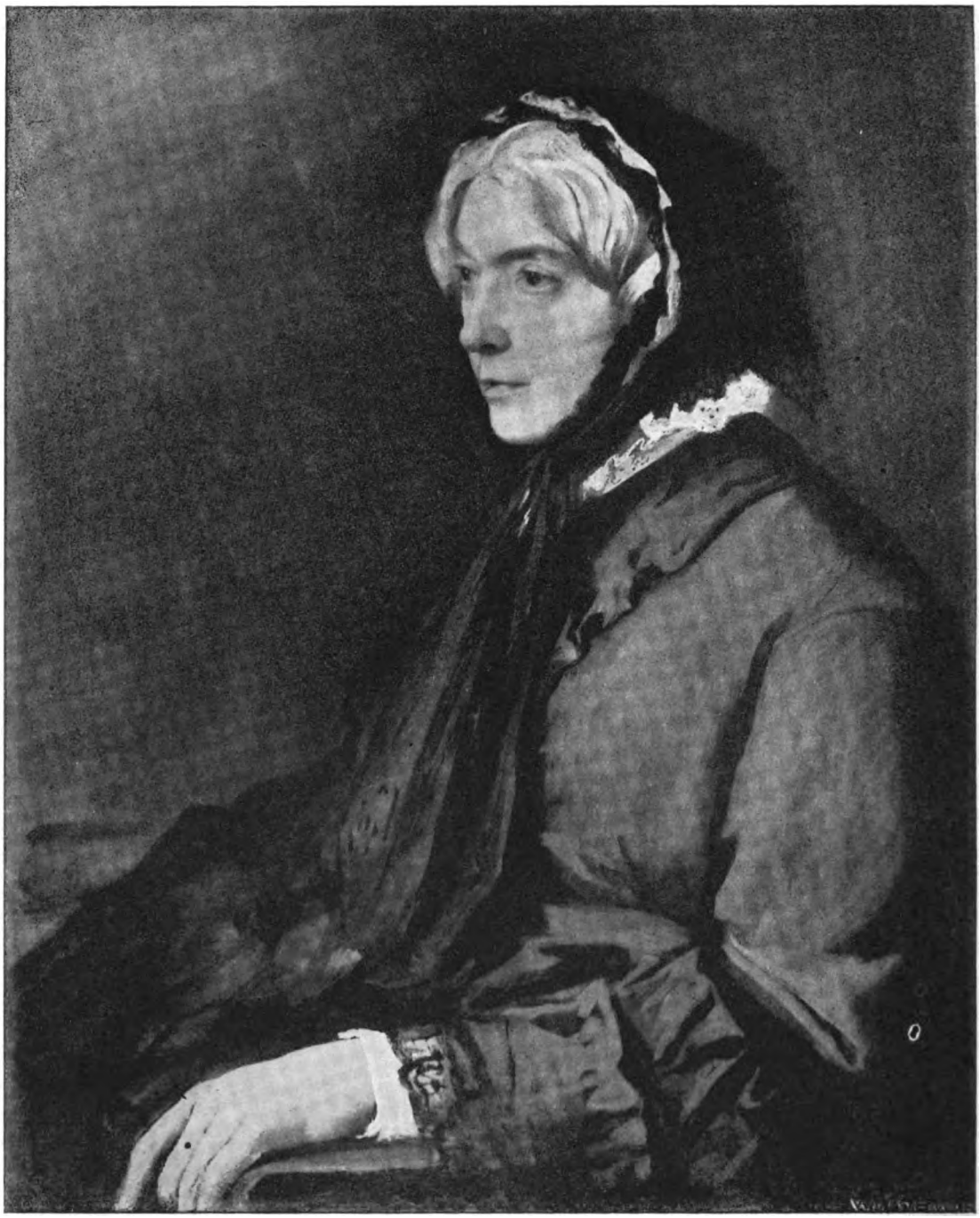
Digitized by Google



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

ANSELM FEUERBACH

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 24 Zweites Aprilheft 1911 Heft 14

Feuerbach

Ostern — Auferstehn! Das Weh der Passionswochen löst sich, der Karfreitagzauber ruft die Blumen wach, das Fest der Erfüllung trägt wieder die große Freude über die Welt. Vielleicht wär es gut, wenn sie nicht so oft eine so verschwommene Freude wäre, die, wie sie sich weitet und breitet, auch dünn und dann wieder eingesogen wird vom Sand. Wie wär's, wenn wir alljährlich einen Seitenfluß, und sei's ein Seitenbächlein vom großen Strom der christlichen und sonst religiösen Frohstimmung zu einem besonderen Dienst ableiteten? Dazu etwa, uns vertrauter zu machen mit einem Edlen und Großen, dessen Göttliches in gewissem Sinne für uns verschollen war und der uns wiedererstehen könnte?

Jenen, die jetzt in den Fünfzigern stehen, bedeutet der Name Feuerbach eine der wundersamsten Gestalten ihrer Erinnerung. Ein Mann, der in unsrer Jugend schon da war, denn man spürte seine Kraft, aber irgendwo in der Ferne, — ein Ich, das aus seinen Bildern zugleich eindringlich und zurückhaltend zu uns sprach, und zugleich deutsch und fremdländisch, — ein Mensch, den Mitmenschen Glück gebend und doch, so hieß es, selbst ohne Glück, geistvoll und schön, ringend und arm, dann und wann mit schrägem Schlaglicht von Ruhm umleuchtet, dann wieder von Nebeln umdunstet und von Kleinlichkeiten umregnet. Nun schien er ein Hochragender, der siegreich über seine Feinde zu großen Taten in die Kaiserstadt zog — nein, schon war er wieder ein Flüchtender. Und endlich einer, der plötzlich in der Fremde gestorben war, man flüsterte und glaubte zunächst: aus Verzweiflung an seinem Volke durch eigne Hand. Aber neben seinem Sarge sahn wir die edelste der Mütter, stand, die sein Leben lang für ihn gelitten und gekämpft, und hob die goldne Palme über das Vermächtnis ihres Sohns. Da ging es wie Erwachen durch die Gebilde seiner Hand, und es blickte aus dem, was der Menge bisher nur Bild geblieben war, zu mehreren und mehreren ein Leben segnender Schönheit.

Im Feuerbachischen Hause war nicht bildnerisch-schöpferischer Geist, sondern ästhetisch-kritischer erblich — ich glaube, es hilft den Künstler verstehn, wenn man gerade dessen recht eingedenk bleibt. Kam bei seinen Vorfahren, in bescheidenem Maße, künstlerisch Produktives dazu, so war es nicht bildnerischer, sondern literarischer Art, — auch das wirkt in dem jüngsten Anselm fort. Dazu sich offen ausgebende oder geheim verzehrende Leidenschaftlichkeit als gemein Feuerbachisches Erbe. Im Großvater der energische Willen, das als richtig Erkannte auszusprechen, aller Welt zum Trotz — man denke des Kaspar-Hauser-Falls. Beim stillen Vater das feinsinnigste Einleben insbesondere in die Antike, freilich, man spürt's aus dem ergreifenden „Vatikanischen

Digitized by Google

Apoll", meist nur nach Abbildungen und Gipsen, — und als es „zu spät" war, die Erkenntnis davon. Unterm Kultus der Kunst im Elternhause will nun der Jüngste Maler werden. Hat er denn wirklich als erster Feuerbach bildnerisches Talent? Der kritische Vater bezweifelt's, die junge Stiefmutter, von „draußen" her naiv, stimmt ihn um. Der junge Anselm ist ein Malertalent, auch die Fachleute bestätigen's, aber kein naives; er ist mindestens ebenso der geborene Kritiker. Dabei, was er sein ganzes Leben lang bleiben sollte: an Geist wie Körper in besonderem Maße jugendlich. Hinausgezogen, merkt er überall die Schwächen der andern und sieht die eigne Zukunft rosenrot. Noch ist „Espérance!" sein wie oft in den Briefen wiederholtes Lieblingswort. Ein Lernen, Wandern, Umlernen, Gefundenglauben, Wiederwegwerfen, Neulernen, Neuumlernen, ein Meister sein und wieder Lehrling werden — gibt es überhaupt einen andern Künstler, dessen Lehr- und Wanderjahre so endlos scheinen? Düsseldorf, Belgien, Frankreich, Deutschland, Italien und in jedem Lande wieder mehrere Stufen, durchaus ein Aufstieg, aber nach außen nur Mißerfolge auf Mißerfolg. Sein Sanguinismus ist zum Staunen zäh, erst hundertmal wieder aufgestanden erlahmt er. Endlich seine Vollendung in der römischen Zeit. Nach der menschlichen Stimmung: gewaltiges Selbstbewußtsein, aber, wie immer noch von Hoffnungen, so nun auch von Verzweiflungen vulkanisch durchbrochen, eine Kruste von Resignation, die stark genug ist, um auf sich stehn zu lassen, nicht um sich drauf wohl zu fühlen, im Groll gegen ein Vaterland, das den nicht begreift, der ihm doch mit seinen besten Trieben angehört — und also: das Einsamkeitsgefühl der Größe. In den kritischen Meinungen: eine schroffe Gegnerschaft gegen die übliche Kunst, die ihm, ob sie sich so oder so nenne, bis zu Holbein hinauf gleichgültig wird, und eine andächtige Verehrung der Alten. In der Produktion, was die Renaissance tat: nicht Nachahmung von Klassischem, sondern Herausentwicklung in klassischem Geist aus der Natur. Durch ein unter starken Stimmungen arbeitendes Ich, dem, da es ein deutsches Ich ist, das Kunstwerk doch keinen Endzweck bedeutet, sondern eine Vermittlung von dunklen Kräften aus dem Schöpfer zum Genießenden.

Stark scheint uns Feuerbach durchaus nicht in allem, wenn man ihn nicht mit kleineren Leuten der Kunst, sondern mit ihm ebenbürtigen Persönlichkeiten vergleicht. Es ist Bängliches und Mühseliges in mancher seiner Zeichnungen, es ist allzu Weiches, ja Süßliches in manchem seiner Gemälde. Kräftige Eindrücke der Außenwelt stehen in seinem Gedächtnis, er sagt es stolz, „wie geharnischte Männer", aber sie stehen nur zu fest darin; so viel er vor der Natur studiert, die Formen der Gestalten werden ihm nicht allzeit wandelbereites, allzeit „flüssiges" Eigentum, es ist mitunter, als müßte er sie zum Sich-Bewegen zwingen. Das Modell sieht er zum Bewundern vielseitig, fehlt es aber, so verwendet er alte geglückte Studienzeichnungen so häufig und so wenig umbelebt, daß wir gelegentlich versucht sind, bei neuen Kompositionen von neuen Kombinationen zu sprechen. Das zeigen uns freilich nur minder wichtige Bilder. Seine

Digitized by Google

großen Meisterwerke brauchen dafür, im einzelnen Bilde schnell gemalt, doch Jahre oder Jahrzehnte bis zum Ausreifen der ihm erreichbaren Vollendung. Der Kreis der Stimmungen, die er gestaltend beherrscht, ist auch nicht groß, und ihr Gehalt nicht eigentlich elementar. Es gab weit Stärkere an Ursprünglichkeit, um die Stummheiten des Seins zur Sprache zu zwingen. Trotzdem und trotz einer Mindestunterstützung seitens der „Welt" und der „Zeit" entwickelt er Leistungen, bei denen wir von Ewigkeitswerten sprechen dürfen.

Klassisch ist in Feuerbachs Kunst vor allem das Ruhegebot an ihre Gebilde. Es wendet sich nichts aus ihnen heraus zum Beschauer, kein Gedanke, keine Bewegung, keine Gestalt. Wir sehen diese Kristallisationen des Seins, weil wir ja vor ihre Rahmen getreten sind, aber wie uns nichts aus ihnen gerufen hat, so leben sie nun vor uns hin nur mit sich und in sich. Hier spielt nichts Schau, macht nichts in irgendwelchem Sinne „Theater". Manche Hauptgestalten des reifen Feuerbach handeln ja überhaupt kaum, genug, daß sie sind. Aber sie sind ganz Erscheinung eines Gefühls von Leben. Ganz. Wenn wir auf sie blicken, wirkt nichts andres auf uns, als das. Und so sinken auch wir langsam in dieses ihr Gefühl. Es ist hohe psychologische Kunst dabei. Die Gestalten sind nie staffagemäßig klein. Aber in den Idyllen sind sie kleiner, eingewachsen in die Landschaft, die mit ihnen gleichwertig klingt. In den tragischen Werken größer, daß die Umgebung das Ethos der Gestalten nur austönt. Im „Gastmahl" ist der Raum nur das erweiterte Kleid der Versammelten. In der Amazonenschlacht drängen die Kämpfenden die Welt in den Hintergrund, Orpheus füllt den Rahmen, Iphigenie und Medea würden ihn sprengen, erhöben sie sich. So sind die Gestalten schon räumlich so eindringlich, wie sie dem Stoff nach nur sein können. In aller dieser Ruhe, die auch in der leidenschaftlichen Bewegung wie angeborene Würde bleibt. Ferner: diese Ruhe ist reich. Beinahe zu reich mitunter an Fülle der formalen Motive, des Faltenwurfs zumal, den edel zu bewegen der Schönheitssinn sich schwer genug tun kann. Aber dieses Bewegen ist, wie bei der Antike, immer auch ein Ordnen, ein Ordnen innerhalb der Gestalten, sowie ein Einordnen ins Ganze, und damit ein Einsänftigen des Reichbewegten in Harmonie, wie eine Meeresbrandung das Gleit- und Kräuselspiel der Wellchen mit groß atmenden Rhythmen beruhigt. Unterm Ruhegebot steht wie Zeichnung und Massenverteilung auch das Kolorit. Die ungewöhnliche Länge von Feuerbachs Werdezeit drückt sich klar in den Wandlungen seiner Farbe aus, aber es ist bezeichnend, daß keine dieser Wandlungen auf Farbeneffekte ausgeht oder darauf, jemals ein Bild auf Farbigkeit hin zu malen, es auf Farbe zu „stellen". Wenn ihm Kolorit „das vergeistigte Spiegelbild der in der Schöpfung zerstreut umherliegenden Dinge in ihrer Gesamtheit" ist, „ihr verklärter Abglanz in einer künstlerisch begabten poetischen Seele", so ist das eine Überbetonung dessen, was ihn von den äußerlichen Koloristen seiner Zeit trennte. Er hätte, wie sein Kolorit, auch seine gesamte Kunst so charakterisieren können, nicht nur ebenso gut, sondern besser. Aber wenn die Farbe bei ihm nie vortritt, so dient sie ihm auch nicht, wie ihren Geringschätzern, nur zum ausfüllenden Färben von Gezeich-

Digitized by Google

netem. Es gibt keinen Maler der gesamten Kunst, der Farbe, Zeichnung und Komposition besonnener zur Gleichwertigkeit abgewogen hätte. Feuerbach sah die Erscheinung als Ganzes, er sah nicht eine Seite, eine Art der Erscheinung vor den andern und bildete also auch nicht aus einer heraus auf eine hin.

„Adel" —, wenn man für den Gesamteindruck „Feuerbach" nach einem einzigen Worte tasten müßte, man würde immer wieder dieses auf der Zunge fühlen. Dem Menschen in ihm ist es bei allen Kämpfen auch ein bewußtes Wort des Selbstbefehls gewesen: sei vornehm!, oder weniger pathetisch und mit jenem Zuge zum Eleganten gesagt, der ihm nebenher eignete: sei nobel! Er gesellte sich bald der kleinen Minderheit über Zeit und Raum Verwandter, die von der Masse zuerst als Narren, dann als Sonderlinge, nach und nach widerwillig und schließlich gern als Adel empfunden werden. Den Menschen, die nicht ausgehen auf ein Nachahmen oder Überbieten der Erfolgreichen, noch auf ein Bequemfahren in den Geleisen, die ihre eignen ersten Erfolge bahnten, den Menschen, die überhaupt nicht arbeiten auf irgendein Gefallenwollen hin, so sehr sie sich nach Ruhm sehnen mögen. Gesellte sich denen, die gar nicht anders können, als den inneren Forderungen der Sache zu folgen, sie, denen „Künstlertum" das Schicksal bedeutet: solche Forderungen mit kategorischen Befehlen in sich zu erleben und deshalb verwirklichen zu müssen. In Feuerbachs schöpferischen Stunden steht alles bis ins Unbeträchtlichste unter einem produktiven Zwange solcher Vornehmheit. Es gibt ja auch Genies mit plebejischen Zügen, aber wer kann bei Feuerbach an das Wort „plebejisch" irgendwie auch nur denken? Auch nur an das Kleinliche denken? Wie selten erscheint uns selbst das Schwache und Mißglückte bei Feuerbach klein! Nicht, weil die Absicht zum Großen durchleuchtete (die haben tausend), sondern weil von der Art des vornehmen Fühlens selbst durch das Mißlungene etwas in uns mit hinüberzittert. Es mag einmal matt sein, aber mit Unzugehörigem vermischt, unrein ist es nie.

Das seelische Gesamtbild aber, und so alle seine Erscheinungsarten, standen bei der Konzeption unter der Stimmung einer „poetischen Seele", das Wort „poetisch" im Sinne jenes starken Seelischen genommen, dessen Ausdruck uns die innerlichsten Gebilde aller Künste unwillkürlich als „poetisch" bezeichnen läßt. Wenn der „literarische" und der von Feuerbach besonders gehaßte „theatralische" Maler als die stärkste Wirkung ihren Bildern mitgeben, was sich durch Buch oder Schaubühne ebenso gut oder besser vermitteln läßt, so gibt uns der poetische Maler, der wirklich ein Maler-Künstler bleibt, als Bestes eine Stimmung, die sich mit diesem besonderen Gehalt nur bildnerisch durchs Auge mitteilen läßt. Feuerbach hat sich durch keines der „Fächer" beengen lassen, Landschaft, Genre, Historie usw., in welche seine Zeit die Malerei übereinkömmlich einteilte, auch seine Historienbilder sind etwas anderes, als man damals unter diesem Namen verstand. Aber in keinem einzigen der Werke, die ihm für mehr als Studien gelten, begnügt er sich mit der Schilderung

Digitized by Google

von Mensch oder Landschaft. Ferner: bei keinem einzigen auch ist „das Poetische“ ungewolltes Ergebnis. Daß es da sei, war eine Forderung des Feuerbachischen Begriffs von Malerei, und so erstreben es alle seine Werke kulturkunstmäßig bewußt. Unbewußt aber bleibt dennoch das Wertvollste, der innerste Beweger, das Persönliche.

Welcherlei Stimmungen beherrschen seine Kunst?

Fragen wir zuerst: welcher Art waren seine Stoffe?

In den Arbeiten seiner Jugend ist auch hinsichtlich ihrer nicht viel, was ihn von den gleichaltrigen Zeitgenossen auffällig unterschiede, man fänd es denn in den Einflüssen der humanistischen Bildung und einer ungewöhnlich „guten Kinderstube“, sodann in dem springenden Hin und Her eines Arbeitsdranges, der sich ganz früh schon um keine „Branche“ kümmert. Als nie gebrochene Kette zieht sich vom Anfang bis zum Schluß des Anselmschen Lebens die Folge der Selbstbildnisse, nicht nur, weil er sich selbst das billigste, auch, weil er sich das erfreulichste Modell war. Sonst: Antikisches, Germanisches, Romantisches — noch nichts, das auf einen innern Zwang der Stoffwahl deutet. Der Hafis vor der Schenke ist die erste wichtige aus der langen Reihe der Idyllen. Zwischen ihnen, plötzlich, jenes eindrucksvolle italienische Begräbnis als Ausfluß von Tagen der Sorge, beendet an seines Vaters Sterbetag. Das entsteht unverkennbar aus innerm Zwang, — aber es bleibt eine Episode. Der Tod Aretinos ist vielleicht das einzige Bild Feuerbachs, bei dem man von einem Wunsch, aufzufallen, reden könnte, — eine Episode bleibt dieses Werk, in andrer Weise, ebenfalls. Da: in schroffem Gegensatz zu ihm, nach Stoff wie Gestaltung, die (stehende) „Poesie“ — hat die ihm innerlich doch fremde Aufgabe des Aretino durch den Kontrast Feuerbach sich selbst plötzlich heller gezeigt? Der alte Plan des Germanenkampfes hat sich inzwischen zur Amazonenschlacht vergriecht. Rom. Dante tritt zu ihm. Die Idyllen, Schacks wegen wider Willen zu lange bevorzugt, gewinnen neuen Inhalt durch das römische Kind. Nanna, das römische Weib, und mit ihr ein jähes Erstarken seiner Künstlergedanken. Die erste Pietà, die erste Madonna, die erste Iphigenie. Nannas Untreue, später Lucia. Orpheus und Eurydice. Die zweite Iphigenie, die Medeenbilder, die Gastmähler, die endgültige Amazonenschlacht. Wien mit den großen Deckengemälden. Das Konzert.

Welcherlei Stimmungen sind der Gehalt solcher Stoffe?

Ganz vereinzelt nur brechen Sorgen oder Schmerzen des Tages in Bildern durch und nur in schnellstens hingeworfenen Selbstbefreiungen — wie in dem italienischen Begräbnis oder dem des Hofnarrn. Feuerbach selbst hat diese uns erschütternden Selbstbefreiungen kaum zu seiner eigentlichen Kunst gerechnet. Die folgt dem kategorischen Imperativ: erhebe! Es ist nicht der Ausdruck aller seiner starken Stimmungen, es ist der seiner geläuterten Feierstimmungen, was er mitteilt, und diesen noch in einer Verklärung. Er „wählt“ seine Stoffe nicht etwa reflektierend. Anblicke der Wirklichkeit geben ihm plötzlich zu seelischen Vorgängen das befreiende Bild: dann umarmt er sie gleichsam mit seiner Seele. Von so mit Gefühl durchschauerten

Digitized by Google

Gesichten ein für allemal befruchtet, formen sich von einer vorläufigen Niederschrift zur andern wandelreich die endgültigen Lösungen. Die poetische Konzeption ist das einzige, was bleibt, sie prägt sich allem ein und prägt alles immer wieder zu vollkommenerem Ausdruck jener Stimmung um. Nicht nur aus äußeren Gründen der Zeichnung, Komposition und Malerei ist die „Poesie" das erste Bild, das „ganz Feuerbach" ist, auch nicht an sich, wegen des Zuges nach Renaissance und Antike, sondern weil all die Wandlungen des Stils zugleich das Sich-selber-Finden des eigentlichen Anselm Feuerbachischen Wesens anzeigen. Aller Wunsch, einen Auftritt als solchen vorzuführen, versinkt; was gegeben wird, ist weniger die Schilderung eines bewegten oder ruhigen Seins als der Ausdruck eines Letzten, das hinter der Erscheinung liegt. Und zwar ist dieses Letzte nicht nur in Keuschheit zurückgehalten, es ist zurückgedrängt. Es ist zurück- und zugleich zusammengedrängt bis in jene Tiefen, in denen das dargestellte Erlebnis wurzelt, aber auch die Menschenseele von heute, die es nachempfand und nun gestaltet hat. Dahin zu dringen, kann den Vielen nicht möglich, muß selbst den Wenigen schwer sein. Die Kunst tut, was sie kann, es zu erleichtern. Die Abweisung von jeglichem Nichtssagenden aus dem Bilde, die Einordnung von allem Nebensächlichen, wenn es immerhin mitsprechen soll, in Ober- und Untertöne, die mehr empfunden als gehört werden; dagegen das Herausformen des Wichtigen zur herrschenden Großheit, das alles sammelt den Beschauer zum Vernehmen der leisen, aber aus Urfülle heraufquellenden Töne. Wer sie nicht hört, hört Feuerbach nicht, denn wie verschieden seine Meisterwerke sein und wie sie heißen mögen: er hat sie gelebt.

Wie immer wiederkehrende Frühlinge geht durch all die Jahre seines Schaffens die Idylle hin, nicht die kleinbürgerliche, sondern die Idylle wunschlosen Versunkenseins in lösende Ruhe. Erst im letzten Hauptwerke, dem Konzert, endet sie, und so, als wollte sie ihr eigentliches Wesen zum Abschluß klarstens offenbaren: elegisch süße heilige Musik. Elegische, denn das Sehnen spricht immer darein. Das Sehnen zum Naturfrieden — wie selten ward er ihm! Das Sehnen zum Kinde — er hatte keins. Das Sehnen nach dem Sich-verstehen und Sich-austauschen in edler Geselligkeit spricht aus Feuerbachs Kunst in mancherlei Form, nach dem erhöhten Beisammensein von Mann und Frau, von Mann und Mann, von Alter und Jugend — Hafis, der Garten Ariosts, Dante und die Frauen zeugen davon, am größten die Symposien. Ein Sehnen wieder, denn er fand es nicht. Das Sehnen zum vornehmen Weibe begleitete ihn, Nanna war ihm die Schönheit, aber die Schönheit war ihm nicht alles, auch Lucia, die gute, konnte seine Genossin nicht sein; Orpheus, der sich mit glühendem Mut die Liebe zurückzuzwingen sucht; es blieb beim Sehnen. Selbst seine Kampflust war verdammt, sich im Widerstehen zu verzehren. Einsam war er, zu seines Lebens Genossen wurden die verstorbenen Großen der Einsamkeit, denn groß fühlte sich auch er. Die verkannten Großen des Geistes, wie Dante. Die mißhandelten Großen der Leidenschaft, wie Medea. Und nichts ist herrlicher aus seiner Seele gewachsen, als die Verkörperung einsamer Sehnsucht, Iphigenie. Das Land der Griechen lag auch für ihn versunken unterm Horizonte.

Digitized by Google

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Und wenn ihm von diesem tiefsten Wesen seines Ichs nichts bewußt gewesen sein sollte, oder wenn er zu stolz war, um sich's einzugestehn oder gar andern — seine Kunst ist Kunst der Sehnsucht. Vielleicht, daß sie dem viel ihrer unirdischen Geistigkeit verdankt; sie kann innig segnen, weil der Schmerz sie gesegnet hat, und kann Traumschönheit zeigen, weil das Land, das sie zeigt, nur „mit der Seele gesucht", nur mit dem innern Auge geschaut ist.

Aber in irdischen Formen. Gerade das verschafft seinen Gesichten die Eindringlichkeit, in unsrer Welt des Körperlichen als Dasein zu wirken. Feuerbachs Formen sind keine Schatten, keine Abgezogen-, keine Aberkommenheiten, sie sind nicht Gewänder bloß der Helena, wie sie obendrein beim Weitergeben von Lehrern zu Schülern durch die Jahrhunderte dünn werden, sie sind keine epigonische Kunst. Er entwickelt sie aus pulsendem Leben. Das bildet er in manchen seiner Studien mit einem Wirklichkeitssinne nach, den kein Zeitgenosse übertrifft, in seinen nackten Kindern entwickelt er sogar einen neuen, man darf es so nennen: naturalistischen Typus von Schönheit. Derselbe Kunstbegriff jedoch, der sich in seinen Einzelheiten so nah ans Modell hält und dessen Anregungen beim Vollenden eines Werks schlechterdings nicht zu entbehren vermag, derselbe verschmilzt bei allem Seelischen sein Innenleben mit der Natur in einem Umschaffen höchster und vor allem feinster Durchgeistigung. Wenn Nanna Nanna, Lucia Lucia, wenn sein Modell in allen Formen und Linien bleibt, wer es war, seine Bilder sind Iphigenie oder Medea oder wer sonst von diesen Geistgeadelten, sind es bis in das zarteste Fältchen am Auge und das heimlichste Bewegen am Mund.

Zwar, auch heute redet seine Kunst noch nicht zu allen. Keiner schmäht mehr Anselm Feuerbach, und keiner bekrittelt ihn mehr, aber für viele ist er immer noch stumm, zu denen er als ein Begleiter und Führer treten könnte. Nie erwähnt, aber wahr ist, daß ganz äußerliche Umstände bis zum heutigen Tage die Verbreitung Feuerbachischer Kunst gehemmt haben, die eines möglichst weiten Nacherlebens Vorbedingung gewesen wäre: Urheberrechtsverhältnisse.* Aber es sind doch auch innere Widerstände, die noch jetzt zwischen vielen Suchenden und Feuerbachs Kunst stehen. Es gibt noch heut, wie zu seiner Zeit, keine „Richtung" in unsrer Malerei, die unvermerkt zu ihm hinleitete. Sowenig wie die „Historienmaler" seiner Jünglings- und die Realisten und Koloristen seiner Mannesjahre führen heute die „Romantiker" und „Phantasiemaler" oder die „Naturalisten" und „Freilichtmaler" zu Feuerbach. Die Großen der italienischen Renaissance weisen in seine Nähe. Aber sie weisen auch an ihm vorbei zu einer Kunst im Süden, die von ihm abzieht, weil sie noch stärker, noch „robuster" war als die seinige, und wiederum: sie weisen nicht zu dem in Feuerbach, was sein Deutsches, und nicht zu dem, was sein besonderes Allerpersönlichstes war; sie weisen nicht zu dem Fein-

* Am unbedingten Widerspruch des Eigentümers der Urheberrechte scheiterte vor Jahren auch unser Wunsch, eine der ersten unsrer Künstlermappen Feuerbach zu widmen.

Digitized by Google

sten und Tiefsten in seiner Kunst. Eine allgemeine Suggestion sagt: hier habt ihr einen Schatz. Das macht bereitwillig zum Genuß, aber es veräußerlicht ihn auch. Es legt wie eine abgeschnittene schöne Blume hin, was Lebenswert nur gewinnt, wenn man's in sich selber aufzieht. Vielleicht sehen wir zu leichthin an Feuerbachs Sterblichkeiten vorbei, wo wir erfassen und verarbeiten müßten, um Ewiges in uns nachzuentwickeln. Anselmo den Anmutigen zwar, dessen kann sich ein jeder erfreuen. Feuerbach, der Künstler des Großen jedoch und der noch größere Mensch, Feuerbach — um ein abgegriffenes Wort hier, wo es klarsten Gepräges gilt, zu brauchen: Feuerbach der Erzieher empfängt nur die, welche sich schon selber ein Stück weit erzogen haben.

Für sie aber ist die Zeit nun da. In wie vielen von uns wird sein Adel ein Ostern finden? Wie vielen wird er Helfer werden, im Seienden das Große zu sehn, das Ewige zu fühlen? Es ist nicht die kleinste unsrer Aufgaben, dafür zu wirken, nun wir das können. A

Lose Blätter

Aus Beyerleins „Stirb und Werde"

[Manche Erfahrung wiederholt sich im Leben so oft, in so zahllosen und vielfältigen Abwandlungen, daß selbst der aufmerkende Lebende ihrer bald kaum mehr gewahr wird; nur in vereinzelten starken Augenblicken wird sie plötzlich wieder einmal bewußt, dann versinkt sie allmählich im Alltagsstrom abermals. Kein drohendes memento mori wird es je zuwege bringen, daß ein kräftig ausschreitender Erdbürger allzeit des nahen Todes gedenkt, keine Ben-Akiba-Weisheit wird die Lust gesunder Naturen am Neuen und Aufkeimenden zerstören. Untergang und Aufgang alles Lebens ist uns so gewohnt, daß wir zu einem tieferen Betrachten dieser Daseinspole selten noch angeregt sind. Aber gerade solche allgemeine Erfahrung in ihrer wirklichen Erscheinungform einer- und in ihrer das Leben sozusagen durchquerenden tieferen Bedeutung anderseits, gerade solche reizen das gestaltende Schaffen des Dichters leicht; sie bieten Gelegenheit, das Leben nicht einfach zu kopieren — da sie ja eben in ihrer umfassenderen Mächtigkeit dargestellt sein wollen — und ebensowenig es symbolisch-mystisch zu verphilosophieren, — da sie ja an alltäglichem Erleben am sichersten dargestellt werden können. Da drohen nun zwei Gefahren: Der Dichter gerät einmal leicht ins Triviale; es läßt sich zum Beispiel der Kampf zwischen Alter und Jugend, ein sehr alltägliches Erlebnis, welches Turgenjews größte Dichtung in großer menschlicher Wahrheit darstellt, auch sehr matt und flach auffassen. Eine Sammlung von kleinlichen Reibereien in Prosa ist aber keine Dichtung mit dem Thema „Väter und Söhne", sondern höchstens eine des Titels: ein Vater und ein Sohn. Zum andern wird unser Poet die leidige Einseitigkeit zu meiden haben, welche, hat sie schon eine allgemeine Erfahrung zum Thema, diese überall wiederzufinden glaubt und darum das ganze Leben romanhaft zum Exempel für seine Alltagweisheit herabwürdigt.

Digitized by Google

Das hier in Rede stehende Werk, Franz Adam Beyerleins neuer Roman „Stirb und Werde“, geht beiden Klippen sicher aus dem Wege, und schon darum ist es doppelt wert liebevoller Beachtung, da es wirklich eine tiefere Weisheit im Narrenspiel unsrer Schicksale dartut. In kurze Form gebannt ward diese Weisheit von Goethe:

„Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und Werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.“

Ein herrlicher, jedoch auch ein überreicher Spruch, wie man bei all denen erfahren mag, die schon an ihm gerätselt haben, ohne ihn durchaus zu ergründen. Es ist ja leicht gesagt: wohl, Sterben und Erstehen beherrschen nun mal alles Wesende, und wer sich dieser Einsicht angesichts etwa eines Todesfalls verschließt, ist ein Unweiser oder mindestens kein Weiser. Welcher Einsichtige aber wird erwarten, daß solche fahle Erkenntnis tiefen Schmerz lindere? Wenn ein Kranker, ein Alternder den Tod nahen fühlt, wer wird das Leid darüber mit dem Zuruf beschwichtigen wollen, daß dies laut obiger Einsicht äußerst „natürlich“ sei? Niemand wird sich selbst so helfen, denn eine Erkenntnis ist noch keine Weisheit, oder besser: ein begriffener Satz ist noch kein erlebter Satz. Dies eben will die Kunst geben, daß wir durch ihre veranschaulichende Kraft befähigt werden, zu erleben. Goethe könnte den nicht einen trüben Gast heißen, dem das Stirb und Werde fern blieb, meinte er ein Wissen, nicht ein Erlebnis. „Haben“ soll der Mensch das Bewußtsein der wechselnden Lebensgewalten, haben als Kraft, als innere Lenkung seines Denkens und Tuns, nicht darum wissen. Wie nun erlebt sich ein Wissen, wie wandelt sich im einzelnen Gedachtes in Besitz der Seele? Das ist Beyerleins Thema für die Formel Goethes von Sterben und Werden. Er zeigt einen berühmten Arzt, der mit sechsundsiebzig Jahren noch — in einer Sommerfrische — rüstig in voller Amtstätigkeit lebt und wirkt. Nur eine kleine Überanstrengung im Ruderboot offenbart eine kleine Spur von Schwäche. Sonst schaut der alte Terbrüggen mit sehr hellem Auge auf das Leben um sich herum und zeigt sich frischer als seine Tochter Hildegard, die mit dem Maler Leykauf in einem beiderseits etwas zag angesponnenen Liebeverhältnis lebt, suchend und abwehrend in Wort und Tat. Plötzlich wird der ärztliche Geheimrat heimgerufen an das Krankenbett eines berühmten Kollegen. Zusammen mit seinem Assistenten beginnt er die Untersuchung. Sie bleibt ergebnislos, die Diagnose unsicher. Für den sieggewohnten Bekämpfer jeglicher Körpergebrechlichkeit ein peinvoller Fall. Terbrüggen verzögert die Entscheidung, bis eine Operation Klarheit bringt. Die Klarheit, daß seine Diagnose trog, die des jüngeren Arztes traf. Kein allzu schwerer Fall wäre dies, fühlte Terbrüggen nicht eben an ihm, daß seine feineren Kräfte ihn verlassen haben. Er ist alt geworden. Nun nimmt er Abschied, lädt aber damit die Leiden des plötzlich tatlos Gewordenen, zwecklos Dahinlebenden auf sich. Die Leiden, die Grillen, die Verbitterung. Hildegard aber schließt sich an ihn, umsorgt ihn und entfernt sich von dem Geliebten in plötzlicher Bängnis und Verwirrung. Wäre es erlaubt, man sagte an dieser Stelle des Romans: das Stirb! ist nun erlebt, das Werde! bleibt zu erleben. Terbrüggen ringt sich durch zur frohen Bejahung des Todes. An zwei Sterbebetten, wo er auf

Digitized by Google

fremdes gelebtes Leben zurückblicken darf, erschaut er die holden Kräfte des Daseins, welches um sich zu erneuern sich vernichten muß. „Heiterer, gelassener Ruhe voll erkannte er das Werden im Vergehen und meinte, den tröstlichen, freundlichen Sinn des Sterbens zu begreifen, das im Grunde von der gleichen Triebkraft bewegt wurde und demselben Ziele zudrängte, wie das Leben. Von seiner höheren Warte aus erschaute er beides, Leben und Sterben, in einen einzigen gewaltigen Strom von einem erhabenen Rhythmus zusammenfließend." Und während seine Fahrt der dunklen Pforte zutreibt, öffnet sich für sein Kind und ihren Freund die strahlende: er selbst mittelt brieflich ihr eheliches Glück noch eben vor seinem Ende. Die Wage ist zur frohen Letzt auf Gleich gestellt: Totenfeier und werdendes Glück klingen in einer Stunde.

Es wird sich kaum eine Fabel erfinden lassen, die Goethes Wort und Gedanken einen tieferen, bedeutungvolleren Sinn abringt; daß die lebendigste, am stärksten vertiefte und abgerundete Gestalt einer Dichtung nicht nur selbst unmittelbar in das Erlebnis hineingeführt wird, wohin der Leser ihr folgen muß, sondern außerdem auch noch die Gesamthandlung an jedem Punkt gleichzeitig lebendige und geistige Füllung und Ergänzung des Werkes gibt, das ist unübertrefflich. Hier, meine Herrn Poeten vom kleinen und kleinsten Ich, ist wieder einmal ein Beispiel gegeben, wie Poesie des Lebens Fülle meistert. Denn zu dem immer wiederkehrenden Grundthema erklingt — etwas reichlich, doch nicht übertönend — des Lebens heitere und wechselreiche Harmonik, abgewandelt in einer Menge trefflicher, durchweg wohlersonnener und wohleingefügter Episoden. Eines Dienstmädchens bieder-bärbeißige Ergebenheit, die Tiraden eines lebensfrohen Majors — Terbrüggens Sohnes — und manche andere Szene belebt das Ganze wirksam. Nicht vergessen ist dabei, daß das Leben nicht nur aus Handeln und Fühlen besteht, sondern ebenso gedanklich gemeistert sein will. Gedanken auszusprechen ist gemeinhin des Dialoges Aufgabe. Goethes größter Roman leidet und gewinnt an der Masse des dialogisch vermittelten Denkgutes. Beyerlein trifft oft, in der tiefschürfenden Unterhaltung zwischen Terbrüggen und Leykauf über die Lebenswerte der Musik, abgenommen aus den Werken Richard Wagners hier und Bachs dort, sogar vorzüglich den Ton wirklicher Lebenswahrheit und echter Charakteraussprache. An andern Stellen drängt sich wohl auch zu reichlich Plauderlust vor. Doch bewährt sich stets eine ganz vorzügliche Weise, geistig abgerundete und bedeutsame Gedanken leichtverständlich, geschmackvoll und unaufdringlich vorzutragen.

Leichtverständlich? Ja. Dies sei dem Buch als letztes und ebenbürtiges Lob nachgerühmt, daß es sich nicht erquält, krampfig, nicht künstlich, nicht tiefsinnerisch vorträgt. Beyerlein, einst ein leidenschaftlicher Sprecher volkstümlicher Zunge und volkstümlicher Gedanken, wobei er über eine harte Schilderung von Bruchstücken der Wirklichkeit nicht hinauskam, ist innerlich zum wirklichen Dichterwillen gelangt, verstand aber die Sprache des Tribunen, gemildert durch die feinere Einsicht des Gereiften, zu bewahren. Eine seltne Mischung ist so entstanden, jedoch mit dem glücklichsten Ergebnis; erhält ihm diese Sprache, dieses Können vielleicht einen Teil jener Hunderttausende, die ihm früher zuhörten, so wird gewiß der innere Wert ihm auch neue ernste Freunde werben. Dies ist zu erwarten und zu wünschen. Das Stirb und Werde hat sich an ihm

Digitized by Google

im besten Sinn erfüllt: ein achtbarer Schriftsteller wandelte sich in einen Dichter, dessen Aufstieg nun glückhaft begonnen hat. Ezard Nidden

„Stirb und Werde" ist im Deutschen Verlagshaus „Vita", Charlottenburg, erschienen (4 Mk.). Die folgenden Proben versuchen die Hauptzüge im Erleben des alten Terbrüggen klarzulegen (vergl. dazu den obigen Text). Das erste Stück spielt am Chiemsee im Anfang des Romans.]

Es handelte sich um die Rückkehr ans feste Land.

Terbrüggen wollte den graubärtigen Schiffer, der menschenkundig und seines Erfolges gewiß noch scheinbar zweckvoll am Gestade hantierte, abermals zur Fahrt dingen.

„Aber dann hätten wir nicht Rückfahrtkarten für den Dampfer nehmen sollen", wandte die Tochter ein.

Der Vater nickte in scheinheiliger Bekümmernis, und Leykauf sah ihr fröhlich gerade ins Gesicht.

Da zankte sie: „Wäre das Geld einem armen Teufel zugute gekommen, würd ich nichts sagen. Aber eine reiche Aktiengesellschaft braucht nichts geschenkt zu kriegen."

Als dann der Maler an der Forderung des Fährmanns abmarkten wollte, fragte sie spitz: „Jetzt auf einmal knausern Sie, Herr Leykauf?!"

„Ja, meine Gnädigste, Schiffer und Fuhrleute wollen einen stets übervorteilen; sie sind aus einer natürlichen Anlage dazu geneigt."

Hui, war die Entgegnung da: „Das mag für Neapel gelten und für Venedig. Ich für mein Teil finde, der Mann hier verlangt keineswegs zuviel."

Nun wurde man schnell handelseins.

Das Mädchen stieg zuletzt ins Boot, indem es sich ein wenig hochmütig auf die Hand des Malers stützte. Beflissen schob der Schiffer noch ein Kissen auf die Holzbank. Darauf spuckte er umständlich, mit einem breiten Lächeln, in die harten Hände und griff zu den Rudern.

Die Fahrt verlief munter genug.

Hildegard vertrat hartnäckig ihre Anschauung vom rechten Sparen; aber sie ereiferte sich nicht abermals, sondern widersprach spielerisch, aus Freude am Redekampfe, indem sie den durchschlagenden Einwänden behende auswich und die Blößen in nebensächlichen Dingen glücklich erspähte.

„Ergeben Sie sich, Maestro!" seufzte schließlich der Geheimrat. „Einigermaßen gescheite Leute haben nie mehr Gründe aufzuführen, als wenn sie im Unrecht sind."

Darauf setzte die Tochter schon zu einem Schluß- und Triumphsatz an; aber als sie siegsgewiß den Kopf hob, erblickte sie vor sich die Schönheit der Landschaft, für die sie während des Wortgefechts keine Augen gehabt hatte, und verstummte.

Der Tag war müde geworden. Das strahlende Himmelsblau starb langsam dahin, je tiefer sich die Sonne zum Niedergang neigte, und der Abend breitete seine weichen Flügel über die erlöschende Helligkeit mild aus. Auf diesen Grund waren gegen Süden die schönen Umrisse der Berge in der zartesten Klarheit gezeichnet.

Auch die Männer schwiegen.

Digitized by Google

Der Schiffer seinerseits nützte die Gelegenheit zu einem ausgiebigen Verschnaufen und ließ das Boot treiben. —

Darüber näherte sich, auch der Lände von Stock zustrebend, ein seltsames Fahrzeug, ein geräumiger, plump gezimmerter Kahn, der breitbugig und mit dicken Wänden einem vorzeitlichen Einbaume glich. Ein hagerer Bursche handhabte stehend die schweren Ruder.

Terbrüggen richtete sich straff auf. „Heda! Sie! Mann!“ rief er den müßigen Alten. „Soll der da uns etwa einholen?!“

„Ja, warum denn nicht, Herr?“

„Mensch, Sie wollen Ihr schön blauweißes Rennboot von diesem Backtrog an die Wand drücken lassen?! Los! Ran an die Riemen! Das gibt's nicht. Ich mache mit!“

Geschwind hatte er das zweite Paar Ruder in den Dollen und legte sich gewaltig ins Zeug. Der Fährmann fügte sich griesgrämig. Drüben aber der junge Fischer nahm mit einem fröhlichen Grinsen die Wette an.

Die Entfernung zum Ufer mochte ein paar hundert Meter betragen, und einstweilen hatte keines der beiden Fahrzeuge vor dem anderen einen Vorsprung. Aber bald lief das blauweiße schlanke Boot dem schwerfälligen Gegner davon.

Da meinte der Graubart, für das Trinkgeld, das ihm in Aussicht stand, genug getan zu haben. Er stellte sich zwar an, als sei er immer noch mit dem brennendsten Eifer bei der Fahrt, aber in Wahrheit streifte er nur das Wasser und überließ alle wirkliche Leistung dem ehrgeizigen Städter. Und der rackerte sich denn auch nach Kräften und über seine Kräfte ab. Im Rudern unerfahren, tauchte er das Blatt viel zu tief ins Wasser, schnaufte und stöhnte und ließ doch nicht nach.

Weder der Maler noch das Mädchen merkten den Betrug. Dieses maß vorgeneigt mit gespannten Augen den wechselnden Abstand der Kähne, und jener freute sich am Anblick des sehnigen Burschen, der den Einbaum herantrieb. Er folgte den gewaltsamen Linien der ungestümen Bewegung, und besonders eine Gebärde entzückte ihn. Das war, wenn der Ruderer den Kopf rückwärts warf, um die Stirn des rinnenden Schweißes zu entledigen.

Das Land kam rasch näher, und immer gewisser wurde die Niederlage des anderen Bootes.

Der Fährmann bedachte, daß ein Sieg freigebig zu machen pflegt. Deshalb tat er noch zuletzt ein paar starke, geschickte Ruderschläge, und wirklich berührte der Kiel seines Fahrzeugs zuerst den Uferkies.

„Gewonnen!“ rief der Geheimrat.

Er stand strahlend auf. Aber sogleich sank er auf die Bank zurück und saß regungslos, das Gesicht in die Hände gestützt.

Nach dem stürmischen Leben entstand eine ängstliche Stille. Auch Hildegard zögerte, den Vater anzurühren. Als sie sich ihm endlich mit einer Frage nahen wollte, blickte er langsam empor. „Was denn?“ fragte er. Was ist da weiter dabei? Ein Schwindelanfall. — Kein Wunder übrigens.“

Es gab keinen Grund zur Eile. Höchst gemächlich schlenderten die drei Reisenden die Straße nach Prien zurück, Terbrüggen in der Mitte, mit einem gelassenen Lächeln die Scheltworte abschüttelnd, die sich wegen seines Wettübermuts auf ihn ergossen.

Digitized by Google

Mittwegs hielt er plötzlich an. Er schaute sich suchend um und sagte: „Ich muß einen Augenblick sitzen, einen Augenblick nur. Aber wo?“

Rings war keine andere Gelegenheit wie ein Haufen Bruchsteine, die klargeschlagen zur Ausfüllung der tiefen Radspuren dienen sollten. Darauf ließ er sich nieder.

Es sah ziemlich kläglich aus, und die beiden Gefährten standen mit betrübten Mienen dabei.

Da fuhr er sie an: „Ich bitte Sie, Herr Leykauf, gehen Sie doch vorauf, und nehmen Sie Hilli mit. Mir ist nichts als etwas Herzklopfen. Das muß sich beruhigen.“

Und milder redete er weiter: „Es tut mir leid, daß ich der Spielverderber sein soll. Aber schließlich darf das Alter ja einige Rücksicht beanspruchen.“

Das Mädchen zog wortlos den Maler mit sich fort. Es kannte den Vater und wußte, daß er alle Anfechtungen des Geistes und des Körpers streng für sich auszukämpfen pflegte.

Sie gingen langsam voraus. Als sie der Versuchung, sich umzuschauen, nicht länger widerstehen konnten, nickte er ihnen gütig zu. Er saß und hatte die Hand aufs Herz gepreßt.

Aber nach einiger Zeit fand er sich wieder heran und hielt ganz wacker Schritt. Nur ein wenig müde schien er noch.

[Terbrüggen ist inzwischen aus dem Ferienaufenthalt zurück nach Leipzig berufen worden, an das Krankenlager seines Kollegen von der Universität, des Physikers Pfannschmied.]

Der Geheimrat hatte sich um die neunte Stunde mit Doktor Jungnickel, dem Vertreter, zur ersten Beratung über den Fall Pfannschmied verabredet. Sie sollte gleich bei dem Patienten, dem Physiker der Universität, stattfinden.

Um zu dem physikalischen Institut, in dem der Kranke eine Amtswohnung innehatte, zu gelangen, mußte Terbrüggen die Altstadt durchqueren. Das lebendige Straßentreiben, dem der währende Urlaub der Universitätsmitglieder nicht den mindesten Abbruch schuf, tat ihm im Grunde wohl. Lächelnd gedachte er eines Besuches, den er einst Tübingen in den Ferien abgestattet hatte: die gute Schwabenstadt war in einen echten, rechten, tiefen Dornröschenschlaf versunken gewesen, des künftigen Semesters als des Erweckerprinzen harrend. Hier aber waltete allenthalben ein starkes Leben und lud ein, ja forderte gebieterisch, mitzuwirken gleich den vielen, die da geschäftig liefen und sorgten.

Und er, Terbrüggen, war niemals einer von denen gewesen, die sich dann seitab in die Büsche schlugen. Er nahm die Herausforderung auch jetzt an und war wieder vollauf bereit, mitzuschaffen für seinen Teil. —

Der Privatdozent erwartete den Geheimrat am Gittertor des Instituts. Die beiden Männer tauschten einen kurzen festen Händedruck.

„Nun?“ fragte Terbrüggen. „Periculum in mora?“

„Einstweilen wohl nicht.“

Jungnickel berichtete in knappen Sätzen, was geschehen war und was er angeordnet hatte. Er kannte die verschlossene Art seines Lehrers, sobald es sich um Dinge des ärztlichen Berufs drehte, und wußte, vor

Digitized by Google

gewichtigen Entscheidungen sparte Terbrüggen selbst an Worten: es war dann, als sammle er alle Geisteskräfte einzig für die bevorstehende Beobachtung.

Als danach der Geheimrat die Untersuchung an dem Kranken vornahm, erfüllte den Jüngeren aufs neue, wie in den längst verflossenen Lehrjahren, eine ehrliche, heiße Verehrung, in gleichem Maße für die edle Kunst, der auch er dienen durfte, und für den Altmeister, der sie eben jetzt übte.

Er sah mit frohem Stolz, eine wahrhaft schöpferische Kraft war da bei der Arbeit, forschend, zurückweisend, annehmend, aussondernd, abermals wägend und schließlich ein Gebilde zusammenfügend, das nicht weniger das Werk eines Künstlers war als das Gemälde eines Malers oder der Entwurf eines Architekten. Kurze gütige Fragen nach Gegenwärtigem und Vergangenem trugen das Wissensnötige oft aus scheinbar fernabliegenden Winkeln zusammen, dazwischen lockerten alltägliche Bemerkungen die Nervenspannung, die nicht vorhandene Hemmungen vielleicht hätte vorspiegeln können. Die perkutierenden Finger tasteten sorgsam wie zarte Fühler den Körper ab, und das lauschende Ohr schien die leisen Stimmen des innersten Lebens zu vernehmen. Aber vor allem umfaßte das ruhige, scharfe Auge die Gesamterscheinung des Kranken. Es war eine von Krittlern hämisch hervorgehobene Wahrheit, daß Terbrüggen behauptete, der rechte Arzt müsse die jeweilige Krankheit auf den ersten Blick am Aussehen des Patienten erkennen.

Jungnickel, der Freude an außerordentlichen Situationen hatte, ergriff die Szene, die sich vor ihm abspielte, mit aufmerksamen Sinnen. Die beiden Gelehrten vor ihm waren in allen fünf Erdteilen wohlgekannt und hatten, jeder auf seinem Gebiet, der Menschheit weit über die Durchschnittsleistung eines einzelnen vorangeholfen. Nun legte gleichsam die eine Wissenschaft ihre Hoffnungen in die Hände der anderen, und diese war sich ihrer Verantwortung sicherlich höchst bewußt. Gab das nicht eine wundervolle Anspannung der Kräfte?

Zu der allgemeineren Beobachtung gesellte sich gleichzeitig eine besondere, sehr gegenständliche, — wie verschieden waren diese Männer von so gleichem Wert!

Pfannschmieb war klein, aber ebenmäßig gewachsen und von feinem Körperbau. Und um dieses Glied einer ganz andersartigen, zarteren Rasse schien sich jetzt ein zweibeiniger Chiron, das lebendig frische, gesundfarbige Antlitz gegen den krankbleichen Rücken gepreßt, zu bemühen. Jedoch in seiner äußeren Erscheinung — seltsamer Widerspruch! — war der urwüchsige, kernhafte Riese durchaus gut gehalten; Haar und Bart waren wohlgepflegt, und der zyklopische Körper steckte in der saubersten Wäsche und in ansehnlichen Kleidern. Dem anderen dagegen wucherte der Bart recht nach Zentaurenart, das wilde Haar fiel ihm immer wieder in dicken Strähnen in die Stirn, und es ließ sich nicht leugnen, — der Schlafrock, in den die hageren Glieder gehüllt waren, wies zahllose Flecken und nicht wenige Löcher auf.

Unordnung schien das Element des Physikers. Überall im Studierzimmer, auf Tischen, Stühlen, auf dem Sofa, ja auf dem Boden lagerten Bücherstöße, Zeitschriften, Briefe, Merkzettel, staubbedeckt und wahllos durcheinander. Aber der, den es anging, fand sich ausgezeichnet in dem

Digitized by Google

Wirrwarr zurecht. Ein eingefleischter Junggeselle, ließ er sich nur von dem alten Institutsaufwärter bedienen und verfocht fanatisch den Lehrsatz, Unordnung, systematisch gehandhabt, verkehre sich in Ordnung.

Jungnickel, der selber leider ein wenig zur Liederlichkeit neigte, hatte bei den voraufgegangenen Besuchen oft den Kopf über ein solches Tohuwabohu geschüttelt; jetzt aber, da ihm der mögliche Verlust und damit das unbestreitbare Verdienst Pfannschmieds recht vor Augen gerückt wurden, kam er doch wieder zu dem beruhigenden Schlusse, es sei einerlei, ob einer sein Wissen in etikettierten Fächern wie Terbrüggen aufbewahrte oder unter Staub und Spinnweben. Die Hauptsache blieb, daß es allzeit beisammen war.

Just als er sich deshalb von seinen viel kleineren Sünden absolvierte, beendete der Geheimrat die Untersuchung. „Nun ist die Plackerei vorbei, Kollege", sagte er freundlich. Danach saß er eine Zeitlang stumm, den Blick nach innen gekehrt, überlegend.

Der Physiker brachte gelassen seine Kleidung in Ordnung. „Nun, wie steht's?" unterbrach er endlich das beklommene Schweigen.

Terbrüggen zuckte die Achseln. „Wie es steht? Wollen wir's ihm verraten, Kollege Jungnickel? Na, wir sind drei Auguren untereinander. Nescimus. Wir wissen nichts, oder doch recht wenig vorderhand. Das Mögliche und Wahrscheinliche hat der Kollege bereits verordnet. Also, werter Freund, abwarten und Tee trinken!"

Pfannschmied nickte wehmütig lächelnd. Ernst und eindringlich fuhr er dann fort: „Um ein paar Wochen nur, beste Herren, bitt ich Sie, und — vergessen Sie nicht! — darum, daß ich arbeiten kann so lange als möglich. Mit meiner radioaktiven Selbsterwärmung muß ich zu Ende kommen. Wohlverstanden, ich muß! Und Sie sollen mir dazu verhelfen!"

„Was reden Sie da?" erwiderte Terbrüggen. „Ein paar Wochen? Dreißig, vierzig Jahre! Wir wollen uns schon tüchtig dahintersetzen. Einen solchen Reklamepatienten haben wir lange nicht beim Wickel gehabt."

Der Physiker schüttelte bedächtig den Kopf. „Da müßte schon ein Wunder geschehen", flüsterte er. „Und ein strammer Naturwissenschaftler darf nicht an Wunder glauben."

Jungnickel spitzte die Ohren.

„Ach, bester Freund," erwiderte der Geheimrat, „wir Mediziner sind nicht so orthodox. Hand aufs Herz, Kollege Jungnickel, sehnen wir nicht oft genug einen Wundertäter herbei?"

Der Privatdozent zuckte die Achseln. „Nur bin ich leider stets auf meiner Sehnsucht sitzen geblieben", entgegnete er. „Im ganzen ist mir jedwede Mystik verdächtig. Wir setzen unsere beste Kraft daran, die Gesetze der Natur zu erkennen, und plötzlich soll es einen Willen geben, der wirrt alles wieder durcheinander? Das wäre schrecklich!"

„Warum aber?" fragte Pfannschmied. „Wissen Sie denn, ob dieser Wille — oder nennen Sie ihn besser diese Energie — den Naturgesetzen zuwiderläuft? Ich finde, wir sollten unsere Erkenntnistheorie wieder einmal revidieren. Die Grenzen sind entschieden vorgeschoben."

Terbrüggen stimmte lebhaft bei: „Ja, das ist sehr, sehr richtig."

Jungnickel aber wollte nicht klein beigeben. „Aber gewisse Grundwahrheiten werden ewig ihre Geltung behalten", beharrte er.

Digitized by Google

„Ewig?!“ — Der Physiker wehrte mit einer matten Gebärde ab. — „Was heißt das, »ewige Grundwahrheiten«? Sie gelten so lange, bis aus einer ungeahnten Richtung ein Lichtstrahl hervorbricht und aller Welt ihre Mängel weist.“

„Nun, einstweilen sind sie als umfassend und allgemein gültig bewiesen. Und ich weiß nicht, ob ich nicht lieber zugrunde ging, wenn zum Beispiel mein Herz untauglich geworden ist, als daß einer käme, legte mir die Hand auf die Brust und hieße es weiter schlagen.“

Der Kranke hatte sich zurückgelehnt und erwiderte leise: „Ich würde dankbar die Hand küssen.“

Terbrüggen nickte ihm zu.

Bald darauf verabschiedeten sich die beiden Ärzte. —

Der Geheimrat hatte dem Patienten mit seinem nescimus die reine Wahrheit eröffnet. Der Fall, eine unerklärliche Störung des Verdauungsapparats, die schließlich das Leben gefährden mußte, blieb dunkel; man konnte ihn nur aufmerksam weiter beobachten und auf neue, deutlichere Anzeichen hoffen.

„Ich fürchte,“ bemerkte überraschend, fast ein wenig spöttisch, vorm Tore des Instituts der Privatdozent, „der Professor wird vergebens auf ein Wunder warten.“

Damit lüftete er ehrerbietig den Hut, neigte sich kurz und ging.

Terbrüggen blieb sinnend stehen.

Was war das? Hatte jener bereits festen Grund unter den Füßen, während er selbst noch unsicher tappte und tastete? Maßte sich etwa dieser junge Dachs an, mehr zu wissen als er, der Alte?

Finster, mit geschürzten Brauen, eine tiefe Falte in der Stirn, schaute er dem Davoneilenden nach.

Der Geheimrat versuchte nach seiner Gewohnheit sogleich auf dem Heimwege vom Patienten eine vermehrte Klarheit über den strittigen Fall zu gewinnen. Er pflegte zu sagen, unter dem frischen Eindruck noch, aber doch losgelöst vom Gegenständlichen, werde er erst Herr über alle Möglichkeiten, und so schritt er, die Gedanken scharf auf den einen Punkt gerichtet, im übrigen einem Schlafwandler gleich, durch das Menschengetriebe, wobei ihm denn die Vorübergehenden zuweilen lächelnd nachschauten.

Merkwürdigerweise gelangte er diesmal nicht recht zum Ziele. Er gab dem ungewohnten städtischen Lärm die Schuld, verließ die Straßen und flüchtete in die Parkanlagen des Rosentals auf eine einsame Bank.

Aber auch die Stille des Waldes versagte ihm die gehörige Sammlung. Einer nach dem anderen entschlüpften ihm die Gedanken, und plötzlich war er von einem beflissenen Genius um fünf Jahrzehnte und mehr zurückgeleitet. Mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit durchlebte er aufs neue eine Zwiesprache, die er unter den Eichen und Ulmen desselben Rosentals neben einem Studienfreunde lustwandelnd gehabt hatte. Es war von Fechners „Seelenleben der Pflanzen“ die Rede gewesen; fast glaubte er noch die begeisterten Worte des längst gestorbenen Gefährten zu vernehmen, und wieder, wie damals, nickte er freudig beistimmend zu den Ideen, die so sinnvoll und anmutig vor ihm ausgebreitet wurden.

Digitized by Google

Wie aus einem Traum erwachte er zur Gegenwart zurück, als die Pfeifen der Fabriken den Mittag anzeigten. Gern erinnerte er sich der geschauten Gebilde, und wie er, der Stadt zustrebend, an der schlichten Bronzebüste Fechners vorüberging, war es ihm freilich im Augenblick offenbart, warum sein Geist gerade auf dieser Stelle der Vergangenheit sich niedergelassen hatte.

Mit einem Male aber kam ihm der Krankenbesuch vom Vormittag wieder in den Sinn, und er schalt sich, daß er nicht imstande gewesen war, die auseinanderbegehrenden Gedanken in einem dichter geknüpften Netz zusammenzuhalten.

Jedenfalls mußte nun das Versäumte unverweilt nachgeholt werden.

Der Geheimrat litt schwer unter den Zweifeln an dem Fall Pfannschmieb. Aber das Gefährliche der Lage war er sich wohl klar, von der Art der Krankheit aber vermochte er sich immer noch nicht das rechte Bild zu schaffen. Bis zu einem gewissen Punkte durfte er seine Beobachtungen und Schlüsse für untrüglich halten, zuletzt aber, wo die gewichtige Entscheidung fallen sollte, ließ ihn das seherische Erraten und das schöpferische Zusammenfassen, das allein die Lücken der tatsächlichen Wahrnehmungen ausfüllen konnte, jedesmal im Stich. Und doch heischte das Leiden, mit jedem Stundenschlage beinahe, einen Entschluß. Zwei Möglichkeiten bestanden: verwirklichte sich die eine, der Doktor Jungnickel zuneigte, so war der Physiker ein rettungslos verlorener Mann; wurde die andere wahr, dann war vielleicht die Kunst des Chirurgen imstande, das schlimme Ende, unter günstigen Umständen um Jahre, hinauszuschieben.

Wie ein lebenerstickender Alp lastete die Ungewißheit auf Terbrüggen. Oft trieb ihn eine neu auftauchende Vermutung zwei-, dreimal tagsüber zu Pfannschmieb, — aber stets ging er unverrichteter Dinge von dem ungeduldigen Patienten wieder weg. Er, der „Meister", ertappte sich dabei, daß er erwartungsvoll an Jungnickels, des einstigen Schülers, Lippen hing. Er wünschte geradezu, der Privatdozent möchte eine bestimmte Meinung äußern, und lauerte in einer gewissen Feindseligkeit auf diesen Augenblick, wenn auch nur in der geheimen Absicht, dann scharf und ein für allemal festzustellen, daß er sich niemals eine fremde Ansicht aufzwingen lassen werde.

Am betrübendsten aber dünkte es ihn, daß diese ganz trostlose Angelegenheit ihm allmählich die bisher so straffe Disziplin seiner Gedanken tückisch untergrub. Es kam vor, daß er mitten in einer gemütlichen, morgendlichen Begrüßung Finchens jäh verstummte, weil er mit einem Male den matten Puls Pfannschmieds zu zählen wähnte, und es war ihm umgekehrt geschehen, daß er am Lager des Physikers plötzlich an das mexikanische Wappen dachte, das seiner Klinik gegenüber als Konsulatsschild über dem Torweg hing, weil er auf einem Buch zu seinen Füßen einen Adler vor einer aufgehenden Sonne, das Zeichen des Verlags, erblickt hatte.

In solcher Bedrängnis bedeutete es für ihn schlechthin eine Erlösung, daß ihm eben um diese Zeit die letzten Korrekturbogen seiner jüngsten großen Arbeit, der „Lehre von den Geschwülsten", vorgelegt wurden.

Digitized by Google

Mit inbrünstigem Eifer machte er sich an die sonst nicht gerade geschätzte Durchsicht. Er freute sich an der Gewandtheit und Klarheit seiner Darstellung und überschaute mit beglücktem Stolz die Fülle des Materials. Konnte er auch der Welt das ersehnte Heilmittel nicht darbringen, so waren doch einige gefährliche Irrtümer aufgedeckt worden, und die Anzahl der erträglichen Hypothesen war wiederum heilsam eingeschränkt. In Summa: er hatte immerhin einen Stein zu dem Gebäude der Zukunft herbeigetragen. Das Buch schien ihm jetzt fast wie ein körperlicher Beweis, daß er noch der alte Könner sei. Er schalt sich um der Selbstbespiegelung willen, aber er hielt die Abzüge immer wieder zurück, um diese Zuflucht nicht einzubüßen.

Hätte ein solcher Ausgleich nicht stattgehabt, der Geheimrat wäre in dem einsamen, verbissenen Ringen unterlegen. Mehr als einmal stand er im Begriff, seine Not zu entblößen und sich, mit bitterer Scham, der Tochter zu offenbaren. Er sehnte sich danach, von ihr befragt zu werden und in ihr einen Mitwisser seiner Zweifel zu gewinnen, aber die Augen des Mädchens waren auf die eigenen Schmerzen gerichtet. Sie sahen wohl, daß der Vater die Krankengeschichte Pfannschmieds immer wieder mit unentschlossenen Händen in das Fach der „Incerta", der ungewissen Fälle, schob und daß er dann, scheu und gebeugt, noch lange davor verweilte, aber sie begriffen nicht. —

[Es folgt nun eine längere, unruhige Zeit des Zweifels, bis man sich, um Klarheit zu erlangen, zu einer Operation entschließt.]

Der Physiker mußte aus seinem Laboratorium gerufen werden.

Der Herr Professor wäre just mitten in der Arbeit, brachte der mürrische Diener als Antwort zurück; ob es denn gar so eilig sei?

Jawohl, es sei eilig.

Dann bitte der Herr Professor um einige Augenblicke Geduld.

Die Unordnung in dem Studierzimmer hatte sich in der Zwischenzeit namhaft gesteigert. Wie die Fährten eines Wildes zur Wasser- oder Futterstelle führten einige seltene Spuren zu den Bücherreihen, aus denen ein oder der andere Nachschlageband dem Gelehrten notwendig geworden sein mochte. Alles übrige lag unter einer dicken Staubschicht begraben. Es schien, als wäre der Bewohner des Raums, ein einsiedlerischer Forscher, vor einem feindlichen Überfall auf und davon geflohen, hätte draußen Leib und Leben verloren, — und nun warte die verlassene Werkstätte in geduldiger Trauer auf die Rückkehr ihres Meisters.

„Hier erstickt man ja schlechtweg!" murrte der Geheimrat. „Die Luft benimmt einem rite den Atem."

Der Privatdozent schaute sich mit hellen Blicken um. „Mich erinnert es," sagte er, „mutatis mutandis natürlich, an das Märchen von Ali Baba und den vierzig Räubern. Die Schatzhöhle dort scheint mir eng verwandt mit der hiesigen Lokalität."

Terbrüggen lächelte. „Ihre Phantasie hat noch junge Beine, Kollege! Die ist geschwind weg über die Alpen und das Mittelmeer, oder vielleicht ist es näher über Konstantinopel und den Bosporus. Ich bin leider hier kleben geblieben — und möchte mich ganz gern setzen. Aber das ist unmöglich."

Digitized by Google

„Auch unnötig ist es vielleicht!“ kam es da überraschend von der Tür her. „Werte Herren, ich bitte herzlich, machen Sie es kurz! Ich habe beim besten Willen nur zwei oder drei Minuten für Sie!“

Pfannschmieb stand auf der Schwelle, noch hagerer, zerschlissener und noch wirrer an Bart- und Haupthaar, aber mit zuversichtlichen, leuchtenden Augen, die Züge in unruhiger Erwartung gespannt.

„Nicht mehr als zwei Minuten,“ wiederholte er, „so wahr ich das Ding jetzt an allen vier Zipfeln zu haben glaube.“

Die beiden Ärzte zauderten. War es nicht grausam, vielleicht vernichtend, dem Physiker jetzt die volle Gefahr seines Zustands zu offenbaren?

Aber nein. Dieser Mann hatte in seinem Forscherdrange die Erde weit hinter sich gelassen. Alles Menschliche mußte ihm in seiner Götterhöhe winzig, unwesentlich erscheinen.

So sprach denn der Geheimrat.

Schon nach den ersten Sätzen hieß ihn Pfannschmieb durch eine Gebärde schweigen. „Ich weiß jetzt“, versetzte er. „Und ich willige ein, daß diese Operation, die Sie da erwähnen, vorgenommen wird. Und — ich bin bereit dazu, — erlauben Sie einen Augenblick! — also ich bin bereit dazu von heut ab in spätestens acht Tagen. Damit sind wir uns im reinen, nicht wahr?“

„Jawohl.“

„Sehr gut. Dann — adieu, meine Herren!“

[Nach abermaligem spannenden und unbehaglichen Warten — in dieser Zeit entwickelt sich die Liebesgeschichte zwischen Leykauf und Hildegard und die geistige Verwandtschaft zwischen dem Geheimrat und dem Maler — wird die Operation ausgeführt, die alle Vermutungen Terbrüggens entwertet.]

Der Geheimrat brachte die Nacht im Stuhle sitzend zu, fast regungslos, wie von einer Kugel gefällt. Er hatte nicht die Kraft und verspürte auch keinen Drang, sich gegen die Last zu empören, die erstickend auf ihm lag. Er dachte kein „wie denn nur“ und kein „warum!?“, sein Gehirn war ganz und gar durchtränkt von einer betäubenden, alles lähmenden Ermattung.

Zuweilen vernahm er, einmal deutlich umschrieben, das andere Mal verblassend und verschwimmend, Stimmen der Außenwelt, den Stundenschlag vom benachbarten Turm, das Warnungssignal eines Automobilisten, einen Hundeblaff. Oder es erhob sich draußen vor dem Fenster ein Windwirbel, zerbrach einen dürren Ast und jagte die welken Blätter vor sich her.

Stunden verrannen so.

Als die erste fahle Helligkeit des Morgens heraufdämmerte, erhob er sich mühsam. Nebel braute im Garten, und triefend stürmten Max und Moritz, die beiden Fechter, durch die dicken Schwaden. In der Dachrinne oberhalb lärmten die Sperlinge.

Mit unsicheren, tastenden Schritten betrat er das Schlafzimmer. Er legte die Kleider ab und faltete sie, nach seiner Gewohnheit, sauber auf dem Stuhl beim Bett.

Digitized by Google

Danach floß es ihm mit einem Male wie Blut von Blei durch den Körper, gleichsam als habe ein Gift den warmen Strom im Nu bis in die feinsten Adern gerinnen gemacht, und er stürzte jäh in den Abgrund eines schweren Schlafs. —

So entgegengesetzt jeglichem Leben und so losgelöst von jeglichem Bewußtsein war dieser Schlaf, daß es Terbrüggen beim Erwachen graute. Er meinte von einem Totenbett aufzustehen.

Aber die Sonne, die der nebelnde Morgen verheißen hatte, schien in lebendiger Erfüllung vom herbstlich blassen Himmel herab. Er trat ans Fenster und öffnete die Flügel weit. Tiefatmend sog er die frische Frühluft ein und verspürte beglückt die milde Wärme der tapferen Strahlen.

Die grausame Gewalt, die ihn in der Nacht geknechtet hatte, schmolz vor dem holden Licht dahin, und er gewann allgemach seine Freiheit wieder. Freilich, so recht frank die Schultern zurückwerfen und kühn dem Kommenden entgegentrotzen, das konnte er noch nicht wieder. Aber es reichte doch hin, den Weg, ein wenig geduckt und etwas gemessener, weiter zu wandern.

Vorerst nur hieß es den Blick wieder klar bekommen.

Er drängte hinaus. Denn hier, auf dem Schauplatz seiner Kämpfe, inmitten seiner Bücher und Hefte, der bisher so erprobten Zeugen und Helfer, wollte es ihn nicht länger dulden. In den wohletikettierten Fächern, auf den Borden, zwischen den weißen Blättern auf der Schreibtischplatte, überall lauerten Vorbehalte und Vergleiche. Er aber mußte vollkommen reinen Tisch haben.

Also ins Freie! Indessen — zu allererst mußte er sein Frühstück nehmen. Im Hause durfte nichts laut werden von der Not dieser Nacht. Sonst drängten sich tausend Fragen vor seiner Tür und forderten in hartem Mitleid Einlaß.

Abgewandten Gesichts, scheinbar mit einer Manschette beschäftigt, damit Finchen seine Verlegenheit nicht über die Brille hinweg gewahr würde, bat er um seinen Tee.

Er kühlte die heiße Flüssigkeit mit frischem Wasser und trank. Gut tat das. Hunger aber hatte er nicht. So steckte er die Semmel in die Tasche; sie durfte nicht überbleiben.

Dann brach er auf.

Finchen legte ihm den Lodenkragen um. „Herr Geheimrat will bei dem schönen Wetter einen Gang machen?“ fragte sie.

„Erraten, Finchen. Und, sagen Sie, ist meine Tochter schon auf?“

„Nein, Herr Geheimrat. Das gnädige Fräulein ruht noch.“

„Dann grüßen Sie schön von mir!“

„Sehr wohl, Herr Geheimrat. Wird bestellt.“

Es wollte Terbrüggen scheinen, als sehe die treue Alte von der Tür her besorgt hinter ihm drein. Da sollte sie noch einen beruhigenden Gruß erhalten. Aber als er zurückblickte, war der Portikus leer.

Auf dem kürzesten Wege verließ er die Straßen, und eiligen Schritts verlor er sich in die entlegeneren Gegenden der Parke. Aber nirgends blieb er recht einsam. Geschäftige Menschen, aus den Vorstädten kommend, hasteten an ihm vorüber, um die Stunde des Arbeitsbeginns nicht zu versäumen. Dazwischen tappelten greise Frühaufsteher ihre be-

Digitized by Google

haglichen Alterspfade. Einige davon waren ihm bekannt, grüßten: „Ergebensten guten Morgen, Herr Geheimrat!“ und blieben wohl auch, den Hut in der Hand, stehen, einer Ansprache gewärtig.

Endlich, in den Waldungen der Linie lief ihm niemand mehr in die Quere. So blindlings war er drauflosgeschritten, nur um den Menschen zu entrinnen, daß er schnaufte. Nun suchte er mit eigensinniger Beharrlichkeit nach der richtigen Bank zum Ausruhen.

Die Wahl war nicht ganz leicht. Im Walde roch es herbstlich-dumpf, und er fror im Schatten, im Freien wieder wurden die Augen geblendet, und er saß dem Blick von Hinz und Kunz preisgegeben.

Schließlich fand er am Rand des Gehölzes, auf dem Damme, der die Frühjahrsüberschwemmungen der Elster von den Forsten fernhält, einen tauglichen Sitz. Der Weg, auf der Krone des Walles entlangführend, ließ sich weithin überschauen; kein Störenfried konnte überraschend auftauchen. Durch eine Schneise bestrahlte die Sonne, sorglich den Rücken wärmend, den trefflichen Platz. Voraus, von einigen Baumgruppen unterbrochen, breiteten sich Wiesen, auf denen unzählige Herbstzeitlosen, lilaen Kerzen gleich, leuchteten, und ganz fern zeichneten sich die Fabrikschornsteine der südwestlichen Vororte in den leichten, feinen Dunst des Horizonts.

Hier war gut Ruhen und Überlegen.

Was war nun eigentlich geschehen?

Terbrüggen hatte von je alle Sorgfalt daran gewandt, die Außenwelt in ihren Beziehungen zu seinem Selbst nüchtern zu betrachten, und indem er bei jedem einigermaßen beträchtlichen Abschnitt eine Bilanz zog, war es ihm gelungen, sich wohlunterrichtet über das Soll und Haben seines Lebensvermögens zu halten. Kaum je hatte er sich überschätzt, aber er hatte auch stets bedacht, daß nur Lumpe bescheiden sind.

Auf die erste, schlichteste Frage wußte er sogleich Antwort. Nein, einen Kunstfehler hatte er sich nicht zuschulden kommen lassen. Dem Physiker war kein Nachteil erwachsen, geschweige denn, daß sein Leben verkürzt worden wäre. Pfannschmied durfte sich im Gegenteil für den karg bemessenen Rest seiner Tage einer Erleichterung erfreuen.

Nein, war jemand zu Schaden gekommen, so war er, Terbrüggen, es ganz allein.

Und er prüfte sich weiter: empörte sich nicht etwa bloß seine Gelehrteneitelkeit über den begangenen Irrtum? Das hätte dann höchstens eine Hautschramme gegeben, die leicht wieder verheilen würde.

Aber er spürte selber am deutlichsten, es war eine rechtschaffen tiefe Wunde, die er davongetragen hatte. Es fragte sich nur, ob sie ihm nicht ans innerste Leben rührte, ob sie nicht tödlich war.

Er wußte sehr genau: daß er die Fähigkeit besaß, seinen ärztlichen Beruf recht als eine Kunst auszuüben, das machte seinen besten Wert aus. Daß er schöpferisch ahnend dunkle Zusammenhänge zu durchschauen und auf Grund solchen Durchdringens die verborgenen Vorgänge im kranken Körper glücklich zu ergreifen vermochte, das näherte ihn dem Genie und hob ihn über die Kollegen hinaus, die ihre Meinungen und Entschlüsse lediglich auf der wissenschaftlichen Erfahrung aufbauten.

Diese seltene, fast göttliche Gabe aber war ihm entwunden. Als er

Digitized by Google

ihrer am meisten bedurfte, als er in der Not, vielleicht zu gewaltsam, das Größte von ihr forderte, hatte sie ihn im Stiche gelassen.

Mit jener Fähigkeit entglitt ihm die Macht, den Leidenden Zuversicht einzuflößen und ihnen den notwendigen überzeugten Willen zur Genesung aufzuzwingen. Wie sollte ein Kranker einem Arzt vertrauen, der an sich selber zweifelte?

Und weiter: lehrte ihn nicht die Erfahrung der schlimmen Wochen vor der Entscheidung, daß aus jener Quelle auch die Kraft geflossen war, die den reichen Schatz seines rein gedächtnismäßigen Wissens erst zweckvoll zu handlichem Golde münzte?

Jetzt mutete ihn all seine Kenntnis und Einsicht wie ein ungeheures Chaos an, und er fürchtete sich fast vor dieser rohen ungeordneten Masse, die so viel in sich beschloß und die seinem Gebrauch mit einem Male so fremd, so unhandlich geworden war.

Er wußte, Hunderte würden ihn darum beneiden; ihm aber blieb nur das eine gewiß: seinen köstlichsten Besitz hatte er verloren.

Aber warum war er des Kleinods verlustig gegangen?

Langsam, unerbittlich nötigte sich ihm die Antwort auf: weil er nicht mehr zu den Auserwählten zählte, die allein würdig waren, es zu besitzen. Das waren die Lebensvollen, Starken, Jungen.

Er aber war alt geworden.

Mit einem Male lag die Verwirrung der letzten Wochen geklärt im hellen Lichte dieser Erkenntnis. Abwärts führte der Weg, den er in dieser Zeit gegangen war. Er vermochte sogar zurückschauend den Augenblick zu bezeichnen, in dem er sich, die Sicherheit des Schreitens auf dem schmalen Gipfelgrat allmählich einbüßend, von der schönen Höhe abgewandt hatte, den Augenblick, von dem ab ihm die vollkommene Herrschaft über Geist und Körper langsam entglitten war.

Die übermütige Ruderwettfahrt auf dem sonnengleißenden Chiemsee bedeutete beides, Anlaß und Beginn des Abstiegs, und der Schwindelanfall und das Ausruhen danach auf dem Steinhaufen am Straßenrande war die erste Station auf diesem Leidenspfade. Es durchzuckte ihn: um wieviel herrlicher wäre es gewesen, damals, aus der ungeminderten Fülle heraus, inmitten der sommerlichen Pracht wegzuscheiden, als wenn nun ein dürrer Herbst und kalter Winter ihre Rechte heischen würden!

Aber was fruchteten solche wehmütigen weichlichen Wünsche? Er hatte sein Lebelang mit beiden Beinen fest auf der Erde gestanden; sollte er zur schlimmen Letzt noch ein Sterngucker und Wolkenreiter werden?

Also ruckte er sich zusammen und stellte die Endrechnung an. Bös schlossen die Ziffern ab. Wollte er nicht zahlungsunfähig werden, so mußte er trachten, einen glimpflichen Vergleich herbeizuführen.

Wohl versuchte er in verzeihlicher Hartnäckigkeit, sich einer günstigeren Auffassung zuzuneigen, — gab es denn nicht Mittel genug, dem Vordringen des Alters entgegenzuwirken? — aber da fand sich, neckend und zum bittern Hohn, wieder die verlorene, heiß beklagte Kraft ein, die verborgenen Vorgänge erratend zu durchschauen. Sie schien ihm schrecklich hell in Hirn und Herz hinein und wies ihm kristallen-deutlich dar, daß sein Niedergang durch keinen Heiltrank der Welt aufzuhalten sei.

Digitized by Google

Es war das Gescheiteste, sich zu fügen. —

Seufzend unter der grausamen Einsicht, langsam, scheu hob er den Kopf aus dem tiefen Sinnen empor.

Die Sonne strahlte immer noch mit ihrem etwas weißlichen Scheine vom Himmel herab, — wie tat es wohl, ihre Wärme zu spüren! — und auf den Wiesen vor ihm leuchteten wie zuvor die zarten Flammen der Herbstzeitlosen. Aber es dünkte ihn mit einem Mal, trotz Schimmer und Farbe wäre dort die Vernichtung am Werke. Unzähliges Lebendige verging dort, — „zu neuem Leben!“ rief es in ihm. Aber ungehört verhallte die tröstliche Stimme, — die regungslose Stille und die furchtbare Einsamkeit, unter denen das Land sich ängstigte, eigneten nur einem: der Tod schritt über die grünen Matten, und unter seiner harten Sohle welkten Gras und Blume, seine Flügel umschatteten den Himmel und bedrohten die gütige Sonne.

Terbrüggen fühlte sich wehrlos von dem Schauer fortgetragen. In seiner Verlassenheit gedachte er unwillkürlich der längst gestorbenen Mutter. Wie gelinde mußte es sein, auch jetzt wie einst als Knabe bei ihr Zuflucht zu finden. Die bittersüße Wehmut des Gedankens gab ihm einen Teil seiner Ruhe wieder, und schließlich konnte er über diese Rückkehr zu einem Urzustand leise lächeln. Die Finsternis um ihn begann sich allmählich zu lichten.

Gleichwohl war es ihm herzlich lieb, als sich unvermutet ein atmendes Wesen zu ihm gesellte. Ein weißes Hündchen, das über seinem Brüten herangetrabt sein mochte, trieb auf der Wiese sein munteres Wesen, jagte im Kreise sich selber zur Lust oder spürte den Maulwürfen nach. Müde geworden pürschte es sich behutsam, mit vielem schreckhaften Zurückprallen und manchem fragenden Blaff und Knurren zu dem fremden Einsiedler hin, beäugte ihn klug und ließ sich endlich doch zu seinen Füßen nieder.

Terbrüggen hatte nie Hunde um sich gelitten. Nun nickte er dem Tiere trotzdem zu und freute sich, als es mit seinem Stummelschwänzchen wedelte.

[Terbrüggen hat nun plötzlich den Abschied genommen und lebt in verärgerter Halbverzweiflung.]

Aber die Genesung war nicht ferne.

Eines Vormittags — der Geheimrat hing sich just im Flur den Lodenmantel zu einem Ausgang um — klingelte es am Telephon. Finchen legte Hut und Stock beiseite und lief hin.

„Jawohl, Exzellenz ist zu Hause“, beschied sie.

Und abermals, nach einer Pause: „Ich sagte doch schon, Exzellenz ist zu Hause.“

Sie horchte noch einmal und wandte sich dann an Terbrüggen: „Da ist jemand, der will Exzellenz sprechen, und wenn ich sage, Exzellenz ist zu Hause, wird er wild.“

„Ja, sehen Sie, Finchen, das kommt davon. Sie sprechen Ihr Exzellenz mit solcher Wucht aus, daß der andere bei dem Gezisch wahrscheinlich ein slawisches Idiom vermutet und denkt, irgendein Slowake steht hier am Telephon und will ihm Töpfe stricken.“

Er nahm den Hörer und rief: „Hier ist Terbrüggen.“

Digitized by Google

„Gottlob, Kollege!“ klang es zurück. „Endlich hab ich Sie. Eben war da eine schreckliche Weibsperson am Telephon, die mich um jeden Preis mit einer Exzellenz bekannt machen wollte.“

„Eine sonst sehr bewährte Stütze meines Hauswesens,“ schob der Geheimrat beziehungsvoll ein, „hat aber leider den Titulaturenwahnsinn.“

„Verbieten Sie ihr doch den Unfug!“

„Verbieten?! — Sie haben eine Ahnung! Aber ich bitte, wer ist eigentlich dort?“

„Nun, Pfannschmied doch natürlich, Ihr Patient. Ich spreche vom Bett aus mit Ihnen. Seit gestern hat man mir einen beschränkten Verkehr mit der Außenwelt erlaubt; da möcht ich Sie wohl noch mal sehen, Kollege.“

„Herzlich gern komm ich zu Ihnen hinaus.“

„Das ist recht. Aber wann? — Denn wissen Sie, ich habe nur noch wenig Zeit zu verlieren.“

„Nun, nun. Nur Kopf hoch, lieber Freund! — Ich war eben im Begriff auszugehen, — soll ich gleich jetzt draußen vorbeikommen?“

„Das wäre ausgezeichnet. Auf Wiedersehen also?“

„Jawohl, auf Wiedersehen!“ — —

Pfannschmied streckte dem Besucher beide Hände von seinem Lager aus entgegen. Man hatte ihm Bart und Haar geschoren; nun lag er schmal und zart in den Kissen, der Körper gleichsam nur noch eine zerbrechliche, fast durchsichtige Hülle des Geistes, der aus den tiefen Augen leuchtete.

„Willkommen, Wirklicher Geheimer!“ rief er. „Hier, setzen Sie sich zu meinen Füßen! Man hat mir unterdessen das Rätsel von der Exzellenz gelöst. Also abdiziert! — Jetzt durchschau ich auch den feinen Plan meines Freundes Jungnickel, der sich — das muß ich Ihnen wohl oder übel ankreiden, Kollege — viel angelegentlicher um mich gekümmert hat, als Sie. Er hat mir zwar befohlen, Ihnen seinen Anteil zu verschweigen, aber besuchen wir etwa noch die Klippschule? Nämlich, er meinte gestern, es würde Sie freuen, wenn ich mich Ihnen mal bemerklich machte. Jetzt weiß ich, er verordnet den Anblick meines vollkommen aufgegebenen Stückchens Elend Ihnen zum heilsamen Vergleich und zur hoffentlichen Genesung. Haha, ein schlauer Fuchs!“

Noch einmal suchte er die Hand des Geheimrats und fragte ernst: „So schwer tragen Sie das Unvermeidliche?“

Terbrüggen zuckte schmerzhaft zusammen, als er sein Innerstes plötzlich von einer fremden Hand entblößt sah, und senkte stumm den Blick.

Aber der Physiker fuhr herzlich fort: „Ich weiß, ich rühre an eine frische Wunde. Seien Sie mir nicht gram darum! Ich denke, ich darf wohl darüber zu Ihnen reden. Wir sind ja beide dem Ziele nahe. Wer nun schlimmer daran ist von uns beiden, das mögen Sie abmessen.“

Gesenkten Hauptes erwiderte der Geheimrat: „Freund, ich weiß es wahrhaftig nicht.“

Der Kranke schüttelte den Kopf. „Ich kann mir vorstellen, womit Sie mir nun kommen wollen“, sprach er. „Ein Untergang in Glanz und Gloria statt eines trüben Verflackerns, nicht wahr? Nein, nein! Sie sind von Ihrem Beruf Irrwege geführt worden, bester Kollege. Immer

Digitized by Google

hatten Sie die Vergänglichkeit und Hilflosigkeit zu bekriegen, darüber ist Ihnen der Sinn für das Außerordentliche des Lebens verloren gegangen. Ich aber hab mich all meine Jahre mit den sogenannten leblosen Dingen herumgeschlagen. Leblos — albernes Gerede! In jedem davon ist Energie lebendig, und ein Gramm Radium ist millionenmal stärker als eine Armee. Aber wieviel Geburtshelfer wird es noch brauchen, in diesem Nichtschen die unbändige Kraft zu entbinden? Und wer besitzt allein die Fähigkeit dazu? Ich frage Sie: wer? πολλὰ τὰ δεινά, κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει*. So wahr meine toten Steine und Stäubchen von Leben strotzen, so wahr ist das menschliche Dasein die unerhörteste Häufung, Zusammenpressung und Gipfelung des Lebens."

Terbrüggen schaute bitter lächelnd auf den Kranken. Nach einer Weile schickte er sich zum Sprechen an, — aber plötzlich hielt er inne und lehnte durch eine hart abweisende Gebärde jede Erwiderung ab.

„Lieber Freund," fuhr Pfannschmied milde fort, „wollen Sie sich im Ernste beklagen, daß der wundervolle Zustand auch einmal ein Ende hat? Eine solche Anspannung aller Kräfte muß notwendigerweise kurzfristig sein, sie verzehrt sich in ihrer eigenen Intensität. Zugegeben, das menschliche Leben ist kurz, lächerlich kurz, namentlich, wenn man daran verzweifeln muß zu messen, was vorher ist und was nachher. Aber trotzdem ist es wert, begonnen und geendet zu werden!"

In diesem Augenblick trat eine Schwester zur Tür herein. Ihrer frischen Jugend stand die Tracht wie eine zeitweilige Mummerei zu Gesicht, aber sie hatte Augen voll Güte und einen liebreichen Mund. Ehrerbietig neigte sie sich gegen den allbekannten Besucher und trat dann an das Bett heran. „Vergessen Sie auch nicht, Herr Professor," fragte sie, „daß Ihnen zu vieles Reden schädlich ist?"

„Nein, Schwester Anna", antwortete der Physiker. „Sie haben mir ja das Schwatzen verboten, und Ihnen gehorch ich aufs Wort. Aber ein wenig Nachsicht müssen Sie diesmal schon haben. Ich bin gerade bei meiner Lieblingsidee. Hören Sie nur gleich mit zu!"

Und er fuhr lebhaft fort: „Glauben müssen Sie, Kollege, glauben! Was ist das bißchen Intellekt gegen ein ehrliches Glauben? Sehen Sie, ich bin natürlich nebenbei Mathematiker, und die Mathematik ist die Quintessenz der Logik. Aber was passiert? Die simpelste Altweiberlogik sagt mir mit hahnebüchenen Fingerzeigen: ein Rädchen, das nicht mehr treiben kann, das nur noch abläuft, soll nicht Öl in Mengen schlucken, denn das Öl sowohl als die Kräfte, die da schmieren und pinseln, sind anderwärts weit nützlicher, zum Beispiel eine Schwester, die so liebe Pflegehände hat und eine so samtene Stimme wie Sie, Schwester Anna. Was aber tu ich? — Ich klingle alle sieben Minuten nach Ihnen! Stopfen Sie sich Baumwolle ins Ohr, Schwester Anna, und vergeuden Sie Ihre Schätze nicht an mich alten hoffnungslosen Knaben!"

Das Mädchen bettete den Kranken behutsam ein wenig höher. „Hoffnungslos?" versetzte es. „Wer sagt Ihnen denn das?"

„Gute Schwester, vor allem ich selber. Und ferner der Chefarzt dieser musterhaften Anstalt. Nein, wo Genesung über die Tür ge-

* Vieles Gewaltige lebt, und nichts ist gewaltiger als der Mensch.

Digitized by Google

schrieben ist, da gehören Sie hin! Dreifach schnell werden dort die Leute gesunden."

Mit einem freien herzlichen Lachen schüttelte die Schwester den Kopf. „Soll ich Ihnen die Oberschwester schicken?"

„Um Gottes willen! Die hat ja einen immerwährenden Katarrh. Und ein Pfefferminzbonbon nach dem andern nimmt sie, wahrscheinlich gegen den Husten. Überhaupt riecht sie wie eine Drogenhandlung; Lakritzen sind auch darunter. Und harte Knochenfinger hat sie!"

„Still, still!" gebot das Mädchen. „Das darf ich nicht hören."

Es lachte noch einmal lustig auf und ging.

„Ein Prachtgeschöpf!" lobte Terbrüggen. „Und ein munteres und feines dazu!"

„Nicht wahr? Sie ist schön? — Das dacht ich mir wohl. Da haben Sie die zweite Klemme, Kollege, in der ich mit meinem Lebenscredo festsitze. Im Grunde ist es beinahe so, als wollte ein Karnickel, das Sie bei Ihren Tierversuchen vorhaben, iuvat vivere schreien. Mein Leben, o du schwere Not! Magenkrank war ich von je, und wie Sie sehen, bin ich so kurzsichtig, daß ich nicht einmal weiß, was für eine Nase die Pflegerin hat, die mir das Kissen zurechtrückt. Bilder kann ich nur besehen, wenn sie nicht größer als ein Quartblatt sind, und ob ich am Golf von Neapel oder im oberschlesischen Hüttenbezirk spazieren gehe, merkt nur meine Nase. Ferner bin ich der Akustik stets so weit als möglich ausgewichen, denn ich bin grauenhaft unmusikalisch. Und die Dichtung, die Historie, die mir hätten Freundinnen sein können? — Zuerst hatt ich kein Geld für Bücher und Theater. Da hab ich mich also erzogen, den ganzen Kram zu mißachten. Experimente und Formeln sind ja auch tatsächlich die exakteren Kumpane, und ich, ich, der staubige Stubenhocker, kam dem Erdgeist — und dem Weltgeist! — doch merklich näher als die großmäuligen Herren Poeten. Jetzt kann ich's nicht übelnehmen, wenn mir das Tor geschlossen bleibt. Und — eine andere Tür, die zum persönlichen Glück des Gatten und Vaters, hab ich mir leider einmal selber vor der Nase zugeschlagen. — Trotzdem, Freund, — trotzdem bet ich das Leben an, ein löcheriger Blasebalg, mit wundgelegenen Gliedern. Ich behorche jeden Herzschlag hier innen als ein halbes Wunder, — ist es auch! — wenn draußen die Sonne scheint und das Fenster wird ein bißchen aufgemacht, möcht ich lossingen wie damals, als ich noch Brille Nummer vier auf der Nase und das erste Honorar in der Tasche als krummer Fuchs von Freiburg in den Schwarzwald auszog, und wenn mich die Schwester mit ihren guten Händen auf die Seite bettet, wo's doch noch weniger wehtut, strömen mir die Augen über vor Glück. — Und nun, — nun, Freund, vergleichen Sie!"

Der Geheimrat hielt den Kopf gesenkt. Die unsichere Rechte des Kranken tastete nach seiner Hand, fand eine geballte Faust und mühte sich um einen matten Druck. Zuletzt fiel sie schwer nach der großen Anstrengung zurück.

Nach einer Weile hob Terbrüggen die Augen auf. Mit beiden warmen Händen umschloß er die kraftlosen Finger des Physikers, atmete aus tiefstem Herzen und sprach: „Liebster Freund, ich sehe wohl ein, das Leben hat mich zu sanft angefaßt. Da ist ein ganz schnöder Subjektivismus bei mir ins Kraut geschossen."

Digitized by Google

„Subjektivismus?! — Ein kosmozentrisches Selbstbewußtsein wie bei einem Pharao! Ich, Kollege, bin lange, lange Zeit ein armer Teufel gewesen; das schließt zwar auch gewisse Versuchungen in sich, aber gewiß lehrt es weniger selbstherrlich, mehr im Rahmen des Ganzen, sozialer denken als die Auskömmlichkeit. Gegen solche Überheblichkeit war ich gefeit und — behütet vor dem notwendig folgenden Sturz aus dem Himmel. Bemerken Sie, bitte, lieber Freund: ein Vorzug der Armut!“

Er nickte nachdenklich. „Vielleicht hätt ich damals wenigstens öfter satt werden müssen? Am Ende läg ich dann jetzt nicht hier und müßte sterben? Aber — noch leb ich ja!“ —

Behutsam, mit einer bittenden Gebärde gegen den Geheimrat, trat die Schwester aufs neue über die Schwelle. Sie legte dem Kranken ihre leichte junge Hand sanft auf die Stirn und bat ihn leise, nunmehr endlich, nach dem anstrengenden Besuche, sich Ruhe zu gönnen. Pfannschmied versprach ihr mit dankbaren Augen Gehorsam. Ein unbeschreibliches Glück breitete sich auf seinem mageren Leidensantlitz aus, dann fielen ihm die Lider müde zu.

Er merkte nicht, wie Terbrüggen leise aufstand und ging. — —

Drei Tage darauf erhielt der Geheimrat durchs Telephon die Nachricht, daß der Physiker gestorben sei.

Rundschau

Allgemeineres

Innere Anschauung als Gemeingut

Aus Wilhelm Zimmermanns Werk über den großen Bauernkrieg des 16. Jahrhunderts, das 1841 zuerst erschien und später mehrfach neu aufgelegt wurde, sind eine Anzahl bedeutsamer Stücke, von Fritz Gansberg ausgewählt und mit guten Bildern nach Dürer, Burgkmair, Schäufelein und Jost Ammann geschmückt, als ein Bändchen der billigen Sammlung „Wissenschaftliche Volksbücher für Schule und Haus“ bei Alfred Janssen in Hamburg erschienen. Dieser Aufsatz will nicht auf Zimmermanns Leistung oder auf den Bauernkrieg selbst hinweisen, sondern ein einzelnes Moment hervorheben, das sich beim Lesen insbesondere dieser recht guten Auswahl, doch auch des übrigen Werkes der Empfindung mit Wucht einpreßt. Das Buch schildert eine Epoche, die mit primitivsten wirtschaftlichen Nöten, mit Druck und Ausnützung, mit Mord und Brandstiftung, mit Raub und Marter angefüllt ist, und dennoch scheint uns diese rohe, barbarische Zeit beim Lesen des Buchs ästhetisch viel höher zu stehn als unsre zivilisierte. Ästhetisch: dies Wort in einer tieferen Bedeutung angewandt als gemeinhin üblich ist, im Sinne des innersten künstlerischen Elementes, das auch im Kern jeder wahrhaften Kultur wohnen muß, der Anschauung. Daß dieser Eindruck erzielt wird, ist das Verdienst Zimmermanns nur insofern, als er dies Element, das in seinem Stoff, der Zeit, beschlossen lag, herausholte und ihm mit den nicht geringen Kräften seiner eigenen Prosa diente. Das Wesentliche aber ist, daß die Überlieferung aus jener Zeit der Anschauung voll ist. Die Menschen von damals hatten Anschauung; sie wußten es nicht; sie dachten darüber nicht nach, sondern besaßen sie mit vollkommener Selbst-

Digitized by Google

verständlichkeit als eine organische Funktion ihres Wesens wie das Vermögen zu atmen, zu hören, zu sprechen, zu schmecken, zu blicken.

Einige Beispiele seien aufgeführt. Als der Pauker von Niklashausen seine Predigt vom dritten Reiche begann, da verbrannte er, der mit Trommeln und Pfeifen bislang sein Brot verdient hatte, vor vielem Volk seine Pauke. Oder: in der schwäbischen Bruderschaft der Bauern, die „der arme Konrad" hieß, bestand die Zeremonie der Aufnahme darin, daß der Hauptmann nach einem Handschlag die Güter austeilte, welche die Gemeinschaft — wie Zimmermann sich ausdrückt — im Monde besaß, Acker und Weinberge in der Fehlhalde, auf dem Hungerberg, am Bettelrain, zu Nirgendheim. Weiter: als Herzog Ulrich in Württemberg Maß und Gewicht verschlechterte, zog ein Haufen mit den neuen Gewichten zur Rems und machte mit ihnen wie mit Hexen die Wasserprobe, derart, daß der Herzog recht haben sollte, wenn sie schwammen, das Volk, wenn sie sanken; und selbstverständlich sanken sie. Ferner: nach der Eroberung von Weinsberg nahm eine Rotte Bauern an gefangenen Edlen gewaltige Rache und tötete sie auf entehrende Art; sie wurden durch die aus Spießen gebildete Gasse gejagt. Unter ihnen war Graf Helfenstein, der Obervogt von Weinsberg. Melchior Nonnenmacher, ein Pfeifer von Ilsfeld, der früher bei ihm in Diensten gestanden hatte, sprach: „Habe ich dir einst lange genug zu Tanz und Tafel gepfiffen, so will ich dir jetzt erst den rechten Tanz pfeifen." Und auf der Zinke pfeifend, schritt er vor ihm her bis an den Eingang der Gasse. Endlich: soeben hat der Ausrufer zu Mühlhausen von einem Stein Speise und Trank ausgeboten, da tritt auf eben diesen Stein Heinrich Pfeifer, Thomas Münzers Genoß: „Ich will euch ein ander Getränk verkündigen."

Alle diese Handlungen (deren drei letzte auch in der Gansbergschen Auswahl nachgelesen werden können) sind ausgezeichnet durch den scharfen Umriß der Gebärde und den Reichtum ihrer Bedeutung, durch Sinnfälligkeit und Sinnfülle: es sind Sinnbilder. Und sie reden lauter und eindringlicher als das Wort, dessen manche von ihnen gänzlich zu entraten vermögen; oder aber sie verstärken eine Rede und geben ihr die würdige Einstellung. Klarer als mit Worten verkündet das Verbrennen der Pauke, daß für den Spielmann die Zeit der Musik dahin sei und er das neue Reich zu verkünden anhebe. Heinrich Pfeifers ausruferhafte Geste und Ankündigung sagt aus, daß die neue Lehre so not sei wie Speise und Trank und allem Volk zugänglich. Der Pfeifer Nonnenmacher sagt sein Gefühl nicht: er handelt es und karikiert die Tafel- und Lustmusik zu einer Spott- und Todesmusik. Und den Edlen hat denn auch eben dieser geblasene Hohn hart ans Ohr geschallt; denn keinen haben sie so schwer gestraft wie diesen Pfeifer: sie haben ihn bei langsamem Feuer gebraten. Man denkt bei seinem Tun der Spottmesse, welche die belagerten Wiedertäufer zu Münster aufführten, und die ebenfalls eine gehandelte Karikatur war; hiermit wird ein ganz bestimmter Komplex des Sinnbildlichen berührt, der Kultus. Ein ironisches Rechtsverfahren ist die Wasserprobe mit den Gewichten; eine ironische Belehnung die Aufnahme in den „armen Konrad": auch sie sind Karikaturen dem Kultus naheſtehender Zeremonien,

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

juristischer und feudaler. Diese Berührung mit dem Kultus (die bei der Auswahl der Beispiele nicht etwa berücksichtigt wurde), ist tief bedeutsam; denn sein Wesen ist eben die Sinnbildlichkeit, der schweigende Ausdruck von Gefühlen und Lehren im angeschauten Vorgang. Und welche aufrührerische, aufreizende, aufrufende Kraft ist in dieser Belehnung mit der Fehlhalde und der Wasserprobe mit den Gewichten! Es sind politische, demagogische Sinnbilder von unerhörter Kraft, es sind Schlagworte aus einer revolutionären Rede, doch nicht gesprochen, sondern gehandelt, und eben durch ihre Sichtbarkeit einer breiteren Menge wahrnehmbar und verständlich. Stark sind die Verse Georg Herweghs: „Reißt die Kreuze aus der Erden! Alle sollen Schwerter werden!“; ein Aufrührer jener Tage hätte sie vielleicht nicht nur gedichtet, sondern auch gehandelt. Man könnte sich einen Bericht aus jener Zeit vorstellen, daß ein Bauernführer, vielleicht ein früherer Mönch oder ein Münzerischer Prädikant, etwa bei der Bestattung eines von einem Ritter zu Unrecht hingerichteten Bauern, auf dem Gottesacker eine Rede gehalten, am Schluß jene Worte gerufen und ein ehernes Kreuz von einem Grabe gerissen und als ein Schwert geschwungen habe. Und man hätte seine Worte und seine Handlung nicht einmal dichterisch genannt, ebensowenig wie etwa die jenes Bauern Peter Clemens von Würtingen, der einen Schuh am Wege fand und auf seinem Stecken einhertrug, zum Zeichen, daß er den „Bundschuh“ neu gegründet wünsche. In diesem Zusammenhange ist es von höchster Bedeutung, daß die Volksführer jener Tage den größten Wert darauf legten, bedeutsame Fahnen zu erhalten, weil sie die werbende Wirkung solcher Symbole auf ihre Volksgenossen kannten.

Und wie die Handlungen, so ist auch die Sprache jener Zeit voller natürlicher Bildlichkeit. Dem Grafen Dietrich von Weiler sind die Bauern „Roßmucken“; die Schweizer rühmen sich, den Herren solche Ritterschläge zu geben, daß sie davon zu Tod geschlagen würden, und die hinwiederum rühmen sich, in deren Land dermaßen brennen zu wollen, „daß Gott auf dem Regenbogen vor Rauch und Hitze blinzeln und die Füße an sich ziehen soll“. Welche Bildhaftigkeit steckt in dem oft wiederkehrenden Wort der Bauern, daß sie dem Evangelium einen Beistand tun wollen: sie sehen es gleichsam als eine verbündete Brüderschaft, angegriffen von Adel und Pfaffen, wehrhaft im Felde liegen. Handlung und Rede dieser Menschen ist, wie Albrecht Dürer es vom Künstler fordert, „voller Figur“. Man könnte einwenden, daß vornehmlich solche Worte und Handlungen uns enthalten sind, die eben in diesem Sinn anschaulich waren. Sie überlebten gewissermaßen durch Auslese, da sie im Anschaulichen stärker waren, die Erinnerung aber als eine wiederholende Einbildung das Anschauliche bevorzugt: Handlungen wie jene Wasserprobe mit den Gewichten, die Zimmermann Stuttgarter Urkunden entnommen hat, konnten von einem Stadtschreiber, Archivar oder wer immer die zahllosen Chroniken jener Zeiten geschrieben hat, nicht vergessen werden. Aber diese anschaulichen Handlungen und Worte mußten dafür erst vorhanden sein, und sie sind in Fülle zu finden in diesem Buche, einem der wenigen, die Geschichte von unten schreiben, in denen die namenlose Masse, das breite Viel der Volkheit die handelnde Hauptgestalt ist und zu Worte kommt.

Digitized by Google

In diesen Menschen, so unwissend und roh sie sind im Vergleich mit den heutigen, ist „die künstlerische Funktion“, wie Albert Dresdner dieses Element der menschlichen Natur nennt, noch nicht verkümmert. Ihrer Sprache merkt man noch den Ursprung aus dem Schauen an, und, ohne daß sie es wissen, steckt in ihnen ein Stück von einem Dichter.

Was hier dargelegt ist, ist im Grunde mit dem verwandt, was etwa Bonus mit der Veröffentlichung der Rätselsammlung mahnend aussagen wollte. Wie im Profanbau und Gewerbe jener Zeit, so verspüren wir auch in den Handlungen, Vorstellungen, Worten ihres Alltags organisch wirkende Phantasie; und wie dort Kraft der bildenden Kunst, so wird hier ein allenthalben latentes dichterisches Vermögen angewandt.

Nur auf solcher Grundlage aber ist eine große und im tiefsten und weitesten Sinne des Wortes völkische Dichtung möglich. Die heimlichen Elemente von Anschauung in Sprache, Handeln, Wesen der Vielheit düngten sie zu einem üppigen Humus für die Dichtung: auf diesem Boden entstand die breite und vielfältige Konvention des Volksliedes, aus dem dann viele auch individuell große lyrische Schöpfungen erwuchsen, zum Beispiel das weit-, weitaus stärkste politische Gedicht der Deutschen, Huttens Lied „Ich hab's gewagt“; und auf diesem Boden erwuchs dann die starke Prosa jener Zeit, deren Gipfel das größte Prosawerk der Deutschen ward, Luthers Bibel.

Es gilt nicht das Volkslied nachzuahmen und nicht die Bibel nachzuahmen; es gilt: die Grundlagen für wahrhaft allgemeine Dichtung erkennen in den Kräften endemischer und in jedem einzelnen organischer Anschauung. Nur derjenige hat ein Recht, unsre moderne Literatur wegen ihrer Volksfremdheit, ihres Außenseitentums, ihres falschen Aristokratismus zu tadeln, der sich dieser Nöte und dieser Notwendigkeiten bewußt ist. Sie ist wurzellos, weil ihr, im Vergleich mit früheren Epochen, der Boden mangelt, wo sie wurzeln kann; ihr Mangel ist, daß sie wähnt, der Wurzel und des Grundes ermangeln zu können. Und anderseits ist es der Mangel vieler, die sich in bewußten Gegensatz zur Moderne stellen, daß sie die Konvention vergangener Tage schlechthin wiederholen, während es nur darauf ankommen kann, den veränderten Bedingungen gemäß jene künstlerische Funktion im einzelnen und in der Volkheit verändert wieder zu erschaffen und zu pflegen, damit fruchtbare Konvention möglich wird und auf ihr unser und unsrer Nachfahren Bibel, Huttensang, Volkslied erwachsen können.

Ernst Lissauer

Von der Sprache

„Völkisch“

Der wütende Kampf, der mit allen Mitteln der Ironie und des Hohnes von einem Teil der Presse unausgesetzt gegen dieses Wort geführt wird, ist, ob er gleich sich gern als philologisch ausgeben möchte, natürlich in der Hauptsache ein rein politischer Kampf. Die Gegner dieses Wortgebildes sind nicht vorzugsweise unter denen zu suchen, denen die Charakteristik und Schönheit der deutschen Sprache oder wenigstens die Reinheit ihrer Grammatik am Herzen liegt, sondern unter denen, die, was nach Rasse und Wurzel schmeckt, seien es Erscheinungen oder Begriffe, aus dem modernen Leben wegwünschen. Da sich nun auch der Kunstwart zu wiederholten Malen des Ver-

Digitized by Google

brechens schuldig gemacht hat, dieses „läpp—ische und kind—ische“ Wort zu gebrauchen, so ist es vielleicht angebracht, hier zu seiner Rechtfertigung eine kleine Anmerkung zu machen. Das Wort „völkisch“ ist nämlich ein sehr, sehr altes Wort schon. Das beweist natürlich nichts für seine Güte. Wie aber, wenn dieses alte, alte Wort so munter und gesund wäre, daß es sich nicht bloß kümmerlich am Leben erhalten hätte, sondern daß es eins der häufigst gebrauchten Wörter der modernen deutschen Sprache wäre und von jedem erwachsenen Deutschen hundert und aber hundertmal am Tage gesprochen, gelesen und geschrieben würde? Allerdings, wie wir Deutschen nun mal sind, in einer etwas altertümelnden Verkleidung. Indem nämlich an Stelle der modernen Vokabel „Volk“ ihre althochdeutsche Übersetzung „Diot“ gesetzt zu werden pflegt. Diotisch? Nun ja. Diotisch oder diutisk, sollte es heutzutage noch einen Abcschützen geben, der nicht schon wüßte, daß das nichts weiter ist als unser „deutsch“? Völkisch und deutisch sind also nicht nur synonyme Ausdrücke, sondern auch sprachlich ganz gleich, mit der „kind—ischen Endung isch“, gebildete Wortformen. Die Logik würde somit erfordern, daß die Gegner des Wortes „völkisch“ ihre mehr oder weniger witzigen Pfeile auch gegen das Wort „deutsch“ richten, was ihnen ja nicht viel Kummer bereiten dürfte.

Das andere nicht minder gut gehaßte Wort ist „Volkheit“. Auch das wird lächerlich gemacht, damit es sterbe. Man „feiert“ es als die „kühne Sprachschöpfung“ etwa „eines handlungsbeflissenen Ahlwardtjüngers“. Immerhin dürften einige dieser Sprachkritiker, die sich so witzig in den Zeitungen produzieren, beim Lesen Goethes etwas weiter gedrungen sein, als die Schule sie verpflichtete. Und so wundert man sich doch, daß sie so beharrlich den Gebrauch verschweigen, den Goethe von diesem Worte macht. Es ist interessant, den feinen Unterschied zu sehen, den er zwischen „Volk“ und „Volkheit“ beachtete. Das erste war ihm etwas rein Empirisches, die Masse, die zufällige Summe aus zufälligen Einzelheiten, und Goethe, ob er schon durchaus Realist war, war doch kein Sklave der Empirie und kein Diener des „Volks“. So sehr er sich auch Schillern gegenüber wehrte gegen den Verdacht, eine „Idee“ zu haben, in dem Begriffe „Volkheit“ ehrte er die Idee. Das Wort bedeutete ihm etwas Aprioritisches, sozusagen eine platonische Idee, ein Urphänomen, das Grundfaktum einer Rassen- und Volkseigentümlichkeit. Das Volk als ein Unteilbares, Ganzes, als das Ganze, das nach Aristoteles, der sich ja in Goethe so schön mit Plato verschlang, „stets vor den Teilen ist, das erst die Teile setzt“. Ja aber, wie dürfte man mit solchen philosophischen Ideen dem naiven Geschlecht unsrer Tage kommen, das ja mit dem bequemen atomistisch-materialistischen Evangelium Häckels alle Philosophie zu Eierkuchen plattgeschlagen hat?

Ob Goethe den Begriff „Volkheit“ ganz aus eignen Gedanken geschaffen? Es klingen Herdersche Reminiszenzen an. Herder war es ja, der alle diese Ideen der Rassen- und Volkseigentümlichkeit aus der Taufe hob, die jetzt geläutert und gewachsen sich ihren Platz in der Kulturarbeit erkämpfen wollen. Herder, der immer durch das Volk als Masse hindurch nach dem Untergrund der Volkheit lauschte, diesem Mutterboden, aus dem zwar nicht die politischen Vereinsreden, wohl

Digitized by Google

aber die Lieder der Völker strömen.

Erich Vogeler

Martin Greif †

Manche der heute beliebten Dramen übertreffen an dichterischem Gehalt schwerlich diejenigen Greifs, daß jedoch ein kommendes Geschlecht die Greifschen als Meisterwerke preisen und uns Zurückhaltende von heut nicht begreifen werde, das glaube ich nicht. Aber das glaube ich: daß die Kommenden sich über uns Heutige wundern werden, weil wir einen großen Lyriker unter uns hatten und doch viel kleinere für größer hielten. Nur denke ich auch: falls diese Kommenden sich näher in die Erscheinung vertiefen werden, so werden sie uns entschuldigen. Nicht bloß, weil die „Neusten" zu unsrer wie zu jeder Zeit sich am meisten „erdreusten" und die Älteren zurückzudrängen suchen, sondern auch, weil es selbst für den Willigen und Genußfähigen gar nicht so leicht war, zum Lyriker Greif zu kommen.

Wenn von irgendeinem Poeten gesagt werden darf, daß er subjektiv bis zum Letzten war, so von Greif, und wenn von einem, daß er weltfremd war, auch wo er sich für weltkundig hielt, so von ihm. Uns andern gegenüber zeigte sich das am auffälligsten in dem Mangel an Selbstkritik, der in einen von Auflage zu Auflage schwellenden enggedruckten Band mit einer Art von Ehrfurcht gegen den eignen Genius fügte und steckte, was immer die Feder in Rhythmen und Reimen schrieb. Das ergab weite Sandstrecken zwischen den fruchtbaren. Und wo die Oasen blühten, war's nicht mit Palmen, deren Zweige sich schön im Lichte wiegten für jeden, der aufsah. Man mußte suchen. Du hast dich schon des Diamantenleuchtens in einem Tautropfen gefreut, Leser — ein Schritt zur Seite, dann war's nicht zu sehn. So ist's mit der Lyrik Greifs: du mußt auf einer bestimmten Stelle stehn können, sonst leuchtet sie nicht. Gleichnis beiseit: du mußt den Sinn für jenes „Spezifische" der Lyrik haben, das ihr Höchstes ist, weil nur sie es geben kann. Ganz wundersam, wie zwischen unscheinbarem Gehalm dann plötzlich ein Diamant aufleuchtet. Wem „das Auge sonnenhaft", der sah diese Sonnenbilder nach dem ersten „Aufgehn" dieser Lyrik für ihn auch sonst noch dort und da bei Greif, wo er sie vorher nicht gesehn, fand sie, weil er jetzt in der rechten Stimmung suchte. Und manchmal war er bis in sein Tiefstes erschüttert, so schön erschien ihm nun, was er früher kaum bemerkt. Es gibt Greifsche Gedichte, die, einmal innerlich erfaßt, Tröstergenossen fürs Leben werden.

Wir brauchen heute nicht wieder mit nachfühlendem Eingehen davon zu sprechen. Wer von diesem weltfremden großen Kinde begehrte, was etwa ein moderner praktischer Mann ihm sagen mag von Nöten und Sehnen der Zeit, von sozialen und politischen Kämpfen, von Emanzipationen aller Art und von dem sonstigen zweifelsohne höchst wichtigen Inhalt auch moderner Versliteratur, der würde eben an falscher Stelle fragen. Eine Kunst der Nerven und besonders feiner und neuer Arten ihrer Erregung war die Greifische auch nicht. Gerade in den Tiefen ihrer „Kindlichkeit" lag ihr Lebensschatz, bei dem, was keiner zuzugewinnen braucht, was Mutter Natur ihm als Erbschaft mitgibt — aber nur im Keime. Er weckte diese Keime. Machte zu „wirkender Kraft", was nicht der einzelne erworben hat, sondern seine Ahnenreihe, die Menschheit. Und was der Menschheit nicht verloren gehen

Digitized by Google

Digitized by Google

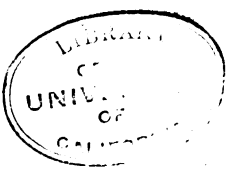
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ANSELM FEUERBACH

Digitized by Google


Digitized by Google

darf, wenn sie nicht verarmen soll.

Es ist ein Zeichen des oberflächlichen Drüberhinlebens, daß man dieses im Keim Überlieferte so oft mit dem Konventionellen verwechselt. Wer bei Greif nur die übernommenen Formen sieht, sollte in dem Gedanken vorsichtig werden, daß Deutschlands größter Lyriker Goethe seinen Formen nach niemals ein „Neutöner" gewesen ist. Sang Greif die uralten Stoffe, so sang er sie aus innerstem Erleben heraus neu. Und bewies damit die ursprüngliche Kraft seiner Begabung stärker, als die einen neuen Stoff einfangen, um ihn sozusagen lyrisch wenn nicht zu gestalten, so doch anzurichten.

Goethe — Mörike — Greif . . . es ist ein Höhenzug, der sich senkt, aber auch seine letzte Erhebung reicht noch stolz genug ins Blau, um weit über die Ebene zu sehn. Es vergeht manches Jahr, in dem unter all den Hunderttausenden von Gedichten kein einziges erscheint, das sich mit einem der besten Greifs messen könnte. Vielleicht wird nur ein halbes Dutzend von ihnen über anderthalb, über zwei Jahrhunderte bleiben. Lebt aber ein einziger unter uns, von dem man das gleiche hoffen dürfte?

Die Fioretti

Blütenkranz des Heiligen Franziskus von Assisi (Fioretti di San Francesco), übersetzt von Otto von Taube. Mit Einführung von Henry Thode. Jena, Diederichs, geb. 8 Mk.

Der Name dieser Legenden ist nicht zufällig. Es geht durch jenen Vorfrühling der Kultur im 13. Jahrhundert doch schon etwas wie Duft von Blumen und wie eine Empfindung davon. Der deutsche Minnesang kann sich nicht genug an ihnen tun. „An den Rosen er wohl mag — Tandarabei — merken, wo das Haupt mir lag." Der erste starke geistige Erneuerer in Italien, der abenteuerliche Abt Joachim (dem auch Franziskus entscheidende Anregungen zu verdanken scheint) nannte sein Kloster „il fiore", und man nennt ihn und sein „Ewiges Evangelium" noch heute darnach („von Floris"). Die erste italienische Novellensammlung von einiger Bedeutung, die auf uns gekommen ist, das Novellino (entstanden allmählich zwischen 1190 bis auf 1300), sagt in seinem hübschen und naiven Vorwort, es wolle allerlei fiori di parlare, allerlei Blüten geistreicher Rede, dem Gedächtnis bewahren. Und als der Mönch von Pisa (um 1325) seine große Sammlung historisch geordneter Erzählungen aus der Vergangenheit Italiens plante, von der außer den Taten des Aneas nur wenig auf uns gekommen ist, überschrieb er sie „Fiorita d'Italia". In all diesem Blütentreiben haben den süßesten Duft die fioretti di San Francesco. Einen manchmal betäubend süßen Duft: Es ist bezeichnend, wie oft (ohne irgend stereotyp zu werden) der Empfindung Ausdruck gegeben wird: „Nicht mehr! nicht mehr!... denn ich kann solche Wonne nicht ertragen!" Einmal wagt der Heilige — es ist gegen Ende seines Lebens im Zusammenhang mit der Stigmatisierung — die Bitte, daß ihm vergönnt werde, ein Weniges von der seligen Freude im ewigen Leben zu schmecken. Da erschien ihm in großem Glanze ein Engel, der in der Linken eine Geige, in der Rechten einen Bogen hielt. Der führte nur einmal den Bogen über die Geige, da schien es dem Heiligen, als löse sich seine Seele von allem leiblichen Fühlen, und als würde sie vor übermäßiger Süße dem Leibe entfliehen, wenn der Engel mit dem Bogen ganz hinabstriche.

Digitized by Google

Eine solche Weichheit würde zur Sentimentalität geführt haben, wenn sie nicht gehalten und sozusagen grundiert gewesen wäre von der rücksichtslosen Weltverachtung des Heiligen. Diese Seite erscheint uns als die schwer zu überwindende Schwierigkeit beim Genuß der Fioretti. Es ist das ein Phantasiefehler von uns: Dieser herbe Hintergrund gehört auch ästhetisch mit zu der Wirkung des Ganzen. Auch die Häßlichkeiten, auch die offenbaren Narrheiten gehören teils als Kontrast, teils als bunte Färbung mit in das Bild, das sein überschwängliches Licht sonst verschwimmen lassen würde.

Was für ein zartfarbener Mythus webt und spinnt in diesen Wäldern! Man sieht unwillkürlich mit den Augen Giottos und jener Sienesen, in denen Herbigkeit und Süße so spannungsvoll sich einen. Jenes mächtigen, fast düsteren Ambrogio Lorenzetti und des liebenswürdigen Duccio, der auf seine berühmte Tafel das schöne Gebet um Frieden für Siena schrieb, das er endete: „Und gib dem Duccio Leben, weil er dich so schön gemalt hat“ (Sis Duccio vita / Te quia pinxit ita). Unsre harten Moralisten mögen immerzu über die lohnsüchtige Sittlichkeit dieser Einsiedler schelten. Jene würden lächelnd gesagt haben: Wir wollten auch gar nicht Tugendmuster sein, sondern wir wollten leben. Wir suchten nicht die vernunftgemäßeste Methode des Lebens, sondern das Leben selbst, das in sich erfüllte. Und wir haben es gefunden: diese Überzeugung spricht aus allen, aus jedem Stück einzeln. Das Leben bricht in Flammen heraus. Die äußere Realität ist ein fügsames Mittel des Ausdrucks geworden für das allmächtig und schrankenlos sich erhebende Seelenleben. Und ein solches Leben wird seine Zeitüberlegenheit stets in der Form der Hoffnung und Erwartung empfinden.

Einst unterredeten sich der heilige Franziskus und seine Gefährten mit der heiligen Klara und einer ihrer Genossinnen, und der Heilige begann so lieblich und erhaben von Gott zu reden, daß alle sich wie von dannen getragen fühlten. Und also stark wurde ihre Andacht, daß die Leute in der Stadt und auf den Feldern das Kloster, die Kirche und den Wald in einem großen Feuer sahen und herbeieilten, um zu retten. — Den einsam Betenden hebt die Gewalt der inneren Regung bis in die Krone des Baumes. — Die Kraft der Übertragung von Geist zu Geist ist so stark, daß sie wohl den Empfangenden auf Speerweite fortschleudert. — Es raunt und redet nächtlich im Walde. Der Lauscher schlüpft durch das offene Pförtchen und sieht San Francesco von Licht umflutet, wie die Scharen des Himmels zu ihm reden. — Die noch ungeschreckten Vögel in den einsamen Wäldern scharen sich um diese Einsiedler, setzen sich ihnen auf Haupt und Schultern, die Fische sammeln sich zur Predigt, und selbst der Wolf von Gubbio läßt sich bekehren.

Es ist umgekehrte Welt. Was wir gewöhnlich erleben, sind allerlei Dinge und Ereignisse, von denen das Innere des Menschen ein wenig bewegt wird. Hier ist die Seele mächtig geworden und scheint schier nach eigener Wahl mit dem äußeren Leben zu schalten. In einem dichterisch besonders schönen Stück geht der heilige Franziskus mit einem seiner Jünger einen schweren Winterweg im kalten Regen auf durchweichtem Weg von Perugia in sein Kloster zurück. Da hebt er an, von der vollkommenen Glückseligkeit zu sprechen. Er zählt

Digitized by Google

allerlei Dinge auf, die auch einem Heiligen groß und verehrungswert sind, als Krankenheilen, Vorbild der Erbauung sein, Prophezeien, alle Kräfte kennen, ja alle Heiden bekehren, und schließt jedesmal: „So schreibe, daß da noch nicht vollkommene Glückseligkeit ist.“ So sind sie mehrere Meilen gewandert, als der Jünger fragt, wo dann um Gottes willen die vollkommene Glückseligkeit sei. Da beginnt der Heilige eine sehr ausgeführte Schilderung, wie sie vom Regen durchweicht, von Kälte durchschauert, schwer vom Kote der Straße, gequält von Hunger endlich an ihr Kloster kommen würden, wie sie dann draußen würden warten müssen, wie der Pförtner, der sie nicht erkennen würde, schelten werde, wie sie schließlich die ganze Nacht würden draußenbleiben müssen: wenn sie dies alles mit Geduld und Heiterkeit ertragen würden, — da wäre vollkommene Glückseligkeit.

Diese völlige innere Freiheit, der die Dinge, soweit sie nicht Ausdrucksmittel sind, zu Kontrastmitteln werden, um an ihrem Widerstand die seelische Unabhängigkeit zu genießen, wird stets ein innerstes Hauptstück aller wirklichen Religion sein. Wir werden im einzelnen verschieden darüber denken, wie sie zu erringen und wie zu bewähren sei. Aber eine so machtvolle Schilderung davon, wie einige Menschen sie errungen und genossen haben, werden wir auf jeden Fall nur mit großer Bewegung anhören können.

Alle diese Stücke bleiben übrigens trotz aller phantastischen Elemente so nahe am Realistischen, daß sie als annähernd wirkliche visionäre Erlebnisse vorstellbar bleiben. Es ist der Mythus, aber noch der ganz nah über seiner Entstehungswirklichkeit schwebende echte Mythus.

Im übrigen muß man selbst lesen. Und auch die frommen Schalksstreiche des Bruder Ginepro nicht auslassen, noch die gestaltvollen Betrachtungen über die Wundmale. Man muß selbst bis zu Ende lesen, um dann, nachdem man so mit dem Heiligen eine lange Strecke Weges gewandert ist, die hinreißende Glut des letzten Abschiedes vom Berge La Vernia in sich aufnehmen zu können. Ein prachtvolles Stück, das der deutsche Übersetzer mit sehr feinem Takt (einem neueren italienischen Herausgeber darin folgend) in die Fioretti übernommen und an den Schluß gestellt hat.

Die Übersetzung ist ganz vortrefflich (wenngleich es vorkommen mag, daß sie gelegentlich die Meinung des Urtextes verfehlt, wie mir das in dem burlesken Schlußscherz der Fra Ginepro-Stücke der Fall zu sein scheint). Die Ausstattung von F. H. Ehmcke ist ein Muster von feinfühliger Anpassung an Form und Geist des Textes.

Artur Bonus

Krankenlektüre

An die Ärzte

Uns wird geschrieben:

„Es gibt kaum eine Zeit, die den Menschen so empfänglich für gute Lektüre findet, wie die Wochen der Genesung nach einer schweren Krankheit. Auch während der leichten Krankheitszustände, die bei dem heutigen Versicherungswesen selbst die Minderbemittelten in Scharen in die Krankenhäuser führen, sind die Leute geneigt, ihr Interesse von den Alltagssorgen des Berufslebens höheren Dingen zuzuwenden. Sind nun unsre Krankenhäuser gerüstet, dieses Verlangen nach geistiger »Therapie« zu befriedigen? Die Antwort muß betrüben. Die Bücherei, die den

Digitized by Google

Patienten zur Verfügung steht, ist in den meisten Fällen durchaus minderwertig. Von einer bewußten Auswahl bester, oder doch guter Bücher ist keine Rede. Meist findet man eine sehr geringe Anzahl von mittelmäßigen Romanen, die von irgendeinem Gönner, der seinen Bücherschrank vom Schund säuberte, gestiftet wurden. Daneben eine Reihe von alten Journalen, Witzblättern, illustrierten Wochen- und Monatsschriften, die die Ärzte nicht zu Hause herumliegen lassen wollen."

Nicht minder trostlos sieht es übrigens in den Wartezimmern der Ärzte (und Rechtsanwälte) aus. Auch hier werden dem Patienten, der bei dem langen, oft unruhevollen Warten geradezu zum Lesen gezwungen ist, alte Bäderprospekte, illustrierte „Prachtwerke", zerschlissene Albums und abgegriffene Bände irgendeiner „Unterhaltungsbibliothek" oder gar Reklamealbums zugemutet. Und doch ist eine kleine gediegene Bücherei, etwa aus den billigen Sammlungen zusammengestellt, um wenig Geld zu beschaffen. Die „Regiekosten" könnte jedenfalls das Einkommen des Herrn Doktors noch tragen. Falls er nicht den Einfluß des seelischen Zustandes seiner Patienten auf ihren körperlichen sehr unterschätzt, wird er sogar diese Ausgabe nicht als „unnütz" im engsten Berufsinteresse ansehen dürfen. Die Auswahl wird nicht allzu große Schwierigkeiten bereiten: ein gesunder Humor wird den Vorzug verdienen, doch nicht allein herrschen dürfen. Der Dürerbund wird in der Liste „Leichtes zum Lesen", die er vorbereitet, auch einige besonders als Krankenlektüre geeignete Bücher anführen.

Gewerkschaftsarbeit gegen die Schundliteratur

Das Berliner Gewerkschaftshaus stellt den einzelnen Gewerkschaften gute billige Bücher in großer Menge zur Verfügung. Die Bücher werden verliehen, und zwar umsonst. Man hat entweder den Wert der Bücher zu hinterlegen oder bereits früher entliehene Bücher zurückzugeben. Wer die Bücher behalten will, hat dazu das Recht, er hat dann bei Entlehnung neuer Bücher wieder den entsprechenden Betrag zu deponieren. Das Vorgehen ist zweckmäßig: viele Kinder werden lieber ein gutes Heft umsonst als ein schlechtes um 10 Pfg. lesen wollen. Der kleine Gewinn, der sich beim Verkaufen der Bücher ergibt, macht es möglich, ohne allzu große Zuschüsse auszukommen.

Theater

Reinhardts „Zweiter Faust", Kysers „Medusa", Oldens „Wiederkehr"

Berliner Theater

Just in dem Augenblick, da der Schlendrian des Berliner Theaterlebens seinen Höhepunkt erreicht hatte, brachte Reinhardt im Deutschen Theater die Aufführung des zweiten Faust. Rechtzeitig für uns, die wir in der Stickluft dieser Tage notwendig wieder ein Ereignis brauchten; um ein wenig zu spät für ihn selbst, der in seiner fiebernden Rastlosigkeit die Herberge dieser Station bei Lichte besehn schon wieder hinter sich gelassen hat. Von Rechts und Reinhardts wegen hätte nämlich dieser zweite Faust vor dem ersten, in nächster Nähe seines „Sommernachtstraums" und seines „Kaufmanns von Venedig" liegen müssen — damals, als seine Ausstattungslust noch in ihrer Maienblüte stand. Denn wenn irgend-

Digitized by Google

wo, so hätte sie hier Berechtigung gehabt, all ihre Register zu ziehen. Wir wissen ja, daß Goethe selbst für die Theateraufführung dieses zweiten Teils weit optimistischere Hoffnungen gehegt hat als für die des ersten und daß er an ein Bühnenfestspiel, an einen Augenschmaus mit allerreichster Ausstattung, großer Pracht und opernhafter Verbrämung gedacht hat. Reinhardt hätte also weder Maschinen noch Prospekte zu schonen brauchen und hätte dafür den unantastbaren Gewährsmann zur Seite gehabt. Heute aber ist er, um mit Goethe zu reden, nicht mehr in Erfurt, sondern schon in Gotha. Er hat, ein eiliger Überwinder, den Kursus der Münchner Reliefbühne absolviert und in der Arena des Zirkus um die einfache Stilgröße der antiken Tragödie geworben — ein Halbentwöhnter, ein Fremder fast steht er vor den Regieaufgaben dieses dramatischen Weltgedichtes, mit dessen üppiger Erscheinungsfülle, mit dessen jähem Ort- und Zeitwechsel, mit dessen bunter Stilmischung und kosmopolitischem Formreichtum sich keine andere mißt.

Was bleibt ihm übrig, als sich zu einem Kompromiß zu entschließen? Neuerkanntes, Frischerobertes mit Altgewohntem, halb schon Verworfenen zu mischen. Es ging dabei ohne empfindliche Zusammenstöße und harte Dissonanzen nicht ab, und mehr als einmal war man geneigt, dem, der einstmals ob seiner überwuchernden Ausstattungsphantasien so viele (berechtigte und unberechtigte) Scheltworte hatte hören müssen, jetzt umgekehrt den Vorwurf der Nüchternheit zu machen. So war gleich die „anmutige Gegend" der ersten Szene, wo der schlummernde Faust, auf „blumigen Rasen" gebettet, von Engelssang und Aolsharfen ins heilige Licht zurückgerufen wird, von einer schier puritanischen Strenge, und bei der Grablegung im letzten Akte spielte sich der Kampf um sein unsterblich Teil zwischen dem Gesindel des Teufels und der himmlischen Heerschar in so linear gepreßten Formen ab, daß man hätte wünschen mögen, dieser Regisseur wäre mit der platten Technik der Reliefbühne nie in Berührung gekommen. Ja, selbst die Schlußapotheose mit der Himmelsherrlichkeit der Mater gloriosa, über die Reinhardt — und mit Recht — noch vor drei, vier Jahren die ganze sinnentzückende Romantik erdferner Anbetung gespreitet hätte, litt an gezirkelten Konventionen, denen hier zu begegnen peinlich war. Daneben freilich stand technisch und stimmungshaft Wohlgelungenes in reichlichem Maße: die schwelgerische Eitelkeit des Kaiserhofs, der glitzernde Wirbel der Mummenschanz, die zauberische Behendigkeit der Bakkalaureus- und Homunkulusszenen, die gestaltenreiche Phantasmagorie der klassischen Walpurgisnacht, der grausig dämonische Spukreigen Mephistos mit den Lamien, der erhabene Aufbau der ersten Helena-Szene, die so auch äußerlich zu dem erhöht wurde, was sie für die innere Architektur der Dichtung ist: der Aufstieg zum Gipfel, „zu dem alles hinführt und von dem man alles übersieht".

Damit wären wir bei der geistigen Dramaturgie der Reinhardtschen Aufführung. Indem sie möglichste Vollständigkeit anstrebte — gönnte sie doch dem Ganzen sieben volle Theaterstunden —, machte sie's sich zugleich leichter und schwerer als ihre Vorgänger. Wo andere mit „kühnem Kaiser-

Digitized by Google

schnitt“ nur das Unentbehrliche, die dramatische Entwicklung und die sittliche Idee der Dichtung herausgriffen, oder sich gar damit begnügten, ein gewöhnliches romantisches Märchendrama aus ihr zu machen, bemühte sie sich, dem Original seinen vollen Reichtum, aber auch seine selbstherrliche Willkür und seine verwegenen Sprünge zu bewahren. Nicht eine Bearbeitung, sondern eine Erfüllung des Vorgezeichneten war der Ehrgeiz dieses Abends. Die Arbeit, überall sichtlich getragen von einer eifernden Liebe zu den wechselnden Intentionen und den drängenden Gestalten des Dichters, wuchs dadurch ins Ungeheure, ohne daß immer die Klarheit, die Durchsichtigkeit des Planes gefördert wurde. Es kam als erschwerender Umstand hinzu, daß unter dem Zwang der eilenden Stunde augenscheinlich im letzten Augenblick und in aller Hast doch noch Kürzungen gemacht werden mußten, die nun doppelt auffielen. Dennoch blieb eines in dieser Aufführung ehrfürchtiger und gewinnbringender gewahrt als irgendwo vorher: das war der Respekt vor dem Wort, vor den königlichen Sprachschätzen dieser unumschränkt herrschenden Dichterkraft. Was da an Schönheit gerettet wurde, war schon eines Opfers an Deutlichkeit wert.

Der Dienst am schönen Worte stand offensichtlich auch in der Darstellung zu oberst. Überall, bis in die kleinsten Rollen hinein, konnte man wenigstens das Bestreben beobachten, die Kunst edler Verssprache wieder zu Ehren zu bringen. Wenn da nicht alles gelang und befriedigte, die Schuld der Absicht war es nicht. In das Gewand dieser entkörperten Geistigkeiten zu schlüpfen, kann und darf dem modernen Schauspieler als einem Menschendarsteller nicht so leicht werden, wie es hier plötzlich von ihm gefordert wird. Dennoch hätte Kayßlers Faust des Lebens Pulsen mehr seelische Lebendigkeit, den Gedankentiefen seiner Verse mehr Wucht und Größe schenken, hätte Bassermanns Mephisto seinem Teufel bei aller glänzend aufgeräumten Bonhomie mehr nordischen Satanismus gönnen müssen. Die Heroine und Primadonna in einer Person, die Goethe sich für die Darstellerin der Helena gewünscht hat, ist gewiß auch Else Heims nicht; aber ihr rhetorisches Bemühen um die Trimeter und die ganze formale Erhabenheit des dritten Aktes erscheint so achtunggebietend, daß Einwände gerne schweigen. Am besten traf, was Goethe gewollt hat, Gertrud Eysoldt in dreifacher Aufgabe (Knabe Lenker, Homunkulus, Euphorion) mit ihrer mehr zeichnenden als malenden Sprechkunst. Da war die Sprache als Ausdruckskraft sozusagen zu einem selbständigen, von der Person befreiten Kunstgebilde geworden, das sich körperlos durch den Raum schwang — „ausgestoßen hat es jeden Zeugen irdischer Bedürftigkeit“. . . .

Was Goethe selbst nach eignem Zeugnis als keineswegs vollendet hinterlassen hat, ward hier nur halbvollendet dargeboten; die Schlakken leibhaftigster Versinnlichung — die doch so dringend als einzig mögliches Fundament gefordert wird und hier in der Tat allen nachhinkenden Kommentargelüsten weit voransprang —, sie werden nie ganz abzustoßen sein. Doch das Ganze soll man als Wagnis und Leistung um so höher schätzen, je einziger es in unserm augenblicklichen flachen und unlustigen Theaterbetriebe dasteht. Wo findet

Digitized by Google

man von hier den Mut zum Übergang zu anderm, sei es was es sei? Doch sieh! Wozu sich mühen! Es springt nach echter Grünlingsweise ein „Neuster", Freund Bakkalaureus' würdiger Vetter, schon selbst herbei! Hans Kysers an dem ersten „Literarischen Abend" des Modernen Theaters (früher Hebbeltheaters) aufgeführte Tragödie „Medusa". Vorgeblich eine Künstlertragödie aus dem alten Griechenland, ein tragischer Sieg der Schaffensgier über Liebeslust und Daseinsfreude — in Wahrheit nur ein Vorwand für die lyrisch-pathetischen Ergüsse eines problematischen Neurasthenikers von heute, der in ungeheuerlichen erotischen Ekstasen seine gärende Brunst austobt. Alle Kraftmeierei, so zyklopisch manchmal eine nicht zu unterschätzende Sprachkraft die Gedankenblöcke wälzt, vermag nicht, die gequälte Ersonnenheit dieses aus dem Nichts geborenen, ins Nichts zurücksinkenden Attitüdendramas zu verhüllen. Ein Homunkulusquintett, diese fünf Personen, die da statuarisch ohne Nähe und Wärme nebeneinander gestellt und von einer überstilisierenden Regie außerdem noch extra — ihrer innern Aufgeregtheit zum Spott — versteift werden!

Auch Hans Oldens im Neuen Schauspielhause aufgeführter Vieraakter „Wiederkehr" möchte für sein Leben gern in höhern Sphären Fuß fassen. Dem Thema der Gedankensünde — jemand wünscht dem über See heimkehrenden Bräutigam der von ihm selbst geliebten Jugendfreundin den Tod und sieht sich zu seinem Entsetzen vom Schicksal mit der sofortigen Erfüllung dieses Wunsches bestraft — wird das Motiv von der gestaltgewordenen Halluzination und der körperhaften Erscheinung des Gestorbenen angequält. Maeterlincksche Übersinnlichkeiten in jenes dämmrige Helldunkel zu tauchen, das da allein frommen könnte, ist nun aber Oldens Hand ganz und gar nicht geschaffen. Das Gespenst im Paletot erscheint gar zu greifbar und hausbacken; man könnte — so viel Zeit läßt es sich — gleich Lust bekommen, eine Partie Sechsundsechzig mit ihm zu spielen. Erst im letzten Akt, letzte Szene findet der Verfasser das heilsame Wort, das uns andern längst auf der Zunge schwebte: „Der arme Kerl mit seinen fixen Ideen von Rache und Totschlag! Schicken wir ihn zum Nervenarzt!"

Friedrich Düsel

Friedrich Haase †

Mit ihm ging ein Typus dahin. Der Typus einer Schauspielerperiode freilich, die wir lange vor Haases Tode schon eingesargt sahen und die doch — jeden Augenblick wieder auferstehen kann. Hätte die gepflegte Elastizität des Fünfundachtzigjährigen noch ein paar Jahre länger angedauert, wer weiß, vielleicht hätte er für seinen kostbaren Iffland-ring, der ihm über die beiden Devrients und Theodor Döring als dem „jeweilig stärksten schauspielerischen Talente" vermacht worden war, nicht so lange nach einem Erben zu suchen brauchen. Es sind allerlei bedenkliche Anzeichen dafür vorhanden, daß die Zeit des Virtuosentums auf der Bühne noch nicht ihren letzten Tag gesehen hat. Heute muß sich freilich noch in das Varieté, die Operette oder den Zirkus flüchten, wer es nicht fertigbringt, dem sachdienlichen Ensemblespiel sich wenigstens äußerlich zu beugen; Lücken aber sind in diese einst unerschütterlich scheinende Phalanx

Digitized by Google

norddeutscher Zucht schon genug gerissen, um sie eines Tages wieder hereinschlüpfen zu lassen. Wir reden von den Nachkommen jener bürgerlich-romantischen Schauspielkunst, die, auf Karl Seydelmann fußend, in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Grundsatz des Alleinstehens, der möglichst wirkungsvollen Emporhebung des „Haupthahns" proklamierte. Immermann hat dies A und O der damaligen Schauspielkunst aus Zwang und Not der Zeit ebenso treffend wie gerecht erklärt, wenn er angesichts der glänzenden und doch im Innern hohlen Darstellungskünste Seydelmanns halb mitleidig entschuldigend, halb überlegend strafend bemerkte: „Was soll er machen? Er steht in einer zertrümmerten Kunstwelt, und kein Schauspieler kann sie wieder zusammenfügen. Er hat das Gefühl überwiegender Begabung in sich — was soll er machen, frage ich. Er macht *sich* zum Mittelpunkt, um wenigstens er selbst zu sein, da das Ganze ein Nichts ist. Ohne seine Schuld außerstand gesetzt, in ein Ganzes bescheiden, wahr, subordiniert einzugreifen, bildet er sich durch Mischung, Entmischung, Kombination, Bizarrerie eine eigne kleine egoistische Welt. Wenn der Stil verdarb, leben die Grillen auf."

Aber nicht Seydelmann, der von seiner Zeit eher als der Vernichter einer zerfahrenen Deklamatorik und erstarrten Konvention oder gar als Begründer einer neuen rationalistischen, „denkenden" Schauspielkunst empfunden wurde, sondern sein Schüler und Bewunderer *Friedrich Haase* wurde vor der Geschichte der Virtuose schlechthin. Und mit dem Worte selbst, das von einem pessimistischen Zuge unsrer Sprachentwicklung immer mehr in die Tiefe gezogen wurde, sank auch das Ansehen seines Trägers von Stufe zu Stufe. Als der Sohn des ersten Kammerdieners Friedrich Wilhelms I. und das Patenkind dieses Königs, der Zögling und früh verwöhnte Liebling der höfischen Aristokratie, 1846 von seinem Gönner und Lehrer Tieck Abschied nahm, um als Schauspieler in die Welt zu ziehen, gab ihm dieser Meister eleganter Umgangsformen die Mahnung mit: „Der Künstler muß ein Virtuos sein, und Sie wissen, was dies Wort in sich schließt: vir — virtus — virtuosus." Das klang ihm noch ganz nach Ritterschlag und Lorbeerrauschen. Anders schon hörte sich das Wort an, als er wenige Jahre darauf bei einem Berliner Gastspiel von dem Generalintendanten Küstner am Ohr gezupft wurde: „Hären Se, Herr Haase, das sein Virtuosen-Stickchen! Die lassen Se hipsch pleipen!" Dann kam auch für ihn eine kurze Spanne rein klassischer Bemühung. 1854, in jenem für die deutsche Schauspielkunst so denkwürdigen Münchner Ausstellungsjahr, wo Dingelstedt die ersten Kräfte aller vornehmen deutschen Bühnen zu einem Gesamtgastspiel zusammenlud, spielte er den Franz Moor, Richard III. und den Hamlet sogar, und Laube, dessen kühler Verstandeskritik so leicht kein falscher Schein entging, bemühte sich um ihn für sein aufblühendes Burgtheater.

Die Periode war kurz, aber wir dürfen sie nicht übersehen. Mehr als wahrscheinlich, daß Haases außergewöhnliche Begabung steilere Pfade gesucht und auch innegehalten hätte, wenn ihm die Versuchung der Gastspiele nicht früh allzu verführerisch ihre goldgefüllten Hände entgegengestreckt hätte; es war das Zeitalter der Emil Devrient und

Digitized by Google

Dawison. Amerika nahm ihm dann vollends alle ruhige Selbstkritik. Hinfort gefiel er sich in einer Paradekunst, die von Jahr zu Jahr weniger um den geistigen Inhalt ihrer Rollen, von Gastspiel zu Gastspiel mehr um die äußern Effekte, die geistreichen Nuancen, die zuweilen fein und klug, zuweilen raffiniert ausgetüftelten Besonderheiten, die schmückenden Arabesken und verblüffenden Überraschungen besorgt war. Von nun an herrschte in seinem Repertoire statt der Jago, Hofmarschall Kalb, Tartüffe, Marinelli und Shylock der Vicomte Bolingbroke im „Glas Wasser", der Chevalier Rocheferrier in der „Partie Piquet", der Königsleutnant in Gutzkows Literaturdrama, und wie die graziösen Kavaliere des ancien regime mit dem Galanteriedegen und der goldenen Tabatière sonst noch heißen mochten.

Der Beifall war laut und andauernd. Man staunte über die Echtheit all der charmanten Züge, mit denen hier ein Meister der Kleinkunst seine Grandseigneurs ausstattete, und nahm wie in der Literatur Geleckheit für Vornehmheit. Wir haben über die Anekdote, wie einst der Schauspieler Haase, der Sohn des königlichen Kammerdieners, dem theaterspielenden Herzog von Gotha auf einer Probe zurief: „So benimmt sich doch kein vornehmer Mensch!", herzlich gelacht, im Grunde aber hatte da die überspitzte Haasische Aristokratennoblesse vor der wahren, gelassenen Vornehmheit nur ihr eigenes Zerrbild enthüllt.

Kein Wunder, daß Haases Kunst, so erfinderisch sie in Einzelheiten war, allmählich in Enge und Einseitigkeit erstarrte. Als L'Arronge den Sechzigjährigen 1883 für sein Deutsches Theater gewann, schlug der Versuch, ihn in ein künstlerisch abgestimmtes Zusammenspiel einzufügen, gründlich fehl. Wie Barnays, so lehnte sich auch Haases verzärtelte Eitelkeit heftig dagegen auf, mit den andern allen „in das Pack gestoßen" zu werden. Bald schüttelte er die lästigen Fesseln ab und wurde wieder „Mauerweiler", um sich landauf landab stets von neuem bestätigen zu lassen, welch glänzende Begabung das in den dummen modernen Naturalismus verrannte Berlin sich da verscherzt hatte. Andern freilich, die schärfer sahen, bewies diese „Verkennung" nur, daß der Naturalismus doch noch etwas anderes und Tieferes wollte als die Naturtreue im Räuspern, Hüsteln und Kopfkratzen und daß er nicht so unklug daran getan hatte, mit den „Naiven" und „Sentimentalen" auch die „Bonvivants" zu Schrot zu mahlen, um schlechtweg „Menschen" daraus zu backen. Nein, Haases Realismus, auf den er sich bis in seine alten Tage im Gegensatz zu der Wüstheit oder dem Subjektivismus der Modernen gar viel zugute tat, war der Realismus des Künstlichen, nicht der Wahrheitsdrang zum Innerlichen, unter dem die neue Bewegung im Drama und auf der Bühne stand. Soll nun die Fahrt zu neuen Ufern gehen, zu einer geläuterten (aber um Gottes willen nicht ausgebrannten!) Stilkunst, so werden wir von Haases Schätzen schwerlich viel an Bord nehmen. Seinem Fleiß freilich, seiner sauberen Akkuratesse, seiner Ritterlichkeit und der Unantastbarkeit seines Charakters gehört unsre Achtung auch auf den neuen Pfaden.

Friedrich Düsel

Digitized by Google

Ernst Rosmers „Achill"

Münchner Theater

Die Ilias modern dramatisiert, und zwar durch eine Frau, — man mußte dem Ergebnis dieses Unternehmens mit bangen Zweifeln entgegensehn. Und die Zweifel behielten recht — leider! Denn Ernst Rosmer, der Dichterin so manches feinfühligen Werks, war ein ganzer Erfolg zu gönnen. Ihre dreiaktige Tragödie „Achill", deren Uraufführung am 17. März im Münchner Hoftheater stattfand, bedeutet keine Bereicherung der lebendigen Bühne: und es ist sehr die Frage, ob eine solche Bereicherung durch irgendwelche auch noch so glückliche Iliadendramatisierung moderner Herkunft überhaupt möglich wäre. Was zu solchen Bearbeitungen verlockt, sind die Züge edler und vornehm-schlichter Menschlichkeit, die das homerische Gedicht neben allem Primitiven und Brutalen der mythischen Reckenzeit zeigt oder doch der modernen Empfindsamkeit zu zeigen scheint, während die Barbareien des tatsächlichen Vorgangs durch die Selbstverständlichkeitsruhe und stilvolle Schönheit der naiv-unbefangenen epischen Darstellung beträchtlich gemildert werden. Bei einer Dramatisierung liegen die Dinge aber ganz anders. Da tritt naturgemäß die für unsern Geschmack nicht mehr ernstlich genießbare Roheit der alten Reckenkämpfe gegenständlichst, mit aller Realitätsstärke in den Vordergrund, und läßt sich durch ästhetisierende Formgebung nicht beschönigen; vielmehr zerfällt da die Bühnenwirkung, wenn der Dramatisierer die erwähnten seelisch vornehmeren Züge noch modern-sentimental verfeinert und kompliziert, wie es in solchen Fällen ja immer geschieht, unvermeidlich in zwei einander widerstreitende Elemente: ein urweltlich barbarisches, das als das eigentlich Tatsächliche erscheint, und ein modern empfindsames und gedankenvolles, das künstlich, ja spielerisch anmutet und sich mit jenem Realen in keinen überzeugenden Einklang bringen läßt. So ungefähr fiel auch die Achilltragödie der Rosmer aus, die in der dramatischen Vorführung vom Groll des Peliden über die Wegnahme der Briseis, von seiner schließlichen Entsendung der Myrmidonen unter Patroklos' Führung, von seiner Rache für den gefallenen Freund, seiner Raserei gegen die Leiche Hektors und seiner Umstimmung durch den flehenden Priamos wesentlich der homerischen Darstellung folgt, freilich aber die Reckenkämpfe und alles Krasse vorsichtigerweise hinter die Szene verlegt. Was zur dramatischen Ergänzung an kleinen Zügen eingefügt wurde, unter Weiterverwertung namentlich der Gestalten der Briseis und des Odysseus, fällt stark aus dem heroischen Stil, ja fast ins modern Gesellschaftliche; und ebenso ungünstig wirkt auf der anderen Seite die Beibehaltung der Göttererscheinungen des Apollon und der Thetis, die nun mit illusionstörender Leibhaftigkeit unter den realen Menschen der Handlung umherwandeln. Dagegen fehlt es der Darstellung des modern empfundenen seelischen Hauptvorgangs nicht an dichterischen Werten; schade nur, daß diese, weil mehr poetisch als dramatisch, mehr psychologisch und symbolisch als heroisch, auf der Bühne nicht zu unmittelbarer Geltung gelangen und bei der Aufführung im Münchner Hoftheater um so mehr verloren gingen, als dort von den Darstellern für das ihnen ziemlich ungewohnte große Haus meist nicht laut genug gesprochen wurde. Aus allen diesen Gründen wirkte das Stück trotz

Digitized by Google

sorgfältiger Vorbereitung und hingebender, wenn auch begreiflicherweise nicht in allen Teilen gleich glücklicher Darstellung mehr befremdlich und ermüdend als fesselnd, und das Ergebnis des Abends war nur ein freundlicher Achtungserfolg, für welchen die Verfasserin wiederholt persönlich danken konnte.

Hanns von Gumppenberg

Ostermusik

Nach Weihnachten ist Ostern wohl das Fest, das unter allen Feierzeiten am meisten „inwendig voller Musik" ist. Nach dem schweren, schmerzlichen Moll der Passionstage mit einem Mal die Erlösung zum hellen Durjubel der Auferstehung des Herrn, der Auferstehung der Natur. Ostern! Man denkt an der Amsel Flöten und an der Lerchen Triller. Und wie's im Busch und Baum, auf Wiese und Weide aufjauchzt in unbezähmbarem neuen Lebensdrange. In keinem Allegro braust ein so mächtiges trunkenes Crescendo wie in der stillen Frühlingssymphonie der Pflanzenwelt, vom ersten schüchternen grünen Märzkeim bis zum vollen Überschwang der Maienpracht.

Und doch — dieses urmusikalische Fest hat auf die schöpferische Phantasie viel weniger anregend gewirkt als die Weihnachtsstimmung. Es gibt sehr, sehr viel gute Weihnachts-, aber nur wenig gute Ostermusik. Wenn man an die Fülle lieblicher, herzbezwingender Weisen denkt, mit denen die Tonkunst das Idyll an der Krippe geschmückt und verklärt hat, so erscheint das, was sie zur Zier der Ostertage beitrug, dürftig und gering. Bis zu einem gewissen Grade läßt sich das verstehen. Dort die Vorstellungen eines familiären Stillebens, über dem ein kindlicher Engelchor wie ein Heiligenschein schwebt. Hier ein kosmisches Auferstehungsbild, mit hymnischen Engelgesängen und dröhnendem Glockenklang. Es ist sehr bezeichnend, daß die Idylle sich fruchtbarer erwiesen hat als das pathetische Triumphlied, daß jenes so viel mehr Variationen und Abwandlungen erlaubte als dieses. Aber noch ein Umstand kommt in Betracht: das Weihnachtsfest hat das Familienbild zum Mittelpunkt, aber den Ausblick ins Religiöse. Das Osterfest beginnt mit dem religiösen Motiv, strebt aber dann merklich ins Weltliche. Das alte heidnische Element ist mächtiger als die christliche Umbildung und Umdeutung. Sobald das „Christ ist erstanden" erklungen ist, öffnen sich die Tore der Kirche, und die Menge strömt ins Freie zu den Wundern der erwachten Natur. Daher kommt es, daß wir so viele Passionsgesänge haben und nur so spärliche Osterlieder. In unsern Frühlingsgesängen aber, sowohl in den naiven als in den empfindsamen, fehlt meist jeder Zusammenhang mit dem religiösen Leben.

Hier bleibt der verbündeten Wort- und Tonkunst also noch eine würdige Aufgabe vorbehalten. Freilich, nur Meister werden sie lösen können. Mit der Absicht allein ist ja nichts getan, Intuition und Gestaltungskraft müssen mit am Werk sein. Dennoch: die Erkenntnis der Lücke, die hier klafft, bedeutet den ersten Schritt zu ihrer Ausfüllung. B

Vom Konzert als Kunstwerk

Es mag immerhin streitig sein, ob Konzerte der Künstler wegen, die sie produzieren, oder der Zuhörer wegen, die sich erfreuen wollen, in der Welt sind.

Digitized by Google

Je nachdem wären verschiedene Anforderungen zu stellen.

So sehr auch der gewöhnliche Menschenverstand meinen sollte, daß über diese Frage kein Zweifel bestände, daß selbstverständlich die Konzerte der Zuhörer wegen da sind, so scheint man doch in der Musikwelt oft anderer Meinung zu sein. Denn fast immer werden die Leistungen der Künstler nach der technischen oder auch nach der geistigen Seite hin eben als Leistungen bewertet. Gewiß ist eine strenge Kontrolle über die Künstler im Namen der Kunst, ein objektives Urteil vor dem Tribunal der Musen dem Kunstleben nötig und besonders jungen, noch unausgereiften Künstlern recht wertvoll, aber demgegenüber soll doch nicht vergessen werden, daß die hohe Aufgabe der Konzerte ist, die Macht der Musik auf die Menschen wirken zu lassen. Eine Konzertbesprechung sollte daher nie vergessen, beiden Anforderungen zu genügen und über dem Können des Künstlers den musikalischen Wert des Konzerts als solchen nicht außer acht lassen.

Was spielt es schließlich bei einem gediegenen Künstler für eine Rolle, ob er so oder so disponiert gewesen sei, ob er ein vollbesetztes Haus und viel „Applaus“ gehabt, ob er schneller oder langsamer, zarter oder stärker gespielt habe, als der oder jener vor einigen Jahren?

Ein Glück, daß wir an unsre besten Konzerte noch einen andern Maßstab anlegen können, als diesen aus der Stube des seligen Beckmesser.

Und den bietet die Frage nach der „Bedeutung“ des Konzerts, nach seinem „Ewigkeitsgehalt“, wie man es nennen könnte, nach den individuellen Werten, nach dem, was uns ein Konzert zu einem Erlebnis höherer Art machen kann. Es würde dadurch die Arbeit des Kritikers vergeistigt und die Leistung des Künstlers nach ihrer tiefsten Seite hin gewürdigt und für die Zukunft angeregt. Mit andern Worten: Wir müßten weniger den Künstler und seine Einzelleistungen kritisieren, als das, was er an dem Abend an musikalischem Golde flüssig macht: eben das Konzert als Kunstwerk genommen. Seit jeder Verein ehemaliger 573er ein Programm hat und sich etwas „darauf setzt“, klingt es nicht gerade vorteilhaft, von Programm zu reden. Es klingt gewollt, tendenziös, banal. Sagen wir kurz „Konzert“ für das, was uns ein Künstler an einem Abend bietet, so liegt darin, daß, wie die einzelnen Instrumente, so auch die verschiedenen Konzertnummern darin zu konzertieren, harmonisch zusammen zu wirken haben.

Solcher Konzerte gibt es noch nicht viele.

Wohl ist eine gewisse Zivilisation der Barbarei von früher gefolgt. An Stelle der bunten Schüsseln mit ihrer varietéhaften Abwechslung haben wir jetzt öfter ein einheitliches, oft sogar schon ein puritanisch stilreines Programm. Man wagt kaum noch anderes, als Beethoven-, Chopin-, Schumann-, Hugo-Wolf-Abende, Kantatenabende und historische Programme. Aber meist ist es nur ein äußeres Band, das hier zusammenknüpft, musikalische Wohlerzogenheit, Zivilisation.

Erst eine Konzertkultur, die uns noch bevorsteht, und die mehr als alles andre unter den Künstlern die Schafe von den Böcken scheiden wird, kann uns „das Konzert“ bringen, das organisch gewachsene,

Digitized by Google

von einem Atem durchwehte Gebilde, in dem sich Komponist und Interpret vereinigen, um uns ein großes Neues zu bringen.

Feine geniale Naturen haben diese Kultur immer gehabt und auf diesem Gebiete schöpferisch gearbeitet. So ist zum Beispiel Felix Mottl schon manch guter Wurf gelungen.

Hier möge einmal als Beispiel das Konzert besprochen werden, das Konrad Ansorge uns in seinem Chopin-Abend bescherte. Es enthielt neun Opera des Meisters, darunter zwei Sonaten. Wie war das aufgebaut? Architektonisch gefaßt flankierten zunächst die beiden Sonaten den Mittelbau, der seinerseits gleichsam aus sieben Achsen sich zusammensetzte, von denen die erste und die siebente eine Ballade war, die Anfang und Ende der siebenteiligen Suite bildete, denn eine Suite feinster Art war es, was der Künstler sich da zusammengestellt hatte.

Daß der 2. und 6. Satz als Walzer und Etüde einheitliches Gefüge zeigten, der 3. und 5. als Nocturne und Berçeuse Nachtstücke waren und als Nr. 4 das Impromptu einschlossen, wollen wir als Zufall betrachten.

Sehr logisch war aber das Gebäude nach der Höhendimension geschichtet, wenn wir die erste Sonate B-Moll als schweren Sockel betrachten, auf den sich zunächst mit der schwereren Ballade F-Dur die „Suite“ aufsetzte, um mit der glänzenden Ballade As-Dur zur krönenden H-Moll-Sonate überzuleiten. Unverkennbar war die Aufhellung der „Suite“ vom Dunkel zum Licht. Das Gefühl, hier von einem Künstler geführt zu sein, bemächtigte sich der Zuhörer mit unentrinnbarem Zauber und die überaus zarte Behandlung der Nummern nach ihren Tonarten wob einen verbindenden, fast romantisch wirkenden Schleier dazwischen. Und diese Einheit der Tonarten war berechtigt gerade bei Chopin, der innerhalb der Stücke selbst genügende Modulation bringt. Gehen wir auf die Suite näher ein.

Gleich die ersten Takte der F-Dur-Ballade rührten Saiten, wie sie uns vielleicht beim Lesen Stormscher Novellen schon erklungen waren. Die schöne Schwermut eines stillen, vornehmen Gutshofes im Spätsommer, in dem einsam tiefäugige zarte Frauen auf den breiten Wegen gehen, während die Rosen sich entblättern. Und dieses erste Thema gleich einem weißen Mädchen zwischen hohen dunklen Hecken, gleich einem fernen Geläute aus einer Zeit, da unschuldige Kinderfüße noch über Abgründen spielten, Kindheit, dunkle Vergangenheit und Ahnung eines Kommenden zugleich. Und es kommt! Wie ein Sturm bricht es herein, plötzlich, und doch scheint alles darauf gewartet zu haben. Angst, Verwirrung, ein fremdes Leben kommt mit neuem Rhythmus, es zittert das bisher gewesene. — Und wieder das Kind im Garten, als sei nichts vorgefallen, dasselbe ferne Geläute, wie unberührt echt weiblich dieses scheinbar leidenschaftslose Thema dahinschwebt. Noch fühlen wir nicht, daß innen alles anders ist. Da, ein Stocken, ein neues Ansetzen, und nun aus der Tiefe ein süßer Ton, heraufsteigend, die Knospe öffnet sich, ein Duft, ein Duft! Vor Freude wankend kommt uns, die bleichen Wangen leicht gerötet, etwas wie Glück entgegen. Es wächst, erstarkt, es scheint wie voller Sieg zu sein. Es wirft sich dem Sturm in die Arme,

Digitized by Google

ernst, stark, dann beinahe triumphierend. Doch nun dazwischen eine kalte Hand, wir fühlen es kommen, das alte Familienschicksal, das alle Rosen so zart, alles Geläute so fernher klingend macht. Es treibt die Röte aus den Wangen, es peitscht sich hinauf zur bleichen Leidenschaft, wirbelnd, ein Aufschrei! —

Vor unsern Füßen gähnt das Nichts.

O, diese Fermate! Seit Bachs Zeiten das letzte furchtbarste Ausdrucksmittel der Musik. Zusammenbruch, langes zehrendes Leid, was eine Seele an Schmerzen tragen kann, schüttet der Künstler hier in einen unsichtbaren Abgrund. Und wieder das Geläute im Garten bei den Rosen. Wie ein fernes, fernes Echo nachahmend auch hier das plötzliche Abbrechen, gleich einem Lächeln, welches weiß, daß es so kommen mußte.

Wer das gehört hat, dem klingt es zu tief und lange nach, als daß er durch etwas Fremdes aufgeschreckt werden dürfte. Ist es aber etwas Verwandtes, so bettet es sich weich hinein und gewinnt an eigenem Wert. So der folgende A-Moll-Walzer, der wie eine Episode aus dem vorigen Erlebnis wirkte, gleichsam von demselben Garten aus beobachtet, das Tanzen der beiden Seelen, schwermütig ernst, dann in leichterm Walzertakt, wie es das Leben bringt, versöhnend und näher den täglichen Gefühlen. Auch über das Nocturne Fis-Moll mit seinen beginnenden Klagen lagen noch die Schatten des Vergangenen gebreitet, sich aufhellend bis zum Schluß in Fis-Dur, dem sich dann unter enharmonischer Verwechslung das Ges-Dur des Impromptu mit einer Zartheit anschloß, die überaus wohltuend berührte. Das Impromptu mit seinen reinern Klängen und den feinen verlorenen Schmerzenstönen dazwischen, dazu die kräftigen, einfachen Akkorde, die beruhigend das Triolengeschaukel unterbrechen und am Schluß fast kirchlich versöhnend wirken, war recht geeignet, zwischen den äußern Polen der Balladen die Mitte zu bilden. Hier zerschmolz der letzte Schmerz, an dieser Grenzscheide des unbeschreiblichen Lächelns zwischen Weinen und Lachen setzte der Aufstieg des Konzertes ein. Aber auch hier, wie fein beginnend, ein Traum erst, noch umdämmert von der Dunkelheit der vergangenen Stimmungen zunächst die Berçeuse (Des-Dur auf Ges-Dur), als beginne in lauer Nacht ein neuer Frühling — unendlicher Wohllaut. Traumhaftes Schwellen einer neuen Schönheit und verhalten glückliches Zwitschern einer Nachtigall am frühen Morgen nach den tiefen Tönen der Nacht. Konnte die Berçeuse feiner, symbolischer, durchgeistigter gebracht werden, als hier?

Aber noch würde die As-Dur-Ballade geblendet haben. Es folgte zunächst als Vorspiel die As-Dur-Etüde, neutraler in der Stimmung, doch bereits wach und hell. Bewegt und doch eine vorbereitende, geglättete Bühne für die kommende Ballade. —

Es gibt zwei Arten von Romantik: eine dunkle, schwärmerische und eine helle, harmlos heiteren Glückes voll, Mondschein und Sonnenglanz. Schumann, Jean Paul, Eichendorff, Mörike, Moritz von Schwind, Chopin und das deutsche Märchen — alle kennen diese beiden Arten, und doch hat jedes seine eigene Weise. Es ist unendlich schwer und wäre doch eine dankbare Aufgabe, die Feinheiten dieser Unterschiede mit Wor-

Digitized by Google

ten aufzufangen. Doch was kümmert uns das heute! Wir stehen nach dem Gehörten, empfänglicher als je zuvor, vor einem der größten Wunderwerke der Romantik. Sie wollen bezaubern und wir bezaubert werden, schon umhüllt uns der weite Purpurmantel, und wir fühlen uns getragen durch die Welt kindlicher Freude und Schwermut, durch Schluchten und Gründe bis hinaus zur sonnumfluteten Ritterburg. Wie im Anfangsthema der ersten Ballade alles im Keime enthalten ist, eine Zartheit, die des Schicksals nicht Herr werden kann, so hier kein Zweifel, daß alles gut verlaufen wird. Gesunde, bewegungsstarke Glieder, unschuldiges Goldhaar, ein bißchen Sehnsucht in blauen Augen. Wo einmal ein Schlag geführt wird, da ist's wie von übermütiger Klinge, wo ein Baß dröhnt, scheint er dem Lied der Jungen zuzustimmen, und jeder kleine Schmerz löst sich in Lachen auf. Wir sind auf einer Höhe, zu der das Poltern der übrigen Welt nur aus der Ferne herübertönt. Aber noch ist die Liebe nicht mit sich eins geworden, noch tönt das Echo, als müsse sie noch suchen gehn im ganzen Land, da wird auch schon das Fest gerüstet, und von nun an trennt sich äußerer Prunk von innerer Erregung nicht mehr.

Dieses Gemisch von äußerm und innerm Drängen dem Höhepunkt zu, das beseelende Ineinanderwachsen von sichtbar leuchtender und tief innerer Festfreude ist der Zauber dieser Ballade.

Zwischen Tanz und Marsch die Mitte haltend, wie das Tänzeln eines edlen Reittieres, meldet sich die Freude — dreimal. Zuerst, um bald den leuchtenden Ernst zu gewinnen, der die Freude reifer Menschen so schön macht. Hier spricht die Sehnsucht noch ein letztes Wort. Das zweitemal leuchtet das innere Glück durch, traumhaft wie ein Intermezzo, hinwegsehend über die Gegenwart in das Kommende. Das drittemal aber ist es nicht ein Traum, der den Festestrubel beiseiteschiebt, es ist die ganze Größe der Liebe, die allen Flitter nicht achtend nur das Ernste sieht, bald zweifelt, bald jauchzt, es ist ein Gewühle in allen Tiefen, ein sich Emporringen und Niedersteigen, Freude, Leidenschaft, alles in gewaltigen Strömen, bis der Festesjubel wiedergefunden ist, jetzt echt und innerlich errungen, alles Sonne und Seele. Doch auch hier nicht unmittelbares Leben, sondern alles übergossen von goldiger Romantik, mitten im Strom plötzlich ein Innehalten und Nachhallen, als müsse man lauschen, wie der Jubel zwischen den Felsen widerhallt.

Es war der Höhepunkt des Konzertes, dramatisch nicht ganz an den Schluß verlegt. Hier wurde aus dem Chopin-Abend ein Chopin-Fest. Und sollte nicht jedes Konzert wie eine kleine Feier sein, bei dem ein Künstler *seine* Gabe mit seiner Eigenart und seinem Empfinden auf den Altar der Kunst niederlegt? Welche Fülle von Gaben hätten wir hier zu erwarten! Die Zahl der Tonkünstler mit der der Interpreten multipliziert wäre nur ein Teil davon. Um nur von Chopin zu sprechen: Es könnte so viel Chopin-Abende geben, wie es wirkliche Künstler des Vermittelns gibt. Der graziöse, leichte Chopin, der König der Walzer, der schwermütige Nationaldichter des Polentums kam hier nicht zu Wort. Was Unsorge brachte, könnte man den romantischen, den deutschen Chopin nennen, ja, es war nicht nur dieser,

Digitized by Google

sondern ein ganz persönlich Erlebtes und Geliebtes, vorgetragen mit der Kraft eines Künstlers, der zwischen den Zeilen noch unendlich vieles lesen ließ, eben die verbindenden Zwischenstimmungen, wie sie im Komponisten vor dem Schaffen seiner Werke gelebt haben können.

Das Spiel ist nur ein Mittel der Übertragung. Die eigentliche Musik entsteht erst in den Seelen der Hörenden. Sie wird unsagbar gehoben durch die Kunst, einzelne Stücke zu einer Gesamtwirkung zu ordnen.

Bildende Kunst

Hoffen wir, daß diese Kunst, Konzerte zu geben, von der Kritik gefördert und von den Künstlern mehr geübt werde.

Gustav Langen

Phonographen-Archive

In Paris ist man jetzt dabei, die Straßenhändlerrufe, die sich bekanntlich dort ungemein entwickelt und spezialisiert haben, für den Phonographen einzusammeln. Solcher Rufe gibt es bekanntlich auch anderswo eine Menge, nicht nur in den romanischen Ländern, auch in den slawischen, auch in germanischen wie zum Beispiel in England und Dänemark, und auch bei uns: an manchen Orten leben sie geradezu als eine Art von recht farbiger alter „Volkskunst". In Deutschland wenigstens scheint es, als stürben sie aus. Auch wir sollten sie mit dem Phonographen aufheben.

Wird bei uns überhaupt der Phonograph systematisch zum Sammeln charakteristischer Tonerscheinungen benutzt? Nicht nur für die geschäftliche Verwertung? Haben wir irgendwo ein Archiv, das unsern Kindeskindern ermöglichen kann, die Stimmen nicht nur unsrer Sänger und Mimen, sondern der Menschen überhaupt wieder tönen zu lassen, deren „Bild" sie sich auch fürs Ohr gern reproduzieren würden? Es wäre schon möglich gewesen, Bismarcks Stimme so festzuhalten samt den Stimmen aller seiner Gegner und Freunde im Parlament und draußen. „Haben" wir sie? „Haben" wir „die Stimmen" unsrer bedeutendsten Politiker, Hochschullehrer usw. von heutzutag? Oder muß auch bei dieser neuen Erfindung erst eine noch längere Zeit vergehn, bis man sich die reichen Möglichkeiten, die sie bietet, zunutze macht? A

Feuerbach-Veröffentlichungen des Kunstwarts

Mappe und Meisterbilder

Die Feuerbach-Mappe, die ich jetzt von Kunstwarts wegen herausgebe, sollte eine der allererstenunsrer Künstlermappen überhaupt sein — sie war schon vor langer Zeit im Werk, der damalige Eigentümer der Urheberrechte jedoch war auf keine Weise zur Genehmigung einer billigeren Publikation nach Feuerbach zu bewegen. Da seine Photographien viel zu teuer waren, als daß an ihre Verbreitung in weiten Kreisen gedacht werden konnte, so blieb nichts übrig, als mit einer Propaganda großen Stils für diesen bildnerischen Erzieher großer Art im deutschen Volke zu warten. Jetzt ist die Zeit dafür gekommen. Möge denn Feuerbachs Kunst endlich, endlich im deutschen Hause ihres Berufes zu walten beginnen!

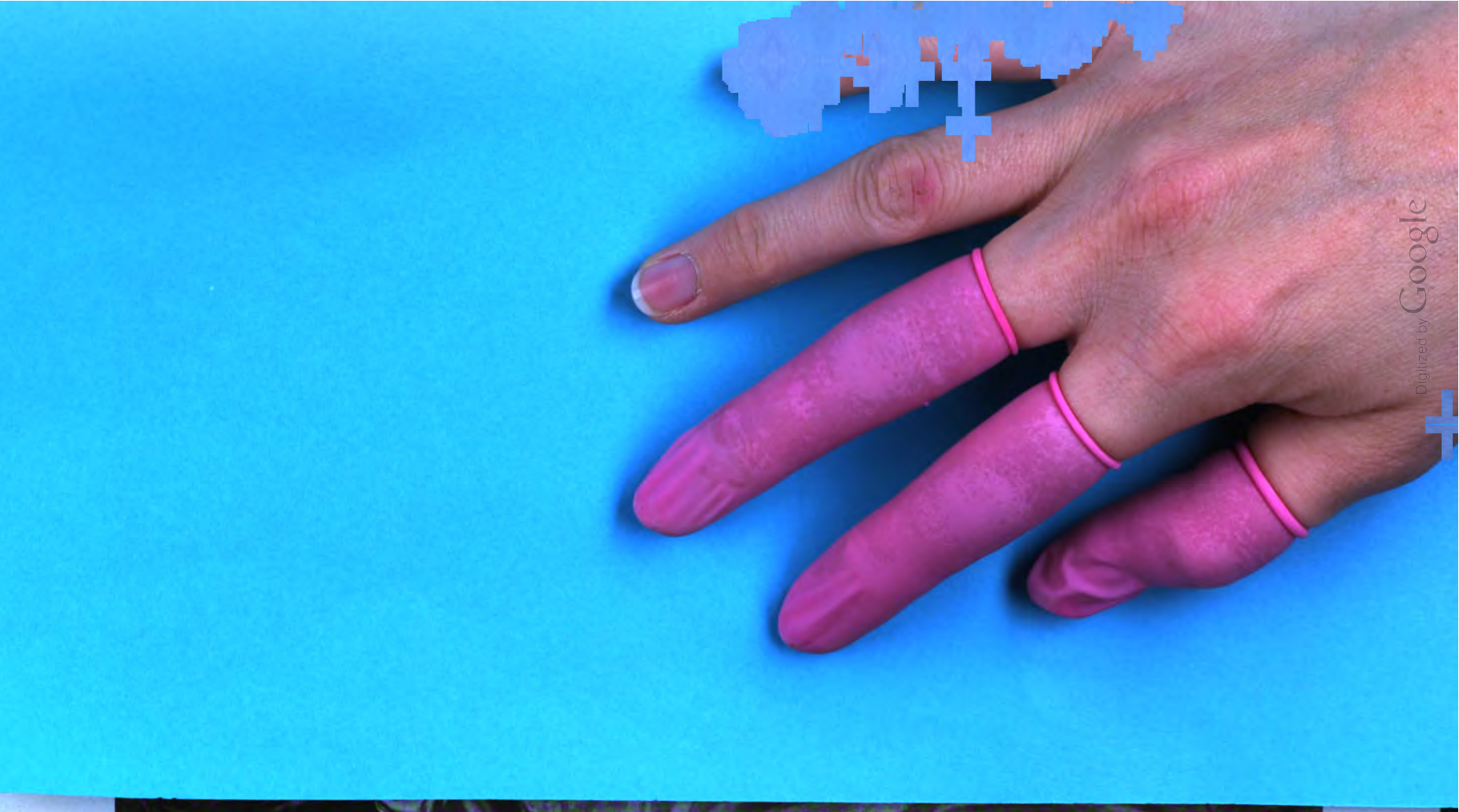
Meine Aufgabe war zweierlei Art. Zunächst: ohne allzu ängstliche Rücksicht auf den Preis, aber doch so billig wie sich's nur machen ließ, ein großangelegtes würdiges Bilderwerk zu schaffen. Das habe ich mit der Feuerbach-Mappe versucht, der umfänglichsten aller bisherigen Kunstwart-Mappen.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

ANSELM FEUERBACH

Digitized by Google

Digitized by Google

Dreißig große Vollbilder, auf Karton aufgezogen, und 42 Textbilder immer noch recht stattlichen Formats. Als Technik das Beste, was wir bieten konnten: ich glaube, wer unsre Reproduktionen mit den bisher vorliegenden vergleicht, wird einigermaßen zufrieden sein — jedenfalls darf ich versichern, daß viele Dutzende von Versuchen gemacht worden sind, ehe uns Tongebung, Papier und Glanz befriedigten. Die Platten sind teils nach ganz neuen Aufnahmen der Originale angefertigt (für die uns die öffentlichen Sammlungen wie die privaten Eigentümer auf das dankenswerteste unterstützten), teils nach den Negativen der älteren Aufnahmen. Zu farbigen Reproduktionen eigneten sich nur sehr wenige Werke, die wir (auch sie unmittelbar nach den Originalen) bringen. Daß unsre farbigen Blätter keiner andern farbigen Reproduktion nach Feuerbach nachstehen, das wird uns jeder bestätigen, der vergleicht — dennoch legen wir nicht das mindeste Gewicht auf sie, bringen einige von ihnen im Gegenteil gerade, damit man sie mit „einfarbigen" Mehrplattendrucken nach Feuerbach vergleiche. Und danach urteile, ob wir mit unsrer Gegnerschaft gegen die moderne Buntheitsmode recht haben oder nicht. Der Preis unsrer großen Feuerbach-Mappe beträgt etwa 12 Mark.

Wenn dieser Preis für so viel Bilder in solcher Ausstattung eine Art von „Rekord" nach unten bedeuten mag — für eine umfassende Propaganda auch unter den Unbemittelten ist er zu hoch. Deshalb habe ich sechs der edelsten Feuerbachs als Meisterbilder ausgeben lassen, darunter auch jene von uns hier zum erstenmal wiedergegebene herrliche Zeichnung zu Dantes Tod, von der das vorliegende Heft eine kleine Nachbildung bringt. Jedes dieser Blätter ist gleichgroßen Formats und gleicher Reproduktionsweise, wie die Mappenbilder, jedes, wie dort, auf Karton aufgezogen, und jedes hat Umschlag und Text. Wer die sechs zusammen nimmt, hat immerhin eine Feuerbach-Mappe des Allerwichtigsten, in guter Technik und in ausreichender Größe. Aber selbst der ärmste Schüler schon kann sich die Blätter nun nach und nach sammeln.

Ich betone dieses Materielle, weil ich's im Falle Feuerbach für ganz besonders wichtig halte. In wem immer sich Geistesfeinheit und Trieb zum Hohen mit Kunstsinn verschwistert, zu dem gehört Anselm Feuerbach! A

Urnenstätten in Gärten

Heimatpflege

Die Alten begruben ihre Toten bekanntlich gern an den Landstraßen, man denke nur an die Via Appia bei Rom und bei Pompeji. Vielen unter uns Heutigen widerstrebt das, allen nicht, und noch mehreren von uns ist der Gedanke wert, die irdischen Reste lieber Toter nah am Hause zu wissen. Mausoleen in den Gärten waren ja aller Zeit von den feiner Empfindenden geschätzt und sind es noch. Aber man konnte sie aus hygienischen Gründen nur bei großen Gärten haben, nur in Parken, beim bescheidnern Hausgarten verboten sie sich und verbot man sie. Das fällt für die Anhänger der Feuerbestattung weg, für eine Urnenstätte ist auch im bescheidnen Garten Raum, wenngleich sie natürlich nur dorthin gehört, wo sie in Wahrheit würdig untergebracht werden kann. Nun scheint es, als wenn diese mit der Zahl der Krematorien wachsende Möglichkeit noch nicht allen recht bewußt wäre. Sie

Digitized by Google

bietet auch unsrer Kunst neue Aufgaben. Edel aufgefaßt und edel gestaltet könnten Urnenstätten zugleich zu einer Veredlung, zu einer Weihe unsrer Gärten überhaupt beitragen.

A

Naturschutz

Vom Vogelgesang als Naturschönheit

Es ist bemerkenswert: bei dem Worte Naturschönheit denken wir wohl meist und zunächst nur an die Herrlichkeiten draußen, die durchs Auge zum Herzen gehen — die durchs Ohr eingehen können, möchten wir sozusagen erst zusammensuchen. Dann finden wir da: das Heulen des Sturmes, das Brüllen der wütend erregten See, das Rollen des Donners, und Sanfteres, wie das Rauschen des Waldes oder das leise Insektensummen in seinen sommerlichen Hallen, vor allem aber doch den Hochzeitsgesang unsrer Vögel in den Tagen des wiedergekommenen Frühlings. Ist er nicht der schönsten und feinsten Naturgaben eine? Das wissen wir alle, aber auch, daß seine beglückende Wirkung leider je länger je mehr unter der seelischen Vergröberung leidet, die uns unsre hochgepriesene moderne „Kultur“ eingebracht hat. Ist nicht unserem Natursinn mehr und mehr die Feinheit verloren gegangen, die uns befähigt, den seelischen und „künstlerischen“ Wert der Vogelgesänge zu empfinden und demgemäß zu suchen und zu genießen? Woran soll's sonst liegen als an unserer Abstumpfung? Es war früher anders, ich weiß aus meiner Knabenzeit, daß wenigstens die Leute auf dem Lande eine rege Teilnahme für die verschiedenen Arten der kleinen Sänger und ihre Lieder bezeugten. Gar nicht selten wuchs sich dieses Interesse zur tieferen Neigung oder selbst zur unwiderstehlichen Leidenschaft aus. Konnte man solche Neigung nicht für Schönheitsdrang im „gebildeten“ Sinne nehmen, so wog sie doch desto schwerer als naiver Zug zu einer besonderen Art Naturfreude, die uns nun mehr und mehr abhanden kommt, just als sollte sie bald ganz vergessen sein. Das ist jammerschade, und es lohnt sich wohl, mal ein wenig drüber nachzudenken, zumal heutigestags kaum mehr von einer Gefahr die Rede sein kann, daß Jünglinge der Leidenschaft des Vogelstellens verfallen, wie es ehemals vorkam — es seien denn Italiener und dergleichen, welche die gefiederten Sänger einfach essen wollen. „Fischefangen und Vogelstellen verdarb schon manchen Junggesellen“ ist ein Sprichwort, das in unsrer Großväter Tagen manchem großen Jungen als ernste Warnung nachdrücklich eingeschärft werden mußte.

Wie im gewachsenen Volkslied naiv-künstlerische Ausdrucks- und Gestaltungselemente starker Art geborgen liegen, die uns heute je länger je mehr zum Bewußtsein kommen, so enthält auch der Vogelgesang Ausdruckswerte, die wir eifriger schätzen dürften, als geschieht. Der Vergleich mit dem Volkslied trifft aber nicht ganz, die Werte des Volksliedes sind poetisch-musikalischer Art und insofern unsrem Verständnis ohne weiteres zugänglich; ganz anders steht's um den Vogelgesang: wir haben's da nicht mit Kunst-, sondern mit Naturformen zu tun. Wie dem Volkslied, so erkennen wir auch dem Vogelgesang poetisch-musikalische Ausdruckswerte zu. Mit Recht. Daß er poetisch wirke, bestreitet kaum jemand, und daß er uns auch musikalisch anmutet, beweist schon sein Name. Untersuchen wir ihn daraufhin aber genauer, so merken wir alsbald, daß es sich bei ihm um

Digitized by Google

eine Musik handelt, die es sonst nicht gibt. Denn wir finden im Vogelgesang keine unsrer Tonleitern, keine unsrer Tonarten, weder Dur noch Moll, wir hören ihn als aus Tonstufen und Intervallen zusammengesetzt, die aus der Menschenmusik ausgeschlossen sind. Kuckucksruf, Wachtelschlag und andre kurze Motive bei Meisen, Drosseln oder andren, die sich aus Intervallen unsrer Tonleitern zusammenfügen, sind Ausnahmen. Man denke vor allem an die Sangeskönigin Nachtigall. Als Musik erscheint uns der Vogelgesang, weil wir in ihm Rhythmus, Metrum, Triller (oder vielmehr etwas an Triller erinnerndes), Motive, ja ganze Melodien finden. Melodien? Ja, aber eben nicht Melodien im Sinne unsrer Musik, sonst könnten wir sie ja mit Hilfe unsrer Notenschrift festhalten. Geschieht denn das nicht längst? Man versucht's. Aber diese „notierten" Vogelmelodien decken sich nicht mit der Wirklichkeit (ich glaube nicht in einem einzigen Falle), und je länger und schwieriger entwirrbar sie sind, je mehr werden sie an diesem Mangel leiden, ja schließlich unkenntlich werden. Sie fallen durchaus unter den Begriff menschlicher Kunstleistungen, zu denen die Natur das Vorbild gab, man könnte sie also wohl ganz richtig als „stilisierten" Vogelgesang bezeichnen. Wie eine nach natürlichen Motiven stilisierte Zeichnung von echt künstlerischer Wirkung sein kann, so auch ein im menschlich musikalischen Sinne stilisierter Vogelgesang. Man denke an das ungemein reizvoll und treffend stilisierte und im Verein mit Kuckucksruf und Wachtelschlag so künstlerisch fein verwendete Nachtigallenmotiv in Beethovens Pastoralsymphonie, oder an das schier unbändig schöne Waldweben mit den Waldvogelstimmen in Wagners Siegfried. Das höchst anziehende Kapitel vom Vogelgesang in der Musik (und umgekehrt) behandelt ein vortreffliches und fleißiges Buch von B. Hoffmann: Kunst und Vogelgesang (Leipzig, Quelle & Meyer, 4.20 Mk.), das allen musikalischen Freunden des Vogelgesanges aufs wärmste empfohlen sei.

Es war aber nicht in erster Linie die künstlerisch musikalische Seite im Vogelgesang, auf die in diesen Zeilen hingewiesen werden sollte, sondern vielmehr ihre Bedeutung als Naturschönheit fürs Ohr, wobei allerdings die Musik, aber eben als „natürliche" auch mit hereinredet. Wenden wir uns nun zu ihren Quellen. Die können wir ziemlich nahe haben. Der Sonntags-Maienmorgen mit seinem hellen Sonnenschein, seinem jungen Grün und seinem Blütenduft ist eine geeignete Zeit.[1] Setze dich auf die Bank unter dem rosig knospenden Apfelbaum und — höre! Ist das nicht ein Entzücken, wie die Stimmen durcheinandergehen? Wie ein Chor zum Preise der verjüngten Schöpfung! Und nun wollen wir, wie sich's für besinnliche Leute schickt, das Gehörte auch ein wenig unterscheiden. Dazu sind die Menschen meist zu träge, das Sehen „liegt" ihnen offenbar besser. Aber der Amselgesang tönt so eindringlich aus dem Wipfel ins Ohr, daß du dich seinem Eindruck nicht entziehen kannst. Langsam, feierlich, flötend, ausdrucksvoll folgen die Strophen aufeinander. Und sieh da, vom hohen Gipfel der alten Föhre ertönt jetzt auch das Lied der Schwester, der Singdrossel. Laut schallt es in die Weite, daß auch entferntere Fußgänger eine Weile ihre Schritte einhalten und den hellen, freudigen Rufen lauschen, die in

Digitized by Google

immer neuen Rhythmen als kunstvolle Motive in zwei- und dreimaliger Wiederholung erklingen. Es wird uns ohne viel Nachdenken klar, daß wir in diesen beiden Vögeln, die sich allgemach aus dem Wald in die Gärten und Anlagen der Dörfer und Städte eingeheimatet haben, zwei in ihren „Leistungen“ ganz hervorragende Sänger gewonnen haben, die, obgleich ganz nahe verwandt, in ihrem Gesangsausdruck doch so charakteristisch verschieden sind. Wir werden da eigentlich ganz wie von selbst dazu aufgefordert, unsre Aufmerksamkeit nun auch den Weisen der andern beschwingten Sangesgäste im Garten zuzuwenden und unsre äußere und innere Ohrenträgheit zu überwinden. Hei, da schmettert der Fink seinen Schlag vom Kirschbaum herab! Ist das eine Siegesfanfare! Wen hat er denn umgebracht? Einen Nebenbuhler so unsanft über Nachbars Zaun getrieben, daß der nicht bald wiederkommen wird. Nun klingt der Sieg aus dem blühenden Wipfel; in Zukunft aber gilt's dem erkorenen Weibchen, auch den sonstigen geehrten Anwesenden, die sein vollendetes „Würzgebier“ genießen wollen, und reichlich! denn er kann sich so leicht nicht genug tun. — Dedehoi . . . tse, tse, . . . dedehoi! . . . Welcher Landsmann von der Gilde drückt sich so „griechisch“ aus? Schlank wie ein Grasmücklein, unten hell schwefelgelb, fast weiß, oben olivengrau, so hüpft er hin und her oben im Gezweig, öfter schnappt er mit dem schwachen Pfriemenschnabel zu, wie's scheint nach den feisten, grünen Läuslein an der Unterseite der Blätter. Jetzt sitzt er still, gleich wird er das Notenbuch aufschlagen und loslegen. Mit Meisterschaft! Wir sind voll Bewunderung über den Wechsel der mannigfachen Motive, Triller, Strophen und, wer sollte es glauben, virtuosesten Arpeggios! Und das alles trägt er vor mit etwas gequetschter, näselnder, an Oboenton erinnernder Stimme und erstaunlicher Zungenfertigkeit. Hat der Vortrag einmal begonnen, so fließt er reichlich. Wer kennt ihn nicht, den Sprachmeister? So nennen ihn Volk und Naturfreund wegen seiner großen Sangeskunstfertigkeit, oder auch Gartenspötter, Spottvogel, weil er seinem Liede auch dann und wann einen nachgeahmten Amsel- oder Zippenruf beimischt. Er ist einer unsrer treuesten Genossen, die mit jedem neuen Wonnemond in unsre Gärten und Anlagen zurückkommen. Das gibt es zu hören auf unsrer Gartenbank! Dazwischen noch all die lustigen, wie helle Glöcklein tönenden Rufe der Kohl- und Blaumeise, die in keinem Frühlingskonzerte fehlen, und das liebliche, fast klappernde Geschwätz der kleinen Grasmücke, die im Rosenbusch in der Gartenecke ihr Heim aufgeschlagen hat.

Aber heute müssen wir auch noch hinaus nach dem „Busch“ gehen, wo an den Hängen zu beiden Seiten des Baches Strauch und Baum im neuen Kleide grünen und duften und Faulbaum und Vogelkirsche in blendendweißer Blüte stehn. Wie könnten denn da die lieben Schnäbel im Gebüsche schweigen! Schwarzplättchen beginnt. Ja, das ist auch ein Schwätzer, aber ein allerliebster! Laut und süß quellen die Töne im flotten Zeitmaß aus der kleinen Sängerkehle, und in den „Kunstpausen“ gibt ihr Inhaber sein Interesse an andern ihn angehenden Dingen durch mehr oder minder erregte tzä- oder schäck-Rufe zu erkennen. Sollten auch Grasmücken hier hausen, so werden sie sich in

Digitized by Google

ganz ähnlichen Plauderliedern bemerklich machen wie ihr Bruder Plattmönch, das Schwarzplättchen. Beide unterscheiden zu lernen, wird dem Naturfreund nicht allzu schwer. Hier ist der Ort, Wissensdurstige auf ein zweites vorzügliches Buch hinzuweisen: A. Voigt, Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen, praktische Anleitung zum Bestimmen der Vögel nach ihrem Gesang. (Leipzig, Quelle & Meyer, 3 Mk.).

Unsern Hauptausflug verschieben wir auf den Abend, der heute so schön zu werden verspricht. Wenn die Dämmerung eintritt, sind wir schon auf dem Platze, dem dichten, reich mit jungen Fichten und niederem Gesträuch durchsetzten Niederwald an der Lehne des Baches, der hier aus dem Hochwald der nahen, im Grün versteckten Mühle zueilt. Ach, wie werden so lauschige Reviere immer seltener im Lande! Schmeichelnd umfängt uns die linde Luft des Maiabends, erfüllt mit dem Balsamduft der jungen Fichten und Birken. Tiefe Stille rings. Wird sie uns heute singen, die „Seele des Waldes“? Horch — da klingt leise schwermütig ein liebliches, aus wenigen langsamen oder bewegteren Noten gebautes Pfeifliedchen durch das sanfte Gemurmel des Bachs in die Dämmerung. Es ist Rotkehlchens entzückendes Abendliedchen, so fein, so schön!

Aber jetzt —: langgedehnte, einzig süße, in ausdrucksvollem crescendo hingezogene: lü . . . lü . . . lü . . . Sie ist es, die Nachtigall! Und wenn sie nur diese drei, vier Töne hervorbrächte, so wär's schon ein Meistersang. Welcher Ausdruck von Seele und Empfindung! In der Tat, nicht einer der sangeskundigen Genossen reicht an solche Leistung heran. Und nun beglückt sie uns auch noch mit ihren übrigen kostbaren Sangesgaben, die, wenn auch nicht durch menschlich-musikalische Motive in wechselnden Intervallen hervorragen, so desto mehr durch die Kraft und den köstlich vollen, süßflötenden Wohlklang der Stimme und den Reichtum in lautlicher Gestaltung, Rhythmik, Metrik und Dynamik der Töne und Strophen!

Der Nachtigallengesang ist uns (wie mehr oder minder alle hervorragenderen Vogelgesänge) annoch ein Buch mit sieben Siegeln. Zur Erklärung seiner Entstehung und Entwicklung die Darwinsche Theorie vom Überleben des Passenden, die „natürliche Zuchtwahl“ heranzuziehen ist ganz vergeblich. So bleibt uns eben unsre Nachtigall vorläufig noch ein Wunder! Das uns doppelt teuer sein sollte. Was aber tun wir? Wir sind frisch und munter dahinter her, unsre ganze Singvogelwelt, nachdem wir sie schon recht auffallend auf eine Minderheit gebracht haben, vollends auszurotten. Dann wäre die Frage ja erledigt —. Nicht? Freilich, es wäre ja möglich, daß man Phonogramme von Vogelgesängen auffände — es sollen ja dergleichen Versuche mit Erfolg gemacht worden sein — die Gelehrten könnten alsdann rüstig weiterstudieren. Welch verheißungsvolle Aussicht! Wir brauchten dann weder Baum noch Strauch, weder Busch noch Hecke mehr und könnten all den vielen Platz „wirtschaftlich verwerten“!

Wie ist es nur möglich, daß bei der ungeheuren „Bildung“, die so felsenfest und zweifelsohne in unsrer Überzeugung lebt, daß so starke ethische und ästhetische Werte, wie sie in der Vogelgestalt, dem Vogelleben und vor allem dem Vogelgesang zum Ausdruck kommen und bei nur einigem Interesse sofort als höhere erkannt und gefühlt werden — ja:

Digitized by Google

wie ist es möglich, daß solche Werte eine so bodenlos gröbliche Nichtachtung erfahren wie heute? Wann greifen die Regierungen und Volksvertretungen, wann die städtischen und ländlichen Behörden endlich mit fester Hand ein? Muß unsre Heimat erst stumm geworden sein, ehe man daran denkt, ihren Gesang zu schützen?

A. Thümer

Handel und Gewerbe

Französische und deutsche Handelsangestellte

In der „Revue“ wird von Raymond Perraud die trostlose Lage des Proletariats in den französischen Warenhäusern geschildert. Den Unternehmern wird vorgeworfen, sie beuteten ihre Angestellten skrupellos aus, ohne Rücksicht auf Gesundheit und Moral, sie versperrten ihnen jede Möglichkeit zum Emporkommen, sie terrorisierten sie durch ein geheimes Syndikat. Die Gesetzgebung biete einen ganz ungenügenden Schutz. Die deutschen Handelsangestellten seien unverhältnismäßig besser gestellt. Der deutschen Gesetzgebung sei das höchste Lob zu spenden; aber auch den deutschen Handelsherren, die ihre Leute verständig behandelten, gut erzögen und ihnen einen Weg in die Zukunft öffneten. Die kaufmännischen Fortbildungsschulen, die vorzügliche Berufsausbildung des Handelslehrlings: das seien die Hauptursachen der deutschen kaufmännischen und industriellen Ausbreitungskraft. Die Möglichkeit zu lernen und die Hoffnung emporzukommen, mache unsre Handelsangestellten und damit unsre ganze deutsche kaufmännische Arbeit der französischen so überlegen.

Gesellschaft

Von der Bereitwilligkeit im Namenhergeben

könnte in unsrer Zeit ein Kapitel geschrieben werden. Es könnte nicht nur, es sollte. Es scheint nachgerade, als ob unsre Berühmtheiten überhaupt nicht mehr widerstehen könnten, wenn man sie um ihren Namen bittet. Das aber nutzen die Geschäftsleute aus, um damit für jene heutzutage auch „hochbeliebten“ Unternehmungen zu fischen, die rein geschäftliche Privatunternehmungen sind, sich aber als gemeinnützige „Vereine“ usw. geben.

Der neueste „Fall“ dieser Art betrifft die „Gesellschaft für Heimkultur“, „Sitz Wiesbaden“. Gegen einen festen Mitgliedsbeitrag soll man allerhand schöne Publikationen bekommen, daß die Sache vorzüglich ist, dafür aber bürgen „Vorstand und Ehrenausschuß“ aus den „nachstehenden Herren“, „deren Namen hinreichen, die Bedeutung der Gesellschaft zu dokumentieren“. In der Tat, die Namen waren so stattlich, wie man's nur wünschen kann. Woher jedoch hatten die Träger dieser Namen die genügenden Informationen, die berechtigten, eine gute Durchführung der Sache mit ihrem Namen zu verbürgen? Das war die Frage. Und da dieses ganze Wesen weit über den einzelnen Fall hinaus wichtig war, so beschloß der Arbeitsausschuß des Dürerbundes, sich bei den sämtlichen Unterzeichneten nach den Gründen zu erkundigen, die sie zum Eintreten bewogen haben.

Mehrere von den Herren des „Vorstands“ und „Ehrenausschusses“ schrieben uns, sie zögen ihren Namen zurück, einer sogar, er wisse von der Gesellschaft überhaupt nichts, die andern aber hatten sich jeder auf die übrigen verlassen. Kein einziger der Herren, die uns antworteten, wußte etwas Näheres. Immerhin hatten eine ganze Anzahl ihren Bei-

Digitized by Google

tritt zum „Ehrenausschusse“ tatsächlich erklärt und somit ihren Namen zur Empfehlung einer Sache hergegeben, die keiner kannte!

Geschichte der Nationalökonomie*

Der Erfolg dieses Buches — es erscheint soeben in fünfter Auflage (10.—12. Tausend) — ist durch seine inneren Vorzüge gerechtfertigt. Eine Fülle von Stoff breitet es vor uns aus: die wirtschaftlichen Meinungen und Bewegungen des Altertums, des Mittelalters, der Neuzeit, ihre Erfolge und Mißerfolge, zum Schluß eine erste Darstellung der Bodenreformbewegung. Alles dies wird uns dadurch aufs unmittelbarste vor Augen geführt, daß die überlieferten Gesetze, Schriften und Reden nach Möglichkeit wörtlich wiedergegeben sind, und zwar in einer außerordentlich glücklichen Auswahl, die die bezeichnendsten und bedeutsamsten Stellen darbietet. Die wohldurchdachte Ordnung der im Ganzen nach der Zeitfolge geordneten Abschnitte rückt die Vorzüge und Mängel jeder Richtung wie von selbst in die deutlichste Beleuchtung. Zu allen wesentlichen Fragen gibt der Verfasser aber auch sein eigenes durchdachtes und besonnenes Urteil ab, so daß das Buch ein sympathischer Ausdruck seiner reichen Persönlichkeit wird. Gerade die Subjektivität, die es dadurch erhält, macht es dem Nichtfachmann wertvoll, es belehrt nicht nur, sondern es erfreut auch. Und diese Subjektivität ist nicht etwa auf Kosten der Sachlichkeit gewonnen, ehrliche Aufrichtigkeit gegen Feind wie Freund ist überall unverkennbar. So ist dieses Buch — inhaltsvoll, unmittelbar, wohldurchdacht, weise geordnet, in gutem Sinne kritisch und persönlich, sachlich und ehrlich und zu alledem gut geschrieben und gut ausgestattet — mehr als irgendein anderes Buch geeignet, das unsrer allgemeinen Bildung so notwendige deutsche Hausbuch der Volkswirtschaftsgeschichte zu werden.

Karl Polenske

* Eine erste Einführung von Adolf Damaschke. Verlag von Gustav Fischer in Jena. Preis broschiert 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Kulturarbeit auf eigne Faust

Das ist wohl der traurigste Überrest einer absterbenden Scheinkultur, daß wir unsern Angestellten, unsern Amtsgehilfen, unsern Nachbarn und Hausgenossen, mit denen wir ohne jedes Opfer so ziemlich alle Lebensfreuden teilen könnten, innerlich so fern bleiben, als trennte uns ein weites Meer. Daß außerhalb des Berufes, des Vereinslebens, des engsten Familienkreises die sozialen Pflichten des Gebildeten erst *beginnen*, kommt uns kaum in den Sinn.

Sogar den feinen Ton und Takt dem Volk gegenüber haben wir verlernt; und wir müssen erst wieder einmal mit einem Haufen von andern fröhlich sein und uns in die Kleinwelt eines Bauern oder Arbeiters versenken, um abzuschätzen, welche Freuden und Anregungen wir uns haben entgehen lassen.

Eins aber müssen wir vor allem beachten, damit der Gebildete der Zukunft nicht wieder in den Fehler vergangener Menschenalter verfalle. Wir müssen jeden, um dessen Bildung wir uns bemühen, sogleich zu irgendeiner Kulturarbeit anregen und anhalten. Es ist nicht schwierig, ein Kind anzuleiten, daß es seltene Blumen seiner Heimat wie ein Heiligtum hütet. So heikel es ist, einer Fabrikarbeiterin von der Pflege des

Digitized by Google

eignen Heims zu predigen, so überraschende Erfolge können wir in der Arbeiterfamilie beobachten, wenn wir bei den Kindern den Sinn fürs Schöne geweckt haben. Wer sich mit natur- oder volkskundlichen Studien abgibt, der versäume nicht, einen klugen Burschen sich als Gehilfen heranzuziehen. Er wird mit seiner feinen Beobachtungsgabe unschätzbare Dienste leisten, zu seinem und unserm Vorteil. Ein Dienstmädchen, das seiner Hausfrau bei Arbeiten fürs Frauenwohl helfen darf, wird ihr fürs ganze Leben Dank wissen. Und ein Besonderes, das keiner staatlichen Fürsorge und keinem Verein gelingt, können wir erreichen, wenn wir statt immer nur zu predigen, *mit* einem Mann aus dem Volk an einer Kulturaufgabe arbeiten.

Leo von Egloffstein

Vom Recht

Römisches Recht und wir

Unter dieser Aberschrift zog im Kw. XXIV, 11 Erwin Richter gegen das römische Recht so temperamentvoll zu Felde, daß die Schlußfrage doch bescheiden klang: Wozu noch immer 8 bis 11 Stunden römisch Recht im ersten Semester? Also immerhin: nicht abgeschafft wünscht er sein Studium, sondern nur verschoben auf eine Zeit reiferer Bildung, womit er sich freilich in der guten Gesellschaft namhaftester Lehrer des römischen Rechts befindet. Und in der Tat bestreitet ja auch kein Einsichtiger die eigentümlichen Vorzüge gerade dieses Rechtsstoffes und die Notwendigkeit seines Studiums für die geschichtliche Erfassung alles modernen germanisch-romanischen Rechts- und überhaupt Kulturlebens; beides ist auch oft genug von berufenster Seite dargetan und eine gewisse Kenntnis dessen von Richter bei den voraussichtlichen Lesern seiner Schlagwortcharakteristik wohl auch unterstellt worden. Wichtig aber wäre es nun gewesen, wenn er die Vorzüge einer Darstellung des römischen Rechts in späteren Semestern wenigstens angedeutet hätte.

Dies soll hier in Kürze versucht werden.

Der heutige Lehrplan bestimmt vom ersten Semester höchstens acht Wochenstunden für das System des römischen Rechts, drei für seine Geschichte. Das ist einerseits viel zu viel Zeit für eine Einführung und viel zu wenig, um — im ersten Semester — ein wirkliches Verständnis von der Sache beizubringen; anderseits ist aber der Stoff in ausführlicher Darstellung viel zu schwer für den Anfänger — zu schwer gerade in dem, was den eigentlichen Vorzug des römischen Rechts ausmacht, nämlich in der unnachahmlich freien und doch auch wieder nie ziel- und schrankenlos ungebundenen Art, in der die römischen Behörden, besonders aber ihre *Rechtslehrer* in der Zeit von Augustus bis zu den Severen das Recht fortbildeten. Nimmt man hinzu, daß in den Vorlesungen über das geltende bürgerliche Recht, die in das zweite und dritte Semester fallen, die für das geschichtliche Verständnis des heutigen Rechts wichtigsten Bestandteile des römischen vergleichend durchgenommen zu werden pflegen, so ergibt sich aus diesem Tatbestand ganz von selbst als wünschenswerte Form für die Verteilung des römischen Rechts etwa die: drei bis vier Stunden Einführung im ersten Semester für die Anfänger, vier bis fünf Stunden ausführliche Darstellung für die Vorgerückteren. Jene etwa auf den Inhalt von Gajus oder Justinians Institutionen beschränkt, aber mit mehr äußerer Rechtsge-

Digitized by Google

schichte, als diese pädagogischen Meisterwerke enthalten. Diese für die feinere Dogmatik der Pandekten und des Kodex, sowie für das dogmengeschichtlich Charakteristische, aber nicht bloß aus der Entwicklung des Altertums, sondern auch aus der ungemein interessanten Zeit von den Glossatoren bis zum Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts.

Was gerade das letztgenannte Gebiet betrifft, so ist es sonderbar, daß nur ganz selten einmal ein Rechtsgeschichtler eine unbefangene Darstellung der wirklichen Entwicklung des Rechts in dieser Zeit unternommen, noch keiner aber ihre Vergleichung mit der übrigen Kulturentwicklung versucht hat. Was hier noch „zu machen" ist, zeigen die Vergleichslinien, die sich mir in meinen Forschungen zur Bodenreform (Jena 1910) zwischen der Entwicklung des Baugläubigerrechts und der allgemeinen Kulturentwicklung ergeben haben.

Hier — mit besonderer Beziehung auf die Malerei — die Grundgedanken: Auf der Höhe des Mittelalters engster Anschluß an byzantinisches Vorbild (Mosaiken, Corpus juris). Dann in der Malerei bis Raffael, im Recht bis Jason ganz die selbe Fortbildung: Vorsichtige und schulmäßig gebundene, liebevolle und belebende Ausgestaltung und Abschleifung, Verinnerlichung und Vervollkommnung des selben Stoffs und des selben Verfahrens. Mit der Neuzeit eine Teilung der Entwicklung: Einerseits in breiter Schicht eine handwerksmäßige Schultradition; anderseits überall Künstler und Gelehrte, die herausgelöst aus der Überlieferung frei, prüfend und neuschaffend den alten Stoff auf neue Weise sehen, neue Stoffe finden und neue Verfahren ersinnen, untereinander von stärkstem Gegensatz, aber doch alle gleichartig darin, daß sie mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Mitteln arbeiten. Freilich mit verschiedenem Erfolge. Denn ein so erfreuliches Ergebnis in der Malerei die Durchsetzung der Eigenart haben durfte: Vermannigfaltigung und Bewegung — ein so betrübendes hatte sie für das Recht: Zersplitterung, weil die Kompositionsmängel des Corpus juris die verschiedenartigste Auslegung zuließ, und als Gegengift Erstarrung, indem engster Anschluß ans geschriebene Wort den einzigen Weg zu einheitlicher Rechtsprechung bot. Karl Polenske

Demokratie und Führer

Zu den Tagesereignissen

In einem Vortrag im Hamburger Gewerkschaftshaus erklärte von Elm, daß die großen Gewerkschaften ihre „repräsentativen Einrichtungen" weiter ausgestalten müßten. Die Masse selbst könne nicht über alles unterrichtet und befragt werden. Fachkenntnisse und Fähigkeiten, die nur die einzelnen besitzen könnten, seien bei den Verhandlungen mit ihren verwickelten Teilfragen unentbehrlich. Und wenn auch die Entscheidungen von einer größeren Anzahl von Arbeitervertretern und Vertrauenspersonen gefällt werden müßten: keinesfalls dürfe die Masse als solche kompetent gelten. Eine solche Demokratie und Verhimmelung der Masse mache sie machtlos. Die Parteipresse griff den Vortrag und in der weiteren Diskussion die Gewerkschaftsführer heftig an. Die „Sozialistischen Monatshefte" stellten sich in einem Aufsatz „Extravaganzen der Demokratie" im wesentlichen auf die Seite von Elms.

Digitized by Google

Die Sozialdemokratie in Deutschland

Warum haben wir in Deutschland eine Sozialdemokratie, „wie sie nach Wesensart und Ausdehnung kein andrer Kulturstaat sein eigen nennt“? Aber diese Frage spricht Kuno Waltemath in — das ist wichtig: den „Preußischen Jahrbüchern“. Waltemath meint, daß die der deutschen Sozialdemokratie eigentümliche staatsfeindliche Tendenz zum Teil aus einer unbewußten Umsetzung alter partikularistischer Empfindungen stamme, auch der schwache kirchliche Sinn im protestantischen Deutschland habe Anteil daran. Den Hauptgrund sieht er aber einfach in der „geringen politischen Freiheit“ bei uns. In den nord-, west- und südeuropäischen Staaten und in Amerika sei wenigstens der Form nach der Klassencharakter abgestreift, sie hätten ein demokratisches Wahlrecht, und die Angehörigen aller Klassen, auch die der niedrigsten, hätten nicht nur formell das Recht, bis zu den höchsten Ämtern aufzusteigen, sondern sie täten es auch wirklich, wenn sie die Männer danach sind. In den Vereinigten Staaten sind von 25 Präsidenten 15 die Söhne kleiner Bauern gewesen, die in ihrer Jugend selbst das Vieh gehütet haben. Cleveland war anfangs Telegraphenbote, dann Handlungsgehilfe, Taft war einmal Zeitungsausträger. Auch in England sind Söhne von Arbeitern, ja frühere Arbeiter Minister geworden, und in Frankreich wurde Loubet, der Sohn eines kleinen Bauern, Präsident, ohne daß man dies irgendwie auffällig fand. So fällt es in jenen Ländern den Massen gar nicht ein, „sie könnten staatsrechtlich für minderwertig gelten. Eben deshalb haben sie auch mehr Vertrauen zum Staate und betrachten ihn nicht als den Feind“. Auch die schrankenlose Koalitionsfreiheit in den westlichen Ländern kommt dazu: „Es fehlt auch dort die polizeiliche Schikane, mit der man durch Saalabtreibungen, Versammlungsverbote, Sozialistengesetz, militärischen Saalboykott die Sozialdemokratie glaubt vertilgen zu können. Diese Schikane wirkt unendlich verbitternd, erzeugt blinden Haß und nützt der bürgerlichen Sache nicht nur nichts, nein, schädigt sie, schließt die Reihen der Roten enger, macht Märtyrer, gibt dem Staat den Anschein, ein Arbeitgeberstaat zu sein. Alle milden Gedanken werden so erstickt, die, hervorgerufen durch die neue Sozialgesetzgebung, in den Herzen der Arbeiter auftauchen.“ Das, man bedenke immer, konservative Blatt weist dann auf den Unterschied im Charakter der Sozialdemokratie des deutschen Nordens und Südens, welches letzteren Frucht ja der Revisionismus sei. „Bei uns sind viele Arbeitgeber immer noch geneigt, sich als die »Brotherren« der Arbeiter anzusehen, weil sie ihnen »zu verdienen geben«.“ Schon im Ton, den der Arbeitgeber den Arbeitern gegenüber anschlägt und der bei uns oft an den Unteroffizierston erinnere, ist ein großer Unterschied zwischen den andern Kulturländern und uns. Die deutsche Versicherungsgesetzgebung wirkt unter diesen Verhältnissen nicht versöhnend und vermittelnd, wie sie wirken sollte. Auch sei wohl die Zwangsversicherung in andern Ländern niedriger, dafür aber, was man bei uns meist übersieht, das freiwillige Versicherungswesen höchst ausgebildet. Übrigens sei für die Eigenart der Sozialdemokratie

Digitized by Google

nicht das Elend der Elendesten maßgebend, sondern die Lage der oberen Schicht der Handarbeiter. Denn diese sind's, die in Arbeiterkreisen führen. Waltemath bringt dann statistisches Material zur Belegung seiner Gedanken. Auch die Wohnungsmiete spielt dabei eine Rolle — in den untern Einkommenstufen bis 2000 Mark beträgt der für die Miete aufzuwendende Anteil heute 20—25 v. H., während in andern Ländern die Wohnungen der Arbeiter bei weitem billiger wären. Ebenso wie die Lebensmittel in andern Kulturländern, selbst in England, meist niedriger im Preise stehn als bei uns.

Die Meinung, daß die günstigere Entwicklung in England auf Rassenunterschiede zurückgehe, lehnt der Verfasser ab. Dem Rassentypus nach seien der Norddeutsche und der Engländer vielleicht näher verwandt, als der Nord- und der Süddeutsche, während in Amerika, abgesehen von den Südstaaten und von Neu-England, wohl die Hälfte der weißen Rasse deutschen Ursprungs sei. England habe auch „in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine sehr mächtige und gewalttätige Sozialdemokratie gehabt"; „alles, was wir auf Konto unsrer Sozialdemokratie zu setzen pflegen", sei „das reine Kinderspiel" gegenüber den erschütternden Wirren damals in England. Noch Disraeli hat England als ein von zwei feindlichen Nationen bewohntes Land geschildert, den Arbeitern und den Arbeitgebern. „Haß und Verachtung trennten diese beiden; wie es schien, für immer."

Waltemath schließt mit folgendem „Fazit": „Unsre Sozialdemokratie ist das Ergebnis unsrer politischen, kirchlichen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung. Sie ist nicht einseitig aufzufassen als eine Frucht der gegenwärtigen wirtschaftlichen Produktionsmethode und ebensowenig einer besonderen Veranlagung der deutschen Rasse. Eine Wendung zum Besseren ist nur von einem mehr oder weniger durchgreifenden Wandel in unsern gesamten öffentlichen Zuständen zu erhoffen."

Wir empfehlen den Aufsatz, dessen Inhalt wir nur im Gröbsten andeuten konnten, sehr der Beachtung auch unsrer Leser. Das Wichtigste an der ganzen Sache ist freilich wohl, daß ein konservatives Blatt ihm Raum gibt. Wir unserseits sehen darin nicht den geringsten Grund, an der Echtheit seiner konservativen Gesinnung zu zweifeln. Denn man kann das bestehende Gute nicht dadurch erhalten, daß man immer nur seine besten Seiten hervorkehrt oder gar mit künstlicher Festbeleuchtung bestrahlt, sondern nur dadurch, daß man mit vollem Ernst nach den inneren Krankheiten sucht, die geheilt werden müssen. Deshalb sehen auch wir die erste nationale Aufgabe auch der Konservativen in unbarmherziger Selbstprüfung auf unsre inneren Schäden hin.

Von der katholischen Seite

Fogazzaro

Der Einsiedler von Vicenza hat seine Augen geschlossen über dem zertrümmerten Hoffen seines Lebens, dessen Tragik es war, zwischen den Gegensätzen zu stehn. Fogazzaros literarische Wertschätzung wurde von dem ältern Ruhme Carduccis und dem jüngern d'Annunzios beschattet; seine ideell menschliche Absicht, auszugleichen und zu versöhnen, zerrieb ihn zwischen den Leidenschaften der Parteien. Die Verehrung der Nation,

Digitized by Google

die ihn vor einem Jahrzehnt in den Senat berief, das beispiellose Aufsehn, das sein letzter großer Roman, „Der Heilige“, in der ganzen Kulturwelt weckte, haben die Mauern seiner Einsamkeit nur mehr erhöht: da ging er still von hinnen und hinterließ uns das Erbe einer großen Menschenliebe, die verschwendet war.

Antonio Fogazzaro war, in dem rationalistischen Italien von heute, der einzige Idealist, der noch aus inbrünstiger Seele an den Mysterien des Glaubens hing. In dieser Innigkeit des Fühlens, aus der die Gedichte „Valsolda“ und die Versnovelle „Miranda“ erwuchsen und die in dem Novellenband „Fedele“ mit der Musik unsrer Meister verschmolz, scheint der Venezianer Fogazzaro manchmal mehr deutsch als italienisch — wie denn auch eines seiner Bücher, „Il mistero del poeta“, der Liebesroman eines italienischen Dichters und einer jungen Engländerin, in Deutschland spielt. Dem Romanen Zola, mit dessen „Rome“ sich sein „Heiliger“ stofflich stark berührt, steht er innerlich weltenfern, dem Slawen Tolstoi kommt er in der Inbrunst des religiösen Wollens näher — zu tiefst verwandt aber ist er den deutschen Mystikern des Mittelalters. Alle seine Hauptwerke: die Romane „Malombra“, worin die Enkelin aus mystischer Berufung heraus den Tod der Großmutter rächt, um alsdann ihre Tat mit ihrem und des Geliebten Tode zu sühnen, „Daniele Cortis“, der im Glauben die Kraft zur Entsagung auf die Geliebte gewinnt, die gewaltige Trilogie „Il piccolo mondo antico“, „Il piccolo mondo moderno“, „Il santo“ und ihr ideell ergänzendes Nachwort „Leila“ — sie alle suchen „die metaphysische Wahrheit kraft der Liebe zu erkennen“.

Die Trilogie faßt — wie das Leben der Nation, das sie aus den Tagen der österreichischen Herrschaft im Valsolda zu denen der Einigung, des sittlichen Verfalls und der religiösen Verwirrung begleitet, — so auch das Gesamtwerk ihres Dichters selbst in einem Spiegel von wunderbarem dichterischen Glanz zusammen.* Man kann Fogazzaro darin als den Meister des psychologischen Romans ansprechen, man kann ihn — zumal mit dem ersten, poetisch vielleicht reichsten Teil der Trilogie — als den genialen Geschichtsdichter seiner Heimat bewundern — letzten Grundes aber laufen alle Fäden wieder in das religiöse Motiv zusammen, das ihm der Sinn des Lebens war und an dem sich der fanatische Meinungszwist seiner Landsleute für und gegen ihn entzünden sollte.

Germanisches Blut rollt schwer zum Herzen, romanisches schießt hitzig zu Kopf. Der Deutsche, durch ein Buch im Innersten bewegt, schreibt darüber ein neues Buch voll Gefühl und voller Gedanken; der Italiener, durch ein Buch in seinen Leidenschaften aufgerüttelt, wirbelt mit ihnen in den lärmenden Strudel von Reden und Kundgebungen. Frenssens „Hilligenlei“ erstickte unter den falben Blättern zahlloser Kommentare, das katholische Widerspiel zu diesem Protestantenroman, Fogazzaros „Heiliger“, flammt heute noch in der hitzigen Parteinahme ganz Italiens,

* Teil I und II der Trilogie („Die Kleinwelt unserer Väter“, „Die Kleinwelt unserer Zeit“) erschienen deutsch bei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten, Teil III („Der Heilige“) und „Leila“ bei Georg Müller in München, wo auch eine Übertragung von Fogazzaros Gedichten herauskam.

Digitized by Google

der der Modernisteneid neuen Zündstoff bot. Am selben Tage der Welt überantwortet, gleicherweise Weckrufe aus der Versteinerung des religiösen Dogmas zu den machtvoll aufbrechenden Trieben des lebendigen Geistes und darum mit der Gegnerschaft der protestantischen Orthodoxen und katholischen Intransigenten beantwortet, sind beide Romane bei aller Parallelität ihrer Erscheinung doch ebenso geschieden durch Weltanschauung und dichterische Bedeutung wie durch ihr Schicksal vor der Öffentlichkeit. Der Dithmarscher Landpfarrer beugte von Anbeginn allen Weiterungen und synodalen Gegenzügen durch seinen Austritt aus dem geistlichen Amte vor. Antonio Fogazzaro aber, der nie eine geistliche Würde bekleidete und den kein äußerer Zwang an die Kirche band, unterwarf sich, gleich der ihm kongenialen Österreicherin Enrica von Handel-Mazzetti, freiwillig dem verdammenden Spruch der Indexkongregation, er zog seinen Roman aus dem Buchhandel zurück. So wenig dieser Schritt praktisch bedeutete, da „Der Heilige“ in seiner Heimat mittlerweile schon in aller Händen war und die Übersetzungen von der Maßnahme nicht betroffen wurden, so hat er doch in seiner ideellen Wirkung den Dichter aus einem Hasse in einen gefährlicheren gestürzt: Fogazzaro erkaufte den Frieden mit der Kirche mit dem Hasse der enttäuschten Begeisterung. Tausende hatten ihn eben noch jubelnd umdrängt, als den Mann der Zeit, als den befreienden Heros ihrer religiösen Sehnsucht; die selben Tausende verwünschten ihn jetzt als den Verräter an seinen — nein: an ihren — Idealen.

Diese Enttäuschten müssen von Fogazzaro viel erwartet haben, um ihn erst so lieben und dann so hassen zu können. Vielleicht erhofften sie von ihm die Verwirklichung der Aufgabe, die er dem Heiligen seines Romanes zuweist, und sie sind selbst jene Katholiken der Dichtung, die inbrünstig einen Ausgleich zwischen kirchlichem Dogma und geschichtlicher Entwicklung anstreben und damit dem Auftreten des Heiligen von Jenne den Weg bereiten. Es sind unter ihnen die aufgeklärten Elemente des Katholizismus, die geistigen Führer; auf ihrem Programm steht die Reform des Religionsunterrichtes (für die Fogazzaro den buchhändlerischen Ertrag des Romanes bestimmte), des Kultus, der klerikalen Disziplin und des höchsten kirchlichen Regimentes. Aber es sind auch die jungen Intellektuellen darunter, die sich in dem Chaos auf sie eindringender Meinungen und Einflüsse keinen Rat wissen. Sie haben, zu Männern herangewachsen, durch einen neuen freien Willensakt die katholischen Mysterien anerkannt — nun aber widersetzt sich die Kirche, die sich einen Quell der Wahrheit nennt, ihrem Forschen nach Wahrheit, sobald es sich um die religionsgeschichtlichen Grundlagen, die heiligen Bücher, die Dogmenformulierung und die verkündete Unfehlbarkeit handelt. In diesem kritischen Zeitpunkt unternahm Fogazzaro einen letzten Versuch, den Schwankenden und Abtrünnigen die Rückkehr zu ermöglichen. Katholik aus tiefster Überzeugung, zweifelte er nicht, daß die Reform der Kirche aus ihrem eigenen Schoße hervorgehen wird, denn sie als das ewig Begründete und ewig Berechtigte muß auch a priori jede Entwicklungsmöglichkeit in sich schließen, und aller Formalismus, alles Dogma, alle Deutung kann nichts an ihrem Wesen ändern, keine Verirrung und Entartung

Digitized by Google

ihre Heiligkeit beeinträchtigen. Er vergleicht die Kirche mit einer Mutter, deren Kleid den Kindern mißfällt: werden die Kinder darum ihre Mutter verlassen? Er vergleicht sie ein andermal mit einem Teich, von dessen stagnierender Oberfläche Pilger schöpfen, ohne die lebendige Quelle in seiner Tiefe zu ahnen — es fehlt ihnen der Wegweiser zur Quelle, der Einsiedler, dem die ewigen Wasser im verlassenen Steinbruch entgegenspringen und der daraus mit reinen Händen schöpft.

Fogazzaro erdichtete dem Katholizismus diesen Heiligen unsrer Zeit, der durch göttliche Berufung und menschliche Klugheit auserkoren erscheint, die intellektuelle und moralische Reform der Kirche anzubahnen. Der Klerus hat ihre Entartung verschuldet und widersetzt sich ihrer Verjüngung: deshalb darf der Erlöser nicht in seiner Mitte gesucht werden. Der einzelne Kleriker überdies ist ohnmächtig als ein Glied der Gesamtheit; deshalb kann der Anstoß nur von außen, von einem Laien kommen. Es ist unausbleiblich, daß Fogazzaros Prophet solcherart in eine unverkennbare Parallelität zu Christi Persönlichkeit gerät, auf dessen moralische Wiederkehr sein ganzes Sein gerichtet ist. Dennoch ist sein Leben nicht eine dichterische Kopie, wie sie Kretzer im „Gesicht Christi", Rosegger in der Botschaft „I. N. R. I.", Frenssen in „Hilligenlei" und am eigenartigsten Gerhart Hauptmann mit dem „Emanuel Quint" den Evangelien nachgeschrieben haben. Sondern zwischen beider Sendung ist der fundamentale Unterschied, daß Jesus sein Volk und weiterhin die andern Völker von der Religion ihrer Väter zu einem neuen Glauben führte, während der Heilige von Jenne die Renegaten in den gereinigten Tempel zurückruft. Wie in Tolstois Schriften, so klingt auch in allen Dichtungen und religionsphilosophischen Werken Fogazzaros der Unterton: Kehrt zurück zur Keuschheit des Herzens, zur Armut des Geistes — kehrt zurück zu Jesus Christus! Er lehrt die Heilkraft des Gebetes für die Seele, aber er warnt davor, Gott die leere Schale anzubieten und den Kern zu unterschlagen, das Seelenheil in der Menge der Gebete zu suchen und die Heiligen, die Diener, ebenso zu verehren, wie Gott den Herrn. Das Christentum steht für ihn über aller Partei im Geiste des wiedererstandenen Heilands. Heute zwar ist es noch an der Zeit, Gott in der Dunkelheit und in den Symbolen anzubeten, aber der Tag wird kommen, an dem alle den Vater im Geiste und in der Wahrheit bekennen. Und obzwar Fogazzaro das Glaubensbekenntnis der einen christlichen Kirche nicht in ausgesprochenem Gegensatz zu dem der anderen propagiert, so läßt er es doch außer Zweifel, daß jene Wahrheit endgültig nur im Katholizismus zu suchen ist, den kein überzeugter Protestant wirklich kenne.

Mit dem Indexverbot des „Heiligen" hatte das päpstliche Rom Fogazzaro den Fehdehandschuh hingeworfen, und seine Anhänger erwarteten, daß er ihn aufnehmen werde. Er aber beugte sich und küßte ihn. Alles andre als ein Neuerer über Christus hinaus, erfüllte er damit für seine Person die stetig wiederkehrende Forderung seiner Schriften: Gehorsam gegen die geistliche Obrigkeit und gläubiges Ausharren, das sich durch Dekrete und Doktrinen nicht beirren läßt. Denn seiner Überzeugung nach sind Ketzereien und Spaltungen, an sich schon verdammenswert, für die Kirche doppelt ver-

Digitized by Google

hängnisvoll, nicht nur weil sie ihr Seelen, sondern weil sie ihr die Elemente des Fortschrittes entziehen, die vielleicht berufen sind, ihren Schoß zu befruchten.

Gerade die aufgeklärten Katholiken scheinen ihm deshalb verpflichtet, der Kirche treu zu bleiben, um nicht die Disziplin zu untergraben und den Geist des Aufruhrs in die unverständige Menge zu tragen, und zum andern, damit ihre reformatorischen Ideen im Katholizismus wirksam werden. Mögen sie selbst auch zum Verzicht gezwungen sein, so würde doch der Keim der Wahrheit und des Guten, einmal in den mütterlichen Boden versenkt, nicht zugrunde gehen, sondern einst in Blüte und Frucht stehen. Nicht also aus Feigheit und Verrat an sich selbst lieferte der Dichter sein Werk der Indexkongregation aus, und nur irrige Interpretation konnte aus den beiden letzten Romanen Fogazzaros eine Waffe wider ihren Autor schmieden, konnte die erprobte Demut als Demütigung empfinden.

Ein Buch läßt sich verbieten und vernichten; seinen Geist aber, drang er einmal in die Seelen, ruft kein Machtgebot der Welt und selbst sein Autor nicht zurück. Wer wie Fogazzaro den zündenden Funken in unsre Tage wirft, darf nicht erwarten, ihn als Altarkerze friedlich glimmen zu sehen. Der Funken wird aufgehen zu hellem Brand und zerstören, und erst aus dem Aschenherd wird junge Kraft und junges Leben kommen. Leonhard Adelt

Für Romfahrer

Stendhal-Henry Beyle, Römische Spaziergänge (Promenades dans Rome). Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Ernst Diez. Jena, Diederichs, geb. 9.50 Mk.

Die „römischen Spaziergänge" werden manchem Freunde Nietzsches recht überraschend kommen. Große Genien berühren meist so unmittelbar und — wenigstens in der Stimmung — einheitlich, daß man sie sich gern vorbereitungslos aus dem ewigen Geist hervorbrechend denkt. Sie pflegen auch leicht sich selbst gleicherweise als eine unmittelbare Uroffenbarung vorzukommen, und Nietzsche hat auf mancherlei Art ein solches Verständnis und Mißverständnis seiner Person und Lehre zu begünstigen gesucht. So sieht man denn seine Anhänger am Werk, die Verbindungen nach rückwärts lieber zu verwischen als deutlich werden zu lassen. Es ist wohl außer jedem Zweifel, daß Stirner ein starker Anreger für Nietzsche war — aber als die Stirnerfrage auftauchte, ließ man sich von einem leibhaftigen Philosophieprofessor ein Zeugnis darüber ausstellen, daß Stirner, gegen Nietzsche genommen, nichts als ein literarisches Kuriosum sei. Stendhal-Beyle wird man weniger leicht los werden, dazu hat Nietzsche selbst denn doch zu stark auf ihn hingewiesen. Die „römischen Spaziergänge" erinnern auf Schritt und Tritt an Nietzscheesche Wertungen.

Beyle hat den Eindruck Napoleons, unter dem er verschiedene Ämter bekleidete, stark in sich aufgenommen. Er hat dadurch eine lebhafte Anschauung von Größe und zugleich auch von einem Standpunkt jenseit der sittlichen Wertungen erhalten. So ist denn auch sein Buch bereits voll vom Lob der „Gefahr auf der Gasse und im Hause" als Erzeugerin persönlicher Größe aber auch kultureller Kraft. Die Nietzscheesche Formel wirkt geradezu wie eine schlagkräftige Zusammenfassung des Hauptcharakterzugs des Beyleschen Rombuches. Auch die antidemo-

Digitized by Google

kratische Stimmung ist bei Beyle bereits völlig da. Er hat dafür die Formel vom „Zweikammersystem". Das Zweikammersystem wird mit jeder Kultur fertig werden und keine mehr dulden. Wenn es keine Fürsten und fürstlichen Priester mehr gibt, wie soll eine Kultur die nötige Ermunterung erhalten? Ich notiere noch die Bedeutung Cesare Borgias, die Abneigung gegen englisches Wesen, die Überzeugung von Wert und Jugendlichkeit des italienischen Volkes. Nur daß Beyle überall der genießende Gesellschaftsmann bleibt, wo bei Nietzsche der Prophet aufwacht.

Indessen, auch abgesehen von dem Einfluß, den es auf Nietzsche ausübte, hat das Buch seine Bedeutung. Vor allem kann man sich kaum einen unterhaltenderen Führer durch Rom denken. Beyle schreibt noch in der älteren Weise der Charakterisierung durch Anekdoten. Da diese kleinen Geschichten stets sehr charakteristisch ausgesucht und dazu schlagkräftig erzählt sind, so kennzeichnen sie wirklich, indem sie zugleich auf das lebhafteste beteiligen.

Dazu ist das Buch durchsetzt von geistreichen und, was mehr ist, wirklich Licht gebenden Bemerkungen. „Im Norden ist die Religion konservativ geworden, sie geht ihrem Selbstmord entgegen... Der leidenschaftlichste Schürer der Revolution in Neapel war ein Priester. Hierzulande kann ein geschickter Priester den Katholizismus für Jahrhunderte wieder aufflammen lassen" lese ich, wo ich das Buch aufschlage, um ein Beispiel zu suchen (S. 34). Das Volk glaube, merkt er ein andermal an (S. 263), seine jetzige Religion sei alt, aber sie wurde vielmehr erst seit dem Konzil von Trient geschaffen. Doch auch Politisches, das einen merkwürdig freien Blick verrät: „So ungern die Italiener den Namen des Fürsten Metternich hören, so müssen sie doch zugeben, daß die Justiz in der Lombardei weniger bestechlich ist" (S. 312). Beyles Kunsturteile darf man gewiß nicht unbesehen übernehmen, doch berührt seine Wendung gegen das Barock als für seine Zeit fast revolutionär. Wobei es eigentümlich anmutet, sich von den modernen Anmerkern belehren lassen zu müssen, daß Beyle zu weit gehe. Er geht eher zu wenig weit. Auch fehlt ihm noch jedes Verständnis für die frühe Kunst. Da sein Buch großen Einfluß gewann, so ist das sehr schmerzlich. Er schwärmt zum Beispiel für Freilegungen. Die wahnsinnige Idee, das Kapitol freizulegen, die man jetzt ausgeführt hat, stammt von ihm. Ebenso der noch unsinnigere Plan, den man zum Glück fallen gelassen hat, die Engelsburg vom Hadriansgrab herunterzurasieren. Dafür spricht er schon den höchst bemerkenswerten Grundsatz aus, daß man lieber selbst ein großes Kunstwerk für langweilig erklären solle als es sich gewaltsam anempfinden. Höchst bemerkenswert ist, daß Beyle seinen französischen Landsleuten jedes Kunstgefühl abspricht: sie hätten viel zu viel Esprit, um wirkliches Kunstgefühl haben zu können, zu dem eher ein träumerischer als ein geistreicher Gemütszustand gehöre. Auch hier protestiert eine Anmerkung des Übersetzers lästigerweise. Es scheint mir viel lehrreicher, dieses Urteil Beyles mit dem unsern zu vergleichen und über den Unterschied nachzudenken, — man käme dabei vielleicht auf ganz förderliche Einsichten. —

Digitized by Google

Ich erwähne diese kleinen Anmerkungsunarten, um dann mit desto besserem Gewissen betonen zu können, daß im übrigen diese Fußnoten viel für sachliche Korrektur wichtiges Material beibringen. Einband und Ausstattung sind vorzüglich. Die 24 Stiche aus der Zeit des Goetheschen Italiens sind eine besonders wertvolle Zugabe. Georg Stolterfoth

Freiheit

An die jungen Mädchen

Die Frauenbewegung hat der weiblichen Jugend Freiheit gebracht. Die jungen Mädchen sind frei geworden von der Enge und Gebundenheit des häuslichen Lebens, das ehemals für die Frau alle Möglichkeiten des Schicksals umschloß. Sie dürfen über die Grenzen ihres Heims, über den Interessenkreis ihrer Familie hinaus sich ein eigenes Lebensschicksal gestalten und eine Berufsarbeit auf Gebieten wählen, die noch vor einigen Jahrzehnten den Frauen versperrt waren. Sie leiden nicht mehr unter dem Vorurteil, daß die Beschäftigung mit der Wissenschaft für sie schädlich sei. Sie können ungestraft aus ihren Quellen trinken, ohne Gefahr zu laufen, als Blaustrumpf gebrandmarkt zu werden. Sie können Erkenntnisse und geistige Fortschritte für sich und ihr eigenes Geschlecht werten, selbständig verarbeiten, und sind darin nicht mehr ausschließlich auf das angewiesen, was andere ihnen vermitteln.

Sie sind auch freier geworden in rein äußerer Beziehung, in vielen kleinen Dingen, die heut kaum noch beachtet, kaum mehr als Freiheiten empfunden werden, und die doch das Leben soviel mannigfaltiger und reicher machen. Sie haben die Freiheit erhalten, an allerlei Sport teilzunehmen, sich allein auf der Straße zu bewegen, allein Reisen zu machen. Sie sind freier geworden von Beschränkungen im gesellschaftlichen Verkehr, und eine größere Ungebundenheit in den Beziehungen zwischen jungen Männern und jungen Mädchen hat sich eingebürgert. Der Zwang der Mode kann heut um vieles leichter durchbrochen werden. Es gibt heut viele Mädchen, die nicht mehr Klavierspielen lernen müssen, wenn sie gänzlich unmusikalisch sind; viele, deren Gestalt sich schön und kräftig entwickeln durfte, ohne in eiserne Schienen eingespannt zu werden.

Sie sind aber frei geworden vor allem in der wichtigsten Lebensfrage — frei von der Notwendigkeit, auch wenn das Herz nicht spricht, um der Versorgung willen heiraten zu müssen.

Was hat die weibliche Jugend mit der neuen Freiheit angefangen?

Auch für den oberflächlichen Beobachter hat sich, rein äußerlich, das Bild der weiblichen Jugend sehr verändert. Das bescheidene Mädchen, das im häuslichen Leben voll kleiner Pflichten und gleichförmiger Beschäftigungen aufging, hat einem anderen Platz gemacht, das sich frei in der Welt bewegt, an allen Freuden, Genüssen und Erkenntnissen teilnimmt, über vieles ein Urteil hat, und das aussieht wie jemand, der genau weiß, was er will; der entschlossen ist, seinen eigenen Weg zu gehen.

Wohin führt dieser Weg? Das ist die Frage, die man sich stellen und beantworten muß, wenn man der Jugend zur Seite stehen, wenn man ihr auch unter den neuen Verhältnissen zu einem wahrhaftigen, guten und reinen Leben helfen will.

Digitized by Google

Zweifellos leitet die neue Freiheit die Mädchen zu den verschiedensten Zielen. Viele haben einen guten Gebrauch davon gemacht und gerade an der weiblichen Jugend kann man beobachten, welch guter Kern, wieviel ehrliche Kraft und ernstes Streben — trotz aller Veräußerlichung, trotz aller Materialisierung des Lebens und seiner Ziele — in unserm Volk vorhanden ist. Viele geben sich den neuen Berufs- und Bildungsmöglichkeiten mit innerster Anteilnahme hin. Andere wohl mit Pflichteifer und Treue — aber eben nur, weil es von ihnen verlangt wird.

Schließlich sind da auch Mädchen, die sich dem neuen Lebenskreis nur widerstrebend einordnen, die sich vom Beruf fortsehnen und die — gewiß von allen erhoffte — Ehe vor allem deshalb herbeiwünschen, weil sie meinen, daß sie ihnen ein bequemes, heiteres Leben sichert; weil sie glauben, daß die Ehe den Frauen ganz von selbst Glück bringt, und dabei verkennen, daß das Glück in jeder menschlichen Beziehung täglich neu erobert werden muß.

Aber es gibt auch Mädchen, die mit all den neuen Freiheiten überhaupt nichts angefangen haben. Unselbständige Naturen, die sich wohler fühlen, wenn andere für sie sorgen, und die völlig zusammenbrechen, wenn das Schicksal sie auf ihre eigenen Füße stellt. Und wiederum solche, die die neue Freiheit nur genutzt haben, um ein Leben des Müßiggangs, des verfeinertsten Genusses zu führen, die sich ganz dem Sport und dem Vergnügen hingeben, sich allenfalls etwas Luxuswissen aneignen, und die durch Äußerlichkeiten genau so versklavt sind, wie die Frauen früherer Zeiten es durch die Sitte waren.

Viel gute Kraft geht verloren, beste Anlagen verkümmern, wenn die Jugend nicht im rechten Gebrauch der Freiheit unterwiesen wird. Wenn nicht die innere Gebundenheit in ihr geweckt wird, die Voraussetzung und Korrelat der äußeren Freiheit sein sollte. Die Führerinnen der Frauenbewegung haben die Freiheit, nach der sie verlangten, nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zu höherer Verantwortlichkeit gewollt. Sie wollten nicht nur frei von Fesseln werden; sondern auch frei zum Dienst, zu neuer, höherer sozialer Pflichterfüllung. Für sie war die Freiheit nicht das Recht, zu tun, was sie wollten, sondern die Kraft, zu werden und zu leisten, was sie werden und leisten konnten; das Tor, durch das sie hindurch gehen mußten, um zu lebendigen, nützlichen Gliedern der Gemeinschaft zu werden, um an der Arbeit der Welt teilzunehmen.

Das können die Frauen unsrer Zeit auf verschiedene Weise tun. Wohl haben in weiten Kreisen die jungen Mädchen im Haus und in der Familie keine ausfüllenden Pflichten mehr; und wohl ist manchen eine Berufstätigkeit noch nicht erschlossen oder überhaupt nicht erstrebenswert. Alle aber, deren Kräfte brachliegen, können und sollten an sozialer Hilfsarbeit teilnehmen und auf diese Weise für das Gemeinschaftsleben Werte schaffen. Die soziale Hilfsarbeit ist die Form, in der gerade die Mädchen der wohlhabenden Schichten, die keinen Beruf ausüben, ihren Tribut an die Gemeinschaft zahlen können; durch Mitarbeit an den Reformen, die die Lage der besitzlosen Klassen heben, ihre wirtschaftliche, geistige und sittliche Not beseitigen wollen. Hat doch die moderne Arbeitstei-

Digitized by Google

lung die Frauen der besitzenden Schichten von viel grober Arbeit befreit, die ihre Mütter und Großmütter noch verrichten mußten. Und durch eben diese wirtschaftlichen Veränderungen ist das Leben von Tausenden von Arbeiterinnen jedes geistigen Inhalts beraubt, ihre Arbeit mechanisiert worden, sind Frauen zur Arbeit in Fabriken und Werkstätten gezwungen, ihre Kinder der Verwahrlosung anheimgefallen. Ist es unter diesen Umständen nicht die Pflicht der Frauen aus den besitzenden Schichten, denen die moderne wirtschaftliche Entwicklung so viele Vorteile gebracht hat, auch deren Schäden heilen zu helfen?

Daß dabei auch tausend Möglichkeiten der Hilfstätigkeit für die weibliche Jugend gegeben sind, daß durch soziale Hilfsarbeit auch die jungen Mädchen schon Nützliches in der Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge leisten können, ist in den verschiedensten Teilen des Deutschen Reiches durch Jugendgruppen für soziale Hilfsarbeit bewiesen worden. So unbedeutend das auch sein mag, was die einzelne schaffen und hervorbringen kann: jede frohe Stunde, die einem armen Kinde bereitet wird, ist doch ein Stück Wirklichkeit, ein Stück Leben, das nie ganz vergessen, jedenfalls niemals ganz verloren sein kann.

Sicherlich ist solche soziale Arbeit für die jungen Mädchen nicht immer leicht. Sie haben manches Vorurteil zu überwinden, und viele tragen schwer an der Last trauriger Eindrücke, wie an der Last der Verantwortung, die die soziale Arbeit ihnen auferlegt. Und viele leiden vor allen Dingen daran schwer, daß eine solche soziale Betätigung in ihrem Elternhause nicht gern gesehen, kaum geduldet wird.

Damit ist sicherlich eine der größten Schwierigkeiten im Leben der heutigen Frau berührt; daß sie nämlich von ihren Angehörigen am Gebrauch der Freiheiten gehindert wird, die für ihr Geschlecht errungen worden sind. Aber solche Konflikte sind nicht mit Heftigkeit und Leidenschaft, weit eher durch bescheidene und beharrliche Energie zu überwinden. Wer soziale Arbeit leisten, wer es draußen in der Welt besser machen will, muß auch in den Beziehungen zu seinen Nächsten, in der Liebe zu seinen Angehörigen reifer und konsequenter werden; er muß sich klarmachen, daß die außerhäusliche soziale Arbeit ihm die Pflicht auferlegt, Güte und Geduld auch für die tausend kleinen Reibungen des täglichen Lebens zu entwickeln. Wer mit den Schwierigkeiten im engsten Kreis nicht fertig wird, wird auch nach außenhin nicht leicht etwas Wertvolles schaffen können. „Denn nur die Ideen siegen wirklich im Leben, die die Lebensführung ihrer Bekenner umgestalten und dadurch ihre schöpferische Kraft beweisen und verstärken."

Das gilt auch für die Freiheit, die die Frauenbewegung unsrer Jugend gebracht hat. Je geringer die Bindungen werden, die von außen her unser Leben bestimmen, je mehr Gewalt und Verfügung uns über das eigene Schicksal eingeräumt wird, desto stärker sollten wir uns dessen bewußt werden, daß jeder Mensch vom Weltganzen abhängig, ihm zugehörig und zu Leistungen und Taten für das Ganze verpflichtet ist.

Alice Salomon

Nochmals: Schulärzte

Körperpflege

Zu dem Aufsatz im ersten Märzheft wird uns mitgeteilt, daß im Herzogtum Sachsen-Meiningen

Digitized by Google

schon seit mehreren Jahren von Staats wegen alle Schulkinder ärztlicher Aufsicht unterstellt sind.

Bildung und Schule

Weder Fach- noch Machtfrage

Zum Streit um den Religionsunterricht

Die sächsischen Lehrer wollen den Religionsunterricht von allem Dogmatischen befreien und bestreiten für die Schule die absolute Geltung des lutherischen Katechismus, den sie nur als religionsgeschichtliche Urkunde und evangelisch-lutherische Bekenntnisschrift im Unterrichte verwenden wollen. Sie betrachten es als die Aufgabe des Religionslehrers, die Gesinnung Jesu im Kinde zu wecken und wollen diese Aufgabe einzig und allein nach den Grundsätzen der Pädagogik und Kinderpsychologie gestalten dürfen. Die Gegner verteidigen dagegen die alten, festen Formen des Unterrichts. Darüber ist es zu einem Kampfe gekommen.

Eine Schulfrage also. Und weiter, da Machtfragen im Spiele sind, eine politische Angelegenheit. So sieht es bei dem ersten Blicke aus und nach solchem Anschein wird der Kampf auch allermeistens geführt. Wer unterscheidet nach soviel Versammlungen, Flugschriften, Zeitungspolemiken noch Kern und Schale? Wie es im Wesen des politischen Kampfes liegt, sammeln sich auf beiden Seiten die verschiedensten Motive zu gemeinsamem Angriff, gemeinsamer Abwehr, und es wird immer schwerer, das Wesen der Sache zu erkennen.

Es handelt sich nicht nur um eine politische und nicht nur um eine Schulangelegenheit: man wird den Streit nicht auflösen, sondern höchstens ersticken können, wenn man nicht zu den eigentlichen Konflikten, die unter der Oberfläche wirken, hinabsteigt.

Die Schule ist ja heute der Anlaß und Gegenstand vieler entscheidender Kulturfragen. An den Schwierigkeiten der praktischen Erziehungsarbeit offenbaren sich immer wieder die Probleme und Widersprüche unsrer geistigen Lage am deutlichsten. Der Erzieher soll das alte Kulturgut der nächsten Generation überliefern, nicht als toten Ballast, sondern zu lebendigem Besitz. Das kann er aber nur unter zwei Bedingungen: wenn er selbst lebendig in sich fühlt, was er weitergeben soll; und wenn nicht zu starke Erziehungsfaktoren außerhalb der Schule ihm entgegenwirken. So spürt er unmittelbar an seiner Arbeit alle Hemmungen, die sich zwischen Vergangenheit und Zukunft schieben. Und von jeher gehörte es zu den Aufgaben des Erziehers, solche Stockungen, soweit es in seiner Arbeit, für ihn und seine Schüler notwendig war, zu überwinden. Das gelingt auch in unsrer Frage noch immer besonders glücklich orientierten einzelnen; nicht aber, wie es scheint, der Mehrzahl der Lehrer. Sie fühlten sich zu schwach für die Aufgabe, die ihnen gestellt war, und verbündeten sich, um sie gemeinsam zu fördern. Damit wurde die Frage, die ihrem Ursprung nach persönlicher, innerlicher Natur ist, zu einer Angelegenheit der Majorität, einer Korporation, eines Standes, und, durch das Eingreifen jener Machtfragen, der Politik.

Die Bewegung der Gegner drängte auf dasselbe Ziel hin. Sie vor allem hatten von vornherein das klare Gefühl, daß es sich um mehr als eine Schulfrage

Digitized by Google

handle. Aber sie verließen das Gebiet der Schule nur, um sich in das der Politik zu begeben. Sie wandten sich zuerst an die breitere Öffentlichkeit und das Laienpublikum. Damit betraten sie den einzigen Weg, der auf diesem Gebiet zu einer Klärung und innerlichen Lösung der Frage führen kann — wenn er richtig verfolgt wird. Das heißt: wenn das Publikum nicht nur im politischen Sinne, zur Entfaltung politischer Machtmittel aufgerufen wird, sondern zu innerer Teilnahme an der Frage, zur Beschäftigung mit ihr als mit einem Kulturproblem, das in noch andre Lebensgebiete als Schule und Politik hineinreicht.

Nur aus einem starken Mitleben weiterer Kreise als der fachlich und beruflich beteiligten, nur im innigsten Zusammenhange mit unsrer Gesamtkultur könnte das Problem wirklich gefördert werden. Weder pädagogische noch theologische Fachарbeit — so notwendig sie als vorbereitende Arbeit sein mag — wird neue lebendige Formen für die Erziehung des religiösen Empfindens und damit für dieses selbst schaffen. Solche schöpferische Leistung muß aus allseitiger Teilnahme, aus allgemeinem Bedürfnis hervorgehen. Das ist das eine, was sich ergibt, wenn wir, völlig unabhängig vom Materiellen des Streites, nach dem Wesen der Bewegungen fragen, die hier in der Tiefe wirken: keine Fachfrage. Soll sie aber zu dem werden, was ihr allein eine gesunde Entwicklung verbürgen kann: zu einer allgemeinen Kulturangelegenheit — dann muß auch ihr zweites Wesensmerkmal beachtet werden: keine Machtfrage.

Ludwig Mahr

Pflichtfortbildungsschulen in Preußen

Der vor kurzem eingebrachte Gesetzentwurf der preußischen Regierung erfüllt eine seit vielen Jahren erhobene Forderung: jede Gemeinde über 10000 Einwohner wird veranlaßt, eine Fortbildungsschule zu errichten. Zum Besuche sind sämtliche innerhalb der betreffenden Gemeinde in öffentlichen oder privaten Diensten beschäftigten männlichen Personen unter 18 Jahren drei Jahre lang verpflichtet. Damit ist man freilich noch weit von einer allgemeinen Fortbildungsschulpflicht entfernt. Es werden nur rund 60 v. H. aller jugendlichen männlichen Erwerbstätigen durch das neue Gesetz schulpflichtig, gegenüber den früheren 47 v. H. Der preußische Fortbildungsschultag verlangt deshalb, daß die untere Grenze bei Städten von 5000 Einwohnern gesetzt werde. Staatsbürgerlicher Unterricht und körperliche Übungen gehören zu den Aufgaben der neuen obligatorischen Schule. In der Begründung heißt es: „Nur in seltenen Fällen ist heute der Lehrherr in der Lage, den Lehrling in dem theoretischen Wissen und Können ... zu unterweisen, dessen er für sein späteres Fortkommen bedarf. ... Die planmäßige, den Anforderungen des heutigen wirtschaftlichen Lebens entsprechende Weiterbildung der Jugend durch die Fortbildungsschule dient aber nicht bloß der wirtschaftlichen Erstarkung unsres Volkes; je mehr sich die persönlichen Beziehungen des Lehrlings und jugendlichen Arbeiters zum Lehrherrn und Arbeitgeber lockern, je mehr, namentlich in großstädtischen Verhältnissen, der Einfluß der Familie und des Elternhauses schwindet und fremde, oft verderb-

Digitized by Google

liche Einwirkungen an die Stelle treten, um so dringlicher macht sich das Bedürfnis geltend, durch die Fortbildungsschule die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zu tüchtigen Menschen und Staatsbürgern zu fördern." Der Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen fordert in einer Eingabe an den Handelsminister auch für die weibliche Jugend unter 18 Jahren die Fortbildungsschulpflicht. Man wird sich auf die Dauer dieser Forderung kaum entziehen können.

Lebende Worte

Entlassungsreden

Man schreibt uns:

„Bei der Entlassung der diesjährigen Abiturienten in dem humanistischen Gymnasium, das ich früher selbst durchgemacht habe, hielt der Direktor eine Rede, in der er von der immer mehr hervortretenden Neigung seiner Abiturienten, sich praktische Berufe zu wählen, und vom Wert und der Berechtigung der humanistischen Bildung sprach. Der Zweck einer solchen Abschiedsrede soll natürlich sein, die jungen Leute auf die Aufgaben hinzuweisen, an deren Lösung sie mitzuarbeiten haben. Der Redner strebte offenbar etwas Ähnliches an. Er ermahnte seine Schüler mit flammenden Worten, ihre Dienste dem Vaterlande zu weihen, zitierte Fichte — und mag wohl auch eine gewisse vaterländische Begeisterung unter den jungen Leuten erweckt haben. Wird sie aber, so allgemein gehalten, auch noch blühen, wenn sich's um Taten handelt? Schmerzlich vermißte ich jegliche Andeutung über die gegenwärtige soziale Lage und das heißt: über handgreiflich »praktische« Aufgaben. Kein Wort, das die unendlichen Schäden, an deren Heilung wir doch alle nach Kräften mitarbeiten sollen und wollen, auch nur gestreift hätte! Was soll eine patriotische Begeisterung nützen, der nicht greifbarerer Nährstoff geboten wird, an dem sie sich entzünden und ihre Kraft erweisen kann? Gelegentlich fällt ein Wort gegen den Alkoholmißbrauch und geschlechtliche Ausschreitungen: aber dabei gilt fast immer nur die Rücksicht auf die eigne Gesundheit, nie wird der sozialen Not gedacht, der wir durch unsre persönliche Lebensführung, jeder für sich, entgegenzuarbeiten haben. Ein achtzehnjähriger junger Mann hätte für solche Gedanken gewiß Verständnis genug — vielleicht mehr, als für allein rückwärts gerichtete, allein an der Vergangenheit erwärmte."

Wahrheit und Vaterland

Wer dient seinem Vaterlande besser: wer den Mut hat, die Wahrheit zu sagen, oder wer die auffälligsten Gebrechen mit patriotischer Lüge überklebt?

(Aus Feuerbachs letzter Aufzeichnung.)

Unsre Bilder und Noten

Möge an der Spitze dieses unsres Feuerbach-Heftes das Bildnis seiner Stiefmutter stehn! Jeder, der Feuerbachs Leben kennt, weiß, daß das Verhältnis dieser Frau zu ihm nicht seinesgleichen in der gesamten Kunstgeschichte hat, und je besser er sein Leben kennt, desto besser weiß er's. Ihre Liebe zu ihm war keine blinde, nur muttertriebmäßige, sie war gepaart mit hellem Erkennen auch seiner Schwächen und mit tiefem Leiden unter seinen Fehlern: diese Frau

Digitized by Google

nahm es bewußt auf sich, mit weiblicher Klugheit, weiblicher Zähigkeit und weiblicher Fähigkeit im Dulden einem Genie durch das eigne Opferleben zum Siege zu helfen, und sie hat diese Mission mit höchster Energie wie mit höchster Besonnenheit durchgeführt. Das ergreifend beredte Bildnis der Mutter gehört der Berliner Nationalgalerie.

Orpheus und Eurydice! Er hat's erzwungen, er bringt sie empor. Die „leidenschaftliche Ruhe", von der Feuerbach einmal spricht, lebt in keinem seiner Angesichter mächtiger, als in diesem, das Lucias Züge umgestaltet und umbeseelt. Aber sie lebt auch im Ganzen dieses fast schlackenlosen Meisterwerks. Eine Zweiheit in Einheit, im Einzelnen alles Kontrast, im Ganzen alles Harmonie. Das Drängende, Führende, Ziehende, Wache und Überwache in ihm, das Nachgleitende, Willenlose, halb noch im Todesschlaf Träumende in ihr. An Raum rings fast nichts, als was der Umriß der Gruppe vom Rechteck frei läßt. Für Feuerbach genug, um Hadesschauer und Dämmer des irdischen Lichts mit voller Eindringlichkeit herzubannen. Das Bild ist im Jahre 1869 entstanden, zur Medeen- und Symposien-Zeit. Es gehört jetzt dem Folkwang-Museum zu Hagen.

Iphigenie. Feuerbach selbst hat von dem Iphigenien-Gedanken gesagt, er wisse nicht, ob er schon mit ihm geboren worden sei, so lange trug er sich mit ihm. Wie hätt es auch anders sein können, da doch auch er, wenn irgendeiner unter den Künstler-Menschen, nach einem Hellas verlangte, er, dem zudem als Deutschem sicher schon unter den Jugendgöttinnen Goethes Griechenkind stand. Auch entworfen hatte er eine Iphigenie (und zwar eine sitzende) schon längst, als ein besondres Erlebnis der Stimmung und den Gedanken eine entzückende Anschauung gab. Ein befreundeter Ausländer schnitt ihm für seine Nanna ein Griechengewand — wenn wir die beiden stehenden Griechinnengestalten sehen, die er danach hinwarf, fühlen wir noch heute den Jubel des Künstlerauges mit. Feuerbach kam dann auf den Gedanken einer sitzenden Iphigenie zurück. In der Zeit seiner tiefsten Entbehrungen entstand das erste große Iphigenienbild. Wir Heutigen sehen seine Mängel leicht, würden wir sie aber auch sehn, wenn uns nicht Feuerbach selbst die spätere Iphigenie geschenkt hätte? Was wir im Kunstwart wiedergeben, ist die zweite, die Stuttgarter Iphigenie von 1871. Wie scheint hier die Herrlichkeit des Gewandes nichts als schlichte Folge einer natürlich großen Bewegung aus dem seelischen Aufseufzen heraus, die vollendet war, als die Rechte den Stein ergriff! Wie ist im Himmel, wie im Meer die Sprache der Sehnsucht erschlossen! Und wie ist in diesem edelsten Haupt und seiner und der Arme Haltung über den letzten Rest von Pose hinaus die Sehnsucht Ausdruck geworden!

„Hafis vor der Schenke", ein frühes Werk des Meisters, ist als Ganzes noch kein recht „Feuerbachisches" Bild, aber bei allen irgend Verständnisvollen berühmt war von Anfang an Hafisens Kopf. Wer etwa in Feuerbach einen Schönfärber vermuten wollte, einen, der eine allgemeine Gefälligkeit auf Kosten des Charakteristischen pflegt, der könnte hier sehen, wie anders es der Meister trieb. Der alternde Sänger mit dem zahnlosen Mund ist ja körperlich kaum noch geeignet zu bezaubern, aber wie blitzt aus seinem Gesichte der Geist! Der Kopf ist eine Idealisierung in dem Sinne, daß die Idee aus der Sache

Digitized by Google

herausgestellt, herausgestaltet wird, ganz je nachdem die Sache ist. Und so dem Wesen nach eine Idealisierung ganz derselben Art mit der, welche den edlen Idealkopf der „Poesie“ bildete, von der wir gleichfalls eine Reproduktion wiedergeben.

Als letztes eine Verkleinerung desjenigen Blattes, das nun endlich in weite Kreise zu bringen unsre besondere Freude ist: die noch nie reproduzierte wundervolle Studie zum sterbenden Dante. Feuerbach wollte ein großes Bild malen, Dantes Tod, es war mit Kohle bereits aufgezeichnet, da verwendete der Bedürftige im Drange der Phantasie, um seine große Amazonenschlacht zu gestalten, aus — Mangel an Leinwand diese dafür! So steckt das Dantebild gleichsam unter der Amazonenschlacht. Nur eine Farbenskizze dafür ist erhalten. Und diese Zeichnung hier! Gehört sie nicht zu dem Herrlichsten, was uns Feuerbach hinterlassen hat? Schon die Komposition des Sterbenden mit seiner Tochter Beatrice! Aber dem Ganzen leuchtet wie eine Glorie, wie eine plötzliche Erleuchtung aus der Ewigkeit her: der Einzelkopf. Freilich, das Kunstwartformat ist für dieses Werk zu klein. Damit sich jeder den vollen Genuß davon verschaffen könne, haben wir's deshalb für 25 Pfennig auch als Meisterbild herstellen lassen. A

Unsre Notenbeilage wird durch ein sechsstimmiges Osterlied von dem Thüringer Meister Johann Eccard eröffnet, das wir seinen, nach Eccards Tode von seinem Schüler Stobäus zu Königsberg herausgegebenen „Preußischen Festliedern auf das ganze Jahr“ (1642) entnehmen. Hieran schließt sich Martin Greifs „Frühlingsnähe“ in einer Komposition des Wiener Tondichters Friedrich Mayer, auf dessen hervorragende Begabung der Kunstwart immer wieder und nachdrücklich hinweist. Die selbständige Klavierstimme ist gleichsam ein stilisierter Amselgesang und muß darum möglichst singend, lieblich, womöglich auf einem weichen Flügel gebracht werden. Dazu ergeht sich die Singstimme, in rascher sehnsüchtiger Steigerung, die bei der Stelle „bald ist ihr des Winters Wehe“ den Höhepunkt erreicht und nun sanft abklingt. Von besonderem Reiz scheint mir knapp vor Schluß des Vokalparts der Mollakkord, in dem ein Unterton von „Frühlingswehmut“ plötzlich an die Oberfläche dringt. Ich halte das Lied für eines der schönsten Frühlingslieder, die wir haben. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ANSELM FEUERBACH

Digitized by Google

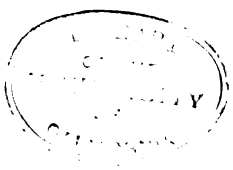
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ANSELM FEUERBACH

Digitized by Google



Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

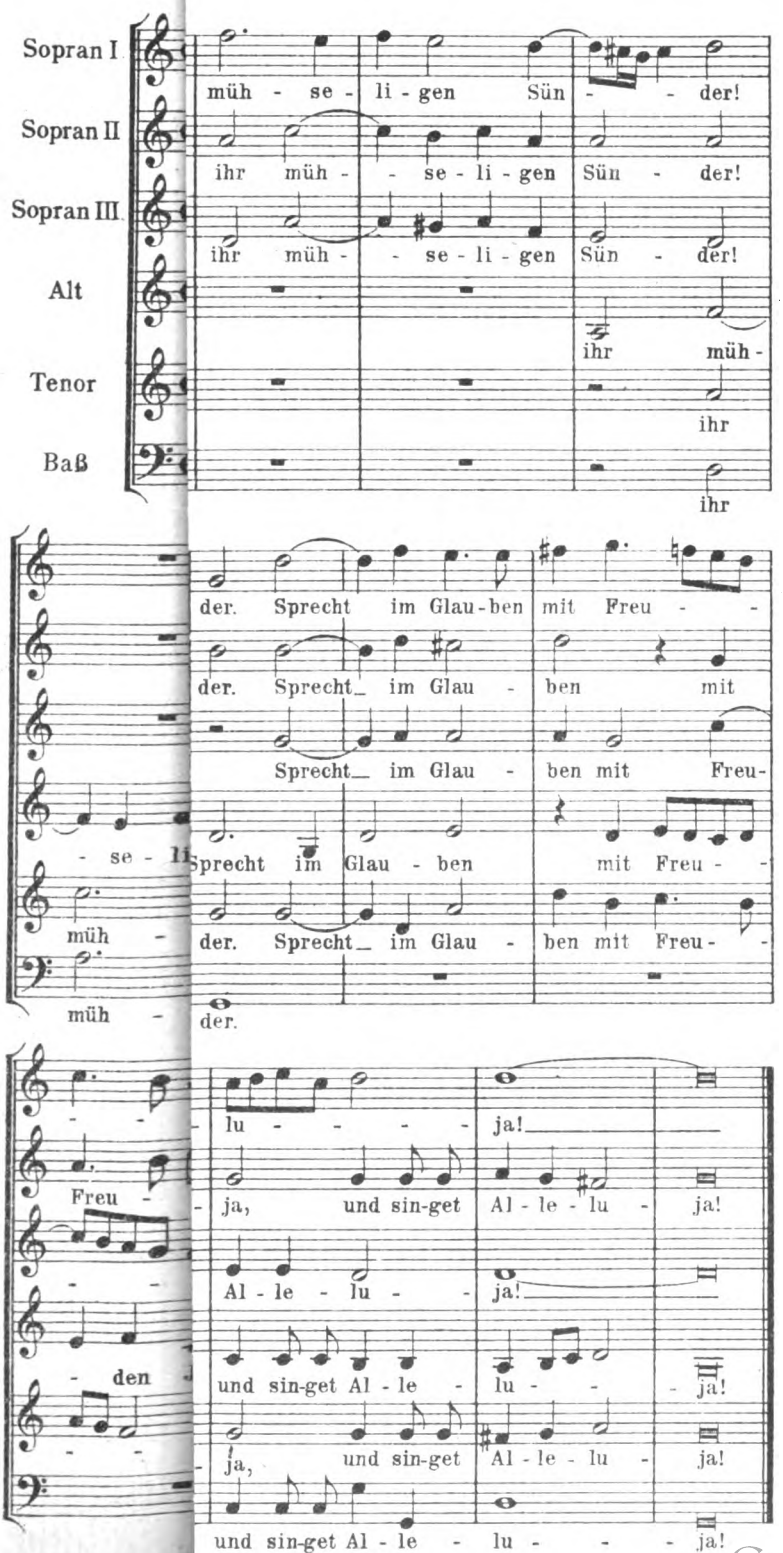
AUS DEM KUNSTWART

ANSELM FEUERBACH

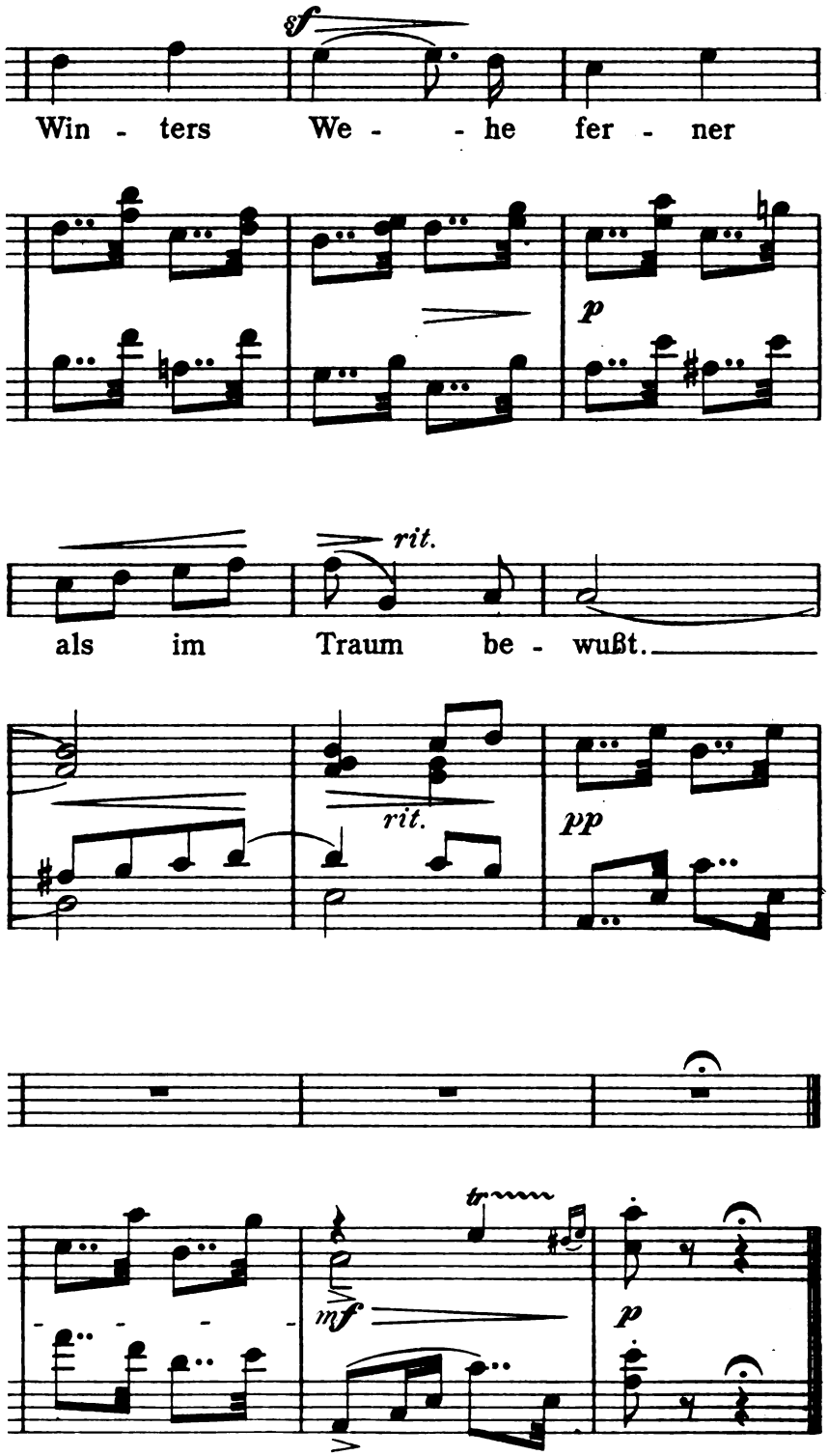
Digitized by Google

Digitized by Google

Ludwig Helmbold:
ZU DIESER OSTERLICHEN ZEIT



Digitized by Google



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Willibald Krain

Digitized by Google

Jahrg. 24 Erstes Maiheft 1911 Heft 15

Die Talente und die Dichtung

Die allgemeine Überzeugung, daß in unsrer Zeit eine sehr große Zahl von unzweifelhaft talentbegabten Männern und Frauen dichterisch arbeitet, geht mit der andern Hand in Hand, daß dennoch die zeitgenössische Dichtung in ihrem mittleren Wert durchaus nicht hoch stehe. Andre Zeiten, so meint man, haben vielleicht nicht soviel Gutes im Durchschnitt hervorgebracht, aber sie wurden belebt und beglückt von mehr führenden Talenten, von mehr Originalität, mehr Genie. Natürlich mangelt es nun nicht an Versuchen, die gegen damals veränderte Eigenart unsrer Tage historisch, soziologisch, philosophisch zu erklären. Man bringt sie mit der Sozialisierung und der geistigen Gleichmacherei, mit der kritizistischen Philosophie, der Bevölkerungzunahme und der einseitig intellektuellen Bildung zusammen; so findet man zwar wohl nie völlig ausreichende Erklärungen, aber doch manche von den vielen wirklichen Ursachen der bedauerlichen Entwicklung. Indessen aber lockt der magische Zauber des angeblich freien Schriftstellerberufs jedes Jahr wieder neue Hunderte aus der Schar lebenhungriger Jugend an, jedes Jahr erscheinen hundert Bücher, die beachtet und ernst genommen sein wollen, weil sie eine Lebenshoffnung in sich schließen — und wenn wir einmal die zahlreichen Erscheinungformen unsrer Zeit restlos theoretisch-historisch begriffen haben werden, werden wir noch viel tiefer in der Tinte sitzen, wortwörtlich zu nehmen, als im gegenwärtigen Augenblick. Nicht als ob der Theorie das Lebensrecht abgesprochen werden sollte, allein wo ein solcher rein geistig erkennbarer Übelstand ist, wird sich allzeit auch ein lebendiger, wirklicher schmerzlich fühlbar machen. In unserm Falle sehe ich ihn in den Daseinsbedingungen, unter denen unsre talentbegabten Poeten heute zumeist arbeiten. Was tun wir denn eigentlich für unsre Talente, wie behandeln wir sie, wie behandeln sie sich selbst, wie entwickeln sie sich?

Unsre Betrachtung gilt also für diesmal nicht dem schreibenden Proletariat, sondern wir nehmen die günstigste Voraussetzung an: Talent, wirkliches Talent, und verfolgen ein wenig den üblichen Lebenslauf des also Begabten. Es sei sogar ein Erfolg da. Eine Novelle, ein Roman, ein Drama, ein Gedichtband habe Anerkennung bei Kritik und Publikum gefunden, nicht durch Sensation und Reklame allein, sondern durch das stille Wirken einer guten Sache. Das bedeutet für den hoffnungvollen Verfasser soviel wie ein bestandenes Staatsexamen für den zukünftigen Lehrer oder Arzt, es gibt das Gefühl: ich *kann* nun etwas, ich darf auf mich vertrauen, ich habe ein Recht auf mein Talent. War das erste Buch in stillem Reifen gewachsen, so tritt nun die Versuchung heran, mit dem schier beiläufig erworbenen Können ohne Nötigung von innen weiter zu wirtschaften. Die Versuchung — in Gestalt von zuredenden Freunden, von reichen Verlegern, von Zeitungen, vom Zug des eignen lieben Ichs. Wer mag da widerstehen! Es folgen jene „zweiten" Bücher, die wir Kritiker alle kennen, die nichts sind als die auf einen neuen Stoff angewendete Fertigkeit, Hand- und

Digitized by Google

Kopffertigkeit, welche man als solche schon kannte. Scheinbar erobern sie neue Gebiete, stoffliche nämlich, in Wirklichkeit, geistig innerlich, halten sie nicht einmal das eroberte fest, nämlich die beim ersten Buch noch ganz glaubhafte Treue, in der Kunst nur wiederzugeben, was im Leben wirklich erlebt ward. War das erste Buch versprechend, so bedeutet das zweite tatsächlich einen Stillstand, das dritte ist virtuos oder nur manieriert, das vierte ist vielleicht schon ein Skandal oder ein Nichts. Ein Skandal nämlich, wenn das „entwickelte" Talent es verstanden hat, an Stelle des erlebten den sensationellen Stoff zu setzen. Natürlich ist diese Lebensbeschreibung nur ein grobtypisches Bild, und eins von verschiedenen, die auch möglich sind. Es kann einer zum Beispiel sein Leben lang auf der Höhe seines „Zweiten" verharren und erst spät sinken oder steigen. Er kann auch, obwohl das selten sein dürfte, sein Talent überhaupt erst spät offenbaren, die Kurve kann ebensowohl wellenförmig wie absteigend oder aufgekrümmt verlaufen. Uns kommt es hier auf die Haupttirrtümer und Fehlgriffe an, die der Entwicklung eines durchschnittlichen Talentes das Gepräge geben. Gewichtig sind da äußerliche Momente, gewichtig aber nicht minder innerliche. Gleich im Anfang wirkt es meist verhängnisvoll, wie sehr wir heutzutage das Talent überschätzen. „Ein neues Talent", das gilt im Literaturleben soviel wie eine neue fruchtbare Provinz für ein Reich, — und ist doch noch nicht so viel wie ein kleines Handelshaus an Afrikas ödester Küste; denn dieses geht nur ein, wenn es nicht vorwärts kommt, ein Talent aber kann sich sogar arg herunterbringen, und sein Träger braucht deswegen noch lange nicht mit dem „Schaffen" aufzuhören. Riefe man es den Jungen nicht fortwährend zu: „Talent ist alles — und du bist ein Talent!", vielleicht würde doch manche Enttäuschung vermieden. Auch davon redet man so viel, daß das Talent sich von selbst durchsetze. In Wirklichkeit aber setzt sich nur die ehrliche, bittere Arbeit am eignen Ich und am Werk — diese beiden sogar zuweilen ohne allzu großes Talent — durch; und zwar nicht geschäftlich, sondern zur lebendigen Befriedigung; davon aber schweigt man. Auch die Kritik ist von Schuld nicht frei: man lese einmal die Prospekte der Buchhändler: für noch so geringfügige Buchverfasser warten sie überraschend oft mit einer Serie aus den Zeitungen abgedruckter Lobeshymnen auf, vor deren vollen Tönen die arme Leier eines normal Empfindenden verstummen müßte. Gut, man zerstöre nicht mit hämischem Wort grünende Hoffnung, man sei milde und kleide die Merkerworte in sänftigendes Gewand. Aber warum muß so oft der junge Goethe, Keller, Meyer herangezogen, warum der Superlativenschatz geplündert, warum die berauschte Teilnahme kritikunfähiger Schwärmerei öffentlich entladen werden? Nur in seltenen Ausnahmen errang je ein Erstlingbuch künstlerisch bleibende Bedeutung, unsre Kritik aber feiert jedes Jahr soundso oft einen Erstling wie ein Landesfürst seinen Stammhalter.

Aus all dem geht dann für unser gunstumschmeicheltes Talent das Recht hervor, sich „der Kunst ganz zu widmen" — und damit beginnt im Grunde schon das Elend. Denn die Kunst läßt sich nicht kommandieren. Wer begehrt, vom materiellen Ertrag seiner Dichtung leben zu können, ist schon nahe daran, seine Begabung zu vergewaltigen. Und wer zuerst den Gedanken ausgesprochen hat, daß die Kunst ihren Mann

Digitized by Google

nähren müsse, daß es ein Fehler im Leben der Nation sei, wenn die Kunst das nicht könne, lud zum mindesten schwere Verantwortung auf sich*; die Hälfte all des Mittelgutes in unsrer Dichtung kann man abschätzen als Lohnschreiberei, abgefaßt im Vertrauen auf diesen Gedanken. Die Nation braucht nur das wirtschaftlich zu entgelten, zu erhalten, wessen sie geistig bedarf; niemand aber wird behaupten, daß sie der künstlerischen Plusmacherei bedürfe. Daß die Kunst allein den Dichter nährt, ist eine Ausnahme, von der man wünschen mag, daß sie den entwickelten, reifen Schaffenden zugute komme, aber es wird wohl eine bleiben, ja, in mehr als einer Hinsicht ist zu wünschen, daß es so bleibe. Denn wenn nun ein junges Talent sich aus dem gewohnten Lebenskreise entfernt, vom Studium oder Richtertisch, vom Kaufladen oder Handwerk hinweg zur Literatur eilt, wie selten hat es für sein menschliches Erleben, also für die notwendige Grundlage aller Dichtung, etwas Dauerhaftes gewonnen! Das Literatendasein mit seinen engen, egoistischen „Kunst"interessen, mit dem Schein der Großzügigkeit und dem Schein einer Freiheit, das in Wirklichkeit weder in das Wesen des Volkes, des arbeitenden, noch in das der höheren Stände, des führenden Teils der Nation irgendeinen Einblick erlaubt, dies armselige Dasein bildet nun den narkotisierenden Umweltbann des poetischen Welteroberers. Da entstehen denn die Literatenqualen und -sehnsüchte, die Theaterromane und sensuellen Aufbauschungen, die an Ekstase ebenso reich wie an Gehalt arm sind. Die Literatengenossen wieder reden weiter von der Bedeutung und Tiefe des Talents, und schon auf dieser Station ist für Viele das Schicksal besiegelt. Manche aber gehen weiter, sie fühlen, daß es ihnen an Stoff mangelt und beginnen die Suche. Was ihrem innern Erleben fehlt, da sie nicht in normalmenschlicher Arbeitgemeinschaft aufwachsen, suchen sie durch Beobachtung zu ersetzen. Zugegeben, daß die Beobachtunggabe in unsern Tagen erstaunlich ausgebildet ist. Aber die Romane des Rechtsanwalts, der Kleinstadt, der Dirne, des Junggesellen, des jungen Wiener Juden — bedeuten sie, wenn sie nur Beobachtungromane sind, wirklich etwas Nennenswertes im geistigen Haushalt? Oft sind sie recht hübsch abgerundet, innerlich gut ausgeformt (einmal erworbnes Können verliert sich ja nicht so leicht), man findet daran „nichts auszusetzen". Aber sie lassen uns nichts mit erleben, sie machen nicht warm. Die anfangs begeisterte Kritik kommt ihnen gegenüber allmählich ins Zuwarten, denn sie vor allem bilden das überwuchernde Mittelgut in der Kunst. Aber den von außen drängenden Motiven aber geht das wichtigste verloren: die fruchtbare Verwertung des Talents, seine Entwicklung und Erziehung. Eine künstlerische Begabung entwickelt sich nämlich weder durch bloßes Alterwerden, noch auch durch unbesonnenes Weiterarbeiten. Bildung des Talents verlangt Er-

* Vielleicht wäre jedoch zu wünschen, daß im Staatshaushalt und in größeren Privatbetrieben neben den Stellen, die eine ganze Arbeitskraft fordern, auch andre offenständen, wo nicht die volle Lebenskraft beansprucht wird, wie es deren etwa in Österreich zahlreiche gibt. In Deutschland herrscht jetzt eine so allgemeine „Überbürdung", daß die dem Leben angeblich dienende Arbeit oft genug das Leben mittelbar wieder schwer schädigt.

Digitized by Google

gänzung durch Bildung des Charakters und Erweiterung und Vertiefung des Intellektes.

Die Schreibfertigkeit, wenn einmal die Disposition dazu da ist, bedarf im Grunde verhältnismäßig geringer Übung. Immerhin — haben wir nicht von Meister Spitteler gehört, daß er fleißig Verse skandiert und das Reimen mühsam geübt hat? Kann man sich Hölderlins größte lyrische Kunst ohne sattsame Rhythmen-Übung denken? Warum pflegen die Modernen den Jambus von allen Maßen mit unbegreiflicher Vorliebe? Doch wohl, weil er „kinderleicht" ist. Ein Wiener Schauspiellehrer sagte mir einmal, niemals dürfe ein Schüler als Probespiel bei ihm im Dialekt seiner Heimat eine Anzengruber-Rolle darstellen. „Das können sie alle!" — was sie mehr können, darauf kommt es an. Ähnlich steht es etwa mit dem autobiographischen Roman. Es ist keine Übertreibung zu sagen, daß das die leichteste Form ist, wie man Romane schreiben mag. Und ein Talent, das nicht mehr als die Fähigkeit dazu bewiesen hat, hat wenig bewiesen. Künstlerische Kraft sollte man nicht als die Fähigkeit auffassen, mit gegebenen Kräften „aus dem Unbewußten" zu wirtschaften, sondern als die, einem nicht bequeme und immer schwerere Aufgaben zu lösen. Da wäre zunächst die angewandte Kunst, dieses Aschenbrödel der deutschen Dichtung. Gewiß hat sie keine dauernde Bedeutung für das Leben des Poeten. Sie wird gemeinhin nur eine nützliche, anregende und bildnerische Form der höheren Stilübung sein. Aber wie sich der früher „freie" bildende Künstler dem Kunstgewerbe, der angewandten Plastik usw. hat zuwenden müssen, so sollte es der Wortkünstler auch tun. Und wie reiche Felder für gut bezahlte (denn diese Kunst braucht, verbraucht die Nation!) Aussaat gibt es da. Zunächst den Unterhaltungroman, allwo der Künstler mit dem nur-Schreiber und der gemeinen Sumpfpflanze des Sensationmachers recht wohl in Wettbewerb treten könnte, sähe er nur einmal erst die Aufgabe, sähe er, daß es nicht auf ihn und die „Austönung" seines Ichs, sondern auf Geist, Witz, Spannung, Durchbildung wirksamer Auftritte, gute Proportion und elegante Führung der Handlung ankommt. Nächst dem Unterhaltungroman steht dann das Gebrauchbühnenstück. Etwa das Festspiel zu Jubeltagen oder das Scherzspiel für dilettantische Vereinbelustigung, das Weihnachtmärchen für Kinder und Erwachsne. Wie dringend würde das alles gebraucht, wie froh begrüßt, wie gern dafür je ein „talentvolles" Literatendrama entbehrt! Das Varieté, das Schattentheater, Kasperlebühne, Kabarett und Kinematograph stellen weitere Aufgaben. Und oft fragt man sich, ob man den Stolz mehr bemitleiden oder mehr die Geistesarmut bedauern soll, welche die deutschen Dichter immer wieder von all diesen bildenden Nützlich- und Notwendigkeiten zurückhält. Man mag über die Ergebnisse denken wie man will, es ist Hofmannsthal zu danken, daß er einen Operettentext schrieb. Welche entzückende Perspektive, wenn wir, nachdem der Bann gebrochen, eine Musiktragödie von Pfitzner, Text von R. H. Bartsch, ein lustiges Tondrama von Hans Sittenberger und Leo Blech zu gewärtigen hätten! Batka hat ja in diesen Blättern schon seit lange für diesen Gedanken geschrieben. Wenige Aufgaben überhaupt wären auch vornehmer als die, gleichzeitig poetisch-dramatisch, sanglich-

Digitized by Google

lyrisch zu schreiben und auch noch der deutschen Opernmisere nach jahrhundertlangem Dasein ein Ende zu bereiten.

Nur eine steht vielleicht noch höher, ohne darum mehr beachtet zu sein: volkstümliche Wortkunst. Wieviel von all dem hochwichtig genommenen Literaturgut der Neuzeit eignete sich wohl, in hunderttausend Exemplaren verbreitet zu werden um billigen Preis! Ich weiß, daß wir einen Rosegger, einen Anzengruber und einige andere haben. Von jüngeren Poeten können etwa Gerhart Hauptmann mit einigen Dramen und dem „Emanuel Quint", Karl Hauptmann mit „Mathilde", Polenz mit dem „Büttnerbauern", Bartsch mit den „Haindlkindern" genannt werden. Im Vergleich zu der Menge der schaffenden Kräfte ist das wenig. Wir müssen auf Ausländer, auf Björnson, Dostojewski, Tolstoi, Kielland verweisen, wenn wir um volkmäßige Dichtung gefragt werden. Dabei ließe sich die Aufgabe für uns recht wohl mit andern verknüpfen, etwa mit gewissen Reformtendenzen, wie in Poperts Abstinentenroman (der ja auch von einem Dichter geschrieben sein könnte), oder mit dem Kampf gegen die Schundliteratur, den der allzu zarte Schmitthenner noch so eifrig und immerhin nicht unglücklich aufnahm, indem er sein „Deutsches Herz" schrieb. Man mag sich dann wohl den Dichter — ein ungewöhnlich Bild — als eifrigen Zeitungleser und Besucher von Volksversammlungen denken. Wolfgang Kirchbach brachte mancherlei derartige Strebungen mit.

Von all diesen wichtigen und wirtschaftlich produktiven Aufgaben ist jedoch oben schon zugestanden, daß sie dem Schaffensdrang eines starken Talents nicht genügen können; darüber hat die „freie", die große Kunst ihr Lebensrecht. Für das Talent würde jene angewandte aber immer den größten Wert als Übung bewähren, manches würde dabei auch erst sein eigentliches Gebiet entdecken. Für die ungebundene Entwicklung des Talents kennen wir, von einem Künstler, ein treffliches Leitmotiv: jedes folgende Werk soll und muß an Kunst- und Lebenswerten das vorhergehende übertreffen. Das kann nur als Ideal gelten, denn das eigne Urteil ist trügerisch und oft hangen mehrere Werke so innig innerlich zusammen, daß sie als Erzeugnis *eines* Schöpferaktes gelten und darum in ihrem Wert nicht wesentlich verschieden sein können. Und natürlich gilt der Satz nur für die Entwicklung, — ein Meister darf sich frei unter ein andres Gesetz stellen. Praktisch aber fordert dieses Ideal viel Selbstentsagung. Es ist schwer, nur zu schaffen, wenn die Fülle des Erlebens überfließt, die allein den lebendigen Wert verbürgt; es ist schwer, nur zu veröffentlichen, wenn eine eigne, künstlerisch neue Arbeit da ist. Das würde fordern, daß sich das Talent — Aufgaben stelle. Diesmal nicht öffentliche, sondern innerliche. Hier kann, da es sich um sehr publikumfremde Fragen handelt, nur angedeutet werden, was gemeint ist. Etwa: nach einer Novelle einen Roman zu schreiben, der ihr künstlerisch bis in jeden kleinsten Teil vollkommen gleichkomme nach Art und Wert*; nach naturalistischer Prosa solche zu schreiben, in der keinerlei direkte Rede vorkommt; irgendein modernes, selbsterlebtes geistiges Problem (etwa das,

* Ich habe darüber bereits gelegentlich geschrieben; vgl. meinen Artikel „Vom Überzeitlichen und dem Roman" (Kw. XXIII, 12).

Digitized by Google

ob man sich an der Politik öffentlich beteiligen solle) in wirklich dichterischer Gestaltung darzustellen; ein Lyriker sollte sich unbedingt an Prosa versuchen, ein Novellist am Drama. Historischer Roman, historische Novelle, Ballade — jedes dieser Worte schließt eine eigne Aufgabe in sich, die von experimentierender Intuition und bedachtem Wirken im Verein einmal versucht werden sollte. Freilich, halbgelungene oder mißlungene Ergebnisse sollten dann auch dem Tischkasten, sehr viele sogar dem Papierkorb vorbehalten bleiben. Selbst die schulmäßige Nachahmung fremder Formen oder das Übersetzen aus fremden Sprachen, das heutzutage so häufig sozusagen von berufmäßigen Stilverderbern im Großgeschäft betrieben wird, kann unter Umständen eigne Kräfte entbinden, wie denn das Studium der Kunst einer eignen Kunst selten schaden mag.

Natürlich ist alles das nicht so leicht, wie einfach multiplikatorisch noch einmal das Bewährte bewähren. Aber wirkliche Kraft wächst im Ringen, nur das „bloße" Talent (zu diesen gehören auch die, welche nur ihre Autobiographie schreiben können) versagt. Um dieses ist es nicht schade. Wir brauchen die Talente nicht. Wir ersticken an talentvoll beschriebnem Papier. Jene nichts-als-Talente drücken den Maßstab und das geistige Leben. Zum mindesten brauchen wir keine Ausbeutung, sondern eine Entwicklung der Talente. Und die deutsche Dichtung wird so lange an ihren Talenten kranken, wie wir sie verwöhnen und pflegen, anstatt sie auf die Bahn der Arbeit und des gemeinen Lebens zu weisen. Ezard Nidden

Mensch und Maschine

Auch eine Osterbetrachtung

Alle Kraft, die in Seele, Gefühl und Nerven verstrickt ist, alle lebendige Kraft, bleibt in dreifacher Hinsicht technisch unzulänglich. Sie ist stets individuell, einheitlich in sich und kann deshalb weder willkürlich zusammengefaßt noch willkürlich gesteigert oder geteilt werden. Ferner: sie unterliegt dem Gesetz der Ermüdung. Und endlich: sie braucht Zeit zum Wachsen und Werden. Was sind zehn Pferde neben einem Daimlermotor von 10 PS! Unbegrenzt vermehrbar und teilbar, unbegrenzt willfährig, geduldig, unermüdlich ist nur die aus toten Stoffen erzeugte Energie. Die ist da auf den ersten Ruf, gedankenschnell fast entsteht sie unter den Kombinationen des Chemikers und den Berechnungen des Konstrukteurs — und sie fordert weder Achtung noch Nachsicht.

Es ist das Prinzip der Technik, die Begrenztheit des Organischen zu durchbrechen, lebendige Kraft durch launenlose Energie zu ersetzen, die unzulängliche Schöpfung durch die vollendete Konstruktion, die Natur durch das Surrogat, das Persönliche durch das Sachliche zu überbieten. Aber dieser Wille, der, jedem fühlbar, bedrohlich und entseelend das ganze moderne Dasein durchdringt, findet seine Grenze und Tragik in der Unmöglichkeit einer reinen Erfüllung. Mag es gleich künftig gelingen, die Arbeit von organischen Stoffen und tierischer Mithilfe unabhängig zu machen, mag gleich die „Pferdekraft", die sentimentalerweise noch immer Maßstab maschineller Leistun-

Digitized by Google

gen ist, dereinst wirklich so sagenhaft sein wie der hölzerne Webstuhl, — der Mensch wird unentbehrlich bleiben selbst im vollkommensten Mechanismus. Es hilft auch nichts, wenn die Technik das Wesen dieser selbstverständlichen Abhängigkeit verschleiert, indem sie fühlende, hoffende und wollende Geschöpfe lediglich motorisch, das heißt lediglich als „Arbeitskräfte“ zu werten versucht. Nimmer läßt sich ja der Zusammenhang, der im Menschlichen zwischen Kraft und Seele besteht, auseinanderreißen, und immer wird zwischen dem lebendigen Willen und der toten Energie ein schmerzhafter Zwiespalt bleiben!

Aber wir Heutigen fühlen die Tiefe und Gefahr dieses Gegensatzes nicht entfernt mehr so deutlich, wie man sie in den Anfängen des Zeitalters der Maschine empfand. Und wo sich dennoch gegenwärtig, mehr aus ästhetischer denn religiöser Sorge, die Frage nach den seelischen Wirkungen der technischen Arbeit hervorwagt, wird sie geschwind übertönt von einer prahlerischen Zuversicht, die ihre „Errungenschaften“ und „unbegrenzten Möglichkeiten“ vorweist. Dabei ist es doch kein Zweifel: die Krise, die wir volkswirtschaftlich als Niedergang des reinen Handwerks bezeichnen, fand im Industrialismus nur eine äußerliche Lösung. Wir haben das Ideal der wirtschaftlichen Selbständigkeit, wie es der alte Mittelstand hochhielt, allerdings durch zweckmäßigere Methoden klar überboten, — was eigentlich zerstört ward: der schöpferische Zusammenhang zwischen Mensch und Arbeit, wird noch zurückgefordert werden und will noch wiedergefunden sein. — Hier stößt das Flachland der sozialen Frage an das Hochgebirge der religiösen Probleme!

Woran liegt es, daß wir die Nähe dieser bedrohlichen Wiederkehr nicht spüren? Einzig daran, daß die breite Masse unsres Industriearbeitervolks, auf deren Schultern die maschinelle Kultur liegt, dem Geiste der Technik noch ganz zugewandt ist, seinen Versprechungen noch voll vertraut und seine Zuversichten noch teilt. Ist dies aber so selbstverständlich, daß wir glauben dürften, es müßte immer so bleiben?

Gehen wir von den einfachsten Erwägungen aus: Hat der Mensch, der auf die rohe Kraft der Hände angewiesen ist, eigentlich Grund, die Maschine zu lieben? Erlebt er nicht täglich, wie der Spürsinn der Erfinder bemüht ist, Menschenkraft durch sinnreiche Apparate zu sparen? Wird nicht an tausend Stellen des Handarbeiterlebens mühsam gefundene Existenz immer neu durch neue Siege der Technik gestört, ja aufgehoben? Gewiß, es ist volkswirtschaftlich erwiesen, solche „Verschiebungen“ gleichen sich in der Summe allemal aus, und die Maschine macht nie Menschenkraft überflüssig, — im Gegenteil. Gewiß, es ist geschichtlich feststellbar, daß die Millionen, die im modernen Proletariat zum Dasein gelangten, Geburt der Maschine sind und gar nicht leben würden ohne sie. Was hilft solch allgemeiner Trost jedoch den vielen einzelnen, die unmittelbar Opfer der Verschiebungen werden? Bleibt es nicht die wachsende Not der Schiffszimmerleute, daß man die Schiffe heute lieber von Eisen baut, — gefährdet die Setzmaschine nicht den Beruf der Handsetzer und seine mühsam erworbenen Tarife? Kann der Maurer technisch zuversichtlich denken, wenn er die Fortschritte des Eisenbetonbaus sieht? Wie lange wird es noch Küper geben oder Ewerführer? Und sie alle, gerade die

Digitized by Google

„gelernten", die „gehobenen" Handarbeiter, fühlen sie nicht, wie unter der maschinellen Zerlegung und Durchdringung der Arbeit nicht allein die Ausbildung verkümmert, sondern ihr Beruf überhaupt?

Es bleiben — sehen wir von den Unteroffizieren des Industrieheeres ab — die Wenigen, die sich ins schmale Hochland künstlerischen Schaffens hinaufzufinden vermögen. Die andern — das ist kein Zweifel — stehen auf *sinkendem* Boden, und in dieser Bodenbewegung verringern sich die Höhenunterschiede des gelernten und ungelernten Schaffens sichtlich. Ja, im großen Materialwechsel der modernen Arbeit, im Übergang vom Holz zum Eisen, vom Werkzeug zur Maschine verlor die Handarbeit nicht nur große Gebiete von altem Werte, verkümmerte das Handwerk nicht nur in seinen wirtschaftlichen und sozialen Formen, sondern — was viel wichtiger ist — im *Wesen* seiner Tätigkeit selbst, in seiner die seelische Persönlichkeit erhaltenden Art.

Wenn die innere Wirkung dieser gefährlichen Wandlung trotzdem noch nicht zutage trat (vorhanden ist sie!), so liegt das, glaube ich, daran, daß zunächst überhaupt erst eine dünne Oberschicht des Proletariats von ihr erfaßt wurde. Für den Arbeiter mit *handwerksmäßiger* Vorbildung bedeutet allerdings jeder maschinelle Fortschritt Abstieg, Einbuße an schöpferischer Schaffensfreiheit, sogar Verlust an äußeren Aussichten; die gewaltige Masse der anderen hingegen fühlt mit der Technik die Möglichkeiten ihrer Verwendung und den Inhalt ihrer Arbeit *wachsen*. Wie stark dieses Zukunftsbewußtsein ist und wie fremd ihm die Tragik Mensch und Maschine noch bleibt, verrät sich in der geschichtlichen Phantasie des „aufgeklärten" Arbeiters, in der Vorstellung, die sein Sozialismus von der „Entwicklung" hat: Hier spricht nicht der Enterbte, in dessen Ahnenreihe der stolze Zunftgeselle aus goldenen Handwerkstagen steht, sondern der *Emporkömmling*, dessen Stammbaum auf den armseligen Schollenknecht des „finsteren Mittelalters" zurückführt, — hier wird im Schicksalsverlauf der Handarbeit ja *nur* diese aufsteigende Linie, nicht aber jene fallende gezeigt, hier ist die Klasse Geburt der Maschine und die Maschine Befreierin aus junkerlicher Hörigkeit. Und ohne das leiseste Gefühl eines Verlustes, nein, mit Genugtuung wird der Sieg der Industrie über das Handwerk begrüßt, nicht nur als Sieg einer zweckmäßigeren Arbeitsweise, sondern als frohe Vorbotschaft einer frohen Zukunft!

Im Vollklang eines technisch so zuversichtlichen Standesbewußtseins sind die pessimistischen Stimmungen, die das schärfere Ohr in der Oberschicht des Proletariats vernimmt, freilich nur schwaches Nebengeräusch. Und wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß sich der Konflikt „Mensch und Maschine" in der Welt der gelernten Arbeit bedenklich verschärfte, so erkennen wir doch andererseits, die Masse der Tieferstehenden ist mit der Art ihrer Arbeit (nicht mit ihrem „Arbeitsverhältnis") im Maße des technischen Fortschritts *zufriedener* geworden. Wäre es wirklich richtig, was so oft Anlaß irriger Erwartungen war, daß nämlich das Klassenbewußtsein des Proletariats von seiner *Oberschicht* getragen und entwickelt würde, es müßte wesentlich weniger zuversichtlich sein und — wesentlich *gefährlicher*!

Digitized by Google

Die planierende Wirkung der technischen Entwicklung verhindert das einstweilen und schafft, indem sie hier herabdrückt und dort hebt, eine Einheitlichkeit der Klasse, eine wachsende Annäherung ihrer Schicksale und ihres seelischen Verhaltens, die stark genug ist, die innere oder äußere Ablösung einer Oberschicht zu verhindern. Der Glaube und Wille aber, der diese starre Masse durchdringt, kommt aus jenen tieferen Regionen, die sich technische Zuversicht noch völlig ungebrochen bewahrten, und er findet seinen reinsten Ausdruck im Sozialismus. Ist dieser aber nicht ungeteilte Bejahung der Technik, Geist von demselben Geist, der die klaren Bogen unsrer Eisenbrücken baut und die Maschinen, die in gleichem weichen Schwung ihre stählernen Glieder bewegen?

In der Tat, ihre Konstruktionen sind Sinnbilder proletarischen Denkens! So wie sie sind, berechnet bis ins kleinste, sollte nach diesem Geist das ganze Leben sein: Mechanismus, Organisation (nicht Organismus!) frei von Laune und Willkür. Könnte nicht alles so nach klaren technischen Gesetzen und Grundsätzen geregelt werden? Hat sich der menschliche Geist nicht schon heute mit den Waffen der Wissenschaft gewaltige Naturkräfte untertan gemacht? Könnte nicht schließlich auch der Mensch, dieses Wirrsal der Launen und Triebe, durch organisatorische Bindung zu jenem ichlosen Gehorsam erzogen werden, wie ihn die Maschine eisern verkörpert? — Es wird wohl keiner diese Fragen so wie hier formulieren. Aber, was ist der „Zukunftsstaat" anders als voller Triumph des mechanischen Prinzips über das lebendige Leben? Und was sind die proletarischen Gegenwartsverneinungen anders als Proteste gegen die unvollkommene Anpassungsfähigkeit der heutigen Ordnung an die Mittel der Technik? — Die launenlose Energie der Maschine endlich in einem launenlosen System zur vollsten Wirkung zu bringen, das volkswirtschaftliche Gefüge, ja das ganze Dasein vom Individuellen, „Anarchischen" und Spekulativen zu reinigen — das ist proletarisches Ideal. Ein Ideal jedoch, das undenkbar und unfaßbar wäre, ruhte es nicht auf einem grenzlosen Glauben an die erlösende Kraft der Technik! Und wenn ich dieser Hoffnung ein „Unmöglich" entgegenhalte, so ist das für das Gefühl des „aufgeklärten" Proletariers dasselbe, als ob ich leugnete, daß die Dampfmühle vollkommener ist als die von den Elementen abhängige Wind- oder Wassermühle.

Nicht überall ist die Übereinstimmung des Klassengeistes mit dem Denken des einzelnen so vollkommen wie hier, darum ist es leicht, auch hinter dem persönlich gefärbten Urteil die gemeinsame Grundstimmung zu erkennen. Die Grundstimmung, denn natürlich handelt es sich selten um geklärte Erkenntnis. Wie stark aber muß das Gefühl für die Schicksalsverbundenheit von Mensch und Maschine sein, wenn wir beobachten, daß kein rechter Arbeiter fähig ist, in Fragen der Arbeit sich und die Maschine als zweierlei zu begreifen. — „Wieviel mehr leisten wir heute im Vergleich zu den Leuten früher, wie sehr ist die Produktivität unserer Arbeit gewachsen!" — Als ob die Verbesserung der technischen Hilfsmittel ihr persönlichstes Verdienst sei und nicht das des Erfinders und der Wissenschaft, — als ob die Maschine, die das Ergebnis der Handarbeit vervielfältigte, Teil ihres

Digitized by Google

Wesens und ihrer Kraft, Auswirkung ihres lebendigen Willens wäre! Damit offenbar hängt es zusammen, daß die Kulturhöhe des Klassenbewußtseins nicht selten geradezu am Stande der Technik gemessen und die technisch geringe Entwicklung mancher Industrien fast wie ein Verschulden der an ihnen beteiligten Arbeiterschaft aufgefaßt wird. Besteht nicht auch in der Tat zwischen dem Aufstieg des ungelernten Arbeiterstands und den Fortschritten der Technik enge Wechselwirkung? Überall wo die Ansprüche der lebendigen Arbeitskraft wachsen, überall wo die Lohnquote vergrößert werden muß, meldet sich in den Köpfen der Betriebsleitung sogleich die doppelte Frage: „Wie können wir die Schmälerung unsres Reingewinns wettmachen?“ und: „Wie können wir unsre Abhängigkeit von den eigenwilligen lebendigen Arbeitskräften vermindern?“ Darauf gibt es nur eine Antwort: Steigerung der Arbeitsintensität durch Steigerung der technischen Mittel. Wann je hätte das Proletariat, das sonst alle Absichten der Unternehmerpolitik verwirft, gegen diesen Willen protestiert?! Nein, solchen Fortschritt will man grundsätzlich, wie man den Großbetrieb grundsätzlich will und die „Bude“ verachtet, die mit rückständigen Einrichtungen auskommen muß. Und hinter der grundsätzlichen Anerkennung lebt, mehr instinktiv als bewußt, die Gewißheit: man muß uns mitheben, will man die Technik heben. Wachsen doch mit der Verfeinerung der Maschinerie die geistigen Ansprüche an die ungelernte Arbeit fast in demselben Maße, wie durch den gleichen Vorgang der schöpferische Spielraum der handwerksmäßigen schwindet.

Was den modernen Arbeiter „qualifiziert“, ist ja nicht so sehr die bewegliche Handfertigkeit, die den vielfältig ausgebildeten Handwerksgesellen auszeichnete, sondern die Gabe, sich ohne Reibungen in die breiten Zusammenhänge gesteigerter Teilarbeit einzuordnen, Bedingung und Rhythmus ihres Ineinanderwirkens mühelos zu begreifen. Und wenn auch der einzelne in diesem verwickelten Uhrwerk nur ein winzig Rädchen ist, so müssen ihm doch vielfach Verantwortlichkeiten und Werte anvertraut werden, wie sie die meisten, wesentlich höherstehenden Angestellten ihr Lebtag nicht unter den Händen haben. — Der neue Handlungsgehilfe wird auf Herz und Nieren geprüft, bevor man ihm zutraut, daß er mehr oder weniger schematische Briefe schreiben oder kopieren könnte, der neue Eisendreher, der Montags eine millimetersüchtige Arbeit, die Sonnabends ein anderer verließ, fortsetzen soll, wird einfach „eingestellt“ wie ein neuer Drehstahl. Das macht, man ist gewohnt mit einer hohen durchschnittlichen technischen Gewissenhaftigkeit zu rechnen. Und wo ein technisches Werk versagt oder gar an seinen Fehlern zusammenbricht, geschieht's hundertmal infolge mangelhafter Berechnung und einmal wegen schlechter Ausführung.

Unser Patriotismus könnte neuen und wertvollen Inhalt finden, wenn es bekannter wäre, wie sehr das deutsche Arbeitervolk an technischer Treue und Präzision der Arbeiterschaft andrer Kulturnationen überlegen ist. Bedeutende Erfindungen, technische und wissenschaftliche Errungenschaften sind ja übertragbar und käuflich, der kongeniale Sachgehorsam der Millionen, die schließlich das Gedachte in Stahl und

Digitized by Google

Eisen ausführen sollen, kommt aus der Natur des Volks und seiner geschichtlich gewordenen Eigenart! — Daß sich z. B. die deutsche Gewerkschaftsbewegung rein aus dem Prinzip der Solidarität entwickeln und die zünftlerischen Tendenzen der englischen und amerikanischen ablehnen konnte, daß bei uns selbst die Verbände der hochqualifizierten Arbeiter in ihren Aufnahmebedingungen einen Befähigungsnachweis nie kannten und auf die unterstützende Wirkung der Auslese verzichten konnten, war nur möglich, weil berufliche Tüchtigkeit als völlig *selbstverständlich* vorausgesetzt werden durfte. Und dieser Standpunkt wurde vom Unternehmertum — zwar nicht grundsätzlich, aber tatsächlich — anerkannt: man bestreitet nicht mehr ernstlich, daß der Organisierte trotz aller Ärgernisse im Durchschnitt Besseres leistet als der „Arbeitswillige".

Das Proletariat selbst freilich begreift sich international und leugnet in seinem Bereiche gern alle Besonderheit der Volksart, aber schon die bisherige Entwicklung verrät deutliche Gradunterschiede der nationalen Anpassungsfähigkeit an die Technik. Und die Zukunft wird mit dem Fortschreiten der Technik diese Unterschiede so verschärfen, daß sie schließlich ein jeder erkennen muß.

Ist es Zufall, daß einzig die deutsche Geschichte bisher ohne krisenhafte Proteste gegen die Maschine verlief? Hat irgendein andres Kulturvolk den Übergang zur Industrie schneller und entschlossener gefunden? Sogar die Engländer, diese „geborene" Industrienation, erlebten an der Schwelle der eisernen Zeit (in der Chartistenbewegung) heftige Proteste der Handarbeit gegen die Maschine, Ausschreitungen gegen die Werkzeuge der modernen Arbeit, wie wir sie heute nur in der slawischen und neuerdings auch in der romanischen Arbeiterbewegung kennen. Es ließe sich beinahe geographisch beweisen, daß die Ausbreitung der Technik die Wanderungsbewegung der germanischen Rasse wiederholt und daß selbst ihre Fortschritte auf romanischem Boden (Belgien und Norditalien) damit zusammenhängen müssen. Und wer die Verfallerscheinungen der französischen Arbeiterbewegung beobachtet, muß fühlen, daß dieser Nation, die doch so viele geniale Erfinder hat und soviel „Bravour", und die so gern in Eisen demonstriert, der technisch gestimmte Gehorsam der *ausführenden* Kräfte *verloren* geht. Überall, wo ineinandergreifende Arbeit gefordert wird, im Verkehrswesen, im Großbetrieb überhaupt, in der Organisationsbewegung, versagen sie. Ihnen fehlt nicht nur der unbewußte Optimismus, der dem Zeitalter der Maschine entgegenbringt, was es vor allem braucht: ein *wachsendes* Volk, — ihnen fehlt sogar schon die Achtung vor den Mitteln der maschinellen Arbeit selbst! Was der Franzose als anerkannte „Lehre" des Klassenkampfs immer öfter übt: *Sabotage* ist etwas, das im Denken des deutschen Arbeiters, des einzelnen wie des ganzen Stands, *keinen* Platz hat! Bei uns bleibt die Maschine neutral selbst in den schärfsten Konflikten des gewerblichen Verfassungskampfs, bei uns werden Tätlichkeiten gegen die stummen Diener der menschlichen Arbeit als verbrecherisch und *kulturwidrig* verworfen, während man sich doch keineswegs so heiß empört, wenn mal die „Aufklärung" eines Streikbrechers zu drastisch ausfällt. Die „action directe" der Deutschen richtet sich

Digitized by Google

ausgesprochen gegen persönliche Freiheitsbedürfnisse, die anonymen Bedingungen der technischen Arbeit widerstreiten, unsre Nachbarn ziehen es vor, den unpersönlichen Gehorsam der Maschine zu unterbrechen. Das deutsche Proletariat wünscht sich die Zusammenfassung der lebendigen Kräfte zu einem ungeteilten Massenwillen, der sich von wenigen Punkten aus automatisch ein- und ausschalten ließe, präzise wie der Elektromotor, der trotz seiner 400 PS durch die Hand eines Kindes stillgestellt werden kann. Und so verraten sogar seine solidarischen Gehorsamsverweigerungen nach Art und Form eine viel tiefere Verwandtschaft mit dem Geiste der Technik!

Ich glaube, daß diese Verschiedenheit der Massenpsyche den friedlichen Wettbewerb der Industrievölker künftig entscheiden wird. Wahrscheinlich auch den kriegerischen, denn es ist unzweifelhaft, auch die Mittel des modernen Kriegs fordern zunehmend mehr technisch disziplinierte Massen. Wenn es den Russen und anscheinend auch den Franzosen immer schwerer wird, den komplizierten Apparat eines modernen Kriegsschiffs ohne „Zwischenfälle" zu bedienen, so liegt das wohl nicht nur, wie Herr Lehmann meint, am Schnaps oder an der Verderbtheit eines parlamentarischen Regimes!

Haben wir demnach allen Anlaß die besondern *Werte* des deutschen Industriearbeitervolks zu schätzen, so dürfen wir anderseits die besondern *Gefahren* seiner ausgeprägten technischen Veranlagung nicht übersehen. Wir müssen vor allem wiederum fragen, ob dieser ziviliſatorische Optimismus *in ſich* haltbar ist und eine wirklich dauerhafte Grundlage gesunder Volkskultur sein kann. Worauf hauptsächlich stützt er sich? Auf die Überzeugung, daß der Zwiespalt des gesellschaftlichen Daseins aus einer unrichtigen gesellschaftlichen „*Ordnung*" käme, nicht aber aus der Unvollkommenheit und Befangenheit *des Menſchlichen* überhaupt, aus der Tragik des Lebens überhaupt. Damit werden von vornherein alle „Innenfragen" des Daseins bewußt oder unbewußt abgewiesen oder zu technischen Problemen im weiteren Sinne des Wortes verflacht. Dieser Zustand ist innerlich haltbar, so lange die Zuversicht auf eine von außen kommende, rein organisatorische Lösung der sozialen Frage fest bleibt. Noch behauptet sie sich. Aber hat sie nicht ihren Höhepunkt bereits überschritten? Kann ernstlich geleugnet werden, daß ihr reinster Ausdruck, die Zukunftsstaatsidee verblaßt? Oder ist der Rückzug von der revolutionären Hoffnung auf die evolutionäre Geduld, ist das Vertrauen auf die „Entwicklung" und der Verzicht auf den „Umsturz" am Ende nur erfreuliche Annäherung an einen gesunden Realismus, der des Lebens Bedingtheit zu begreifen beginnt? Etwa so wie der reifende Mann begreifen lernt, daß der Überschwang seiner Jugendträume unhaltbar war? Kann denn solcher Übergang, der schon im Leben des einzelnen meist krisenhaft verläuft, im Denken von Millionen schmerzlose Wendung sein? Ist solch verzichtende Beschränkung und Geduld als *Volksſtimmung* überhaupt denkbar?

Fragen — Fragen, die bestimmt zu beantworten sich niemand unterfangen darf, die aber auch niemand beiseitezuschieben vermag, der die gefährliche Dissonanz unsrer technischen Zeit, das Mißverhältnis ihrer innern und äußern „Errungenschaften" ernstlich fühlt! Findet dieses

Digitized by Google

doch seinen schärfsten Ausdruck gerade in der seelischen Verfassung des Industriearbeitervolks! — Betrachten wir das proletarische Klassenbewußtsein rein auf seinen Geist hin, so mutet es an wie eine volkstümliche Wiederholung des Zeitalters der Aufklärung, wie eine Vergröberung allerdings. Es fehlen die Grazie und die kristallene Klarheit der Gedankenführung, der Esprit und die Frivolität, wie sie die geistige Oberschicht des 19. Jahrhunderts zeigte, aber alle entscheidenden Züge sind da: wir finden denselben zivilisatorischen Dünkel, dieselbe Geschichtslosigkeit des Denkens, dieselbe Naturfremdheit, den gleichen unbeschwerten Glauben an das Angeboren-Gute im Menschen, das gleiche fabelhafte Vertrauen auf die Wissenschaft und die durchdringende Macht der Vernunft, wobei wiederum die Naturwissenschaften Grundlage des Weltbildes sind. Wir finden zumal dieselbe zwischen Scheu und jäher Neugierde schwankende Abneigung gegen das Unfaßbare und Unmeßbare. Und aus dieser seelischen Verfassung entstand etwas, das im geschichtlichen Verlauf unsrer Kultur völlig neu ist, nämlich die Religionslosigkeit als Massenzustand, der Bruch des Volksgefühls mit seinen tiefsten Überlieferungen! Aber diese Absage, die das proletarische Bewußtsein als Befreiung, Selbstbefreiung auffaßt und feiert, ist in Wirklichkeit verzweifelte Notwehr seiner weltlichen Zuversicht, auf keinen Fall Zustand schläfriger Ruhe, auf jeden Fall etwas, das dem Volksempfinden auf die Dauer durchaus unerträglich werden muß.

So haben die wohl recht, die eine Wiederkehr religiöser Bedürfnisse ahnen und überall die Auflehnung des schwerentrechteten Gemütslebens beginnen fühlen. Aber unter denen, die eine religiöse Erneuerung der Volkskultur wollen, gibt es merkwürdig wenige, die sich klar wären, daß gerade dieser ihr Wille die seelische Sicherheit des Proletariats erschüttern, sein Gefühl für die Tragik „Mensch und Maschine“ wecken und so zunächst schwere Unruhe hervorrufen muß! Es ist ja nicht Beschränktheit und Böswilligkeit, wenn das Arbeiterleben sich immer entschiedener und starrer gegen solche Einwirkungen auflehnt, es ist Instinkt der Selbsterhaltung. Und so werden sich Sozialismus und Religion, mag man gleich ihre Verwandtschaft aus begreiflichen geschichtlichen Zusammenhängen noch so oft betonen, auf dem Wege des Kompromisses nicht begegnen können, sondern hier wie in der ganzen Front des modernen Lebens in einer erschütternden Auseinandersetzung.

Noch ist die Zeit nicht reif, aber indem wir uns auf sie einrichten, werden wir die Anforderungen der Gegenwart tiefer verstehen und die soziale Aufgabe nicht allein als zivilisatorische Sorge, sondern voll als Kulturproblem begreifen lernen. Noch ruht unsre technische Kultur auf Massen, die an die Maschine glauben, soll sie nicht in sich unmöglich werden, so gilt es, diesen Besitz zu erhalten.

Heinz Marr

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus Friedrich Huchs „Enzio"

[Wir bringen mit besondrer Freude hier einige Proben aus Huchs neuem Roman, der in der Rundschau dieses Heftes („Vom Stillstand und Fortschritt der Talente") besprochen ist. Allerdings läßt sich auf diesem Wege kein Einblick in das wundersame innere Gefüge der Dichtung geben, die sich zwar aus sehr zahlreichen ziemlich deutlich getrennten Teilen zusammensetzt, aber nahezu alle Teile durch die fortwährende innere Beziehung aufeinander in ein großes, wogendes Ganzes bindet. Am leichtesten lösen sich noch einige Briefworte über Musik heraus, die der Komponist Richard seinem Freund Enzio mitteilt; von diesen finden die Leser zwei kleine Abschnitte in der Rundschau dieses Heftes. Was wir hier abdrucken, mag für das Liebenswerte und Unvergleichliche des jungen Enzio selbst werben. Mancher Zug wird da unmittelbar anschaulich. Wie etwa ein früher Trieb zur Schönheit schon die spätere Hingebung an den Augenblick vordeutet oder das an Liebe überreiche Wesen von Enzios Mutter Caecilie zuweilen schon wie mit einer Ahnung seines unabwendbaren Schicksals angetan ist — in solcher Weise vorzüglich wird die innere Notwendigkeit des ganzen Ablaufs offenbar, und wenn das bunte Leben in der spaßhaften Gestalt der kleinen praktischen und bedachten Pimpernell — einer der heitersten Figuren, die Huch aus Alltag und Kleinwelt in der Sphäre des Künstlerlebens hineinwirbelt —, der rührenden Bienles und der ernsten Irenes, in der Liebe und Menschenwürde so innig verwachsen sind, wenn das Leben so unendlich viele Wellen dem Fahrzeug Enzios entgegenwirft, so bleibt doch immer ein Grundgefühl starker Naturkraft und wesenhafter Lebensführung. Ein Grundgefühl, das mit dem Instinktmangel, den man an unsrer Zeit so oft beklagt, nichts gemein hat. Und so erfüllt sich auch an diesem Kunstwerk, das wahr bis in jeden kleinen Zug ist, jene hohe Forderung, daß es an die von Alltagstoffen ungetrübten Quellen unsres Wandels und Geschicks leite.]

(Aus Enzios frühester Kindheit)

Enzio wuchs heran zu einem Knaben von außerordentlicher Schönheit. Er war so schön, daß die Menschen auf den Straßen erstaunt stehenblieben und ihm nachsahen.

Denk dir, sagte Caecilie eines Tages zu ihrem Mann, Enzio kommt zu mir in mein Schlafzimmer und sagt: Mama, schick Susanne weg; ich mag Susanne nicht mehr; sie ist häßlich. — Der Kapellmeister schmunzelte: Nicht übel, Susanne ist auch nicht mein Geschmack. — Aber er kennt sie doch solange er nur denken kann, und sie ist immer nur liebevoll zu ihm gewesen! Ich habe ihm das auseinandergesetzt, er weinte sogar, sah alles ein und schenkte ihr darauf seinen silbernen Becher. Aber ich verstehe das von Enzio nicht, da er doch soviel Seele hat! — Schickst du nun Susanne fort? — Liebes Kind, sagte Caecilie, du bist zerstreut! klopfte ihm auf die Schulter und ging wieder.

Enzio weinte oft lange, wenn ihm Caecilie Vorstellungen machte wegen einer begangenen Ungezogenheit, dachte nicht viel über den Sinn ihrer

Digitized by Google

Worte nach, sondern hatte nur den einen Gedanken: Sie soll mich liebhaben! Fühlte er dieses wieder, so schlang er heftig seine Arme um ihren Nacken und ließ seinen blühenden Mund zu einer besonderen Art von Kuß auf ihrer Wange hin und her gehen: Er küßte mit offenen Lippen, sie rollten sich ein wenig und hinterließen nasse Spuren.

Höre, Enzio, sagte sie einmal, so küßt man seine Mutter nicht. — Wie denn sonst? fragte er erstaunt. Sie zeigte es ihm, er versuchte es nachzumachen, schüttelte den Kopf und sagte: das finde ich gar nicht schön. — Du küßt doch deinen Vater auch nicht so! — Das ist auch ganz anders! Papa hat Haare auf der Backe.

(Aus der Schulzeit)

Caecilie hatte etwas Angst vor seinen Eindrücken, aber es stellte sich im Lauf der Zeit heraus, daß Enzio ganz gern zur Schule ging. Viel Vergnügen machten ihr seine Beschreibungen der Schüler und der Lehrer. Fast alle mochte er leiden, und die wenigen, die er nicht gerne mochte, beschrieb er so, daß doch immer wieder irgendwo ein heimliches Wohlwollen zu liegen schien.

Am Sonntag nachmittag war das Haus jetzt stets voller Jungen, die er sich einlud. Einmal seufzte er, daß ein gewisser Schüler, den er nicht mochte, ebenfalls käme. — Aber warum hast du ihn dann eingeladen? — Er mag mich so gerne! — Das ist doch noch kein Grund! — Wenn er mich g e r n e mag?! fragte Enzio erstaunt. — Wie sieht er denn aus? — Häßlich. — Aber deshalb kann er doch ein sehr netter Junge sein! — Wenn er häßlich ist, dann ist er doch nicht nett! — Aber er kann doch sehr nette Eigenschaften haben. — Ja — sagte Enzio gelangweilt, ich mag aber keine Menschen, die nicht hübsch aussehn. — Jetzt, wo sie zum ersten Male darüber nachdachte, fiel es Caecilie auf, daß in der Tat alle Knaben, die er sich einlud, zum mindesten angenehme Gesichter hatten. — Wir können nicht immer nur mit schönen Menschen verkehren! Erstens gibt es gar nicht so viele — — Aber eine Masse! fiel Enzio ein, fast alle Menschen sind doch schön! —

Wie sie nun den Verkehr mit seinen Kameraden beobachtete, bemerkte sie mit Verwunderung, daß er keinen von ihnen allen bevorzugte. Manchmal schien es, als habe er eine tiefere Neigung gefaßt, aber plötzlich war sie dann vorbei, und er sagte: ich mag ihn nicht mehr, zuckte auf weitere Fragen die Achseln und machte nur ein tief unglückliches Gesicht, wenn sie sagte: du sollst dich schämen, Enzio! — um sie gleich darauf wieder süß und unbefangen anzulächeln. —

(Irene)

Höre, sagte sein Vater eines Tages zu ihm, ich will nicht, daß du uns so oft vom Theater abholst. Jungens haben mit Jungens von der Schule heimzukommen, und außerdem hat Fräulein Battoni einen Ton gegen dich, der mir nicht angenehm ist. Ich verstehe deine Schwärmerei sehr gut, aber nun schwärme auch einmal für jemand anders!

Das tat Enzio auch bald. Er suchte sich Schwestern von Kameraden aus, und wenn er diese Kameraden besuchte, so war es im Grunde nur ein Vorwand für seine andern Neigungen. Jede hielt sich in ihrem ahnungslosen Herzen für die Bevorzugte, denn Enzio ließ sich stets und vollkommen vom Augenblick beherrschen. Hinterher freilich war er oft

Digitized by Google

traurig, und wußte selber nicht warum. Sein großes musikalisches Talent, seine geschmackvolle Kleidung, sein gut gepflegter Körper gab ihm in ihren Augen etwas Übergeordnetes und Schimmerndes, und in ihren Herzen lebte er als der schönste Junge, den es gäbe. — Zu Hause erzählte er viel von ihnen, lud wohl auch die eine oder die andere ein, und Caecilie sagte: Was hast du nur an diesen Mädchen! zwang ihn wohl auch manchmal, sich statt ihrer Kameraden einzuladen, aber dann war er verstockt, unliebenswürdig und im Herzen tieftraurig, weinte später und jammerte: Wenn ich nun einmal die Mädchen lieber mag, das ist doch keine Sünde! Sie sind viel netter, viel niedlicher, viel süßer als die Jungens! so daß sie ihm schließlich seinen Willen ließ. — Wie das werden soll, dachte sie manchmal, weiß ich nicht. Sein Vater ist selbst so sehr weich, ich bin nur eine Frau, die Lehrer in der Schule verwöhnen ihn, und hier zu Hause geht es ihm viel zu gut. Alles bekommt er, nichts entbehrt er, er müßte in eine ganz feste, strenge Zucht genommen werden.

Aber wie sollte sie das machen? Ihn in eine Pension schicken? Sie fühlte sich außerstande, sich von ihm zu trennen. Den ganzen Zuschnitt ihres Lebens ändern? Das durfte sie nicht, aus Rücksicht auf ihren Mann. Einen Lehrer ins Haus nehmen, der ihn hart erzog? Das mußte das Verhältnis zwischen ihr selbst und Enzio ändern. Sie wußte nichts, und so gab sie sich Mühe, rücksichtsloser und härter zu ihm zu sein. Aber das konnte sie auf die Dauer auch nicht, da sie ihn zu sehr liebte. Enzio war noch gänzlich sorglos-spielerisch. Nur e i n e ernste Seite seines Wesens gab es: das war die Musik. Da schwand mit einem Male alles Kindisch-Zerfahrene in ihm, da ward er ernst wie ein Erwachsener. Seine Fortschritte waren bedeutend, der Kapellmeister setzte die allergrößten Hoffnungen auf ihn. So ging die Zeit hin, bis eines Tages die erste tiefe Neigung in sein Herz trat.

An einem Theaterabend war er mit seiner Mutter in der Pause im Foyer, und nicht weit von sich sah er ein Mädchen in einem weißen Kleid; sie schien jünger zu sein als er. Sie war mit zwei hochgewachsenen, vornehmen Menschen zusammen, die sich mit einem weißhaarigen alten Herrn unterhielten, der gerade wie ein Jüngling neben ihnen stand. Wer ist das? fragte Enzio leise. — Der alte Herr? Caecilie sagte den Namen; es war ein Graf, und Minister war er auch. — Den meine ich nicht! sagte Enzio, ich meine die daneben. — Die Frau ist seine Tochter, und das entzückende Mädchen wird wohl ihre eigne Tochter sein. Der andere ist ihr Mann, ein hochberühmter Bildhauer! Sie nannte ihm den Namen.

Jetzt trat ein Herr auf seine Mutter zu, und während sie mit ihm redete, näherte sich Enzio jenem Mädchen immer mehr, bis er beinah vor ihr stand. Unwillkürlich richtete sie die Augen auf ihn, erst als ob sie ihn nicht sähe, und dann stillverwundert, fragend. Ihre schmalen, formenvollen Lippen waren geschlossen, der ganze Kopf bewegungslos und ernst. Dann drehte sie sich wieder zu den andern und schien von neuem zuzuhören, und Enzio sah ihr Profil. Die feine Nase war ein wenig vorspringend, ebenso das Kinn. Beide gaben dem Gesicht einen außergewöhnlichen, herben, fast etwas knabenhaften Charakter. Ihr Haar war glatt und ließ die gehobene Steilheit des Hinterkopfes deutlich her-

Digitized by Google

vortreten. Ganz versunken stand Enzio, bis sie abermals zu ihm hinschaute, diesmal mit einem scheuen, kurzen Blick. Er errötete, kehrte sich ab und ging zu seiner Mutter zurück. — Dieses Bild grub sich tief in sein Herz ein; Wochen, Monate vergingen, ehe er sie zum zweiten Male sah, diesmal in einem Konzert; sie trug dasselbe Kleid wie damals und sah genau so aus wie an jenem ersten Abend. Sie erkannte ihn ebenfalls, als sie zufällig in die Reihe hinter sich zurücksah, und blickte schnell wieder weg von ihm. —

Wo ist denn Enzio? fragte seine Mutter jetzt öfter am Nachmittag, wenn er sich nicht blicken lassen wollte. Und während sie ihn suchte, saß er weit weg vom Haus, versteckt in einem dichten Gebüsch im Stadtpark, unten an dem Flusse, und sah träumerisch hinüber auf ein schönes Haus in einem schönen Garten, der sich jenseits sanft ansteigend in die Höhe zog. Meistens lag alles still und ruhig, manchmal aber schimmerte ein Kleid durch die Büsche, und einmal sah er sie lange auf einer Bank sitzen, in einem Buche lesend, das Gesicht quälend-halb-verdeckt von einem Kastanienblatt. Kam er dann endlich nach Hause, so sagte er, er sei mit Kameraden in den Wald gegangen.

Einmal, als er zufällig am Nachmittag allein im Toilettenzimmer seiner Mutter stand, fiel sein Blick auf ein seidenes Kissen, auf dem Broschen und Nadeln steckten. Er sah sie eine Zeitlang an, dann ergriff er eine schöne Brustspange, verbarg sie in seiner Tasche und schlich sich in der Dämmerung davon. Dieses Mal suchte er das Haus von der andern Seite auf. Er ging immer langsamer, je näher er der Gartenmauer kam, stand lange davor, und endlich, als alles still und dunkel war, kletterte er hinüber, und nun stand er in dem Garten selbst. Ein leichter Schwindel befiel ihn, wie er vorwärts ging, nachdem er anfänglich Schritt für Schritt geschlichen war. Seine Füße traten auf harten Kies, dann auf weichen Rasen; er blickte um sich. Wenn ihn jetzt jemand entdeckte! Endlich kam er zu jener Bank, auf der er sie kürzlich noch gesehen hatte. Er setzte sich nieder. Und wenn nun jemand durch den Garten kam und ihn hier fand? Er würde den Weg zur Mauer nicht zurückgewinnen können. Er sah in die dunklen Kastanienblätter hinauf und träumte. Da fiel ihm eine schöne Melodie ein, und er dachte sie immer von neuem. Endlich blickte er sich um, dann schritt er zu dem Fuß des Baumes und legte seine schöne Spange nieder. Plötzlich nahten Schritte. Er schrak heftig zusammen; sein erstes Gefühl war so entsetzlich, daß er dachte, er müsse sterben. — Gehen wir zur Bank! hörte er eine schöne Frauenstimme sagen, es ist so ein milder Abend heute! — Im nächsten Augenblick hatte er seine Spange in die Tasche gestopft, halb besinnungslos starrte er einen Moment noch geduckt durch die Bäume, dann war er mit ein paar leisen Sätzen unten an dem Wasser, warf sich ohne einen Moment weiterer Überlegung in den Fluß und schwamm hinüber.

Dieser Abend war ein Ereignis in Enzios Knabendasein. Er hatte sich geopfert, er hatte, wie er zu sich selber sagte, sein Leben aufs Spiel gesetzt, und von diesem Tage an schaltete und waltete er mit dem Gedanken an jenes Kind, dem seine Seele gehörte, wie mit etwas, das ihm ganz zu eigen war.

Er erfuhr jetzt bald auch ihren Namen.

Einmal gab es nachmittags ein großes Gewitter, und als die Sonne

Digitized by Google

unterging, wurde der Himmel tief durchsichtig und farbig wie eine Seifenblase. Der Kapellmeister und Caecilie hatten Lust, noch einen schönen Spaziergang zu machen, Enzio schloß sich ihnen an, und sie gingen in den Park. Die Erde duftete, und in den perlenschweren Büschen schlugen die Nachtigallen, flötend leise und metallisch laut. Sie gingen jenen Weg entlang, an den Stellen am Fluß vorbei, wo Enzio jeden Baum und jedes Strauchwerk kannte. Drüben aus dem Garten scholl ein fröhliches Lachen, dazwischen tönte vom Haus her eine Frauenstimme, dieselbe, die er an jenem Abend im Garten gehört hatte, und dieses Mal rief sie: Irene! —

Traumhaft schön war in seiner Erinnerung dieses Ganze.

(Übergangzeit)

Durch die Ereignisse der letzten Wochen war Caecilie nervös und überreizt geworden, sah sie Gefahren schlimmer, als sie sein mochten, und so wurde sie eines Tages in die heftigste Aufregung versetzt, als sie zwei Briefe bekam, von Müttern, die Enzio den Verkehr in ihrem Hause künftighin verboten. Es handelte sich im Grunde um eine törichte Kinderei, aber wenn Caecilie in die Zukunft blickte, sah sie mehr darin.

Es schloß sich hieran eine lange Unterhaltung zwischen ihr und Enzio.

Du hast mich rufen lassen? fragte er, als er bei ihr eintrat. Sie ging auf ihn zu und faßte ihn an beiden Schultern. Er war jetzt einen halben Kopf größer als sie. — Ja, Enzio, und ich muß ernst mit dir reden! Er machte ein verwundertes Gesicht. Sie sah in seine Augen, und das Gefühl ihrer Liebe für ihn wurde so stark in ihr, daß sie ganz anders anfing zu reden, als sie eigentlich wollte.

Enzio! sagte sie, du bist mein einziges Kind, und du weißt, wie lieb ich dich habe! Es gibt niemand auf der ganzen Welt, den ich so liebe wie dich! Aber ich sehe auch alle deine Fehler! Ich bin deine Mutter und habe das Recht, dir das zu sagen. Es wäre schrecklich, wenn jemals im Leben irgend etwas zwischen dich und mich treten würde; je älter du wirst, Enzio, um so mehr werde ich auch deine Freundin. Du sollst nie das Gefühl verlieren, daß ich die Allernächste zu dir bin, daß du mir stets alles, alles sagen darfst. Du bist ein leidenschaftlicher Junge, aber ich bitte dich: Halte dich ein wenig mehr im Zaum! Du machst Streiche, die dir falsch ausgelegt werden, die auf dich in den Augen der Leute ein häßliches, abscheuliches Licht werfen, und die mir selber unsympathisch genug sind. Du verdirbst dir beinah deinen Ruf damit, und ich muß es nachher auskosten! Daß man mir Briefe schreibt, in denen Anspielungen auf schlechte Erziehung stehen! — Wieso? fragte Enzio. — Hier, lies! Sie gab ihm die zwei Schriftstücke; sie bezogen sich auf einen Vorgang der letzten Tage. Da war Enzio in einer Mädchengesellschaft gewesen, hatte zum Schluß ein Pfänderspiel eingeleitet, sich selbst durch einen Gewaltstreich zum Inhaber sämtlicher Gegenstände gemacht und dann jedes einzelne Mädchen in ein „Richterzimmer“ kommen lassen, wo sie ihr Pfand für ein Gegenpfand wieder in Empfang nehmen durfte. Manche kamen beschämt, manche glücklich wieder heraus, und nur eine einzige wies unbefangen ein wirkliches Geschenk vor, und diese hatte Enzio nicht gefallen, so daß er sie nicht küssen mochte. Er war jetzt sehr beschämt, aber mehr, weil einzelne Mädchen zu Hause geschwatzt hatten und dadurch

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

diese ganze Angelegenheit ans Licht gekommen war, als um der Sache selber willen. — Das hat etwas Unsympathisches an sich! sagte Caecilie. Ich begreife, wenn du ein schönes Mädchen gern küssen willst, aber dieses hier übersteigt mein Geschmacksvermögen, und ich kann dir sagen: Es wirft ein ganz übles Licht auf dich. Wenn mir die Sache von jemand anders erzählt würde und ich hätte eine Tochter, so würde ich ihr gleichfalls sagen: Von diesem Menschen halt dich fern, verkehre nicht mit ihm!

Sie blickte auf Enzio, und Enzio auf sie; seine Augen waren groß und verschleiert geworden bei ihren letzten Sätzen, er brach in ein leidenschaftliches Weinen aus. Sie fühlte voller Glück, daß dieses Kind ihr noch ganz gehörte, daß sie noch ganz in seinem Herzen war.

Such dir einen Freund! sagte sie nach einer Weile, jemanden, der mit dir strebt, zu dem du aufsehen kannst, der vielleicht auch älter ist als du, das ist das beste Mittel, um dich abzulenken von Dingen, zu denen du noch viel zu jung bist. Laß diesen ewigen und ausschließlichen Verkehr mit Mädchen! Wenn du wenigstens noch mit Irene viel zusammen wärst, aber gerade die siehst du jetzt fast gar nicht mehr! Sieh dir all die andern an! Was sind das für Mädchen! Wie behandeln sie dich und wie behandelst du sie! Sie vergöttern dich, sie machen dich eitel! Ich verstehe dich nicht, es ist mir manchmal, als ob du keine wirkliche Tiefe hättest, du kannst dich doch dabei innerlich nicht auf die Dauer wohl fühlen! Gott sei Dank, daß du wenigstens nicht mehr abends auf die Bühne gehst, der Verkehr wäre der allerschlimmste, und besonders für einen so leicht zu beeinflußenden Menschen wie dich. — Ja, sagte Enzio und kehrte den Blick etwas fort.

Schon vor Wochen hatte Caecilie ihm den Verkehr dort auf das strengste verboten. Enzio fügte sich, aber zuweilen, wenn ihn Caecilie als Zuschauer in ihrer Loge wähnte, war er doch dort oben, indem er dachte: Papa hat es mir erlaubt, also tue ich nur seinen Willen, wenn ich manchmal hingehe. Aber er stellte sich in die hinteren Reihen und vermied es, daß sein Vater ihn sah und erkannte. Er liebte dort ein junges Mädchen, mit Vornamen Eveline, das meistens in Kinderrollen auftrat.

Er suchte jetzt Irene wieder mehr auf, und wie er sie erst ein paarmal gesehen hatte, fragte er sich: Weshalb bin ich wohl so lange Zeit nicht bei ihr gewesen? Er vergaß seine Freundin am Theater, ja, an dieses Mädchen dachte er jetzt beinah mit Widerwillen. — Nun, Irene, sagte ihr Vater gelegentlich, wenn sie so lange mit Enzio zusammen war, heute wird wohl überhaupt nichts gearbeitet? verschob seine kurze Pfeife im Mund und ging wieder. Dann verabschiedete sie Enzio ohne weiteres mit den Worten: Leb wohl, ich muß ins Atelier. Sie arbeitete jetzt an der Kopie eines antiken Grabreliefs. Ihr Vater verstand es, sie mit einem einzigen hingeworfenen Wort zu leiten; zwischen ihnen herrschte ein Ton von kameradschaftlicher Vertrautheit. — Ich glaube, sagte Enzio einmal mit halber Bitterkeit, du magst ihn am liebsten von allen Menschen in der Welt! — Natürlich! antwortete sie, wundert dich das etwa? —

(Aus einem Briefe Enzios)

Letzte Nacht träumte ich, ich säße irgendwo in einem Hause, in dem ein großer Tisch gedeckt wurde für lauter junge Mädchen. Ich sollte

Digitized by Google

auch dabei sein. Ich saß in einem Winkel, während ich das Klappern der Messer und Teller hörte, die man auf die Tafel legte. Da dachte ich auf einmal an Irene und begann zu schluchzen, so daß ich aufwachte. Ich denke wochenlang überhaupt nicht an Irene, da berührte mich dieser Traum um so sonderbarer.

(Bienle)

Die Sonne hing voll, als gelbe Kugel am Horizonte. Enzio lag im Grase, unter einem Fichtenstamm, und hielt ein hellblondes Mädchen in seinem Arm. Sie trug ein dünnes, weißes Seidenkleid und hatte Kornblumen an den Schläfen.

Hast du mich lieb? fragte er leise. Sie schlang ihren Arm um seinen Nacken und antwortete nicht. — Wir müssen immer, immer beieinander bleiben, flüsterte Enzio.

Aus großer Nähe tönte Festmusik und das Lachen froher Menschen. Er zog sie fester an sich. — Bienle! sagte er, hast du schon einmal einen Menschen geliebt? — Sie umschlang ihn fester und schüttelte leise mit dem Kopf.

Was für ein zärtliches Paar! rief jemand vom Weg herauf. — Bleib ruhig liegen, flüsterte Enzio, es sind nur die dummen Menschen, die in der Tanzpause spazieren gehn.

Nach einer Weile richtete sie sich empor und sah in die untergehende Sonne, ernsthaft wie ein Kind, und der Schein überschimmerte golden den Schmelz ihrer Wangen, glitzerte in ihren hellen Augen, leuchtete in ihrem Haar. Ihre fest und kindlich gezogenen Brauen hoben sich ganz leise wie im Nachdenken, dann blickte sie wieder auf Enzio, und ihre Lippen lächelten, während ihre Augen ernst und träumerisch blieben. — Armes, süßes Kind! sagte er, hingerissen. — Warum denn arm? fragte sie erstaunt. — Ich weiß es nicht! rief er, aber du bist so arm! und sah sie fast ergriffen an. Sie verstand ihn nicht, und er verstand sich selber nicht. Er empfand eine tiefe und leise, schmerzliche Rührung für dieses einfache und süße Geschöpf.

Komm! sagte sie, wir wollen wieder etwas gehn! Sie erhob sich und ordnete ihr Haar. Er sah an ihr empor, er umarmte ihre Füße und ihre Knie und fühlte in zartem Rausch die Rundung ihrer Glieder.

Du mußt mir noch viel von dir erzählen! sagte er jetzt, als sie dicht nebeneinander hinschritten am Waldessaum: Hast du Geschwister? — Sie erzählte von ihnen allen, und schließlich mußte sie ihm ihr Stübchen beschreiben, bis in jede Einzelheit hinein, er wollte auch das Kleinste wissen. Und jedes Ding empfing in seinem aufnehmenden Herzen einen besondern warmen Schein. — Ich schenke dir ein schönes Bild, das hängst du über dein Bett, dann mußt du jeden Abend an mich denken, wenn du es ansiehst. Du mußt mir alles sagen, was du haben möchtest. Ich schenke dir auch einen Ring! — Sie sah ihn glücklich an, dann ward ihr Gesicht ein wenig traurig. — Woran denkst du? — Ich möchte dir auch etwas Schönes schenken, aber ich kann es nicht! — Weil du kein Geld hast? — Sie nickte ein klein wenig. Er streichelte und küßte wieder ihre Hand. — Ich bekomme nur Taschengeld, dafür, daß ich die Wohnung bei uns in Ordnung halte. Und von dem Geld muß ich mir noch viel von meiner Kleidung kaufen. Manchmal will mir mein Vater gar nichts

Digitized by Google

geben und sagt, es sei doch selbstverständlich, daß ich meine Arbeit tue. — Enzio ließ einen verstohlenen und liebenden Blick über ihr Kleid gehn. Es war geschmackvoll, aber billig. Und sein Auge, das einen natürlichen Blick für solche Dinge besaß, bemerkte jetzt, daß es wohl nicht von allem Anfang an so, wie es war, gewesen sei.

Vom Garten her tönte lautes Jauchzen und Geschrei. — Die Sonne ist herunter, jetzt zünden sie die Feuer an, sowie sie ganz verschwunden ist, sagte Enzio. Komm, wir springen dann hinüber. — Halt, nein, noch nicht. Ich muß erst noch ein Kränzchen winden. — Wozu? — Das zeige ich dir dann. — Sie band einen kleinen Kranz aus neunerlei Blumen, und als er fertig war, ging sie wieder zu dem Baum, unter dem sie gesessen hatten, und hängte ihn an einem Zweige auf. — Ich mag gar nicht zurück! sagte sie, die Menschen sind so roh. — Aber Enzio faßte sie an der Hand, sie liefen durch den Park, an der Musik vorbei und zu den andern.

Das waren meist junge Studenten, Schriftsteller, Maler und Malerinnen.

Ein junger Mensch mit einem schwarzen Zwicker und mit Fellen um die Beine stürzte auf Enzios Freundin los, wie er sie zu Gesicht bekam. Da bist du ja wieder, du blonde Hexe! rief er, und ehe es Enzio verhindern konnte, hielt er sie in seinen Armen und preßte die Hände um ihre Brust, als wolle er gleichsam das Symbol aller Fruchtbarkeit in bacchantischer Lust umarmen. Bienle wurde mit einem Male äußerst lebhaft: Laß mich doch aus! schrie sie und machte eine heftige Bewegung. Er mußte sie loslassen und verkündete mit norddeutschem Akzent etwas von norddeutscher Rauschunfähigkeit. — Ich? norddeutsch? Ich bin hier zu Hause, das kannst dir merken, du Preuß! — Den Kerl verhaue ich! rief Enzio und wollte auf ihn losstürzen. Aber der hatte sich bereits wieder in den dichtesten Schwarm geworfen und fand alsbald ein anderes Mädchen, das sich auch sogleich einladend-schwer in seinen Arm zurücksinken ließ wie eine lebendige Lagerstatt. Enzio starrte ihm erbost nach.

Komm, tanz mit mir! sagte Bienle; dann springen wir über das Feuer! Er umschlang sie, und beide vergaßen die wilde Welt, die um sie rauschte. Später saßen sie in einem Winkel, tranken Wein und hielten sich an den Händen. Die Dämmerung ward stärker, Fackeln und Lampions brannten. Die Musik artete in ein wildes Getöse aus, das sich stets in derselben Weise wiederholte. Die beiden wurden immer stiller. Sie hielten ihre jungen, heißen Körper dicht aneinandergepreßt.

Bienle, sagte Enzio nach einem langen Schweigen leise. Sie drückte sich noch enger an ihn. — Bienle, weißt du, was ich denke? — Sie sagte unsicher: Nein. — Ich kann es nicht sagen, und ich muß es dir doch sagen. Bienle, ich habe noch nie in meinem ganzen Leben ein Mädchen geliebt. Ich war noch nie mit einem Mädchen zusammen. — Sie ahnte, was er verschwieg. — Ich kann nicht mit dir gehn. — Hast du mich nicht lieb? — Sie faßte seine Hand. — Hast du mich nicht lieb? — O quäl mich doch nicht so! — Wir gehören doch zusammen! Ich fühle doch, wie lieb du mich hast! Und daß wir uns immer liebhaben werden! Weshalb kannst du nicht mit mir gehn? — Sie schwieg, dann sagte sie leise: Ich habe Angst. — Er sprach lange zu ihr, dann fragte er: Und sonst hast du nicht Angst? Sonst würdest du mit mir zusammen

Digitized by Google

sein? — Das große Gewicht, das sich auf seine Seele gelegt hatte, war um vieles leichter. — Sie sah ihn erstaunt an; in ihrem Blicke lag die Frage: Wenn ich dich liebe . . .?! Und morgen früh, sagte Enzio leise, nach einem Schweigen, sehn wir die Sonne aufgehn, draußen, hinter dem Wald bei mir. Bang wartete er auf ihre Antwort, und ein Schauer von Wonne überflutete ihn, als er ein leises Ja in ihrem Körper spürte. Er wollte sie küssen. Sie wehrte ab: Nicht — nicht hier, wo es die Menschen sehn.

Sie blieben nicht mehr lange. Jeder sah in den Augen des andern den Wunsch, fortzukommen aus dieser tobenden und lauten Menge.

In dieser Nacht lernte Enzio die Liebe kennen.

Es war noch dunkel. Er lag im Halbschlaf. Was willst du? fragte er, indem er träumte, daß sie ihn leise küßte und sich von seiner Seite erhob. — Ich muß nach Hause, die Sonne ist noch nicht aufgegangen, alles ist noch dunkel. — Wann geht die Sonne auf? fragte Enzio mit schwerer Zunge. Er hörte ihre Antwort nicht. Sie stand am Fenster und sah hinaus; er selber stand neben ihr, und doch fühlte er, daß er im Bette lag. Eine grauseidene Nebeldecke war vor ihm ausgespannt, rosa und blauviolette Lichter gingen langsam auf ihr nieder, wurden stärker und verblaßten. Zugleich hörte er ferne Töne, wie wenn die Farben harmonisch abgestimmt in leisen Glockenschlägen klängen. Lange blieb dieses bewegte, mattfarbene, klingende Bild, und dazwischen hörte er wieder ihre Stimme: Wie kühl und frisch es draußen ist! O diese vielen, vielen Bäume. Er öffnete gewaltsam die Augen, dann erhob er sich wirklich und trat zu ihr ans Fenster. Fern hinter dem Walde lag ein grauer Streifen. Die Sterne funkelten schweigend, in unendlicher Höhe; alle Bäume standen reglos. — Wir sind noch mitten in der Nacht! sagte Enzio leise und legte seine Hand um ihren Körper: Komm, geh mit mir zurück, dich friert! — — Es schien, daß lange Zeit verging, ehe er wieder fühlte, daß sie aufstehn wollte. — Bleib! murmelte er und umschlang sie fester. Bruchstücke von Träumen rauschten über ihre Seelen, sie wachten auf und schliefen wieder ein, und der Segen des Schlummers verdichtete sich voll und schwer in abgebrochene Minuten. Dann löste sie sich wieder aus seinem Arm, und wie er die Augen aufschlug, sah er sie vor seinem Bette stehn. Wie eine neue Traumerscheinung war das, aber dann warf er mit einem Ruck die Decke von seinem Körper und sprang mit beiden Füßen auf den Teppich. Er war ganz wach, gestärkt und frisch, er lief zum Fenster und sah hinaus. Der Streif jenseits der Bäume hatte sich gehellt, aber die Sterne funkelten noch wie zuvor. Sie kleideten sich an, und es war ihm eine Wonne, ihr zu helfen. Endlich kniete er am Boden und schnürte ihr die Schuhe zu, und wie er sich wieder aufrichtete, schlang sie schweigend und lange ihre nackten Arme um seinen Hals. Enzio bereitete ein Frühstück, dann verließen sie das Haus und traten in das Morgengrauen. Eine Wachtel schlug eindringlich und metallen ihren Ruf. — Horch! sagte Bienle und hob den Finger. Er aber hörte gar nicht auf den Ruf, er sah nur sie und ihre süße Gestalt, nahm sie in seine Arme und küßte sie in überströmender Dankbarkeit.

Ob nun bald die Sonne aufgeht? fragte sie — o, ich möchte so gern die Sonne aufgehn sehn! — Ja, das wollen wir, du bist ja auch in einer Stunde noch immer früh genug zu Haus!

Digitized by Google

Sie nahmen den Weg zum nächsten Dorfe hin.

Der Himmel war im Westen tief dunkelblauschwarz; jenseits des Horizonts lag noch die Nacht. Nach Osten zu war er allmählich heller. — Sieh! flüsterte Bienle, wie wundervoll! — Dort stand der Morgenstern und flimmerte wie flüssiger Diamant. Hoch im Himmel sang eine Lerche, aber sie blieb unsichtbar. Tiefe Nebel lagen in der Ferne, zwischen den Waldmassen, wie Seen; Hasen und Rehe huschten in den Feldern. Sie kamen zu einer riesigen Pappel, die der Blitz gefällt hatte und die schräg vom Fahrweg über die Wiese lag, graugrünlich im qualmigen Frühnebel.

Hier laß uns bleiben! sagte Bienle, und setzte sich mit ihm auf den Stamm. Milchwagen fuhren langsam auf der Straße vorbei, die Kutscher schliefen, die Pferde schienen auch zu schlafen. Krähen schrien oben in den Bäumen, das waren die einzigen Laute in der feierlichen Stille. Die Nebel begannen sich leise zu heben. Enzio sah und hörte dieses alles mit geschärften Sinnen. Es war, als habe er alle körperliche Schwere verloren, als sei seine Seele überklar, wie Gipfel im Hochgebirge, in reiner, dünner Luft.

Sieh, sieh, — o wie schön ist das! flüsterte Bienle von neuem. Dort oben im Himmel hing eine Wolke, die schon den Glanz der ungesehenen Sonne spiegelte, so scheinhaft matt, als leuchte sie in eignem, märchenhaftem Schimmer. — Bald muß die Sonne aufgehn, es kann nun nicht mehr fern sein! sagte Enzio. Beide hielten sich an den Händen und sahen still zum Horizont. Das Band ward immer heller, lichter, und verfloß nach Westen zu in das ungeheure Meer von Grau. Leise begann es an einer Stelle feurig zu bluten, der Glanz ward stärker, daß ihre Augen ihn kaum mehr ertragen konnten, und endlich ging die Sonne still und blendend auf; der Zauber der Nacht, des heimlichen und schönen Grauens war dahin, der zweite Tag war für sie angebrochen.

Nun müssen wir zurück! sagte Bienle nach einem langen Schweigen traurig, und wie sie sich zum Gehen wandten, fügte sie hinzu: Komm, pflück mir noch ein Zweiglein! — Er beugte sich zum Stamme nieder, aber sie sagte: Nicht von da unten, ich will eines von der allerhöchsten Spitze, — dann lief sie selbst an dem ungeheuren Blätterdickicht entlang und brach es von dem Wipfel, wo es noch vor kurzem keines Menschen Hand erreichen konnte, teilte es und steckte die eine Hälfte an Enzios Brust.

Er begleitete sie in die Stadt. Ein paar Menschen in Kostümen begegneten ihnen, sie kehrten jetzt erst von dem Fest zurück; ihre Gesichter sahen grau und übernächtig aus. —

Begleite mich nicht weiter! sagte Bienle, ich will nicht, daß dich vielleicht jemand sieht. — Aber es ist doch noch so früh! Wann sehe ich dich wieder? Sie dachte nach: Heut nachmittag! — So spät erst? Kann es nicht früher sein? — Nein, ich muß arbeiten. — Sie blickten beide unwillkürlich zur Seite, ob keine Menschen in der Nähe wären, und ihre halb geöffneten Lippen fanden sich wieder zu einem langen Kuß. Dann trennten sie sich und sahen sich nacheinander um. Schließlich blieb Enzio stehn, bis sie hinter einer Ecke verschwand.

Enzio war erstaunt über ihre Furcht, als sie einmal während eines Gewitters bei ihm war. Sie saß im Sofa und hielt die Hände vors Gesicht;

Digitized by Google

er selber stand am Fenster und sah hingerissen hinaus, auf den Himmel, der sich öffnete und donnernd wieder schloß. Wie es endlich nachließ, trat er zurück ins Zimmer, sah, daß seine kleine Spirituslampe brannte, und löschte sie ohne jeden Gedanken aus. — Halt, halt! rief das Bienle voller Angst, was machst du denn da? — Was soll denn das? — Das ist doch ein Gewitterbrennerl! Sie lief auf die Streichhölzer zu, voller Furcht, ehe es wieder brenne, werde der Blitz gleich zu ihr hereinkommen.

In solchen Augenblicken fühlte er den Unterschied zweier Welten, die Kluft, die zwischen ihnen lag. — Wie wäre es wohl, dachte er zuweilen, wenn sie und Irene einmal zusammenkämen? Die beiden könnten doch nichts miteinander anfangen! — Was denkst du? fragte Bienle einmal. Da schlug er leidenschaftlich seine Arme um sie und flüsterte: Du bist mein Liebstes, mein Einziges! Wenn ich dich einmal verlöre — ich weiß nicht, was dann geschehen würde!

Von seiner Musik verstand Bienle wenig. Aber sie bat ihn oft zu spielen, und sagte, es träume sich dabei so schön. Einmal, nach dem Schlusse eines schwermütigen Sonatensatzes, fand er sie, das Gesicht in seinem Sofakissen lehnend und mit Tränen überströmt. Er war betroffen über diese tiefe Wirkung. — Gott sei Dank, daß du aufgehört hast, sagte sie hastig und stoßweise, ich hielt es nicht mehr aus. — Was ist denn, was hast du denn? — Sie lehnte ihre Wange an die seine. — O mir wurde immer trauriger zumute. Es kam ganz von selbst; ich weiß nicht wie. Und dann fiel mir auf einmal ein Kind ein, das ich heute auf der Straße gesehen habe, so ein armes, häßliches kleines Kind im Wagen, mit ganz dünnen Gliederchen und einem so blassen, kranken Gesichte, daß ich dachte: Es hat nicht mehr lange zu leben! Es war doch so arm, und warum muß es nun sterben! Ihre Tränen flossen von neuem. — Kleine Kinder sind doch so süß! sagte sie nach einer Weile ruhiger, als Enzio versucht hatte, sie zu trösten.

Sag, woher weißt du so gut Bescheid in der Kinderpflege? fragte er einmal — du redest manchmal wie eine junge Mutter! — Das muß ich doch wissen! das habe ich alles gelernt in einem Fortbildungskursus. Zu Hause habe ich viele Hefte, ganz voll geschrieben, so etwas lerne ich am liebsten von allem; das kann ich doch einmal brauchen, ich muß es sogar wissen, wenn ich einmal heirate und Kinder bekomme. — Möchtest du denn heiraten? — Sie sah ihn erstaunt an: Man muß doch Kinder bekommen?! — Ihre Augen ruhten ineinander. Beide dachten dasselbe. Wenigstens glaubte Enzio dies, und die Zärtlichkeit, mit der sie ihn umschlang, schien es zu bestätigen. Aber er übersah sie noch nicht ganz.

(Ferien)

Hat das Bienle nicht geschrieben? Dies war Enzios gewöhnliche Frage an Caecilie, in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr, morgens wenn er zum Kaffee erschien; und er hatte oft gesagt: Wie sehne ich mich zu ihr zurück, ich bin ja gerne hier, aber ich werde doch froh sein, wenn ich sie erst wieder habe! Dann waren seine Fragen seltener geworden, und jetzt, wenn er morgens einen Brief auf seinem Teller fand, schien er ihn achtlos zu lesen. Einmal ließ er sogar einen auf dem Tischtuch liegen, so daß Caecilie ihm sagen mußte, er möge weniger zerstreut sein. War seine Leidenschaft schon verrauscht und verraucht durch diese kleine Zeit

Digitized by Google

der Trennung? — Hast du sie nicht mehr lieb? fragte sie einmal. — Er sah sie groß an: Wieso? — Es scheint mir beinah, als ob es so wäre. — Er widersprach lebhaft: Ich kann mich doch nicht einschließen und immer nur an sie denken, das wäre lächerlich von mir! — Mir kommt es vor, als dächtest du überhaupt nicht mehr an sie. — Enzio wurde eifrig: O doch, aber was habe ich davon? Ich würde mich nur vor Sehnsucht krank machen, und dann: ich schreibe ihr doch jedesmal, wenn ich einen Brief von ihr bekomme! In ihren Briefen steht allerdings fast nichts; wenn sie solche Sachen erzählt, ist es entzückend, aber in den Briefen sehe ich sie doch nicht! Und außerdem: Wir haben uns das feste Versprechen gegeben, uns nicht aneinander zu binden, das weißt du doch. — So ist es wohl nicht unmöglich, daß sie inzwischen einen andern Freund gefunden hat? — Ganz unmöglich! sagte Enzio mit Überzeugung, und fuhr fort: das wollte ich ihr nicht geraten haben! — Caecilie schüttelte den Kopf, dann sagte sie: Du bist ein Tyrann, Enzio.

Er schwieg halb schuldbewußt, und wenn er in sein Inneres sah, so kam es ihm selbst so vor, als sei da nicht alles in Ordnung. Zu Irene hatte er nie das leiseste Wort gesagt, daß er eine Freundin habe, die ihm so eng verbunden war. Ja, ihr gegenüber tat er, als habe er stets nur an sie gedacht. Es riß ihn so mit fort, er konnte nicht anders. Er fühlte, daß er in ihrem Herzen den ersten Platz einnahm, und er hätte sein eigenes Selbst entzweireißen müssen, wenn er ihr nicht ebenso geantwortet hätte. Die Wirklichkeit war stark, so stark, daß es ihm allmählich umgekehrt zu gehn schien wie zu Anfang, als er Irene wiedersah: Damals erschien ihm sein ganzes früheres Zusammenleben mit ihr wie ein Traum, und nun war ihm, als sei dieses von Anfang an die Wirklichkeit gewesen, und als liege der Traum da, wo er die Wirklichkeit zu fühlen glaubte. Er tröstete sich mit dem Gedanken: Sowie ich wieder fort bin, sowie ich das Bienle wiedersehe, wird alles so sein, wie es gewesen ist. Und ihr selber wird es sein, als läge gar keine Zeit dazwischen, denn sie denkt doch nur an mich und glaubt, daß auch ich nur an sie denke, und darin ist sie glücklich. Es wäre eine Dummheit, wollte ich sie mit Dingen beunruhigen, die im Grunde nichts an den Beziehungen zwischen uns ändern.

Wenn er mit Irene zusammen war, so malte er sich öfter heimlich aus, wie es wohl wäre, wenn er zu ihr ebenso stände wie zu dem Bienle. Dann stieg eine ganz unwillkürliche Bewegung in seinen Arm, wie wenn er sie umschlingen, die Hand auf ihr Haar legen, sie an seine Brust ziehn wolle. Mehrmals kam es vor, daß er sie aus Versehen nicht mit Irene, sondern mit Bienle anredete, so daß sie fragte: wer ist denn das? und ihm mit kühler Neugier auf die Lippen sah, wie er antwortete: Ein kleines Mädchen, die Tochter meiner Wirtin, bei der ich gewohnt habe.

Zuweilen plagten ihn auch Gewissensbisse gegen Bienle, in solcher Stimmung schrieb er ihr die zärtlichsten, leidenschaftlichsten Briefe. Traf dann ihre Antwort ein, so war sie schon vergangen, und er mußte sich erst besinnen, was er ihr alles geschrieben habe.

Das Ende seiner Ferien war längst vorüber. — Ich will jetzt nicht zurückgehn! hatte er gesagt, ich bin so im Schaffen, daß ich es für Sünde halten würde, mich zu unterbrechen. Was ich in meinem Zimmer an-

Digitized by Google

gefangen habe, muß auch dort vollendet werden; ich will noch ein paar Wochen hierbleiben.

(Erkennung)

Sie wanderten durch den Garten und schnallten sich unten die Schlittschuhe an. Irene ging als erste bis in die Mitte des Flusses, ohne jede Furcht, genau als sei sie auf dem festen Lande. — Sei vorsichtig! sagte Enzio ängstlich, laß mich vorangehn! — Sie lachte: Hast du etwa auch Angst? — Für mich nicht, du darfst nicht allein vorauslaufen, warte! — Irene hielt an und sah sich um. Was sind die Menschen gräßlich, sagte sie, ich habe noch ganz andere Sachen gemacht, als dies hier, dies ist ja gar nichts! — Was, fragte Enzio, der sie eingeholt hatte. — Habe ich dir die Geschichte mit der Windmühle einmal erzählt? — Nein. — Da waren wir auf dem Lande, wie ich klein war; oben auf dem Hügel stand eine Mühle. Ihre Flügel sausten nur so durch die Luft! Wenn einer hochschwang, rannte ich hindurch, ehe mich der zweite treffen konnte. — Da kannst du aber von Glück sagen, daß er dich nicht gefaßt hat! — Denkst du, das hätte ich nur einmal gemacht? O, so oft, immerzu; und jedesmal schauerte es so herrlich durch meinen Körper! — Lauf nicht so schnell, Irene, das Eis knackt an den Ufern, hörst du es nicht? — Laß es doch knacken! rief sie fröhlich.

Der Fluß machte eine Wendung, sie liefen unter einer Brücke durch; oben standen Menschen, die erstaunt herabsahen. — Schnell, schnell, sagte Irene, sonst kommt womöglich noch ein Polizist herunter! Sie flogen unter dem hohlen Bogen durch, von dem Gewölbe zitterte leise der Widerhall des surrenden Geräusches ihrer Stahlschuhe nieder. Als der Fluß abermals eine Wendung machte und die Brücke nicht mehr sichtbar war, liefen sie langsamer. — Mein linker Schlittschuh löst sich! sagte Irene. Sie kamen an jenen Baum, der seine Äste weithin über den Fluß sandte, unter denen sie vor Jahren sich zum ersten Male mit Namen genannt hatten. — Weißt du es noch, Irene? fragte er, wie sie sich jetzt auf einem der Äste niederließ und er an ihrem Fuß beschäftigt war. — Ja! meinte sie gleichmütig, dann fragte sie: sitzt er jetzt gut? — Enzio richtete sich wieder auf, sie liefen eine Weile schweigend weiter, er faßte wieder ihre Hände.

Und dann das Dach auf unserm Hause! sagte sie nach einer Weile. Er wußte nicht gleich, was sie meine. Sie war wieder bei ihrer Erinnerung toller Kinderstreiche. Wie war das? fragte er. — Es ist doch platt! Ich kletterte die Stufen hinauf und ging bis an den Rand, sogar noch weiter: ich stand beinah nur noch mit den Hacken auf dem Boden, und die Füße ragten in die Luft. Dann beugte ich mich nach vorn, ins Leere. — Hast du das auch oft getan? — Nicht selten und nicht oft, sagte sie nachdenklich, aber viel weniger als das mit der Windmühle. — Das hast du mir ja alles nie erzählt! — Es weiß auch niemand, und es ist dumm von mir, daß ich es dir jetzt erzähle, es hat doch gar keinen Sinn, so was zu sagen. — Weißt du noch etwas Ähnliches? Sie dachte nach, dann lachte sie. — Ich bin manchmal von dem Steinsims am Parterrefenster über die Lanzen von dem Eisengitter weggesprungen, aber da mußte ich in der Luft meine Kleider immer festhalten, weil ich die Vorstellung hatte, sie blieben sonst hängen. Sie sind aber niemals hängengeblieben. — Das

Digitized by Google

ist ja unerhört! sagte Enzio, weniger berührt durch diese tollkühnen Dinge selbst, als durch den sachlichen Ton, mit dem Irene sie erzählte. Nach einer Weile meinte er: das hätte ich nie von dir gedacht! — Weil ich es nie gesagt habe? o, ich sage das meiste nie! — Tust du auch jetzt manchmal noch so etwas? — Nein, aber Angst kenne ich darum doch nicht! Diese letzten Worte richteten ihrer beider Aufmerksamkeit unwillkürlich wieder auf das Eis. Sie waren noch unter mehreren anderen Brücken durchgelaufen, die Villen waren hinter ihnen geblieben, sie befanden sich außerhalb der Stadt. Links und rechts vom Ufer lagen Wiesen. Die wenigen Spuren einiger verwegener Menschen, die vor ihnen schon das Eis versucht hatten, hörten auf, es nahm eine andere Farbe an, als sei es Glas. — Wir können nicht weiter! sagte Enzio, sieh, dort wird es ganz dünn! Statt einer Antwort löste sich Irene von ihm, sauste eine Strecke allein, während er ihr erschreckt nachrief, und stand dann auf der spiegelblanken Fläche mit einer Wendung still, indem sie ihn ansah, als wolle sie sagen: Siehst du wohl! — Es ist nicht um mich, es ist um deinetwillen, komm, laß uns umdrehn, ich habe Angst, es fängt auch an zu schneien! — Um so schöner, jetzt wird's erst lustig! — Es war, als käme Irene wie in einen Rausch, der sie jede Gefahr vergessen ließ. — Nein, rief Enzio, ich bitte dich, komm zurück! — Ich will aber nicht! Du bist ein Hasenfuß! Sie setzte sich schon wieder in Bewegung, er mußte ihr folgen. — Ich flehe dich an, Irene, lauf nicht weiter! sagte er nach einer Weile und blieb stehn. Sie selbst schoß noch ein kleines Stückchen vorwärts, dann hielt sie ebenfalls: Was machst du denn für ein Gesicht?! — Ich gehe nicht weiter! — Wie siehst du denn aus? — Ich weiß nicht, mir wird auf einmal so entsetzlich unheimlich! — — Der Ton seiner Stimme war so besonders, daß sie ihn erschrocken ansah. Im selben Augenblick knirschte und zwitscherte etwas. — Was machst du denn?? rief sie und starrte ihn entsetzt an. Er griff in die Luft und wankte, der Boden unter ihm senkte sich und splitterte, er wollte einen Schritt nach vorne tun, es war, als solle er einen Berg hinauf, seine Füße rutschten ab, etwas Eisiges kroch schnell an seinem Körper empor, und dann sah Irene nur noch seinen Kopf und seine Finger, die zuckten und sich ballten und wieder öffneten und verzweifelt Halt zu gewinnen suchten. Das Eis schwamm in seinem ganzen nächsten Umkreis als Schollen auf dem Wasser. Er suchte die festere Decke zu gewinnen, seine Arme kamen zum Vorschein, er bemühte sich Stützpunkte zu finden, bis zur Brust arbeitete er sich empor; dann gab die Fläche wieder nach, ein neues Stück brach los.

Irene löste sich aus ihrer Erstarrung. — Ich helfe dir, warte, schrie sie und kam näher. Enzio hatte im Nu seine ganze Geistesgegenwart wieder. Das tust du nicht! schrie er zurück, geh hinauf ans Land! das Eis ist viel zu schwach, wenn du da lange stehst, versinkst du auch! — Ich lege mich platt auf den Boden und ziehe dich heraus! — Hörst du mich nicht! schrie er zornig, verzweifelt, — ich will, du sollst ans Ufer, ich befehle es dir! Hörst du, ich befehle!! — Nein, sagte sie tonlos, wenn ich dir nicht helfen kann, dann sterbe ich mit! — Er hatte inzwischen eine Art von Halt gewonnen, die eigne Todesangst ließ für einen Augenblick nach, sein einziger Gedanke war jetzt Irene. Sie mußte gerettet werden. Und mitten in seiner entsetzlichen Lage zwang er sich zu einem Lachen. — Es ist ja nicht so schlimm, stieß er hervor, nur du, du selbst

Digitized by Google

machst alles noch viel schlimmer! Ich kann da nie hinauf, solange du so dicht stehst, das Eis bricht ab, ich fühle es, ich kann nicht an dich und mich zugleich denken, ich habe mehr Sicherheit und Kraft, wenn du am Land bist! — Diese letzten Worte wirkten. Sie verließ die Stelle, aber im Moment, wo Enzio nun aufs neue versuchte, sich emporzuarbeiten, gab das Eis wieder nach, es brach und senkte sich unter dem Gewicht seines Körpers, eine Scholle löste sich und verschwand unter ihm wie der versinkende Rücken eines großen Fisches. Erst kniete er für einen Moment auf ihr, dann kroch er vorwärts und endlich stieß er sie mit dem Fuß zurück, um sich nach vorn zu schnellen und Halt an einem neuen Stücke zu gewinnen; das Wasser wühlte hinterdrein.

Irene war inzwischen an das Ufer gelangt; ihre Finger zitterten, aber sie vermochte die Schlittschuhe zu lösen. — Ich hole Hilfe! rief sie — und dann war Enzio allein.

Wieder machte er verzweifelte Versuche, sich emporzuheben, immer wieder, bis er fühlte, daß seine Kräfte sanken.

Wenn ich hier wirklich ertrinken sollte . . . dachte er. Dann lag er eine ganze Weile still. — Ich müßte versuchen, das Eis bis zum Ufer hin abzubrechen, das ist der einzige Weg, der für mich Aussicht hat. Er bemühte sich vergebens, er erschöpfte seine letzten Kräfte, seine Muskeln hatten keine Kraft mehr; und nun hatte er nur noch den einen Gedanken: Hoffentlich halte ich mich solange fest, bis Hilfe kommt. —

Aber es kam niemand. Eine lange Zeit verging.

Merkwürdig, dachte er, mir ist, als würde mein Körper von unten herauf allmählich warm, wie ist das möglich? — Er empfand keine Schmerzen, nur die Finger waren, als zögen sich enge Drähte immer schneidender um sie. Der Schnee fiel stärker, aber im Norden, wohin sein Gesicht gekehrt war, lag ein gelber, klarer, tiefer Himmel. Dort hinein sah er, und ihm war, als zöge er selbst durch dieses durchsichtige Nichts, immer weiter, nach Norden zu, bis hoch hinauf ans Meer. —

Die Mühle, dachte Enzio. Ob sie wohl auch ganz stillesteht? Weshalb läuft Irene unter der Mühle durch? Wir sind doch nie an einer Mühle vorbeigekommen, wir sind andere Wege gegangen, draußen, auf den Feldern, wo ist die Mühle denn, ich sehe sie nicht . . . Seine Augen starrten glasig in die Weite, er erkannte halb wieder, wo er war. Noch einmal versuchte er eine Bewegung zu machen, dann blieb sein Körper stumm. Er fühlte, wie auch die Finger ihre Kraft verloren. Warum kam Irene nicht zurück? Hatte sie ihn ganz vergessen? War sie zu Haus und modellierte? Du kannst ja gar nicht modellieren, flüsterte er — — aber der Ring mit dem roten Stein — wo ist der Ring mit dem roten Stein? — Hier ist er! sagte Bienle. — Wo? ich sehe ihn nicht. — Hier ist er! sagte Bienle lauter — das klang ja gar nicht wie ihre Stimme — — Hier! Hier! rief es von neuem, rauh und tief — und statt ihrer sah er undeutlich drei Männer, und einen Wagen. Sie eilten herab zum Fluß, eine Schlange flog durch die Luft und traf ihn hart an der Stirn. — Packen Sie zu! Wir ziehn Sie aufs Land! Packen Sie doch zu! Zum Donnerwetter hören Sie denn nicht! Zupacken sollen Sie!! — Enzio! Enzio! rief eine ferne Stimme.

Enzio hob die Arme nach dem Ding da vorn, er begriff halb, was er sollte, er wollte es umklammern — -- Eiseskälte stieg an seinem Kopf

Digitized by Google

empor, und dann schwebte er in einem rosenroten Meer und alle Glocken läuteten. Es war die Schulglocke. — Ein schöner Blumenstrauß! Hast du den wirklich für mich bestimmt? fragte sein Lehrer. — Rosen, Rosen, murmelte Enzio und kletterte über die Hecke zu Irenes Garten. Niemals schlägt die Nachtigall bei Sonnenaufgang, Bienle, sieh, sieh, wie alles rot wird von der Sonne! Wie sie flutet! Jetzt, jetzt geht die Sonne auf.

Irenes Eltern kamen in der Dämmerung von einem Spaziergang heim; im Korridor, im Stiegenhause waren nasse Spuren. Blaß trat ihnen Irene entgegen: Er liegt oben, im ersten Stock, in meinem Zimmer, er hat das Bewußtsein noch nicht wieder, aber man hat ihn zum Atmen gebracht, endlich hat er geatmet, nachdem er da draußen . . . ihr Vater fing sie auf. — Es kann nur Enzio sein, sagte er zu seiner Frau, geh hinauf, sieh nach! — Sieh du nach, laß mich bei Irene bleiben. Er eilte die Treppe empor und warf einen Blick ins Zimmer. In Irenes Bett lag Enzio, wie ein Toter, starr und blaß, mit geschlossenen Augen. Er trat zu ihm heran und befühlte das Herz. — Irene hatte ihre Schwäche schnell überwunden. — Hast du seine Eltern benachrichtigt? fragte der Professor. Sie hob den Kopf; die fielen ihr erst jetzt ein. — Komm ins Zimmer, trink einen Schluck Wein, du hast es nötig. — Sie trank, was er ihr gab. Dann saß sie wieder mit starren Augen, und erzählte beinah tonlos alles, was sie wußte. — Ihr seid beide verrückt! sagte ihr Vater, was müßt ihr auch solch tolle Streiche machen! Und dieser Wahnsinn, ihn dann hier ins Haus zu bringen. Weshalb hast du ihn nicht sofort zu seinen Eltern schaffen lassen? Irene sah ihn groß an; auf den Gedanken war sie nicht gekommen. — Ihre Mutter hatte diese ganze Zeit mit großen, sorgenschweren Augen dagesessen, jetzt erhob sie sich. Sie ging hinauf ins Zimmer, überwand ein leichtes Grauen und setzte sich zu Enzio an den Bettrand. Auch sie legte ihre Hand an sein Herz und fühlte, wie es schlug. Dann strich sie ihm leise das wirre Haar zurück, das fest und strähnig an seinem Gesichte klebte.

Es war sofort zum Arzt geschickt worden, er kam, untersuchte ihn, fand den Herzschlag schwach, ordnete einiges an und sprach die Hoffnung aus, daß Enzios gesunder Organismus den Schlag bald überwunden haben werde. Hoffentlich stelle sich kein Fieber ein, oder gar eine Lungenentzündung.

Der Professor ging zu Caecilie und erzählte ihr schonend, was vorgefallen war. Sie glaubte ihm nicht, sie fürchtete, Enzio sei tot, sie schwankte, er nahm sie in seine kräftigen Arme, streichelte sie, wie wenn er ein kleines Kind hielte und versicherte immer wieder, Enzio sei ganz lebendig. Sie wollte ihn sogleich herüberschaffen in ihre eigne Wohnung, er machte ihr klar, das sei unmöglich; aber es wäre unbegreiflich, daß Irene ihn zu sich in ihr eignes Zimmer habe bringen lassen. — Das ist nicht unbegreiflich, murmelte Caecilie, ich hätte es ebenso gemacht.

Eine halbe Stunde später stand sie an Enzios Lager. Sie wollte nicht wieder fort von ihm. Eine matte Lampe brannte neben dem Bett. Immer wieder sah sie in Todesangst auf sein stilles, geschlossenes Gesicht und küßte seine Lippen. Nach langer Zeit hoben sich langsam, lautlos seine Lider, mit einem Blicke wie aus einer andern Welt ruhten seine Augen bewußtlos in den ihren, daß es sie durchschauerte, und ehe sie ihn

Digitized by Google

ganz in sich aufnehmen konnte, war er schon vorbei; die Liber hatten sich wieder geschlossen, wie Tore vor einem ungewissen Reich. Sie blieb die Nacht bei ihm. Dem Kapellmeister ward ein kurzes, beruhigendes Billett geschickt. Er fand es, wie er abends aus dem Theater kam, und legte sich zu Bett, indem er dachte: Es besteht keine Gefahr, also ist es nicht nötig, daß ich die Unruhe dort vermehre durch mein unnützes Erscheinen.

Irene hatte sich zurückgezogen, nachdem sie noch einmal in Enzios Zimmer — ihrem eignen — war. Ihre Augen waren noch immer trocken und wie erstarrt. Dann lag sie oben in der Fremdenstube, wach, die ganze Nacht durch. Alle Vorgänge des Nachmittags wiederholten sich vor ihrem Geist, immer wieder sah sie Enzio sinken, und sie allein hatte die Schuld. Sie sah ihn vor ihren Augen verschwinden, sie sah, wie das Eis sich über ihm schloß, wie die Männer es in Stücke brachen, wie einer von ihnen selbst beinah dabei ertrank, wie sie endlich den Körper fanden und triefend an das Land zogen, leblos, mit blauem Gesicht, wie sie ihn niederlegten und behandelten, als sei er eine Gliederpuppe, wie sie ihn künstliche Bewegungen machen ließen, um die Atmung wiederherzustellen. Grauenhaft war diese Nacht, in ihren Augen stand das Entsetzen, sie fanden keine Tränen. Mehrmals erhob sie sich und ging an die Tür ihres Zimmers; nichts war vernehmbar, sie zögerte, dann trat sie ein, in ihrem langen Nachtgewand, über das sie einen Mantel geworfen hatte. — Wie ist es? flüsterte sie. — Immer dasselbe; er atmet, aber er ist noch nicht erwacht.

Gegen Morgen schlug Enzio zum zweitenmal die Augen auf; er erkannte seine Mutter und fragte leise: Wo ist Bienle? Dann sank er wieder in seine Betäubung zurück. Aber allmählich kam eine zuckende Bewegung in seinen Körper, die sich von Stunde zu Stunde steigerte. Seine Hände griffen in die Luft und wollten Halt gewinnen, abgerissene Sätze stießen seine Lippen aus, und bald lag er in hellem Fieber. Irene ward nicht mehr zu ihm gelassen. Immer von neuem kämpfte er die Todesangst durch, versank er in dem Wasser.

Tagelang lag er so, bis seine Phantasien stiller wurden. Nun redete er fortwährend von Bienle und Irene. Er verlangte das rote Buch, und rief es immer wieder. Caecilie hielt dies anfangs für wirre Phantasie, aber Irene, der sie es erzählte, wußte sogleich, was er meine: Jene in purpurrote Seide gebundene Komposition, die Enzio ihr vor Jahren schenkte. Caecilie suchte und fand sie zwischen Irenes Büchern, und gab sie ihm; er griff mit beiden Händen danach und ward sogleich still. Dann begann er eine Seite nach der andern umzublättern, als überläse er all die Noten mit großer Schnelligkeit. — Hier fehlt etwas! rief er, indem er auf das letzte leere Blatt deutete, das nur die unbeschriebenen Notenlinien enthielt. Gib mir einen Bleistift, ich muß das fertigschreiben, alles dies ist Unsinn, ich mache etwas anderes! Sie wollte ihn ablenken, aber er ward heftig und bestand darauf, so daß sie dachte: besser, ich tue ihm seinen Willen. — Mit großer Eile schrieb er jetzt das ganze Blatt voll, dann sank er zurück und murmelte: Gott sei Dank, nun ist es richtig.

Wieder vergingen Tage, dann kam der Morgen, wo er zum erstenmal mit vollem Bewußtsein erkannte, wo er war. — Was ist denn das?

Digitized by Google

wo bin ich denn? hörte ihn Caecilie flüstern. — Du bist zu Hause, Enzio, schlaf. — Er schloß die Augen, seine Gedanken waren müde, aber die Welt hatte wieder Macht über sie gewonnen. — Ich bin nicht zu Hause, sagte er mit Anstrengung und öffnete sie von neuem. Dann versuchte er sich aufzurichten, sank aber gleich wieder zurück. — Du denkst, sprach er nach einer Pause halblaut, ich weiß nicht, wo ich gewesen bin: ich weiß es aber ganz genau: Ich war im Wasser; und jetzt will ich wissen, wo ich bin. — Caecilie sagte es ihm. Er sah sie staunend an, dann lächelte er und schloß die Augen.

Die Besserung seines Zustands ging bald schnell vorwärts. Er verlangte Irene zu sehn. Caecilie versprach es, aber sie zögerte diesen Moment immer wieder hinaus.

Wie kommt das rote Buch hierher? fragte er einmal sinnend, indem er in die Ecke sah. — Caecilie machte sich Vorwürfe, daß sie es nicht schon längst entfernte. — Jetzt fällt mir ein — — ich habe schon geträumt, ich hielte es in Händen — warte, — warte, was kam dann noch . . . ich träumte, daß ich es weiterschrieb, — o, es war eine Musik von unerhörter Schönheit, wie schade, daß ich sie vergessen habe! Gib mir das Buch. — Nein, Enzio, laß. — Weshalb denn nicht, ich will es haben. — Du kannst es morgen ansehn. — Aber ich bin doch wieder vollkommen gesund. Ich könnte aufstehn und arbeiten wie immer. — Er ließ nicht nach, sie gab es ihm widerstrebend. Er schlug eine Seite nach der andern um. Dann kam er zum letzten Blatt. Überrascht haftete sein Blick darauf. — Was ist denn das? sagte er erstaunt. — Es kam ein sonderbarer Zustand über ihn, ein Zustand zwischen Traum und Wachen, als sei sein Wesen geteilt und als könne er die andere Hälfte nicht finden. Die Erinnerung stieg wie ein Dunst aus dem tiefsten Boden seiner Seele und wirkte auf sein waches Bewußtsein wie ein fremder, kaum faßbarer, halb nur geahnter Geruch auf die Sinne. — Plötzlich tat es einen Ruck in ihm: Das habe ich geschrieben! sagte er; ich glaubte, ich hätte alles nur geträumt. — — Das ist ja Unsinn! fuhr er nach einer Pause fort, indem er sich bemühte, die Zeichen im Zusammenhang zu lesen. Am Schluß hatten all die Noten ihre Linien verlassen und schwärmten als Punkte frei für sich hinauf, wie eine Schar von Vögeln, die die Telegraphendrähte verlassen. — Das war das Ende! sagte er; o Gott, o Gott, und es war so schön! Das Schönste, was ich je gedacht habe! Und was ist das? da unten habe ich meinen Namen hingeschrieben? Das hat ja ein Kind gemalt, das erst die Zeichen lernt! Es sind deutsche Buchstaben, und ich schreibe doch so lange, lange nur lateinisch!

Die Sehnsucht, Irene wiederzusehn, ward immer heftiger in ihm; eines Tages kam sie wirklich, allein, und schloß die Tür hinter sich. Langsam trat sie näher, endlich ließ sie sich auf dem Bettrand nieder.

Was hast du denn? Was siehst du mich so an? fragte er. — Was soll ich haben? sagte sie und versuchte ihrer Stimme Festigkeit zu geben; sie machte sogar den Versuch, ihm ins Gesicht zu blicken. Da war es aber um ihre Selbstbeherrschung geschehn. Aufschluchzend sank sie zu ihm nieder und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Sie grub ihre Hände unter seine Schultern und hielt ihn fest, als wenn sie ihn nie mehr lassen wollte. — Irene! murmelte er und schlang die Arme um sie — hast du mich denn

Digitized by Google

so lieb? — Sie antwortete nicht, aber sie umfaßte ihn noch fester. So lagen sie eine Weile schweigend. In ihm zerlöste sich alles in ein Gefühl von ruhevoller Wonne. — Das habe ich ja niemals gewußt! sagte er leise; seit wann hast du mich denn so lieb? — Immer! antwortete sie ebenso leise, aber jetzt noch viel mehr als früher. — Weil ich beinah gestorben wäre? — Sie machte ein Zeichen der Bejahung, dann sagte sie: Nein, nein, auch sonst, schon immer, immer. — Enzio legte beide Hände um ihr Haar, dann murmelte er: Liebe, geliebte Irene! — Ein neues Schluchzen durchbebte ihren Körper, endlich hob sie den Kopf, sah ihn mit tränenfeuchten Augen an, ließ ihn aber gleich wieder sinken und flüsterte: Und wenn du nun gestorben wärst — ich hätte es nicht überlebt. — Beide schwiegen wieder eine lange Zeit, dann sagte Enzio: Ach, Irene, du hattest doch nicht die Schuld. — Doch, doch, ich ganz allein! — So entsetzlich schlimm war es doch nicht. Ja, wenn ich unters Eis gekommen wäre . . . Du warst doch unterm Eise! — Wie?! — Weißt du es nicht? — Er sah sie mit grauenerfüllten Augen an. Sie wollte ihre Worte widerrufen, aber Enzios Blick war von einer Kraft, daß sie's nicht konnte. Ja, sagte sie willenlos, du warst unter dem Eise, lange Zeit; und wenn du auch gerettet bist: Man zog dich für tot endlich an das Land. — Entsetzlich, murmelte er; dann war ich also schon gestorben, wenn man mich nicht — wenn man mich nicht — o, dies ist grauenhaft! Schauer der Vergangenheit schüttelten ihn, jetzt, wo er wußte, daß er die Grenze zwischen Leben und Tod tatsächlich überschritten hatte, daß er schon in einem Reich der Nacht gewesen war und daß nur der Zufall ihn daraus errettete. Wieder lagen sie eine Weile stumm, dann sagte er: Und doch — — das Sterben ist nicht schwer, das habe ich nun gesehn. Und es war derselbe Fluß, auf dem ich früher zum ersten Male zu dir herübergekommen bin. Damals hattest du mich noch nicht so lieb. — Doch, immer, immer. — Weißt du, Irene, daß ich schon einmal, so wie ich war, in allen meinen Kleidern für dich im Wasser gewesen bin? — Sie hob den Kopf. — Das war als Kind, wie ich dich selber noch nicht kannte. Da war ich abends in deinem Garten und wollte dir ein Geschenk unter den alten Kastanienbaum legen. Es kamen Schritte, es waren deine Eltern, ich rannte zum Fluß hinab und warf mich wie ich war hinein und schwamm hinüber. — Das hast du getan? — Und ich bildete mir ein, mein Leben für dich gewagt zu haben. — Enzio, Enzio, flüsterte sie, — o, und ich war so undankbar. — Du wußtest es doch nicht. — Nein, aber trotzdem, trotzdem — mir ist, als wenn ich all die Zeit so häßlich gegen dich gewesen wäre, aber ich habe es nie so gemeint, ich habe nie jemand so lieb gehabt wie dich. — Alle Vergangenheit war ausgelöscht in Enzio. Er sah nur noch die Jahre seiner Freundschaft mit Irene, er fühlte das Nagende, Schmerzliche dieser Jahre, mit Wollust, jetzt, wo jeder Stachel genommen war, wo er Irene in den Armen hielt und wußte, daß sie nur immer ihn geliebt hatte. Ganz fern schwebte ihm die Gestalt des Bienle.

Was soll nun, dachte er, wie er allein war, mit der Zukunft werden?

(Trennung)

Enzio kam, mit einem unbestimmten Vorgefühl. Sein Herzklopfen wurde stärker, wie er die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufschritt, dann

Digitized by Google

stand er vor ihr, sah, wie sie blaß war, zwang sich zu einem Lächeln und fragte: Du hast mich sprechen wollen? Sie antwortete nicht und wandte den Kopf etwas zur Seite, wie er sie küßte. — Was ist denn geschehn? rief er in steigender Angst. Sie bezwang sich mit ihrer ganzen Kraft und sagte: Laß uns ruhig reden, Enzio, — o, ich weiß nicht, wie ich dir das sagen soll! — Sie hatte sich ins Sofa sinken lassen und den Kopf in ihre Hände vergraben. In Enzio war eine tödliche Ahnung aufgestiegen, es schwindelte ihn leise wie in plötzlicher Übelkeit. — Was ist es? fragte er tonlos. Ihm war wie im Traum; er wußte, was sie sagen würde, und doch — dies konnte es nicht sein, es war unmöglich! Vielleicht — so schoß ein verzweifelter Gedanke in ihm auf — hat sie seit ihrer frühesten Kindheit irgendein tiefes Leiden, von dem ich nie etwas wußte, — und das will sie mir jetzt sagen. — Was ist es? fragte er noch einmal und legte die Hand auf ihr Haar. — Enzio, sagte sie langsam, gestern war jemand bei mir, eine Freundin von dir aus deiner Kindheit — — — Es wurde ihm dunkel vor den Augen. Jetzt wußte er alles, was kommen werde. — Enzio! ist es wahr, was sie mir von dir erzählt hat?

Es folgte ein langes Schweigen, und wie sie endlich aufblickte, saß er da mit totenstarrem Gesicht.

Nun ist es aus, sagte sie langsam. Dies Wort rief das Leben auf seine Züge zurück. Er sprang auf, fiel an ihr nieder und rief: Nein, nein, Irene, sag das nicht! Es darf nicht aus sein zwischen uns, du darfst mich nicht von dir stoßen, wenn ich dich nicht mehr habe, was bleibt mir dann noch übrig? In meinem Herzen habe ich ja immer nur dich geliebt — nein, das ist nicht wahr, das habe ich nicht, aber jetzt liebe ich nur noch dich! Ich habe nicht den Mut gehabt, dir von der Vergangenheit zu erzählen, im Gegenteil, ich habe die furchtbarste Angst ausgestanden, daß du davon erführest; ich wäre der niedrigste Mensch gewesen, wenn ich nicht auch zugleich gedacht hätte: Das alles ist tot, und ich fange ein neues Leben an! Und dieses Mädchen, das jetzt bei dir war: Glaube mir, Irene, ich schwöre es dir: Ich habe sie nie geliebt, sie liebte mich, und nur aus Schwachheit habe ich mich hinreißen lassen zu ihr. Wie bitter habe ich es bereut, als es zu spät war!

Irene legte den Kopf zurück und schloß die Augen: Also die auch — davon wußte ich nichts, das hat sie mir nicht erzählt.

Enzios Gedanken verwirrten sich; es war, als versänke er immer tiefer: Ich wiederhole dir, ich habe sie niemals geliebt, niemals! — Um so schlimmer. — Irene! rief Enzio, ich bin nicht so, wie du denkst! Durch dich habe ich wieder gelernt, mit mehr Mut in die Welt und auf mich selbst zu sehn, — was soll denn werden, wenn du mich jetzt von dir stößt! — Das weiß ich auch nicht, sagte sie und starrte ins Leere — aber nun können wir niemals zusammenkommen. — Irene! du sprichst dir überm Herzen weg! Du hast mich viel zu lieb! Sieh mich nicht so an, — denk doch daran, wie lieb du mich als Kind gehabt hast — ist das denn alles vorbei? — Nein, Enzio, das ist nicht vorbei. Und doch fühle ich seit gestern anders zu dir. Wir können niemals zusammengehören! — Und wenn ich dir schwöre, daß alles hinter mir liegt — — auch dann nicht? Sie bewegte langsam verneinend den Kopf. — Irene! Und wenn jetzt alle Jahre unserer Zukunft schon vergangen wären, und du blicktest auf ein glückliches Leben mit mir zurück, das durch nichts enttäuscht wäre

Digitized by Google

— — würdest du auch dann noch bereuen, mit mir zusammen gelebt zu haben?

Ja.

Aber ist es denn etwas so Entsetzliches, was ich begangen habe, daß es durch mein ganzes Leben nicht von dir verziehen werden kann?

Enzio, sagte Irene, du verstehst mich nicht. Ich habe nichts zu „verzeihn", das Wort ist mir ganz fremd. Jeder Mensch handelt, wie er muß, und kein anderer Mensch hat das Recht, ihm dreinzureden. Was ich will für mich, verlange ich nicht als Gesetz für alle. Vielleicht mußtest du so leben, wie du tatest, aber mein körperlicher Sinn sagt mir: Es ist mir unmöglich, einem andern anzugehören, der sich nicht so unberührt für mich aufgehoben hat, wie ich mich für ihn. Dies Gefühl läßt sich durch nichts umstoßen. Mein ganzes Leben würde einen Fleck bekommen, wenn ich ihm nicht folgen würde. Vergiß mich, ich werde versuchen, dich auch zu vergessen, es muß sein, es läßt sich nicht mehr ändern.

Das ist dein letztes Wort nicht! Laß eine Nacht darüberhingehn, morgen wirst du nicht mehr so unmenschlich denken. — Ich werde morgen noch genau so denken. — Dann laß noch längere Zeit vergehn! Schreibe mir, wann ich wiederkommen darf, es soll nicht das letztemal sein, daß ich dich sehe! Ich weiß ja doch: Du und ich, wir sind füreinander bestimmt! Erinnerst du dich denn nicht mehr an früher? An die Zeit, wo ich dich kennen lernte?

Sie legte den Arm vor ihre Augen: Sprich nicht davon — — o, wenn du wüßtest, wie du mich quälst!

Wie eine Erlösung kam es über ihn. — Es ist noch nicht alles verloren! dachte er, sie hängt noch fest an der Vergangenheit! — Geh jetzt! sagte sie nach einer Weile. — Und wann darf ich wiederkommen? — Sie schwieg; dann sagte sie: Komm wann du willst.

Sie standen sich gegenüber. Enzio sah sie gequält an, dann übermannte ihn seine Leidenschaft, er bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Sie wehrte ihn leise ab.

(Rückblick)

Es war ein stiller, schöner Juniabend. Auf einer Anhöhe, unter einem breitästigen Baume dicht neben einem weißen Hause saß Caecilie und sah in das sommerliche Land hinaus. Ihre Hand hielt eine andere gefaßt, beide Frauen schwiegen. Ihnen zu Füßen spielte ein kleines Mädchen mit den Blumen, die in dem Grase wuchsen. Caecilie sah gealtert aus.

Er hatte mich so lieb! sagte Bienle, in Erinnerung verloren.

Und nie hat er gewußt, daß du ein Kind von ihm unter dem Herzen trugst. Wie glücklich bist du jetzt! Aber was mußt du gelitten haben, als du es fühltest, zum ersten Male, daß du Mutter werden würdest!

Bienle sah erstaunt und still auf sie: Ich hatte nur den einen Wunsch, und wie ich fühlte, daß er in Erfüllung ging, da war ich glücklich, so glücklich wie ein Mensch nur sein kann. Da sagte ich ihm Lebewohl. Es ging mir schlimm, und in der Fremde war das Leben hart mit mir, aber jeder Tag brachte mich meinem Glücke näher, bis ich es endlich in meinen Armen hielt: Enzios Kind und mein Kind.

Caecilie schlang den Arm um sie: Dich hat er am liebsten auf der Welt gehabt, zu dir kehrten seine Gedanken zurück in den allerletzten Tagen

Digitized by Google

seines Lebens, und jetzt bist du mein Kind geworden — o Bienle, könnten wir drei nicht zusammenbleiben?

Bienle erblaßte. Caecilie sah sie an und überwand das Weh, das über ihre Seele hinstrich. Voll Liebe blickte sie ihr in die Augen: Du willst allein bleiben mit deinem Kind, das fühle ich, und ich sehe es dir an: es muß so sein.

Bienle antwortete nicht. Sie legte den Kopf an Caecilies Brust, und beide sahen in das Land hinaus, in dem die Sonne unterging.

Rundschau

Vortragskünstler

Von der Sprache

Ein großer, stimmungloser Saal, ein vor Erwartung fieberndes Publikum, lauter Enthusiasten. Der erste Beifallssturm, der den überall Gefeierten begrüßt, legt sich, und nun stürmt, rauscht und schäumt eine Flut von verwirrend reichen und starken Rhythmen, Worten, Silben vorbei; Bilder von greller Dramatik bäumen sich mitten im Erzählen auf, eine grenzenlose Fülle von Ausdrucks- und Gefühlslaut überwältigt das Publikum — und nur einer bleibt sicher und überlegen im Chaos: der Künstler selbst. Er ist der Beherrscher seiner fabelhaften Ausdrucksmittel, und damit der Empfindungen, die er im Publikum wachruft, der Rhythmen, des Werks — und des Dichters. Er steht über dem allen. Noch die letzten Worte eines jeden Gedichtes, in denen er sich zum Höchsten und Stärksten emporschwingt, klingen wie ein Trumpf, den er der von ihm bezwungenen Gewalt und Macht des Dichters entgegensetzt. Eigentlich ist es ein Kampf zwischen Dichter und Vortragendem. Je mehr Schwierigkeiten der Dichter häuft, Dialog der verschiedensten Stimmen, widersprechende Empfindungen, stärkste Gegensätze: desto lieber ist es dem siegesfrohen Rezitator. Er meistert sein Instrument, so wie er es auf der Bühne meistert. Daß ihm hier das Gegengewicht fehlt, die ganze gesteigerte Welt der Bühne, die eine gesteigerte Sprache fordert und erträgt, daß er, an eine weite, große Form gewöhnt, die engeren und feineren, mit denen er es hier zu tun hat, vergewaltigt: das fühlt er nicht, auch wenn er wirklich ein großer Schauspieler ist. Und vielleicht dann erst recht und gerade darum nicht.

Goethe schildert in einem Briefe an Schiller einmal sein Ideal vom Rhapsoden, also dem Erzähler hohen Stils. „Die Behandlung im ganzen betreffend, wird der Rhapsode, der das vollkommen Vergangene vorträgt, als ein weiser Mann erscheinen, der in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersieht; sein Vortrag wird dahin zwecken, die Zuhörer zu beruhigen, damit sie ihm gern und lange zuhören, er wird das Interesse gleichmäßig verteilen, weil er nicht imstande ist, einen allzu lebhaften Eindruck geschwind zu balancieren, er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen, denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu tun, die sich ihre Bilder selbst hervorbringt, und der es auf einen gewissen Grad gleichgültig ist, was für welche sie aufruft. Der Rhapsode sollte als ein höheres Wesen in seinem Gedicht nicht selbst erscheinen; er läse

Digitized by Google

hinter einem Vorhange am allerbesten, so daß man von aller Persönlichkeit abstrahierte und nur die Stimme der Musen im allgemeinen zu hören glaubte."

Wenn einer dem Goetheschen Ideale nachstrebte, sähe das Bild vielleicht folgendermaßen aus: ein kleiner, intimer Saal, ein keineswegs zahlreiches Publikum. (Denn die Mehrzahl ist an stärkere Effekte gewöhnt.) Aus einer wohltuenden Stille der Sammlung heraus begänne der Vortragende zu erzählen. Er erzählt wirklich. Besser: nicht er, sondern der Dichter, oder das, was noch hinter dem Dichter steht und ihm die Worte eingibt. Zum Beispiel: die Legende erzählt, oder das Volk, oder ein blinder Bettler, oder ein trüber, traurig verträumter Herbstabend. Und das Publikum ist nicht hier im Saale, sitzt nicht zu Füßen eines Herrn mit Frack und weißer Halsbinde. Wir Zuhörenden sehen von den Felsen der Krim ins Meer hinab, wandern durch irgendwelche weltferne Gegenden, wir sehen die Menschen und Schicksale vor uns aufsteigen, vorübergleiten, unstet und menschlich irren, untergehen und siegen. Wir hören diese Stimme schließlich gar nicht mehr, wir werden unmerklich von ihr geführt, durch all das fremde Erleben, das dieses schlichte und eindringliche Erzählen zu unserem eigenen werden läßt. Und wir merken zunächst gar nicht, daß diese Stimme nun schweigt: spinnt sich die Geschichte nicht weiter? Folgen auf dieses Ende nicht wieder neue Anfänge und Schicksale? „Und viele Geschlechter reihen sich dauernd an ihres Daseins unendliche Kette."

Das Thema ist alt: schon im 3. Jahrgang des Kunstwarts (III, 13) hat Avenarius darüber gesprochen. „Wir haben auch hier ein Gebiet, das, wie zum Beispiel der Kunsttanz, die schöne Gartenkunst, der Zirkus mit seinen Darbietungen, in unseren Zeitungen nicht ernsthaft besprochen wird" — heißt es dort. Nun, es hat sich manches geändert: der Kunsttanz, die Gartenkunst, auch die Vortragskunst wird besprochen, die Kunst thront nicht mehr in vornehmen Höhen fernab über dem Leben, sie sucht vielmehr auf allen Gebieten die innigste, unmittelbarste Berührung mit ihm. Warum bleibt gerade unser Thema so auffallend neu? Der Virtuose wird bejubelt, der wirkliche Erzähler (der freilich damals noch ganz fehlte) ist noch immer selten. Und wenn ich auch von Typen und Idealbildern gesprochen habe, es lassen sich doch für den ersten Typus Beispiele in Menge bringen und viele von den Zügen, die ihn kennzeichnen, selbst an den bedeutendsten Erscheinungen beobachten — während der zweite Typus im wesentlichen wohl nur hie und da im privaten Kreise zu finden ist. (Unter den Vortragskünstlern, die in der Öffentlichkeit vortreten, ist vor allem Emil Milan zu nennen.) Und das Publikum? Das ist noch immer vielfach dann am meisten befriedigt, wenn der höchst berühmte Rezitator es dahin bringt, daß es von und in seinen Vorlesungen ganz „weg" ist — weil eben der Vortragende so sehr „da" ist, daß seine Gegenwart erdrückt. Und es scheint noch immer an manchen Stellen notwendig, „von dem größeren Ernste, der in die Kunst und in den Kunstgenuß des deutschen Volkes einzuziehen scheint, ein Stückchen auch für die Vorlesungen unsrer Dichtungswerke und für die Beurteilung dieser Vorlesungen zu erbitten".

Hermann Ullmann

Digitized by Google

Die Freunde Raabes

werden von des Meisters Braunschweigischen Verkehrsgenossen, den „Kleidersellern“, im „Eckardt“ zu einer „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“ zusammen geladen. Der Aufruf, den Wilhelm Brandes verfaßt haben mag, ist gleichzeitig warmherzig und klug, und wie ungewöhnliches er fordert, er fordert's aus guten Gründen. Raabe ist auch für uns nicht nur ein Schriftsteller und Poet, auch nicht nur ein großer Poet, so viel das ist. Raabe steht vor uns nicht nur als eine Persönlichkeit, die wir mehr und immer noch mehr kennen lernen wollen, sei's, um von ihr zu lernen, sei's, um uns ihrer zu erfreuen — er steht so vor uns, aber außerdem auch noch als Verkörperung unsres besten Volkstumes, wie wir's lieben, und weil wir's lieben, erhalten und gepflegt sehen wollen. „Der deutsche Mensch“ Raabeschen Geistes, er darf im neuen Deutschland nicht vergehen, wenn wir in Liebe zum Vaterland glückstark bleiben sollen, und unser Gestorbener lebt noch auf lange hinaus genug, um ihn in seinem Besten zu kräftigen. Deshalb wollen wir mit unsersgleichen zu Raabe gehn und mit denen, die fühlen und denken wie wir, unserm Volkstum in Raabeschem Geiste getreu sein.

Die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“ ist so gedacht, daß sich, wie beim Dürerbunde, Ortsgruppen zusammenfinden, um je nach den besonderen Verhältnissen und Personen auf diese oder jene Weise zu wirken. Für einen kleinen Bundesbeitrag, etwa 2 Mark, soll man regelmäßige „Mitteilungen“ erhalten. Die „Mittelstelle“ ist in Braunschweig, und zwar, wie ich versichern kann, in den besten Händen. Man melde sich dort bei Justizrat L. Engelbrechts an, Wolfenbüttler Straße Nr. 56. A

Vom Stillstand und Fortschritt der Talente

H. Hesse, „Gertrud“ (Verlag A. Langen, München); J. Schaffner, „Hans Himmelhoch“, „Konrad Pilater“, B. Kellermann, „Das Meer“ (alle drei bei S. Fischer, Berlin); E. E. Pauls, „Der Freiheit Hauch“ (Schloeßmann, Hamburg); R. H. Bartsch, „Bittersüße Liebesgeschichten“ (Staackmann, Leipzig); Friedrich Huch, „Enzio“ (M. Mörike, München).

Die sieben hier vorliegenden Prosabücher stammen, mit einer Ausnahme, von bekannten und beliebten Poeten; sie enthalten, da sie je ungefähr das fünfte, sechste oder siebente Buch ihrer Verfasser sind, vereint mit den früheren, in gewissem Grade ein Zeugnis von ihres Schöpfers künstlerischem Wollen und Können, von seinen Absichten und Ansichten. Ihre Lektüre hat vornehmlich die Gedanken hervorgerufen, welche der in diesem Heft stehende Aufsatz „Die Talente und die Dichtung“ darlegt; die Leser sind gebeten, ihn vor der folgenden Kritik zu lesen.

Hermann Hesses Name ist zuerst durch seinen Roman „Peter Camenzind“ bekannt geworden, der einen damals ungewöhnlichen Herzenston, eine schöne Heimatliebe und eine angenehm stimmungvolle Melodie der Rede enthielt. Seither haben die Optimisten auf sein Talent große Hoffnungen gesetzt; mir scheint, daß er sie, soweit sie eine Entwicklung in sich schlossen, nicht erfüllt hat. Schon Hesses nächstes Buch, „Unterm Rad“, schien so flüchtig abgefaßt und so sehr von Emil Strauß abhängig, daß man sogleich nach dem folgenden ausschaute. Es kamen Novel-

Digitized by Google

len, die zum Teil nur Studien an unbedeutenden, aber um so breiter dargestellten Kleinigkeiten waren. Nur in einigen bewährte Hesse wiederum jene Fähigkeit, eine starke Stimmung zu erzeugen; besonders edel-keusche, vornehme, aber starkfühlende Frauengestalten gelangen ihm und eine im ganzen Wesen kreisende, das ganze Wesen erhöhende Liebe, die mehr von ferne und in der Vorstellung als in leiblicher Wirklichkeit gedeiht. Nun endlich tritt er wiederum mit einem Roman hervor. Aber eine bemerkenswerte Entwicklung seines Schauens und Könnens vermag ich persönlich darin nicht zu finden. Im Mittelpunkt steht eine anfangs schwankende Künstlernatur, ein Musiker, der allmählich zum sichern Selbstgefühl sich durcherlebt. Durch„ringt" kann man nicht sagen, da eigentlich alles, zum Teil auch weil der Held lahm ist, in mattem Zuwarten und Gehenlassen geschieht. Der Charakter dieses Handlungträgers hat etwas Farbloses, Resigniertes; sein Erleben schreitet nur in Stimmungen, nicht in irgendwelchen tieferen geistigen oder menschlichen Erlebnissen, von Liebe abgesehen, fort; soziales Leben gibt es für ihn nicht. Der ganze Roman spielt in ein paar Herzen, von denen einzig das des rastlosen, qualgepeitschten, polygamen Sängers Muoth ein wenig vielgestaltig dargestellt wird, dessen begehrende Vordringlichkeit dem Musiker seine Geliebte raubt.* Der Sänger stirbt dann als Gertruds Gatte, und der inzwischen als Komponist berühmt gewordene Musiker lebt fortan neben der jungen, nonnenhaften Witwe in scheuer Verehrung und Entsagung. — Für die Gestalt Muoths kommt als Vorbild wohl wesentlich die des „Kött" von Bartsch in Betracht, aber wieviel heißer und kraftvoller ist sie noch aus der Tiefe heraus gestaltet, als diese jedem Theaterfreund bekannte Gestalt des in Alkohol und zuchtloser Laune allmählich verkommenden temperamentvoll-gescheiten Herzbezwingers! Gertrud selbst kennt man auch schon — aus Hesses eignen Werken. Sie ist eine neue Ausgabe des obenerwähnten Frauentyps. Der Musiker endlich ist mir persönlich unglaubhaft, sobald behauptet wird, dieses stille Dulderchen schaffe tiefe, leidenschaftliche Werke. Sind solche einem Künstler zuzutrauen, dessen wesentliches Interesse sich um sein eignes Glücklich- oder Unglücklichsein dreht? „Man kann Geld erwerben, auch Ehren und Orden, aber Glück oder Unglück erwirbt man nicht, nicht für sich und nicht für andere. Man kann nur hinnehmen, was kommt." Das ist das ausgesprochene Grundmotiv der blaßblauen Blütenweise dieses Buchs. Man hört sie willig, hört sie wohl auch gern ein, zwei Bücher lang, zumal Hesse sie in zwar nicht durchaus eigener, aber in wohllautender Sprache und so breit und proportionlos vorträgt, daß manche Herzen sich leicht darein verlieren mögen. Auf die Dauer kann sie keinem sich vertiefenden Leben, keiner drängenden Naturwahrheit entspringen, und so klingt sie fad. Die innigen, von Herzensmächten bestimmten Szenen, die Hesse unleugbar gelungen sind, erinnern doch nur sehr oberflächlich an „Werther"; gerade Goethe schuf aus der Not einer ganzen Zeit und Gesellschaft — und er blieb nicht beim Werther.

* Er sagt einmal mit guter Charakteristik zu dem Musiker: „Sie sind ein so bescheidnes Kaninchen, daß Sie es nie zu etwas bringen würden, wenn man Ihnen nicht zuzeiten einen Stoß gäbe."

Digitized by Google

Es ist eine eigentümliche Sache mit den derzeitigen schweizerisch-alemannischen Talenten, zu denen außer Hesse auch Jakob Schaffner gehört. Sie haben wohl alle dem weiland Züricher Stadtschreiber einmal zu tief ins Auge geblickt; und weil der eine Art Selbstbiographie, widerwillig genug, als Dichtung herausgab, und weil diese Selbstbiographie eine Dichtung ward, und zwar eine große — so finden sie das eigne Leben als Dichtstoff ebenfalls angemessen und bequem. So scheint es — man kann das natürlich keinem Lebenden nachweisen, ist aber zum Beispiel die ziellose, instinktarme und vagantische Entwicklung im Leben von Schaffners „Konrad Pilater“ anders zu begreifen? Schaffner begann nicht mit biographischen Romanen, sondern für weitere Kreise mit einigen Dorfnovellen von guter Gegenständlichkeit, denen ein brüchiger, ungemeisterter Roman folgte. Dann gerlet er leider ins Literatenhafte mit einem gehaltlosen Buch „Hans Himmelhoch“, worin ein halb zynischer, halb naturburschenhafter Jüngling seiner Berliner Herzensdame Reiseerlebnisse in feuilletonistelnden Briefen zuplaudert und zwar oft recht sinn- und zusammenhanglos. Derselbe Schaffner, der solcherweis seiner bessern Natur entfremdet ward, holte nun anscheinend den erforderlichen autobiographischen Roman nach; aber ach, er sieht den einstigen Wanderburschen und Schuhmachergesellen nur noch von oben herab; das ist unerquicklich und ästhetisch peinlich genug, da die 548 übrigens inhaltarmen Seiten im Ichstil abgefaßt sind und vergeblich die verlorne Naivität des Schreibers zu erweisen suchen. Ein Blick auf die echte „Schreibe“ des Arbeiters Karl Fischer, in dessen „Erinnerungen“ ein Stück Poetentum steckte, kann jeden von der Künstlichkeit dieser Diktion überzeugen. Wie gleichgültig ist es da, ob sie wirklich, wie gerühmt wird, so sehr „gewandt“ ist und etwa auch Anklänge an Kellers volle Töne enthält. Von Keller hat ja diese gesamte neusüddeutsche Romanprosa höchstens den Klang und Rhythmus, durchaus aber nicht Geist noch Anschaulichkeit. Traurig und seltsam bleibt, wie ein starkes Talent — das schien Schaffner im Gegensatz zu Hesses schon anfänglich schwächlicher Natur — so ins Breite auseinanderfahren mochte. Sehe ich recht, so ist es hier ein innerliches Versagen der intellektuellen Fähigkeiten, ein Mangel recht eigentlich an Bildung im Sinne von Ausformung und Organisation der inneren Kräfte, was die Haltlosigkeit erklärt.

Auch aus Bernhard Kellermanns Roman ersieht man, daß er einmal der modernen Zivilisation und dem Kultus des bedruckten Papiers nahegestanden hat. Davor ist er geflohen, ans „Meer“, in die Bretagne. Und sein kameradschaftlich intimes Zusammenleben mit den Fischern, deren einfaches Triebdasein, das im Gelderwerb für täglich Brot, sehr viel Alkohol und die Frauen aufgeht, schildert er ebenso sicher wie die Ekstasen, die ihn angesichts der wilden Einsamkeit des Landes und der prachtvollen Raubtiergröße des Meeres ergreifen. Aber: er selbst ist im Innern kein Genoß der bretonischen Fischer geworden, so gern er sich's auch vortäuschen möchte, er ist immer der zugereiste Literat geblieben, der alles sieht und ins Licht des Bewußtseins zieht, um es den armen Europäern, so an seiner Lust nicht teilhaben, später in trefflichem Stil und wohlromanisiert

Digitized by Google

vorzurhapsodieren. So hat er für uns Deutsche besorgt, was für die Franzosen Pierre Loti mit seinen „Islandfischern“ schon ehemals geleistet hatte. Und es wäre doch eigentlich gar nicht nötig gewesen! Kellermann hatte allerdings immer trotz der sehr gewaltig daherstürmenden Gefühle in seinen Büchern etwas Literatenhaftes an sich; gerade diese Berauschungen schienen mehr künstliche Befreiungen eines seiner selbst nicht sichern Instinktes als freigeborne Naturkräfte. Nach den Liebesromanen „Pester und Li“ und „Ingeborg“ versuchte er im „Tor“ eine etwas objektivere Gestaltung, einen Heilandroman, der manche später von Artzibaschew und Gerhart Hauptmann sicherer gestalteten Züge vorwegnahm; nun ist er wieder zu den ersten Räuschen zurückgekehrt, und sein Literaten-„Meer“ zeigt sein Talent ungeschwächt, obzwar der Manier etwas näher als zuvor — aber auch nicht gewachsen.

Manier ist die eigentliche Gefahr unsres Literatenwesens. Denn dann sprechen wir doch wohl von Manier, wenn ein Können ohne den Zwang inneren Erlebens zur Schaffung weiterer Werke angewendet wird. Eilhard Erich Pauls hatte in seinen Novellen vom „Leid“, die ich vor anderthalb Jahren hier anzeigte, eine feinfühlige Weise gefunden, geschichtliche Begebenheiten als bittere Herzenserlebnisse von mehr oder minder unbeteiligten Zeitgenossen recht eigentlich fühlbar darzustellen. Genau so macht er's in seinem neuen Buch mit der großen Zeit von Napoleons Siegen über Deutschland; darin führt er in das Kleinbürgermilieu des späteren Knabenattentäters Staps nach Erfurt, wo Mutter und Sohn in einer schier übermäßigen Herzensinnigkeit leben; das weiche Gemüt des Jungen wird allmählich durch allerlei mit Gefühlbetonung überladne Schlagphrasen von Ehre, Freiheit, Nation, Tyrannei usw. aus seiner ruhigen Bahn gedrängt, bis er zu dem läppischen und überspannten Attentatplan schreitet, der ihm im Gefühl der Mutter und einiger andrer eine Märtyrerglorie einträgt. Diese Gefühlschwelgerei hat nun schon, obwohl sie immer noch einen gewissen Hauch eignen Lebens verspüren läßt, weit weniger anschauliche Gewalt als die in Pauls' früheren Novellen, und die Darstellung so überragender Zeit unter der Perspektive verzärtelten Empfindunglebens könnte nur dann künstlerisch gerechtfertigt sein, wenn elementarstes Naturmüssen, nicht aber eine künstlerisch bedenkliche „Methode“ dahintersteckte.

Auch Rudolf Hans Bartschs längste und gewichtigste „bittersüße Liebesgeschichte“ spielt in der jetzt so beliebten Napoleonzeit, in den Jahren des Tiroleraufstandes. Man braucht wohl kaum noch zu sagen, daß Bartschs Liebenswürdigkeit auch des Krieges Schrecken in eine idyllische Atmosphäre versteckt, allwo sie nur in der Form einiger ernster, aber nicht wirksamer Philosopheme ein Plätzchen finden. Aber sein Buch heißt eben auch nicht „Der Freiheit Hauch“. Das Menschliche freilich, das er bringt, kennen wir nun auch von ihm schon allgemach: sehr sinnenfrohe oder auch schmachtfreudige Liebe, ein wehmütig Entsagen und selten Sichfinden. Alles mit schier unglaublicher Frische vorgetragen, so daß man die Banalität und die stellenweis erstaunliche Willkür der Erfindung kaum merken mag. Wer diesen unterhaltsamen Prosalyriker Bartsch von früher liebte, der sich in allen Zeiten und Orten elegant und einiger-

Digitized by Google

maßen umweltsicher bewegt, der wird ihn kaum geschwächt, höchstens etwas fahriger, etwas nervöser wiederfinden. Wer auf stärkere Sachlichkeit, Gediegenheit, Tiefe, auf größeren Ernst und ernstere Gegenwarttreue in seinem reifenden Talent wartete, wird abermals auf ein weiteres Buch, das fünfte nach den zwölf steirischen Davidbündlern, vertröstet. Bartsch, so hofften wir, sollte uns der berufne Dichter von allebem werden, was uns an Österreich liebenswert erscheint — einstweilen aber ist er „nur" einer der liebenswertesten österreichischen Dichter.

Es ist gewiß nicht zu raten, die Entwicklung eines Poeten, die ein Lebendiges, Vielfaches, Schwankes darstellt, auf eine simple Formel zu spannen. Begnügen wir uns mit der Wiedergabe des Eindrucks, daß Friedrich Huch mit überzeugender Sicherheit den Weg zur Durchbildung seiner dichterischen Begabung zu beschreiten scheint. Es ist von seinen Werken vor Jahresfrist hier die Rede gewesen. Sowohl der autobiographische Roman wie die Prosalyrik fehlt darunter. Gleich hat er als Gestalter der Umwelt begonnen, die er freilich durch das sehr farbstarke Eigenlicht seines Temperaments sah, im „Peter Michel".* Die zusammengehörigen Romane „Geschwister" und „Wandlungen" fügten dazu formales Wirken von ungewöhnlicher Wagehalsigkeit. Dann folgte, wohl von subjektiven Erlebnissen mit angeregt, das Einzelschicksal „Mao" und wieder ein seltsamer Einzelner im Weltgetriebe, „Pitt und Fox". Huch hat nie soziales Leben gestaltet, aber immer das Individuum in seinem wechselnden Verhältnis zur Welt, wobei etwa fraglich blieb, wieviel Recht auf den andern Teil er dem einen einräumte. Rein künstlerisches Fühlen steht leicht auf der Seite des Einzelnen. Bemerkenswert genug, daß Huch im „Enzio" alle schöpferische Liebe auf den jungen, schönen, liebereichen, begehrten und hoffnungvollen Künstler Enzio vereint, ihn aber dennoch zuletzt im Selbstmord endigen läßt, als sein Talent sich unfähig zur weiteren Entfaltung erweist und sein Temperament ihm des Lebens einigermaßen ernstes Führen schier unmöglich macht. Eine Niederlage des Individualismus, völlig in Gestalt aufgelöst von einem reifen und überlegenen Künstler, sozusagen durch immanentes Leben der Gestalten herbeigeführt. Denn Enzio wird als der liebenswürdigste Egoist von naiver Brutalität geschildert, dessen angeborner Flatterhaftigkeit mehr als ein Menschenglück zum Opfer fällt. Mehrere Herzen brechen an ihm, ein unehelich Kind hinterläßt er und eine aller Glückhoffnungen beraubte Mutter. Unerträglich wäre der Anblick, hätte Huchs ständig vertiefende Menschendarstellung nicht unausgesetzt alle Züge so lebendig veranschaulicht, daß alles notwendig wird wie es wird und Enzio selbst unsre volle Sympathie gewinnt. Den besten Gewinn solcher echt dichterischen Darstellung bildet eine Reihe von anmutigen

* Dieser vor einigen Jahren von Avenarius im Kunstwart warm begrüßte Roman ist übrigens kürzlich bei Mörike, München, in einer ansprechenden billigen Ausgabe (2 Mark) erschienen. Manchen Lesern, denen die stärker subjektiven Töne seiner neueren Bücher fremd bleiben, mag dieser heiter-tragische Lebenslauf eines deutschen Michels und Philisters mit seiner starken Lebenswärme näher kommen. Das Buch gehört in jede Bibliothek von moderner Dichtung.

Digitized by Google

und ergreifenden Auftritten der Liebe oder Enttäuschung, Eifersucht und Aussprache, in denen Huch seine ganze reizvolle, oft humorhafte Erfindunggabe spielen läßt. So gibt das Buch Reichtümer, die heute selten sind. Zumal, da dieser bedachte Poet trotzdem nahezu alles Leben wie aus vollster Natur heraus schöpft und so licht, so volksliedhaft gemütkräftig darstellt, daß er an die reinsten Herzen der bildenden Kunst, an Schwind und Richter gemahnen würde, wäre er nicht gleichzeitig durchaus „moderner" Mensch. So sonnenklar nämlich sein Stil und seine Auffassung geworden ist, so verwickeltes Seeleninneres spiegelt er doch. Huch verlangt aufmerksame Zuhörer. Besonders wenn er in diesem von ihm so genannten „musikalischen Roman" auf eigentlich künstlerische Probleme kommt und das Schaffen des Tonkünstlers erörtert, indem er etwa auch geistreich historisiert. Dem Aufmerksamen gibt er ein wohlgefülltes Maß von Einsichten in die unerklärlichste Sprache des Unaussprechlichen und ihr Werden. Huch hat verhältnismäßig nicht schnell und überproduktiv geschaffen. Obwohl man den Eindruck leichter Erfindung und ungezwungener Darstellung noch immer, mehr fast als früher gewinnt, fühlt man seiner jüngsten Dichtung etwas von jenen gefestigten, ruhigen Atemzügen an, die das Werk der Meister kennzeichnen. Es gibt nichts Froheres von dem Talent eines Dichters zu sagen.

Ezard Nidden

„Negerkönigs Tochter"

Otto Stoeßl führte schon in seinem Schelmenroman „Sonjas letzter Name" die Verwicklungen und Begebenheiten der Erzählung dadurch herbei, daß er ein Mädchen in ein ihm fremdes Milieu, in fast für das Mädchen unmögliche Verhältnisse versetzte. Was in dem frühern Buch die galizische Jüdin Lea Weinrausch, für die ein Oberleutnant zu sorgen hat, ist — das ist in der neuen Erzählung „Negerkönigs Tochter" (bei Georg Müller, München) eine kleine Negerin, die der tschechische Afrikaforscher Dr. Hesky mit nach Wien bringt. Natürlich treten damit die Gegensätze weiter auseinander. Aber, indem der ganze Fall vereinzelter, absonderlicher wird, vermindert sich auch die Möglichkeit, freien allgemeinen Humor walten zu lassen.

Stoeßl ist ganz und gar Österreicher, wie nicht nur „Sonjas letzter Name" sondern auch sein Roman „In den Mauern" bewies, und das Spezifisch-Österreichische wird viele Leser seiner Schriften besonders interessieren. So entwirft die vorliegende Erzählung an einem Einzelfall ein Bild davon, wie sich das Tschechische im österreichischen Leben gibt — abseits der Prager Krawalle und Verhetzungen. Man erhält beim Lesen so viel Eindruck davon, daß man wünschen möchte, von einem so objektiven Verfasser, der selbst Deutscher ist, aber mit der Liebe des Dichters auch die andern sieht, einmal diese Dinge umfassend dargestellt und über den Einzelfall, der hier nur gegeben wird, allgemein geschildert zu erhalten.

Stoeßl strebt sichtlich einer bewußten Erzählungskunst zu und gehört zu den in Frage kommenden Männern, deren Entwicklung beachtenswert ist. Und er zeigte schon in seinem ersten Buch „Kinderfrühling", das für mich von seinen Arbeiten noch heut das reinste, harmonischste ist, eine stille

Digitized by Google

innige Poetenart. Seine spätern Bücher sind mir, trotz vielen Vergnügens, das mir die Lektüre bereitete, nie ohne eine gewisse Dissonanz erschienen, über die ich lange nicht zur Klarheit kam. Nun glaube ich den Grund gefunden zu haben: Stoeßls neue Erzählungen charakterisieren sich im großen ganzen als Berichte, nicht als Darstellungen, so wie die alte Novelle im Grund Bericht ist. Seine Stoffe aber greift er nicht so pointiert, epigrammatisch — wie es die alte Novelle tut —: daß sie gerade im Bericht zu ihrer besten Wirkung kommen könnten. Sie verlangen ein andres Maß an Breite, an seelischem Aufbauen der Gestalten, damit der Leser mit ihnen intensiver fühlen und leben könne und damit er sich aus den Möglichkeiten in der Stoeßlschen Erzählung mehr in bestimmte gegenständliche Wirklichkeit versetzt sehe. Der Stoff ist Roman, die Behandlung strebt, erzählend, der Novelle zu. Vielleicht wird Stoeßl in einer spätern Arbeit zu einer harmonischeren Lösung kommen.

Wilhelm von Scholz

Paul Ernst auf der Bühne

Dresdner und Münchner Theater

In ganz kurzem Zwischenraum konnte man zwei Tragödien von Paul Ernst auf der Bühne sehen: das Dresdner Hoftheater brachte Ende März „Ninon de Lenclos“, das Münchner Residenztheater Anfang April „Brunhild“. Beiden Bühnen ist der Literaturfreund Dank schuldig, daß sie sich des selten aufgeführten „Neuklassikers“* annahmen; denn Paul Ernsts Werke verheißen kaum, auf dem Spielplan zu bleiben. Es fehlt ihnen die Wärme, welche ein Publikum dauernd fesselt. Zudem finden sie noch immer starken Widerspruch aus den Reihen angesehener Kritiker. Trotzdem ist Ernst und seinen Anhängern die Bühnenprobe und zumal eine so vornehme, einheitliche und stimmungstarke Darbietung wie etwa die Dresdner, wohl zu gönnen. Auch wenn man nicht der Meinung ist, ein Drama könne erst nach der Aufführung wirklich beurteilt werden, so entspringen der Bühnenprobe doch meistens für Autor und Beurteiler wichtige Anregungen. Für mich ist vor allem das bemerkenswert gewesen: wie merkwürdig Ernst, seiner eignen Forderung entgegen, die Handlung auf der Bühne vermissen läßt. Das schier endlose Reden über den Sinn des Lebens, das Ziel und die Mittel der Betätigung, über die metaphysische Bestimmung des Mannes und des Weibes, darüber liest man verhältnismäßig leicht hinweg, muß man das aber alles anhören, so tritt das zunächst Untheatralische eines solchen Verfahrens doppelt grell ins Bewußtsein. Bei Ernst ist aber das Räsonnement auch undichterisch, und noch mehr: es ist oft nicht nur farb- und anschauungslos, sondern auch flach. Verbessert wird der Eindruck dadurch nicht, daß fast alle seine Personen ihre geistige Entwicklungsgeschichte im Verlauf des Dramas vortragen. Diese rückwärts aufklärende Methode versteht Ernst nämlich nicht wie Ibsen zum dramatischen Antrieb der Szene zu verwerten, sondern alle diese gedanklichen Erörterungen belasten Auftritt für Auftritt mit schwersten

Theater

* Wir kommen auf die mit diesem Wort bezeichnete Richtung demnächst in einem längeren Aufsatz zurück. Kw.-L.

Digitized by Google

Gewichten toten, ungestalteten Materials. Dabei sagt Paul Ernst mit etwas zu scharfem Ausdruck selbst in seinem „Weg zur Form“: „Alles, was nicht zur Handlung gehört, zum Beispiel also das Notwendigste übersteigende Gespräche, wird uns unerträglich.“ Eine seltsame Ironie liegt darin. Immerhin würden mehr oder weniger gehaltlose oder langweilige Einschiebsel dieser Art ja eine dramatische Handlung noch nicht zerstören, wäre nur eine solche da; ein rotstiftfreudiger Dramaturg würde sie vielleicht einfach tilgen. Aber gerade an der einheitlichen Handlung und der mit ihr etwa verbundenen Spannung fehlt es Ernsts neuen Tragödien. Der altbekannte Stoff von Ninon, der rätselhaften Liebekünstlerin, die unwissend ihren eignen Sohn an sich lockt und seinen Selbstmord mitverschuldet, ist an sich stark bewegt, aber nur eben für einen Einakter ausreichend, wenn man nicht in Psychologie der Beteiligten oder reichlicher Umweltschilderung Bereicherung suchen will. Gerade das tut nun derselbe Ernst, der als Kritiker dergleichen geringschätzt. Ninon und ihr Sohn reden ungemein viel von ihrer Seele. Und die amouröse Umwelt wird durch Einführung von zwei weiteren Liebhabern gekennzeichnet, welche beide in das eigentliche Drama nur ganz äußerlich verwoben sind. So äußerlich, daß man zuletzt, als einer umgebracht wird, nicht erschüttert ist, sondern in seiner Menschenroheit darüber erfreut, den Störer der Handlung loszuwerden. Denn zuletzt drängt natürlich wirklich etwas auf den Selbstmord der widernatürlich und hoffnunglos Liebenden. Aber gerade da findet Ernst noch Zeit, die ironische historische Anekdote von der königlichen Botschaft sich abspielen zu lassen, die Ninon auffordert, ins Kloster der reuigen Jungfrauen zu gehen, worauf sie treffend erwidert: bin weder Jungfrau, weder reuig. Es sei nichts gesagt von der inneren Brüchigkeit der Charaktere bei Ernst, er erstrebt ja keine wirkliche psychische Einheitlichkeit. Aber das Herausschreien von eignen Liebe- und Brunstschmerzen wirkt darum auf den nicht neuklassisch Gebildeten nicht minder peinlich, weil sie nichts zur Charakteristik beitragen, und die Widersprüche, in welchen sich der Inhalt der Gespräche bewegt, empfindet er wegen der neuklassischen Theorien auch nicht als erfreulicher.

Trotzdem und trotz allem, was man noch gegen diese Kunst anführen mag, wird man vielleicht Paul Ernst gewisse Keime zu dichterischer Begabung doch nicht absprechen wollen. Auch in „Ninon“ klingen an einigen wenigen Stellen Töne, die eine feinere poetische Absicht verraten; am fühlbarsten etwa dort, wo der Vater des verzweifelten, endlich wissend gewordenen Sohnes über ihn gebeugt die Worte spricht:

„Wohl leidet tiefer wie das Tier der Mensch,
Und härtre Qualen muß der Hohe dulden,
Wie der Gemeine. Kennst du Gottes Leiden?
»Wie du willst, Vater«, fleht er jede Nacht,
Und jede Nacht küßt Judas seine Lippen,
Und jeden Morgen wird das Kreuz erhöht,
Und »Warum hast du mich verlassen, Vater!«
Schreit jeden Abend unser Gott am Kreuz.“

Hier fühle ich etwas wie Größe,

Digitized by Google

wie Ergebnis einer langen inneren Entwicklung zur Frömmigkeit, von der auch sonst die Rede war — die freilich nicht mit einem Zuge sonst im Stück gestaltet ward. Auch die gedrängte, wohldurchdachte Verssprache kommt in diesen Zeilen zum Vorschein, die sonst besonders Ernsts kleine idyllische Einschiebsel — sein reizvollstes Eigengut — trefflich kleidet, auf die Dauer aber und in dramatischen Momenten recht monoton wirkt.

Der Ninonstoff, übrigens zum Einakter wie vorbestimmt, ist recht modern; aber der Wettbewerb der Stucken, Hardt und Freksa drückt Paul Ernst nicht. Für seine „Brunhild" jedoch ist sowohl Hebbel wie Wagner wie das alte deutsche Lied verhängnisvoll. Nach seiner theoretisch lange bekannten Überzeugung, daß von den Gestalten der Heldensage weder die Nibelungen noch Siegfried tragisch seien, sondern allein Brunhild, hat er sie zur Heldin gemacht. Der ganze Betrug an ihr ist in die Vorgeschichte verlegt, im Spiel kommt durch eine äußerst künstliche wechselseitige dialektische Erpressungmethode (nach dem veräußerlichten Muster des psychologisch tiefen und hinreißenden „Streites der Königinnen") nun die furchtbare Hintergehung ans Licht, und Brunhild fordert von Hagens Vasallentreue den Mord an Siegfried. Der letzte kurze Akt bringt im Abenddunkel Siegfrieds Leiche und Brunhilds Selbstmord (Götterdämmerung). Anschaulich wird leider die Vorgeschichte nicht durch jene von den einzelnen Gestalten meist recht grundlos und weitschweifig erzählten Selbstenthüllungen. Und dadurch fehlt dem ganzen nur zweistündigen Vorgang, der überdies wiederum mit den erwähnten allgemeinen Erwägungen belastet ist, das Gewicht. Jede tiefere Bedeutung, so mühsam sie äußerlich aufgelegt wird, ist ihm genommen. Es erklärt sich zwar Brunhild für eine außerordentliche Gestalt, doch sie wirkt nicht so; damit ist sie aber für das ganze Werk typisch, das von Ernsts Werken die höchsten Ansprüche erhebt und sie am wenigsten erfüllt. Nicht wer die gewaltigen Stoffe neu durchdenkt, sondern nur wer sie neu erlebt, hat das Recht, sie noch einmal zu dichten; in dieser Brunhild habe ich persönlich nicht einen Hauch lebendiger Neuschöpfung erspüren können. Die Münchner Aufführung zeigte übrigens wieder recht auffällig, wie gefährlich der nur scheinbar neue Jambenton des Neuklassikers für den Schauspielerstand werden kann. E. A.

„Mesallianz" von Shaw

Wiener Theater

Immer weiter entfernt sich Bernard Shaw von seiner holden „Candida". In „Mesallianz", dem jüngsten Erzeugnis seiner grotesken Laune, ist er schon dort angelangt, wo man die Technik seines Witzes zu durchschauen beginnt. Wie Wippchen Bruchteile gegensätzlicher Redensarten zu windschiefen Wortbildern verband, die einst als ungemein witzig galten, so lebt Bernard Shaws Witz von der Umkehrung eingelebter Wahrheitsbegriffe und ihrer gebräuchlichen Formeln. Oder aber gar: er nimmt etwas Falsches an, um dann durch Umkehrung eine verblüffend wirkende Berichtigung zu gewinnen. Es gibt wohl kaum einen Menschen, der auch nur einen Augenblick geglaubt, Euripides sei durch Feigheit und Shakespere durch Trunksucht groß geworden. Gleichwohl

Digitized by Google

läßt uns Shaw durch eine seiner Sprechpuppen belehren: „Shakespere betrank sich und Euripides lief aus der Schlacht davon. Aber groß gemacht hat sie das Niveau, zu dem sie sich erheben, nicht das Niveau, bis zu welchem sie sinken konnten.“ Tiefsinniger hat sich, was sich von selbst versteht, wohl kaum noch gebärdet. Solcher Art sind die Sentenzen, womit Shaw die uferlosen Debatten seiner jüngsten Komödie bestreitet; man müßte, wie seine unbedingten Anhänger und Verteidiger, das Gras wachsen hören, um in diesem rein technischen Verfahren seines Witzes einen höheren ethischen Zweck zu erkennen. Ihm sei es, so rechtfertigen sie sein antidramatisches Beginnen, nicht darum zu tun, Ideen zu vertreten, ihm komme es einzig darauf an, sie von ihrem Klischee zu befreien. Möglich, daß dies wirklich das Ziel seines literarischen Strebens ist. Dann aber durfte er sich nicht der Bühne als Mittel bedienen, wo Ideen und ihre Handlungen doch nur dann daseinsberechtigt sind, wenn sie sich in Anschauung umsetzen. In „Mesallianz“ gibt es nur Worte — Worte — Worte über alles und nichts. Im Anfang hat es den Anschein, als sollte ein ernstes Thema abgewandelt, als sollte dargetan werden, wie das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern durch falsche Schambegriffe zur Unaufrichtigkeit gerade in den wichtigsten Lebensfragen gedrängt werde. Doch je mehr Leute sich in die Debatte mischen, desto sprunghafter wird sie, bis endlich alle aneinander vorbei ins Blaue reden. Wie um diese seine Methode zu rechtfertigen, zieht Shaw in den Kreis seines bunt schillernden Antithesenspieles zumeist nur Personen, die just das Gegenteil dessen sein möchten, was sie in Wirklichkeit sind. Da ist ein biederer Unterwäscheerzeuger, der es durch redliche Arbeit zu Vermögen gebracht hat und in seinen alten Tagen sich in der Rolle des philosophisch geschulten Besserwissers gefällt. Um das Volk mit neuen Ideen zu beglücken, gründet er Freibibliotheken, warnt aber zugleich vor Ideen, da diese nicht einmal imstande seien, Unterwäsche hervorzubringen. Ein armer, verrückter Schreiber, der den Begründer der Freibibliotheken mit dem Revolver bedroht, ist wohl als Illustration zu dieser „These“ gedacht. Er hat nichts im Magen, dafür desto mehr unverdaute Ideen im Kopfe, die er aus einer jener Büchereien geschöpft hat und die sich nun anarchistisch gegen ihren Begründer wenden. Zweimal nur wird das Hin-und-Hergerede durch äußere Geschehnisse unterbrochen. Zuerst fällt ein Aviatiker durch das Glasdach ins Haus und setzt eine Akrobatin ab, in die sich alle Männer verlieben, und dann schleicht sich der erwähnte Schreiber mit seinen Mordabsichten ein. Die Akrobatin ist standhaft und weist alle ehr- und unehrbaren Anträge ab. Im Gegensatz zu ihr wirft sich die in strengster Prüderie erzogene Tochter des Hauses dem vom Himmel herabgefallenen Aviatiker an den Hals, und dem armen Schreiberlein fällt die dramatische Mission zu, unfreiwilliger Zeuge dieser Liebesszene zu werden. Da das junge Paar dabei ertappt wird, nimmt der Aviatiker ritterlich alle Schuld auf sich und zwingt den Schreiber, das Gegenteil von dem zu bezeugen, was er gesehen hat. Nun wendet Shaw die Situation so, daß der ritterliche Luftschiffer in den Verdacht einer schimpflichen Handlung gerät und sich gezwungen sieht, den armen Teufel zum Widerruf der erpreß-

Digitized by Google

ten Aussage zu bewegen. Diese gelungene Wendung wirft auf die Hinfälligkeit der gesellschaftlichen Korrektheit, die nicht auf dem festen Grunde der Wahrhaftigkeit ruht, ein satirisches Streiflicht und führt zu der einzigen wirklichen Lustspielszene der ganzen Komödie. Sie gehört mit zu dem Besten, was Shaw für die Bühne geschrieben hat. Aber sie ertrinkt in der Redeflut des übrigen. Noch ein paar solcher Komödien, und man wird Shaw unangefochten im Troß der Spaßmacher mitlaufen lassen, ohne ihn mehr künstlerisch ernst zu nehmen. Theodor Antropp

Höfisches Theater

Der Chef der Königlich Preußischen Schauspiele, Se. Exz. Graf Georg von Hülsen-Haeseler, Generalintendant der Kgl. Schauspiele zu Berlin, Wiesbaden, Kassel und Hannover und Generalintendant der Kgl. Hofmusik, Kammerherr Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Wirkl. Geh. Rat, Ehrenritter des Johanniterordens, Kreuz und Stern d. Komt. d. Kgl. Hausordens v. Hohenzollern, Kgl. Pr. Kronenorden I. Kl., Kgl. Pr. Rot. Adlerorden II. Kl. m. Eichenlaub u. d. Stern, Kgl. Pr. Kronenorden II. Kl. m. d. Stern m. Brillanten, Kgl. Pr. Rot. Adlerorden III. Kl. m. d. Schleife u. Krone usf. usf. usf., fühlte sich kürzlich zu etwas ganz Außerordentlichem getrieben: er flüchtete gewissermaßen an die Öffentlichkeit, um sich zu verwahren gegen eine Kritik der Berliner Hofbühnen, die im Landtag ausgesprochen worden war.

Allerdings, nur sehr gewissermaßen kann der Organismus, an den er sich unmittelbar wandte, als Öffentlichkeit angesehen werden. Es waren seine eigenen Leute, die Mitglieder und Angestellten der beiden königlichen Bühnen. Erst durch die Tagespresse, die prompt bedient wurde, erreichte die Demonstration des Chefs die wirkliche Öffentlichkeit. Zum außerordentlichen Empfang seiner mündlichen Mitteilung sollen von den fünfhundert Angehörigen der Hofbühnen über dreihundert zugegen gewesen sein. Und begeistert nützten diese Untergebenen den Anlaß, ihrer unbegrenzten Ergebenheit Ausdruck zu verleihen. Als der Graf seinen Entschluß, abzugehen, erwähnte, erhub sich ein Widerspruch, wie er als solcher eben nur bei solcher Gelegenheit in einem preußischen Hofinstitut laut werden darf, mit stürmischer Exaktheit. Und wie nun sofort danach die beruhigende Feststellung folgte, der Kaiser habe das Abschiedsgesuch des Generalintendanten nicht angenommen, da war des Jubels kein Ende. Als ob irgendein Mensch etwas anderes hätte erwarten können! Georg von Hülsen ist ein vertrauter Jugendfreund des Kaisers, und niemals wurde auch nur der leiseste Verdacht laut, daß der Leiter der Hoftheater seinem allerhöchsten Chef beschwerlich geworden wäre. Ohne zwingenden Grund aber läßt der Kaiser mit Recht keinen fallen, der einmal in seiner vollen Gunst steht.

Um den ungewöhnlichen Doppelschritt (Abschiedsgesuch und Ansprache an die Getreuen) zu erklären, bleibt dem Uneingeweihten nur die Mutmaßung, daß Graf Hülsen-Haeseler sich durch Vorgänge im Kunstleben, die außerhalb seiner Machtsphäre liegen, zum erstenmal einigermaßen gefährdet fühlte und seine Stellung befestigen wollte, vor allem beim Kaiser, dann aber auch in der öffentlichen Meinung und schließlich sogar bei der Berliner Kritik, der er ein paar auffallend

Digitized by Google

liebenswürdige Worte sagte. Man kann da nur an Max Reinhardts Erfolge beim Kaiserhaus denken. Der Kronprinz und die Kronprinzessin, Prinz August Wilhelm und, glaub ich, auch Prinz Eitel Friedrich (der jedenfalls ein eifriger Besucher der Reinhardtschen Vorstellungen ist) nehmen seit einiger Zeit lebhaften Anteil am Deutschen Theater und an den Kammerspielen, besuchen außer den öffentlichen Aufführungen (in der ersten Parkettreihe und nicht in Logen sitzend — man denke!) auch Generalproben und richtige Proben, laden Reinhardt zu Gast und überraschen den kaiserlichen Vater im Schloß Bellevue mit einem Ensemblegastspiel von Reinhardts Leuten und Regiekunst („Minna von Barnhelm"). Und die Kaiserin hat sich persönlich in den Zirkus Schumann bemüht, um Reinhardts verhofmannsthalten „Ödipus" kennen zu lernen; auch hat sie sich bei dieser Gelegenheit den Direktor des Deutschen Theaters (das seit Brahm die kaiserliche Huld entbehren muß) vorstellen lassen und ihm ein paar artige Worte gesagt. Das sind immerhin unerquickliche Begebenheiten für einen kaiserlich-königlichen Theaterleiter, wenn er mit dem ungeheuren Aufwand, den die ihm anvertrauten Betriebe verschlingen, nichts ähnlich Interessantes hervorbringt.

Die Persönlichkeit des Generalintendanten geht uns im übrigen gar nichts an. Und auch bei den andern Gegnern seiner Amtsführung (sie sind nachweislich vielmals zahlreicher als er, scheint's, sehen will) ist schwerlich irgendwo persönliche Abneigung gegen den zweiten Hülsen im Spiel. Kunstfreunde aller Parteien werden mit dem liberalen Abgeordneten gern annehmen, daß das System die Schuld habe, das Hoftheatersystem, im besondern das preußische; denn in Dresden und Stuttgart und (trotz mehr militärischer Oberleitung) auch in München scheint doch bewiesen zu werden, daß auch königliche Hoftheater mehr oder weniger regsam sein und gelegentlich die Vorurteilslosigkeit haben können, ohne die eine künstlerisch wahrhaft lebendige Schaubühne nun einmal nicht denkbar ist. Das königlich preußische System ist von alters her auch beim Hoftheater: unantastbare Bureaukratie, lenkbar nur durch höfische Einflüsse. Von der „vorschriftsmäßigen preußischen Paradekunst" spricht Martersteig (in seinem „Deutschen Theater im 19. Jahrhundert") und von der „Theaterhierarchie Berlins, die starr nach außen und unten, geschmeidig stets nur nach der höchsten Spitze hin, sich immer konservativ behauptete". Der Graf von Hülsen-Haeseler aber vertritt dieses System seit Jahren, vertritt es mit unbewölkter Seelenheiterkeit. Angriffe gegen die schädliche Sache können den nicht ganz übergehen, der sie so mustermäßig verkörpert.

Des parlamentarischen Angriffs sei hier nur mit wenig Worten gedacht. Der Abgeordnete Kopsch hat nachträglich selber energisch darauf hingewiesen, daß der „Chef" vor seinen Schutzbefohlenen von vornherein gegen Dinge Stellung nahm, von denen in jener Parlamentsrede keine Spur zu finden sei. Hülsen sprach zunächst von einer Angelegenheit, die gerade für sie, die Mitglieder und Angestellten der Hofbühnen, von ernster Bedeutung sei; dann behauptete er, daß bestimmte Äußerungen des Herrn Kopsch „sowohl eine schwere Kränkung aller Mitglieder der königlichen Oper in sich schlössen, als auch dem auf

Digitized by Google

höchster künstlerischer Höhe stehenden Orchester und dem hervorragend geschulten Chor direkt ins Gesicht schlügen". . . . Die stenographische Wiedergabe der Landtagsrede enthält in der Tat nichts dergleichen. Solche Kampfesart des Generalintendanten bezeugt schon eine verdächtige Unsicherheit, mindestens eine bedenkliche Nervosität.

Es ist eben tatsächlich auf die wirklichen Vorwürfe des Abgeordneten nichts Wesentliches zu erwidern. Die „Unstetigkeit des Personalbestands infolge mangelnder Zielsicherheit bei Neuengagements (ein Pleonasmus, Herr Abgeordneter; »Engagement« genügt)", zweitens „das Hervortreten ausländischer, insbesondere amerikanischer Kräfte" und endlich „die Bevorzugung ausländischer Werke im Spielplan": diese Beobachtungen sind ja nicht etwa neu, sie sind schon vielfältig ausgesprochen worden und müssen von jedem bestätigt werden, der die neueren Geschicke der Berliner Kgl. Oper nur ein bißchen verfolgt — vorausgesetzt, daß er nicht zum Leisetreten verpflichtet ist oder selber zu den vielen Auslandschwärmern Berlins gehört. Wichtig ist, daß die neueren Opern des Auslands, die den Inlandsgewächsen so bereitwillig vorgezogen wurden, fast ausnahmelos von sämtlichen ernsthaften Vertretern der deutschen Tonkunstwelt als wertlos abgelehnt wurden. Sie brachten auch nicht einmal gute Einnahmen.

Wenn übrigens, nach Hülsens eignem „Material", in der vorigen Spielzeit neben sechzehn deutschen fünfzehn ausländische, in der gegenwärtigen bis jetzt neben dreizehn deutschen elf ausländische Werke stehen, so beweist ja just dies aufs bündigste die Ausländerei der angeblich vornehmsten deutschen Bühne. Wenn in der Hofoper heuer „bloß" vier ausländische Sänger und Sängerinnen zu zählen sind, so genügt das schon reichlich zur Begründung des Vorwurfs, falls diese Künstler bei der Verteilung der tragenden Partien nur ein klein wenig bevorzugt werden. (Auch wird bei den vieren die Farrar nicht eingerechnet, die doch eine recht bedeutende Stellung in der Hofoper hatte, noch Emma Gates, die erst kürzlich gegangen ist.) Sehr merkwürdig — des Merkens nur zu würdig — nimmt sich das aus, was der Generalintendant sagt, um den Ausschluß der modernen deutschen Tonsetzer zu erklären: er beruft sich darauf, daß seine (sehr wenigen und auf ein Jahrzehnt verteilten) Versuche keine Kassenerfolge gebracht hätten! Was soll man da von den Privatbühnen erwarten, wenn die glänzend unterstützte „nationale" Bühne eine so erschreckend veramerikanerte Auffassung ihrer Pflichten ganz unschuldvoll bekennt?! Das steht auf derselben Höhe wie der Stolz ihres Lenkers auf den flotten Absatz der (teuren) Eintrittskarten, der durch die Monopolstellung der Hofoper und ihr Wagner-Monopol genugsam erklärt wird. Schlechtweg rührend war die Enthüllung der Exzellenz, sie bringe von Richard Straußens Opern absichtlich keine Uraufführungen, weil das wilde hastende Leben der Weltstadt diesen Kunstgebilden unbekömmlich sein könnte. (Dresdner Strauß-Premieren werden fast ausschließlich für die Berliner Kritik veranstaltet, behauptet dazu ein Berliner Musikkritiker.)

Mit der Ableugnung seines autokratischen Regiments hat der Sohn Bothos von Hülsen erst recht kein Glück. Er zitiert einen liebhaberisch wohlgemeinten „Erlaß" („Erlaß!")

Digitized by Google

über das Zusammenarbeiten der Dirigenten mit den Spielleitern; darin heißt es höchst bezeichnender Weise: „. . . Doch wäre es grundfalsch, die Kapellmeister in künstlerischer Hinsicht nicht als völlig gleichberechtigt und — was ihr eigentliches Kunstgebiet angeht — als absolut autoritativ und nur mir gegenüber verantwortlich anzusehen.“ „Nur mir“: das ist's ja, was einen ganzen Kerl wie Richard Strauß so heftig — erholungbedürftig machen muß. Bei der leutseligen Kaptation gegenüber der Berliner Kritik erinnern wir uns, wie derselbe Hülsen vor zwölf Jahren als Intendant in Wiesbaden eine ungünstige, doch berechtigte und sachlich gehaltene Opernkritik (des vornehmen Edmund Uhl) ans Schwarze Brett als an einen Pranger hängen, dem Urheber aber den Referentenplatz entziehen ließ. Nach dieser Richtung könnten wir ja nun mit Vergnügen vermerken, daß die Zeiten sich zum Bessern gewendet haben . . .

Bei alledem ist das Hofschauspiel kaum berührt worden. Das hat der Landtagsbote versäumt. In Hülsens Schauspiel sind die Fehler anders, aber nicht minder beklagenswert. Neues haben wir da, außer einem mißglückten Schauspiel von Heijermans, seit Anfang der Spielzeit nicht genossen. Daß jetzt wieder zum Beginn der schönen, theaterwidrigen Zeit, drei Zyklen zu volkstümlichen Preisen verkündet werden (Shakespere-, Lustspiel- und Wildenbruch-Zyklus), das beweist leider nicht viel. Die Wildenbruch-Zusammenstellung stammt vom vorigen Jahr und wird seitdem nicht besser geworden sein. Die Lustspiele treten ja mit „Minna von Barnhelm“, dem „Zerbrochenen Krug“ und den „Journalisten“ sehr vornehm auf, sind aber im übrigen durchweg dünne verstaubte Ware; Bauernfelds „Bürgerlich und Romantisch“, Benedixens „Störenfried“, Lindaus „Erfolg“, Wicherts „Ein Schritt vom Wege“ ragen daraus täuschend prächtig hervor. Und Shakespere? Wer einige dieser Aufführungen kennt, muß dringend wünschen, das königliche Schauspielhaus möge doch lieber erst einmal ein einziges Meisterdrama des Dichters innerlichst erfassen und ohne Überladung darstellen, ehe es seine mißverstandene Meiningerei zyklenweise vertreibt.

Bei der neuen Einstudierung des „Kaufmanns von Venedig“, der einzigen verhältnismäßig bemerkenswerten Leistung seit Monaten und Monaten, wurde die neuere Kunst der Inszenierung wieder völlig außer Betracht gelassen, die Bühne mit schweren Möbeln und hundert Nebensächlichkeiten gefüllt; auf die Wände waren höchst überflüssige Mengen unruhvoller Architektur und Plastik gemalt. Von künstlerischer Vereinfachung durch den Stil der sparsamen Andeutung weiß man im Schauspielhaus noch immer nichts oder will man nichts wissen. Doch über die Fragen der Ausstattung ließe sich schließlich noch streiten, wenn dann wenigstens die rein schauspielkünstlerische Regie, die Pflege des Wortes und des Wortsinns mit glücklicherer Eindringlichkeit ausgeübt würde. Allein in dieser Hinsicht erwies der erneuerte „Kaufmann“ sich als noch weit unerquicklicher. Eine Szene war von der Straße in ein vollgepfropftes Gemach von Shylocks Haus verlegt, damit mehr Prunk gezeigt werden könne. Wichtige Teile des Ganzen, wie die meisten Porzia-Szenen, ließen ein arges Mißverstehen und Danebengreifen erkennen. Gefällige und prachtliebende Oberflächlichkeit war das

Digitized by Google

Kennzeichen, und ein typisches, des Ganzen. Damals schon kamen wir zu dem Eindruck: es gibt auf der weiten Welt kein Theater, das mit so viel „Mitteln“ weniger Werte erzeugt.

An zwei Fehlern krankt, auf den zwei Fehlern ruht das System seit rund hundert Jahren, seit Wilhelm von Humboldts „Staatstheater“gedanke nach zweijähriger Anerkennung (1808—1810) wieder ausgeschaltet wurde. Sie wurden hier schon genannt: Beamtendünkel von unten herauf und fürstliche Launen von oben herunter.

Vom Grafen von Brühl an bis auf den Grafen von Hülsen-Haeseler, von 1815 bis 1911, war (selbst unter dem praktischen Küstner unüberwindlich) und ist der Bureaukratismus die allein herrschende Macht innerhalb des Betriebs. Man sehe sich einmal im Almanach die Ämter- und Personenliste der Königlichen Schauspiele zu Berlin an — dem tumben Laien, der ein Theater für eine Kunstanstalt hält, muß es schwindeln. Da gibt es ein Zentralbureau, „ausführendes Organ des Chefs“, und eine Verwaltungabteilung mit einem Verwaltungdirektor und Geheimen Hofrat. Diese Abteilung hat die Ziffer römisch-II und gliedert sich wieder in Abteilungen von römisch-A bis römisch-H, mit Untergliederung des A (Verwaltung b u r e a u) von 1 bis 3. Bei der Artistischen Abteilung (römisch-I, Gliederung A bis F) ist wahrhaftig eigens vermerkt: „Ohne Zwischeninstanz direkt dem Chef unterstellt.“ Die Menge der Hofräte, Bureauvorsteher, Intendantursekretäre, Vorstände, Diätare usw. usw. ist einfach überwältigend. Sie erscheint noch großartiger, da dieser Almanach (das Organ der Bühnengenossenschaft!) es nicht verschmäht, sämtliche Orden und Ehrenzeichen anzuführen und gewissenhaft sämtliche Personen des preußischen Hoftheaterbereichs mit einem Sternchen zu versehen, denen „das Erinnerungzeichen zur Silberhochzeit Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten verliehen worden“. Der selige Iffland hat die Leitung des Berliner Hoftheaters noch von einer Stube aus, mit Hilfe weniger Schreiber, besorgt. Heut reichte die Unzahl der Ämter, Beamten, Titel und Orden hin, einen ganz anständigen Kleinstaat zu regieren. Was bedeutet ein hofunfähiger Dichter oder Tondichter, Regisseur oder Kapellmeister gegen solch gewaltigen Apparat! (Dem alten und freilich müde gewordenen Paul Lindau gönnt man weder Amt noch Titel eines Direktors: er ist — „Erster Dramaturg“.) Wie soll bei solcher Instanzenbetriebsamkeit im Auge behalten werden, daß es e i n z i g u n d a l l e i n darauf ankommt, wertvolle W e r k e aufzuspüren und vorzügliche, durch stärkste und sachkundigste Persönlichkeiten beseelte V o r s t e l l u n g e n zustande zu bringen!

Zum zweiten Punkt empfiehlt es sich, Max Martersteig sprechen zu lassen. Es ist alte Überlieferung in den Dynastien, sagt er boshaft, „sich bis zu einem gewissen Grade in höchst eigener Person mit den amüsanten Theaterangelegenheiten zu befassen; es kommen da Wünsche, Zu- und Abneigungen in Frage, die erfahrunggemäß ein Bürgerlicher überhaupt nicht mit der nötigen Feinfühligkeit zu behandeln versteht. . .“ Leider nur ist unter den wenigen Fürsten ein großes Theatertalent wie das des Meininger Herzogs natürlich noch weit seltener als unter den zahllosen Theaterfachleuten. Dem verheerenden Übel des Dilettantismus (und der Günst-

Digitized by Google

lingswirtschaft) bleibt also Tür und Tor geöffnet, solange dem Fürsten, dem Hof ein tatsächlich uneingeschränktes Verfügungrecht über die Hofbühne eingeräumt wird. Es wäre auch gar nichts dagegen zu mahnen, wenn es sich um wahrhafte Hoftheater, um Schloßbühnen handelte. Wer wird den staatsrechtlich eingeschränkten Fürsten dieser Zeit das theatralische Privatvergnügen oder die effektvolle Repräsentation des Théâtre paré mißgönnen? Ein Unding kurioseſter Art ist's bloß, daß der Staat, das heißt die Steuerpflichtigen, und die Masse der zahlenden Hoftheaterbesucher ein Werkzeug höfischer Vergnügung erhalten, auf dessen Anwendung sie gar keinen wirklichen Einfluß haben. Wenn beispielsweise der König von Preußen für einen Schauspielhausumbau oder einen Opernhausneubau Millionen braucht, so werden sie von der Volksvertretung unter einigen oppositionellen Redeblüten brav bewilligt. Ein entscheidender Einfluß auf die architektonische Gestaltung und den Kostenanschlag wird von ihr nicht einmal ernstlich angestrebt, geschweige denn erlangt. Die Zuwendungen für den Betrieb der Hoftheater werden ganz dem Belieben der Krone anheimgegeben, die denn auch in Preußen (und namentlich in Sachsen) nicht zu knausern pflegt. Wenn dann aber von Zeit zu Zeit (in Preußen seit 1820 vier mal) eine Erhöhung der Zivilliste um Millionen gefordert und etwa wesentlich mit den vielen Ausgaben für die Hoftheater begründet wird, funktioniert die Bewilligungmaschine wieder recht tadellos, ohne daß mit strenger Sachlichkeit eine maßgebliche Kontrolle der Theaterausgaben durchgesetzt würde. Unzweifelhaft sind so in den letzten zwei Jahrzehnten bei den preußischen Hofbühnen ungeheure Summen für kitschige Dekorationen und altertumsfexmäßig „echte" Gewänder sowie für minder begabte Künstler und entbehrliche Bureaumenschen verschleudert worden — was hilft es der Sache, daß dies optima fied geschah?

Letzten Endes ist all das wieder nur dadurch möglich, daß wir ein für reine Kulturaufgaben reifes Parlament nicht haben. Unter diesen Umständen hat es wohl einige Berechtigung, wenn kundige Männer ein normales Hoftheater immer noch einem Staatstheater vorziehen. Und doch wäre ein wertvolles Staats-, ein wahres Nationaltheater zu erreichen. Es könnten einerseits den Fürsten ihre sämtlichen Logen, Separateingänge und -Räume, außerdem alljährlich eine beschränkte Zahl von Hofvorstellungen und die beliebige Auswahl einzelner weniger Werke zugesichert, auf der andern Seite aber müßte endlich aufgeräumt werden mit dem ganzen veralteten höfischen System der Kavalierintendanten oder „Generaldilettanten". Für die Leitung müßte man die ausschließliche Verwertung und selbständige Stellung hervorragender Fachmänner festlegen. (Fähige Herren von Adel brauchten ja dabei nicht ausgeschlossen zu sein.) Das scheint so logisch, so einfach ... Jedennoch: ob wohl unsre Urenkel erleben, daß es wahr wird?

Willy Rath

Musik

Kassandra

Unter dem Titel „Musikalische Telepathie" hat ein italienischer Musikschriftsteller vor zwei Jahren eine Flugschrift veröffentlicht, die beweisen sollte, daß zwischen der „Elektra" von Richard Strauß und der „Kassandra" des jungen

Digitized by Google

Mailänder Komponisten Vittorio Gnecchi merkwürdige Übereinstimmungen obwalten, und das Wort Telepathie war eigentlich nur eine höfliche Umschreibung für Plagiat. Freilich, diese „Beweise“ standen auf schwachen Füßen und man hätte mit diesem Verfahren ebensogut beweisen können, daß die „Meistersinger“ vom „Barbier von Sevilla“ abgeschrieben sind. Gnecchi selbst lehnte die Knappendienste seines ungerufenen Fürsprechs entschieden ab, aber Eingang in Deutschland fand das Werk nirgends. Nun hat man es in der Wiener Volksoper in deutscher Sprache gegeben, und schon nach wenigen Takten mußte man die nahe Verwandtschaft des Stils mit Richard Strauß erkennen. Wobei zu bemerken ist, daß „Kassandra“ vor der „Elektra“, ja vor der „Salome“ aufgeführt wurde. Gnecchi hat also die Schreibweise Straußens vorausgeahnt. Er hat auf der Bühne den Akzentgesang etabliert und die ganze Charakteristik in das Orchester verlegt. Da sausen wild die aufgepeitschten Geigen, da brüllen die Hörner, da keifen die Holzbläser, da klappert und knattert das Schlagwerk, ganz in derselben Weise wie am Hofe des Herodes und Agisth. Freilich nicht mit jener technischen Meisterschaft des deutschen Tondichters, mit jener überlegenen Polyphonik, wie sie Strauß beherrscht. Eigentliche Themen gibt es kaum. Aus winzigen Figuren, Rufen, Tongebärden setzen sich Bogen, Reden und Schilderungen zusammen. Aufbau ist alles. . . .

Man könnte „Kassandra“ recht gut mit „Elektra“ zusammen spielen. Sie enthält die Vorgeschichte: Agamemnons Heimkehr und Ermordung. Die erste Abteilung, der ein Prolog vorangeht, schreitet zögernd vorwärts und bringt nichts als ein Duo zwischen Klytemnestra und Agisth, das noch am ehesten den Italiener verrät, und die Ankunft des Königs, ein Einzugsfinale, wie es so pomphaft seit der „Aida“ nicht geschrieben wurde. Und nun läßt das Geschick des Librettisten Illica das Verhängnis unaufhaltsam bis zur Katastrophe abrollen. Kassandra, die troische Kriegsgefangene, erschaut den blutigen Vorgang visionär, findet wie immer, keinen Glauben beim Volke, und wird von Klytemnestra gleich mit erschlagen. Die Musik Gnecchis bedeutet jedenfalls eine starke Talentprobe und zeigt, wie bedenklich weit die Verbrüderung des italienischen Kunstgeistes mit dem modernsten deutschen Geschmack bereits gediehen ist. Anderseits beweist sie, daß Richard Straußens „Salome“- und „Elektra“stil die logische Folgerung aus seinen symphonischen Dichtungen bildet, da ihn ein andrer selbständig daraus entwickeln konnte. Womit freilich über Wohl oder Wehe dieser Richtung noch nichts geurteilt ist.

Also wieder eine moderne Altgriechenoper! Bungert, Weingartner, Strauß, Gnecchi! Bei letzterem aber, dem Buch entsprechend, mit einem veristischen Einschlag. Ist es nicht seltsam, daß alle diese neueren Auseinandersetzungen mit Hellas uns nicht überzeugen wollen, daß die Antike in unsrer Vorstellung noch immer in der Gestalt lebt, wie sie Gluck, der fast niemals Aufgeführte, geprägt hat? Sollte man daraus nicht einmal einen Beweggrund ableiten, sich dieses Gluck auf deutschen Bühnen wieder anzunehmen? Und ist es ein Zufall, daß das moderne Altgriechentum — vergleiche auch den Fall Reinhardt — eine bedenkliche Annäherung an den Zirkus erkennen läßt? B

Digitized by Google

Moderne Liedübersetzungen

Durch die Werke J. Brahms', Hugo Wolfs, Streichers und die neuesten Lieder Regers ist unsre moderne deutsche Liedkunst so reich geworden, daß wir eine gewisse Verpflichtung und noch vielmehr großes Interesse haben, diese Schöpfungen andern Kulturvölkern durch gute Übersetzungen leicht verständlich zu machen. Wir erreichen dadurch einerseits, daß das moderne deutsche Lied auch im Auslande öfter gesungen wird. Anderseits bietet sich hier eine Gelegenheit, weitere Kreise Nichtdeutscher mit der Schönheit und Eigenart unsrer modernen lyrischen Dichtung bekannt zu machen. Sieht man sich aber die französischen und englischen Texte genauer an, die die Verleger unter die Originale drucken, so kommt man zu dem Schluß, daß nur die wenigsten davon höheren Ansprüchen genügen. Die übrigen sind entweder dichterisch minderwertig oder passen nicht zur Musik, weil sie sich zu weit vom Urtext entfernen. Gerade die Übertragung, die sich sklavisch an den Wortlaut hält, ist für die moderne Musik die beste, die ja neben der Grundstimmung auch den Inhalt des einzelnen Wortes wiedergibt. Nur ein Musterbeispiel einer ungenauen Übersetzung! J. Bernhoff, dessen meist mißlungene „Nachdichtungen" Breitkopf & Härtel, Peters, Forberg u. a. benützen, hat auch Reger — Mörikes Lied „In der Frühe" (Robert Forberg, Leipzig) ins Französische und Englische übertragen. Die Worte „Freu dich, schon sind da und dorten Morgenglocken wach geworden" begleitet das Klavier ff, das Geläute der Frühe, der freudigen Zuversicht zugleich, nachahmend. Französisch: „Chante mon coeur! Vois donc, comme les roses belles se sont déja écloses!" Es ist unglaublich, aber es ist so. — Die Übersetzer verfügen meist nur über einen beschränkten Schatz blasser Bilder und Worte; ein „Rosengärtlein" oder ein „Palmenhain", beides wird „a garden known to me"; hätte Wolf die englische Fassung des Eichendorffschen „Heimwehs" komponiert, er hätte sicher am Schluß G-Moll mf, aber nicht Es-Dur ff vaterländisch begeistert geschrieben. Mit Einfügung neuer Gedanken, Umstellungen wird die Stimmung vergröbert oder verwässert. Reger op. 104,6 (Otto Forberg, Leipzig) „träumt eine selige Reise .... ihr Auge leuchtet wunderbar": „dreams of a youth's fond caresses ... when she herself was a fair young bride." Und Strauß: „Morgen" am Schluß: „mute with tears of joy and bliss ne'er ending." An Stelle von Wiederholungen bedeutsamer Worte werden unbedeutende sinnlos wiederholt; Wortspiele, durch die musikalische Deklamation hervorgehoben, werden unwirksam gemacht (Wolf: „Elfenlied").

Diesem Übel der gewiß sehr wichtigen Liedübersetzung sollte Abhilfe geschaffen werden: Nur wer die Sprache, in die zu übersetzen ist, als Muttersprache spricht, also in dieser Sprache fühlt, und womöglich selbst Musiker ist, darf die Nachdichtung besorgen. Dann sollten vor allem die Komponisten die Übertragung ihrer Lieder überwachen und helfend eingreifen. Bei schon gestorbnen Komponisten muß die Übersetzung unter Aufsicht eines tüchtigen Musikers gestellt werden. Welch schöne Ergebnisse erzielt werden, wenn Übersetzer und Komponist zusammenarbeiten, zeigt die englische Fassung des Goetheschen „Elysium" durch Artur Mayger Hind, komponiert von E. Istel, die sogar die Klangwirkung der Sprache des Originals

Digitized by Google

wiedergibt. An den Komponisten liegt es, ob die Verleger weiterhin handwerksmäßig angefertigte Übertragungen drucken dürfen, die die Schönheit deutscher Kunst entstellen und ihrer Würdigung im Auslande im Wege stehen. Martin Falck

Dem Volksschulgesangunterricht

schenken zum Glück immer mehr Kreise die nötige Beachtung, und immer mehr ernste Arbeiter widmen sich seiner Förderung. Er ist und bleibt die Grundlage unsrer musikalischen Kultur. Er ist und bleibt eines der reichsten Mittel, um das Gefühlsleben der Kinder zu bilden und zu veredeln, um Freude in den Herzen zu wecken und dem verrohenden Einflusse einer aufs Materielle gerichteten Zeitströmung entgegenzuarbeiten. Es handelt sich nicht um Musikfexerei, nicht um Ästhetentum, sondern um Bewahrung eines der eigensten Rechte des Kindes, des Rechtes auf einen seinem Alter entsprechenden Ausdruck seines inneren Erlebens.

Also haben vor allen Dingen alle Eltern die Pflicht, überall da, wo als Kreisschulräte noch Knochenmänner amten, die Gesangunterricht für was Albernes halten und ihren Lehrern das Erteilen vernünftiger Gesangstunden erschweren, oder wo als Gesanglehrer Musikschulmeister sich mausig machen, die Paradestückchen liefern und Blattsänger und „absolute Treffer“ heranbilden wollen, diesen Feinden eines den wirklichen Bedürfnissen der Jugend entsprechenden Schulgesangs gehörig auf die Finger zu sehen. Wollen sie lernen, worauf's ankommt, so mögen sie sich mehrmals das kleine Heftchen durchlesen, das Dr. Hugo Löbmann, der Leiter des Gesangunterrichts an der katholischen Schule in Leipzig, unter dem Titel: „Aus meiner Singstunde“ vor kurzem bei K. Pflugmacher in Leipzig in zweiter, bedeutend erweiterter Auflage hat erscheinen lassen. Die erste hat nach einer Mitteilung des Verlegers gerade in Kunstwartkreisen infolge meiner vor Jahren erfolgten Anzeige manchen Freund gefunden. Mög es der zweiten bei den zahlreichen seitdem hinzugetretenen Kunstwartlesern gleich gut ergehen! Der Verfasser ist einer der Idealisten, die etwas können, die wissen, was sie wollen, die nicht nur das Herz, sondern auch den Kopf auf dem rechten Fleck haben. Möge seine wirklich vorbildliche Auffassung von deutschem Schulgesangunterricht bei allen Konfessionen und allen Ständen, besonders in den maßgebenden oberen Schichten, beachtet werden. Es ist so viel schon an der deutschen musikalischen Kultur verdorben worden. Bauen wir deshalb wenigstens für die Zukunft vor, daß der Nachwuchs, den wir in der Jugend heranzuziehen haben, wieder bessere Zeiten erlebe.

Den Drill möglichst zu vermeiden, ist auch das Bestreben der „Singfibel“ und des „Liederbuchs“ mit methodisch geordneten Stimmbildungs- und Treffübungen, das Bernhard Runge, Rektor in Köpenick, unter Mitarbeit von Karl Gast und Alois Gusinder bei Trowitzsch & Sohn in Berlin herausgegeben hat. Die Erkenntnis der Bedeutung der klingenden Konsonanten für die Tonbildung unterscheidet die Übungen dieses Liederbuchs sehr vorteilhaft von manchem andern. Im allgemeinen scheinen die Lieder eine etwas höhere Tonlage vertragen zu können, wenn sie Kinder singen

Digitized by Google

sollen. Das gebotene Material wird aber sicher, von tüchtigen Lehrern geschickt verwertet, einen segensreichen Schulgesangunterricht ermöglichen. Mögen die deutschen Lehrer sich durch keinerlei Maßnahmen von Sachunverständigen irremachen lassen in dem weiteren methodischen Ausbau dieses für die gesamte Erziehung der Jugend so wichtigen Gebietes!

Daß sie mit dem rechten Sinn an der Arbeit sind, beweist auch ein Heftchen des Leipziger Schuldirektors Max Engel: „Hilfsmittel zur Erziehung des Tonsinns in der Schule“ (Verlag der Dürrschen Buchhandlung), das zu lesen ich allen Lehrern sehr empfehlen möchte. Auch einen sehr wertvollen Gedanken desselben Verfassers weiterzugeben, bietet sich dabei Gelegenheit. Engel wünscht, daß die für die Jugend geeigneten Stücke des Kaiserlichen Volksliederbuchs, das bekanntlich zum Teil völlig unbekannte kostbare Schätze deutscher Volksmusik enthält, als Jugendliederbuch in geeignetem Satz herausgegeben werden. Mögen sich bald die Kräfte und Mittel zur Verwirklichung dieses segensreichen Gedankens finden! Und mögen die deutschen Lehrer bei den Nichtlehrern auch immer mehr Verständnis für den Idealismus finden, mit dem sie meist in selbstlosester Weise für die Bewahrung der besten Kulturgüter eintreten!

Georg Göhler

Beethoven

Er ist der einzige, der wirkliche, absolute Musik schreiben konnte, wenn man einen strengen, das heißt: seinen Maßstab anlegt. Bei ihm ist die Musik rein auf sich selbst gestellt und spricht nur aus sich. Er hat trotz der großen Wildheit und Kraft seines Temperaments eine ungeheure Leidenschaft für das Direkte, Gesetzmäßige, Natürliche, keiner hat mehr über die Launen seiner Natur gewacht, als er, und aus eben diesem Trieb heraus. Er hat nicht geruht, bis er einen Gedanken auf den einfachsten, selbstverständlichsten, natürlichsten Ausdruck gebracht hat; das ist den Heutigen gerade entgegengesetzt, und deshalb kann man mehr von ihm lernen als von einem andern. Dein Vater nennt ihn immer den „wilden, ungebändigten Titanen“, und ich hatte neulich einen Streit mit ihm darüber. Denn das ist nicht wahr. In dieses ungebändigte Titanentum ist er von seinen Zeitgenossen und Nachfolgern hineinstilisiert worden, weil er ihnen vielleicht in seinem persönlichen Leben so erschienen ist. Bei ihm bedeutet das Persönliche aber nichts. Es gab in ihm eine viel tiefere und wichtigere Seite, die ihn befähigte, Werke von einer frommen, seligen Harmonie und Glückseligkeit zu schreiben, wie sie auf der Welt nie da waren. Vor allem, er hatte im Grunde nichts Tragisches, Unausgeglichenes in sich, wie es moderne Neurastheniker bei ihm so gerne suchen.

(Aus Friedrich Huchs „Enzio“)

Richard Wagner

Stürz dich nur jetzt in die Musik der Nibelungen und berausche dich an ihr, — man kann sie nicht anders als im Rausch genießen. Wagner ist ein Magier, ein Zauberer, sein Name schließt eine Welt in sich, die einzig dasteht. Aber um diese Welt liegt keine reine, himmlische Atmosphäre, es ist, als entstiegen aus allen ihren Poren narkotisierende, betäubende, süße Dämpfe, die die Seele einhüllen; sie knechtet die Empfindungen anstatt sie zu befreien. Und in die-

Digitized by Google

sem Geknechtetsein liegt die ganze Wollust ihres Zaubers, der etwas Verruchtes an sich hat. Der Venusberg des Tannhäusers ist mir ein Symbol für Wagners Kunst; es ist, als sei sie gleichsam unterirdisch abgeschlossen, dumpf umwölbt von einer Riesenhöhle, die den Himmel nicht mehr sehn läßt. Und der Tannhäuser selbst kommt mir vor wie einer, der sich gewaltsam aus dieser Welt, die ihn zu ersticken droht, befreit — es hat etwas Erschütterndes an sich, wie er wieder zum erstenmal die Hirtenflöte des freien Tales hört, wie wenn Wagner sich selbst den Rücken kehren möchte zu einer andern Welt hin. Solche Töne der Natur hat er öfter getroffen und jedesmal wirken sie auf mich wie die Rufe eines Träumenden, der sich befreien möchte von dem Alpdruck seines Traumes, wie ein visionärer Blick in ein verschlossenes, fernes Paradies. Das Erlebnis „Wagner" ist ganz anders als alle andern künstlerischen Erlebnisse. Es wirkt nicht rein als Kunst, es wirkt persönlich. Wie wenn man jahrelang unter dem Einfluß eines dämonischen Menschen gestanden hätte, bis man aus Selbsterhaltungstrieb diesen Einfluß endlich von sich abschüttelt. Und ist es gelungen, ist einmal der Bann gebrochen, dann sehen einen wieder wie aus der Ferne zwei Menschenaugen an, die zu fragen scheinen: Wo bist du geblieben? Dann kann es einem gehen wie dem Tannhäuser, der sich in die verlassene Welt zurücksehnt, der in sie zurückkehren würde, wenn ihn nicht andre, reinere Kräfte hielten. Das unterirdische Reich dauert weiter, — so, wie Wagners Kunst bestehen bleibt, auch wenn man sie negiert. Sie ist eine feste Tatsache, eine Welt für sich, ein Riesenleuchtturm, dessen Licht magisch anziehende Strahlen versendet für alles, was in der Luft herumfliegt. Wer sich einmal fast den Kopf an ihm zerstoßen hat, der meidet ihn. Wagner gegenüber muß man, wenn man sich selbst noch nicht gefunden hat, sich freiwillig in Fesseln schlagen, wie Odysseus sich an den Mast binden ließ, als er an der Insel der Sirenen vorbeifuhr. Seine Kunst macht glücklich-unglücklich, und wirkt auch am meisten auf Menschen, in deren Leben und Wollen eine Disharmonie besteht. In sich ist er vollkommen, und es ist Wahnsinn, ihm die Berechtigung des Daseins abzusprechen, wo es doch besteht wie in den Pyramiden Aghptens. Man kann ihn nicht nach fremden Gesetzen messen, er hat sein eignes Gesetz in sich, das er sich selbst geschaffen hat. Das Parteigezänk um ihn herum kommt mir vor wie die Wellen, die ein großes Schiff umplätschern, und ihm doch nicht das geringste anhaben können.

Die Frage wird sofort anders, wenn man seine Kunst als „reine Musik" betrachtet. Da ist es, als sähe man auf einmal einen Fisch auf dem Lande. Als „reine Musik" ist sie das Formloseste, Unmöglichste was sich denken läßt. Wenn man ihr die Bühne wegnimmt, ist sie verloren und fällt auseinander. Wagner hat das größte Unheil angerichtet in der Musik, dadurch, daß man ihn falsch verstand. In seinen Werken war bis zur letzten Note das Poetische das Zeugende, und von hier aus gewann er auch für die musikalische Seite seiner Werke eine Form, die zwar nicht aus der Musik selber kam, aber doch eben immerhin eine Form war, das letzte, in unsrer Musik, was wirklich nach Beherrschung, Gestaltungskraft aussah.

(Aus Friedrich Huchs „Enzio")

Digitized by Google

Wie's gemacht wird

Wir lesen im „Fränkischen Kurier“ (Nr. 181) aus Nürnberg: „Das nächste Volkskonzert findet am Dienstag, 11. April, statt.

Herr Kapellmeister Bruch hat behauptet, mit seinem Orchester im Konzert ein nicht allzu schwieriges neues unbekanntes Stück vom Blatt spielen und richtig vortragen lassen zu wollen, sogar ohne daß in den Orchesternoten Vortragszeichen angegeben sind. In diesem eigenartigen und kühnen Unternehmen wird ihm und dem Orchester im nächsten Volkskonzert ein neues Stück von Professor Beer-Walbrunn von der Münchner Akademie der Tonkunst vorgelegt werden, und zwar erst im Konzert, so daß jegliche Verständigung zwischen Dirigent und Orchester vorher unbedingt ausgeschlossen ist.“ —

„Ach, das sind Taschenspielersachen!“ möchte man mit dem braven Altmayer im „Faust“ sprechen. Aber es geschieht nicht etwa als Jux im Varieté, sondern alles Ernstes in einem „Volkskonzert“, dessen Zweck wohl die Bildung des Publikums sein dürfte, nicht aber den persönlichen Ehrgeiz des Herrn Kapellmeisters als Tausendkünstler und Stegreifdirigent zu befriedigen. Während das Ziel aller guten Musiker in unsern Tagen auf die möglichste Genauigkeit der Wiedergabe des Programms, auf das eifrigste Studium der Absichten des Komponisten gerichtet ist, spielen die Nürnberger Philharmoniker „wie's trifft“, auf die bloße „Fixigkeit“ hinaus! Das ist nun freilich ein „eigenartiges und kühnes Unternehmen“. Man kann aber auch sagen ein „dreistes und geschmackloses“. B

In Sachen Karl Wilhelm Diefenbachs

Als derjenige Schüler Diefenbachs, dessen Name mit den Werken dieses vermeintlichen Sonderlings am meisten verwoben wurde und wird, fühle ich mich gedrängt, zu Diefenbachs sechzigstem Geburtstage endlich einiges in größerer Öffentlichkeit zu sagen, was ich bisher nur bei beschränkten Gelegenheiten geltend machen konnte.

Das gebildete Deutschland sollte aufhören, in Diefenbach nur einen unfruchtbaren Wüstenprediger von zweifelhafter Weisheit zu vermuten und zu argwöhnen, daß seine künstlerischen Werke, soweit man überhaupt von ihnen zu wissen bekam, seinen Schülern zu verdanken seien.

Ich erhebe diesen Einspruch, nachdem ich nun 22 Jahre ganz außer Verbindung mit meinem ehemaligen Lehrer bin und, außer durch Hörensagen, erst in letzter Zeit von ihm erfuhr. Nicht einmal der Charakter seiner neueren Malwerke ist mir bekannt; zuletzt vor etwa zehn Jahren kamen mir ein paar Bildchen im Handel und in Privatbesitz zu Gesicht, die offenbar um des Verkaufs willen gemalt waren. Solche Sachen sind oft unmaßgeblich für die Beurteilung eines Künstlers. Inzwischen hat meine Kunstäußerung sich ihren Wirkungskreis errungen und ihre Art ist unverkennbar. Diefenbach aber ist, im Kampfe der Zufrühkommenden mit dem Gestrigen, nach manchen unfreiwilligen Irrfahrten bis nach Ägypten, seit einem Jahrzehnt auf die Insel Capri verschlagen worden, und seine Wirksamkeit beschränkt sich seitdem fast gänzlich auf eine Ausstellung im eigenen Hause, also auf Touristen, die ihm zuweilen auch solche obenerwähnte Bilder abkaufen. Nun aber ist allmählich ein

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

KARL WILHELM DIEFENBACH

Digitized by Google

Digitized by Google

Irrtum erwachsen durch Rückschluß von meiner bekannter gewordenen Kunstart auf die seine. Jene Werke, welche seinem Stil und seiner Ausstellung das Gepräge geben, die Gestalten zur „Kindermusik“ und der große Schattenfries „Per aspera ad astra“,* — diese Werke, zu denen ich einst als Diefenbachs Schüler ausführend meine Hände geliehen habe, werden mehr und mehr als die meinigen hingestellt, ja die öffentliche Meinung

Zeichnung von Karl Wilhelm Diefenbach

vergreift sich soweit, Diefenbach auch von seinen andern Werken die Urheberschaft abzusprechen, weil auch bei diesen meistens Schüler mitgeholfen haben, wenigstens in den

* Diesen beabsichtigt der Kunstwart neu herauszugeben, doch sind dabei ziemlich große Schwierigkeiten zu überwinden. Zwei Stücke daraus finden die Leser hier im Text, eine größere Anzahl in der endgültigen Fassung, über deren Entstehung diese Zeilen hier berichten, sind im „Fröhlichen Buch“ von Avenarius verkleinert wiedergegeben.

Jahren nach meiner Schülerschaft. Die Wirklichkeit ist aber nur, daß ganz wie in den Werkstätten der alten Meister die jeweiligen Schüler an Diefenbachs Werken lernend mithalfen und mit ihren Händen im Geiste des Meisters schufen. Auch bei jenen Meistern kam es wohl vor, daß ein Schüler dem Meister ebenbürtig wurde oder ihn überwuchs, oder zur rascheren Geltung kam; niemand hat aber deshalb die Werke aus der Meister Werkstätten als unecht verleumdet oder später den Schülern zugeschrieben.

Dies ist nun alles mehr rechtlich gesprochen; sachlich jedoch muß ich einen großen Einspruch erheben gegen unsere heutige einseitige Kunstbeurteilung, die sich fast ganz auf das technische Können beschränkt; sie ist ein Ausdruck unseres materialistischen Zeitgeistes. Diese Anschauung hat auch oft dem Worte vom „Raffael ohne Hände“ jede Berechtigung abgesprochen. Ihr ist ganz das Verständnis für Geist und Inhalt eines malerischen Kunstwerkes abhanden gekommen, außer wenn sie solchen ganz in den tech-

Digitized by Google

nischen Ausführungen selber wiederfinden könnte. Die Findigkeit hierzu ist aber von der geistigen Entwicklung selber abhängig: der Wilde sieht ja, auch mit Augen, nicht dieselben Werte, wie der Hochkultivierte. Ganz gewiß gehen in einem echten, gesättigten Kunstwerke Inhalt und Technik innig ineinander auf. Aber gewisse Zeittendenzen können für beides blind machen, und das individualistische Vorurteil unserer Zeit versteht es noch weniger, daß etwa gestaltender Geist und ausführende Hand in getrennten Persönlichkeiten völlig einheitlich wirken könnten. Man braucht da nicht gleich nach Medialität zu wittern, sondern nur ein wenig von unserm Individualitätsdusel loszukommen und von unpersönlich hinreißendem Idealismus etwas zu spüren.

Die Tatsache war, daß Diefenbach, als ich zu ihm ging, schon zahllose geniale Skizzen zu jenen Werken gemacht hatte und daß Naturstudien und Bildentwürfe jeglicher Art von einem vielseitigen und wohlgeschulten Künstlertum zeugten. Ich fand ihn aber mit gebrochener Kraft auf dem Leidenslager, und nur aus seinem Vorschaffen wie aus seinem zuversichtlichen und weitschauenden Trachten entnahm ich den Glauben an eine baldige Wiedergewinnung seiner Schaffenskraft mit meiner Hilfe. So war es, daß es nach anderthalbjährigem sozialen Ringen endlich dazu kam, seine zwei genannten Werke unter seiner Leitung wieder aufzunehmen und sozusagen „unter seinem Diktat ins Reine“ zu schreiben. An der eigentlichen Durchreifung hat er selbst mit zitternden Händen rastlos gearbeitet. Gewiß lebten in mir auch schon vorher ähnliche Anschauungen, sonst wäre ich ja auch nicht zu diesem Verkannten gegangen; aber es wäre seltsam, anzunehmen, daß ich, der 18jährige Schüler das innerlich ausgereifte Werk eines 40jährigen Künstlers allein aus mir hätte gestalten können. Wohl fügte ich in der Begeisterung für das Ganze manche Einzelheit aus eigener Erfindung hinzu; ja ich will auch nicht verschweigen, daß Diefenbachs Skizzen manche Verzeichnungen aufwiesen, die ich auf Grund eines moderneren Naturstudiums und bei der Sorgfalt der endgültigen Ausführung vermeiden konnte. Was will das aber heißen gegen die Bedeutung des Ganzen nach Inhalt und Form! Meine Mitarbeit schon für die Schöpfung nehmen hieße Talent und Genie verwechseln — was heute leider allzuoft getan wird. Aus jenen Einzelerfindungen entstammen denn auch die in meinen Mappen ausdrücklich als „frei nach Diefenbach“ bezeichneten „Tänzer“ und das Schattenbild „Frühlingslust“, und diese beiden sehr bekannt gewordenen Blätter haben wohl auf die falsche Beurteilung der Diefenbachwerke zurückgewirkt. Wer aber Diefenbachs Gesamtschaffen kennte — ich selbst kenne es ja nicht mal ganz — und auch das meinige nicht länger bequem nach diesen ersten Eindrücken stempelte, der würde die große Verschiedenheit unsrer Kunstgebiete und unsrer persönlichen Empfindungsart wohl erkennen. Verwechslungen zeugen von einseitiger Kenntnisnahme. Aber meine Art kann sich ja jeder leicht durch Wilhelm Spohrs Sammelwerk (bei J. C. C. Bruns) einen Überblick verschaffen, Diefenbachs Werk aber ist schwer zugänglich. Es wäre dem deutschen Volke wahrlich zu wünschen, daß es mehr von Diefenbach und seinen Werken wüßte; durch ernste Bemühung darum könnte es zugleich eine große Geistesschuld an dem Ver-

Digitized by Google

schollenen gutmachen. Denn alles was wir heute an neuer ästhetischer und hygienischer Kultur genießen, vom Tanze der Isadora Duncan bis zu den Ödipusaufführungen in großem Stile, von den Luftbädern Arnold Ricklis bis zu den fröhlichen neuen Sportpaläſtren und Freibädern, vom Wollregime, von der Kleidungsreform bis zum Vegetarismus, es hat auch Karl Wilhelm Diefenbach als Vorkämpfer und Märtyrer zu danken. Dies auszuführen und dieses „Weltflüchtlings“ Ideen vorzutragen und auch wieder zu trennen von den krankhaften Auswüchsen seiner allmählichen Verbitterung, das würde ein Unternehmen für sich sein.

Es drängt sich hier die Frage auf, wieweit Diefenbach selbst mit schuld sein könnte, daß er in jeder Weise verkannt wurde, und daß noch jeder Argwohn über seine Urheberschaft an seinen Werken aufkommen konnte. Nun, die Verkennung ist ein Martyrium, welches jeder Vorauseilende und Finder neuer Wahrheiten ewig neu erlebt, und Kampf und wohl auch persönliches Unterliegen ist sein Los. Es ist wahr, Diefenbach unterliegt nicht „schön“ genug, er hadert, klagt und zersplittert sich mit Rechtfertigungen, aber selbst dies hat bei ihm einen großen Zug. Man sollte auch nicht bloß ihn als Maler einschätzen und durchaus auf diesem Gebiete seine Bedeutung und Rechtfertigung suchen. Gewiß aber ist es nicht wahr, daß er jemals die Mitarbeit seiner Schüler verheimlicht hätte. Und wenn er seinerzeit die meinige auf den zwei genannten Werken nicht kenntlich gemacht hat, so geschah es einesteils aus oben geschilderter historischer Gepflogenheit heraus, andernteils aber aus einer erzieherischen Absicht; denn er hielt meinen bald darauf erfolgenden „Abfall“ für eine vorübergehende Verblendung — was er leider noch immer tut nach 22 Jahren. Daneben hat er aber in Büchern und Broschüren seit jener Zeit wiederholt die Entstehungsgeschichte seiner Werke der Wahrheit gemäß geschildert oder schildern lassen, nur sagte er sich nicht, daß solche von wenigen Menschen gründlich gelesen oder wörtlich genommen würden. Sehr unterrichtend über sein Werk und Wesen sind von diesen die zwei Schriften „Diefenbach-Ausstellung zu Wien 1898“, durch ihn selbst zu beziehen. Fidus

Gegen die Überschätzung französischer Maler

wendet sich ein Protest deutscher Künstler und Kunstschriftsteller, der jetzt bei Diederichs in Jena als Flugschrift erscheint. Karl Vinnen, der Veranstalter, protestiert aber gleichzeitig auch „gegen unwillkommene Verbündete im eignen Lager, gegen künstlerische Minderwertigkeit, die eine Rechtfertigung ihrer Schwäche herauslesen möchte, gegen die Offiziellen, die glauben könnten, ihr reaktionäres System gebilligt zu sehen“. Der berechtigten Abneigung gegen die Herren dieser Art haben wir's zu danken, daß ein paar „moderne“ Kunstschriftsteller bei uns den Franzosenrappel noch aufrechterhalten, weil sie bei der ästhetischen Halbbildung als die Vertreter des Fortschritts und der Freiheit gelten. Die neuesten Protestanten tun deshalb gut daran, zu betonen, daß sich *Verehrung* der großen französischen Maler und Bewußtsein der *Dankbarkeit*, die wir ihnen schulden, sehr wohl mit entschiedenem Widerspruch gegen die *blinde* Bevorzugung des Ausländischen vereinigen lasse, die dem Erstarken der *deutschen* Kunst und des *deutschen* Kunstsinns immer wieder

Digitized by Google

entgegenarbeitet. Zu einer allgemeinen Besserung werden wir auch nicht eher kommen, als bis der Unsinn als Unsinn erkannt ist, daß die spezifisch malerischen Eigenschaften der Bilder die einzigen seien, nach denen Malerei zu messen wäre. Praktisch nützt aber unsern Rufern im Streit wohl auch die Tatsache, daß die gescheitesten der Franzosen an der Herrlichkeit ihrer gegenwärtigen bildenden Kunst schon selber bange werden, zum mindesten ihrer angewandten. Deren Bann über uns ist schon gebrochen, und doch galt gerade in ihren Angelegenheiten noch bis in diese unsre Jahre hinein Paris als der Hochsitz des unbedingt maßgebenden Geschmacks.

Heimatpflege

„Von französischer Seite"

wird der Gedanke angeregt, als Ersatz für die nächste, unzeitgemäße, Weltausstellung eine „Internationale Ausstellung für dekorative Kunst und Industrie" zu veranstalten. Dujardin-Beaumetz, der durch künstlerische Einsicht und kunstpolitische Umsicht ausgezeichnete französische Unterstaatssekretär für die Künste, hat der Idee seine Sympathie ausgesprochen und dabei der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß eine solche Ausstellung der wichtigen Aufgabe dienen werde, einen Stil des zwanzigsten Jahrhunderts zu schaffen. — Es muß uns mit Vergnügen erfüllen, zu sehen, wie hier das Ergebnis der Brüsseler Schau seine lebendige Wirkung übt. Wo war vorher in Frankreich etwas zu spüren von dem Willen zu einem neuen Stil? Daß sich jetzt das Bedürfnis darnach regt, das ist, mehr noch als das freimütige Lob, das die französischen Kritiker uns gespendet, eine schöne Anerkennung des künstlerischen Strebens, das Deutschland und England in ihren Schöpfungen gezeigt. Frankreich will nun auch marschieren, nachdem andere den Weg gewiesen. Man kann dem Gedanken einer solchen Ausstellung nur sympathisch gegenüberstehen, und es wäre schön, wenn hier einmal in allem Ernst das ästhetische Problem in den Mittelpunkt des Interesses gestellt würde. Wenn auch auf dem Gebiete der Kunst von einer eigentlichen Konkurrenz zwischen den Nationen, wie etwa auf dem Gebiete der Technik, nicht die Rede sein kann, so hat doch der Wettkampf in Brüssel gezeigt, wieviel Anregung und Förderung von solchem Unternehmen ausgehen kann. V

Vorgärten

In ländlichen Siedlungen, Villenkolonien und Gartenvorstädten, wo das einzelne niedrige Ein- und Zweifamilienhaus tief in den ringsumschließenden Garten gebettet liegt, und die Bauordnung für den Streifen Gartenland zwischen Straßenrand und Hausfront eine Mindestbreite von 10 Metern vorgesehen hat, ist der Vorgarten ein ganz andres Ding als in den Straßen der Großstadt, wo er nur als der schmale grüne Streifen am Fuß der ununterbrochen gereihten turmhohen Häuser ein dürftiges Dasein fristen kann. Aber trotz der gänzlich veränderten Bedingungen hat sich der Großstadtvorgarten noch nicht von den Formgedanken seines Vorläufers freimachen können, nur daß diese Gedanken in der Schiefheit der Verhältnisse zu einem hilflosen Schema verkrüppelt sind. Dort nimmt der Vorgarten wesentlich mit teil an der Flächengliederung der gesamten abgeschlossenen Einzelbesitzung, der Haus- und Gartenanlage, er gehört äußerlich und innerlich mit zum ganzen Garten, wie zum Haus, er dient zum Gebrauch,

Digitized by Google

ist belebt und bewohnt; und muß deshalb wie der übrige Garten in seiner Raumgestaltung organisch dem Hause angepaßt sein. Er ist nicht bloße Straßendekoration, bloßer Fassadenschmuck (nur unfähige Gartenbauer und gedankenlose Besitzer, — allerdings manchmal auch eine immer noch gedankenlose Baupolizeiordnung entwürdigen ihn gelegentlich dazu), er gehört erst in zweiter Linie den Vorübergehenden, dem Straßenbilde, der Gemeinde. Er muß als abgesondertes Eigentum eines Individuums in seiner Architektonik einen individuellen Ausdruck tragen. Sein Rhythmus, seine Musik (ach, wären doch die Gartenarchitekten, die Maßkünstler, dieses alle mehr im Sinne des Musikers als des Schusters!), aus einem Innenarchitekturthema sich entwickelnd, muß etwas Häuslich-Innerliches behalten, subjektiv, lyrisch. Und wenn er auch die Vermittlung ist zwischen dem ganz Innern, dem Haus, und der Straße, der Allgemeinheit, er bleibt doch immer der Diener des Hauses, der nicht nur den Verkehr mit der Außenwelt vermittelt, sondern das Innere zugleich auch abschließt vor der Straße und schützt.

Dagegen der Vorgarten in der Großstadtstraße? Alles, was dort Leben und Wahrheit, ist hier nur Schein, was dort Architektur, ist hier nur Kulisse; solange wir ihn im alten Stil behandeln. Schon das Größenverhältnis des Vorgartens zur Gesamtanlage läßt ihn ausscheiden aus dem Mitwirken an der Raumgestaltung des Ganzen. Er ist glatt abgeschnitten vom Haus und gehört zu diesem nicht mehr organisch als das Pflaster auf dem Bürgersteig. Er ist ein Teil der Straße mehr als des Hauses, nur eine belebende Dekoration der Straßenfassade, durchaus etwas Öffentliches. Wie das Mietshaus nicht mehr den intim individuellen Charakter trägt, so darf auch der Vorgarten nicht mehr auf diesem Gedanken aufgebaut sein. Die Front des einzelnen Hauses setzt sich rechts und links unmittelbar in den andern Häusern fort, das Einzelne muß hier mehr Rücksicht nehmen auf das Ganze, sich anpassen, wie ja die innere Ähnlichkeit des Mietscharakters das auch von Innen her schon fordert. Der Vorgarten aber unterliegt denselben Bedingungen wie das Haus, er müßte sich einpassen in den Reihencharakter, auch wenn er nicht, wie schon oben erwähnt, Sache der Straße, der Allgemeinheit wäre. In der Landhausstraße, wo die einzelne Siedlung abgeschlossen für sich liegt, genießt der schlendernde Spaziergänger gemächlich und mit Hingebung an das einzelne einen Eindruck nach dem andern. Wenn uns ein Zug von jungen Mädchen, in weiteren Abständen untereinander, entgegenkommt, stört es uns, wenn jedes so sein eignes Lied singt, mit seinem eignen Ton, aus seiner eignen Stimmung? Wollten sie alle das gleiche singen, es würde uns wahrscheinlich langweilen. Aber hier? An einer geschlossnen Kette von Ehrenjungfrauen eilen wir im Großstadttempo vorüber; schön, wenn der Chor vielstimmig ist, aber Gott bewahr unsre Ohren, wenn sich jede eine Sololeistung erlaubt. Was vom Hause gilt, gilt immer auch vom Vorgarten. Und wenn sich bei jenem die ja doch immer wieder, auch im Mietshaus, vorhandene Verschiedenartigkeit des Innenlebens auch im Äußern zu bezeugen strebt und berechtigt ist: der Großstadtvorgarten ist nicht belebt und nicht bewohnt; er hat, wenn er ehrlich sein will, noch mehr

Digitized by Google

auf jeden Individualsonderausdruck zu verzichten, sich der Sozialästhetik zu unterwerfen und mit den Nachbarn vereint der Straße zu dienen.

Es ergreift uns wohl eine seltsame Rührung, wenn wir so an einem ersten Frühlingstag hinter einem eisernen Vorgartenzaun der Großstadtstraße schüchtern, beiseitegedrückt, dürftig die ersten Zilla und Aurikeln blühen sehn; gerade der Gegensatz zwischen dem dörflich Intimen und der Großstadt rührt. Aber es bleibt nicht immer der erste Frühlingstag. Ich will gewiß nicht den „Blümekens" zuleibe und ihrem leiseren, schüchternen Reiz, der selbst in die Asphaltstraßen einen Hauch vom tastenden Frühling da draußen bringt. Wir können uns diesen Reiz aber auch in der Großstadt erhalten, ohne daß wir uns erst an einem lanzenbewehrten Eisenzaun und einer raumkünstlerischen Kulisse stoßen, welche ästhetischen Hindernisse wir denn auch nur an so einem entdeckungsfreudigen ersten Frühlingstage zu übersehen geneigt sind. Später stört uns doch die Vortäuschung eines von weltabgewandten Einsamkeitsfreuden zärtlich gepflegten Gartenwohnidylls. Wir empfinden die Wandelwege auf dem zwei Meter breiten Besitz zwischen zierlicher Parterreornamentik als Schwindel. Niemand wandelt darin und genießt mit abwärts gerichtetem Auge die Rabattchenornamente, von dem draußen Vorübergehenden aber können sie durch den Gartenzaun hindurch und in dieser Blickrichtung gar nicht genossen werden. Da steht in der Mitte ein Rosenstämmchen, ein Stegchen schlingt sich zu ihm hin; es ist, als würde nun jeden Morgen von irgendeiner Veranda oder Laube her ein freundlicher alter Herr dem Rosenstämmchen seinen Morgenbesuch machen, es zärtlich betrachten, sorgsamst säubern und begießen. Ach nein, draußen am Gitter steht der Portier und besprengt aus seinem Wasserschlauch das Gartenidyll, das in Wirklichkeit nur eine Dekoration ist. Aber haben wir denn noch nicht besser Dekorieren gelernt? Wir täuschen eine Stube vor, wo bloß eine Wand ist. Der Vorgarten der Großstadt ist nichts weiter als Fassadenschmuck, als Straßenbild.

Und so wäre es nicht nur zu verstehen, sondern sehr wünschenswert, wenn von Bauordnungs wegen auf eine größere Einheitlichkeit der Vorgartenanlagen in einem Straßenzuge hingedrängt würde. Dann aber tut not, daß die Anlagen auch wirklich einen dekorativen Gedanken haben. Hierbei müssen vor allem zwei Grundbedingungen berücksichtigt werden: das Tempo des Verkehrs in der Großstadtstraße, in das ja auch im allgemeinen das betrachtende Auge mit hineingezogen ist, macht das kleine, zierliche Ornament wirkungslos und verlangt einen kompakteren Zusammenschluß der Farben und Formen; und zweitens: das Auge des Vorübergehenden will nicht immer schräg abwärts auf den Boden gerichtet sein, es hat ein mehr horizontales Streben; daraus folgt: keine Parterreornamentik, sondern auf dem Boden mehr der einfache kräftig getonte Grund, grüner Rasen, farbige Blumenstriche, dafür aber die Dekoration möglichst nach oben hochgezogen, durch hochwachsende Blütensträucher, Ziersträume und Schlinggewächse. Schließlich ließe sich auch, wenigstens vom ästhetischen Standpunkt aus, nichts dagegen einwenden, wenn diese Häuservorgärten gänzlich von der Stadt übernommen würden. Dann würden auch die meist entsetzlichen Eisenburgwehren fallen, die oft das einzige sind, was

Digitized by Google

man von den Großstadtvorgärten sieht.

Erich Vogeler

Die Geschichte eines Stadtwaldes

In recht seltsamem Zusammenhang mit den großen und kostspieligen Bauten Hannovers (das Rathaus wird zehn bis zwölf Millionen kosten), steht der Stadtwald von Hannover, die Eilenriede. Dieser Wald, der sich im Osten und Süden um die Stadt herumzieht, ist seit vielen hundert Jahren im Gemeindebesitz. Die früher bei nassem Wetter grundlosen Wege sind in den letzten beiden Jahrzehnten bedeutend vermehrt und verbessert, ja zum Teil mit Beleuchtung versehen worden. Seitdem Hannover sich schnell vergrößerte, wandte sich die Bautätigkeit den Stadtteilen am Rande der Eilenriede zu; der Waldrand ist schon zu einem erheblichen Teil umbaut. Und nun treffen wir auf die Beziehungen zwischen dem Rathaus- und Stadthallenbau und der Eilenriede. Die Stadt Hannover besitzt wie alle großen Städte einen Grundstückfonds, und der ist sehr reich, weil der städtische Grundbesitz ungewöhnlich groß ist. Bei der lebhaften Bautätigkeit infolge der Bevölkerungszunahme, war der Verkauf städtischer Grundstücke sehr gewinnbringend, zumal sie zum Teil sehr billig gekauft worden waren. Dieser Grundstückfonds sollte die Kosten für den Rathausbau tragen. Später hängte man ihm noch den rund sechs Millionen betragenden Beitrag zur Umgestaltung der Eisenbahnanlagen auf; diese Belastung war aber zu groß, zumal man den Grundstückfonds auch noch für andre Zwecke in Anspruch genommen hatte: die Eisenbahnkosten mußten jetzt nachträglich auf eine Anleihe übernommen werden. Trotzdem mußte der Grundstückfonds tüchtig gepreßt werden, sollte er den erforderlichen Gewinn abwerfen. Da man aber nur an Grundstücken verdienen kann, die man verkauft, so mußte man dem Zuge der Zeit folgen. Der Zug der Zeit ging und geht heute noch dahin, möglichst dicht an die Eilenriede heranzubauen.

So hat man denn viele Morgen Wald abgeholzt, um teuere Villenviertel zu schaffen. Zwar wurden die Abholzungen nicht mit dem Geldbedürfnis, sondern mit der günstigen Ausgestaltung des Stadtplanes begründet. Das alles brauchte man, um die Kosten für den Rathausbau zu decken! Neuerdings hat man wieder ein neues Attentat auf die Eilenriede geplant. Angeblich um eine gerade Verbindung der Hohenzollernstraße mit der Tiergartenstraße herzustellen, wollte man eine gerade Straße durch den Wald legen. Dadurch würde wieder ein Teil des Waldes abgeschnürt und würde so langsam baureif. Bisher ist dieser Plan an dem Widerstand einer knappen Mehrheit im Bürgervorsteherkollegium gescheitert. Aber er wird wiederkommen und auf Grund von finanziellen Erwägungen die Zustimmung des nicht gerade rückgratstarken Bürgervorsteherkollegiums gegen den Willen der überwiegenden Mehrheit der Einwohnerschaft erhalten, — weil von den über 300 000 Einwohnern nur etwa 8000 das kommunale Wahlrecht besitzen.

Während andre Städte, wie z. B. Wien, sich unter gewaltigem Kostenaufwand einen Stadtwald schaffen, hackt man in Hannover den von den Vätern ererbten stückweise ab. Und warum tut man es? Teils, um einen kunstarmen aber prunkreichen Dekorations- und Re-

Digitized by Google

nommierbau, das neue Rathaus, zu bezahlen. Teils, um „Prachtbauten“ zu bekommen, in denen sich möglicherweise ein paar Dutzend gute Steuerzahler wohl fühlen können.

Ist in dieser Bodenpolitik nicht auch — Ausdruckskultur?

Handel und Gewerbe

Deutsche Arbeiter über Brüssel

Eine überaus lebendige und frische Illustration zu dem Thema: Mensch und Maschine, oder: der moderne Arbeiter und seine Arbeit bieten die in einem schlanken Bändchen gesammelten Bruchstücke aus Reiseberichten badischer Arbeiter von der Brüsseler Weltausstellung.* Von den 126 Arbeitern aus den verschiedensten Organisationen, Parteien und Berufen, denen durch das badische Fabrikaufsichtsamt der Besuch der Ausstellung ermöglicht worden ist, finden viele höchst beredte Worte zum Preise der modernen Technik. Man fühlt aus diesen anschaulichen Schilderungen von Maschinen und ihren Erzeugnissen das unmittelbare und lebendige Verhältnis heraus, das den fachlich gebildeten Arbeiter (und um solche handelt es sich) doch noch in viel stärkerem Maße mit seiner Arbeit verbindet, als man gemeinhin annimmt. Nur hie und da tauchen andere, düstere Erwägungen auf, die jedoch immer wieder einem gläubigen Optimismus weichen. „Wenn man die Kolosse von Maschinen an der Arbeit sieht . . ., durch die so viele Arbeitskräfte gespart werden, so könnte einem für die Zukunft angst und bange werden; doch so schlimm ist die Sache ja noch nicht, denn je komplizierter die Maschine, desto besser und sorgfältiger muß die Bedienung sein, sie kann also den Arbeiter nicht ganz ersetzen.“ Die Stellung des Arbeiters im Wirtschaftsorganismus wird vielmehr immer wichtiger, verantwortungsvoller. „Von der Ausstellung gewann ich den Eindruck, daß der deutsche Arbeiter sich immer mehr ausbilden muß, praktisch und theoretisch, um gerüstet zu sein, damit der Vorsprung, den die (deutsche) Arbeit den andern Nationen gegenüber hat, erhalten bleibt.“ Ein starkes Bewußtsein vom Werte der treuen und ungesehnen Leistung im Alltag spricht sich wiederholt aus. „Der Gedanke läßt mich nicht mehr los, daß die Erfindungen nicht dem einzelnen zu danken seien, sondern den ganzen geistig und körperlich tätigen Massen. Die Wiege jeder technischen Erfindung reicht Jahre zurück, so daß auch der geringste Arbeiter zum Fortschritt mit beiträgt.“ Was jeden deutschen Besucher der Brüsseler Ausstellung stark bewegen mußte: das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem trotz aller Kämpfe aufstrebenden Volke, das sucht hier seinen besondern, durch den Stolz auf den Stand gesteigerten Ausdruck. In diesen Arbeiterbriefen lebt wirklich das, was so vielen andern Berufen bitter not tut: das unmittelbar freudige Bewußtsein, mit seiner Facharbeit nicht nur sich selbst, sondern dem Ganzen zu dienen; die Fähigkeit, seine Berufstätigkeit mit einer Idee zu verbinden und zu durchdringen.

Es handelt sich freilich um eine Auslese von gutbezahlten, fachlich durchgebildeten Arbeitern. Das offenbart sich auch in der Vielseitigkeit ihrer Interessen. Der „moderne Stil“ wird eingehend, oft mit guter Übersicht, großenteils mit Sympa-

* „Deutsche Arbeiter.“ Herausgegeben von Karl Bittmann. (Karlsruhe, Kommissionsverlag von Friedrich Gutsch, 1911.)

Digitized by Google

thie gewürdigt. Eine Ausnahme machen nur die Holzbildhauer und Dekorationsmaler, die durch die Bevorzugung der glatten, weißen Flächen ihre Existenz bedroht sehn. Die ausgestellten Arbeiterhäuser enttäuschen allgemein. Zu teuer für den Arbeiter, nicht praktisch genug, lautet das Urteil. Man traut den angegebenen billigen Preisen nicht, sieht in der Forderung des eigenen Heims für den Arbeiter eine Utopie, lehnt sie wohl auch grundsätzlich ab: der Arbeiter dürfe nicht an den Ort gefesselt sein. Allgemeine Teilnahme erregt die Heimarbeiterausstellung: sie „war eine soziale Predigt, wie sie eindringlicher der beste Redner nicht geben kann". Besonders viel — manchmal fast ehrfürchtiges — Verständnis findet die Unterrichtsausstellung, an die sich trübe Rückblicke auf die eigne Jugend, frohere Hoffnungen für die Zukunft knüpfen. Mit Genugtuung wird die Richtung aufs Praktische bemerkt, die hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen hebt man besonders rühmend hervor. „Wohl dem Arbeiter, der ein so geschultes Mädchen zur Frau bekommt! Er wird nicht nötig haben, sie des Verdienstes wegen mit zur Fabrik zu nehmen, denn ihre hauswirtschaftliche Tätigkeit trägt mehr »Verdienst« ein als die Fabrikarbeit." Und immer kehrt die Forderung wieder: „Obgleich wir im Schulwesen . . . voraus sind, müssen wir doch weiterarbeiten, bis die hohe Wissenschaft jedem zugänglich ist, dessen Fähigkeiten eine höhere Bildung rechtfertigen."

„Math. 11, 15" steht als Motto auf der zweiten Seite des Buches. „Wer Ohren hat zu hören, der höre." Auf dem Umwege über die Literatur wird den „Gebildeten" mehr und mehr von der Denk- und Fühlweise der „proletarischen Oberschicht" übermittelt. Die Dokumente starken geistigen Lebens aus den aufsteigenden Kreisen des Arbeiterstandes nehmen zu. Sollte nicht die Zeit nahe sein, wo auch im Leben, über die Grenzen der politischen Parteien, über die bisherigen sozialen Schranken hinweg eine innigere, von gegenseitigem Vertrauen getragene Verbindung zwischen den Gebildeten hier und den Gebildeten, auf ihre besondre, höchst beachtenswerte Weise Gebildeten dort hergestellt wird — zur Bereicherung und Festigung unsrer deutschen Gesamtkultur?

Das Büchlein ist, insbesondere Besuchern der Brüsseler Ausstellung, eindringlich zu empfehlen. H. U.

Das Einkommen der Staatswürdenträger

Gesellschaft

stellt der Feldmarschall von der Goltz in der „Deutschen Revue" als niedriger hin, als im allgemeinen Interesse liegt. Der mit solchen Stellungen verbundene Glanz umflimmere oft genug, wenn nicht ein Elend, so ein sehr sorgenreiches Leben, denn die Entschädigung decke nun einmal die von der Repräsentation geforderten Ausgaben nicht. „Der Reichstag, der in der Illusion zu schweben scheint, daß er mit der Ablehnung einer jeden Aufbesserung der persönlichen Bezüge hoher Offiziere und Beamten der Geldherrschaft entgegenarbeitet, fördert sie tatsächlich. Er kann wohl die Gehaltserhöhungen verweigern, aber nicht die durch die Allgemeinheit geregelten Anforderungen herabsetzen, und so wird er nach und nach die Unbemittelten zwingen, im Hintergrunde zu bleiben und den Reichen in den höchsten Regionen Platz zu machen. . . . Die ganze Auffassung in der Leitung der Staatsgeschäfte muß sich nach und nach

Digitized by Google

ändern. Der jetzt bereits hinreichend große Einfluß der Haute-finance würde in nicht allzu ferner Zeit der allein maßgebende werden. Eine Optimatenherrschaft aber hat noch keinem Lande und Volke gut getan. Es kann gar nicht genug geschehen, um sie zu verhüten." Was kann geschehn? „Wenn sich der Staat nicht länger mehr der Pflicht entzieht, die materielle Stellung seiner hohen Beamten in der Zukunft mit dem sich ändernden Geldwert gleichen Schritt halten zu lassen und andererseits die höchste Einfachheit in Äußerlichkeiten, auch in den Repräsentationspflichten, beobachtet wird, so kann erreicht werden, daß Familien, die sich ganz dem Staatsdienste widmen, nicht mehr wie jetzt innerhalb weniger Generationen verarmen, um damit auch zu verschwinden. Es wird ferner Unbemittelten erleichtert werden, sich lediglich durch Tüchtigkeit emporzuarbeiten."

Die hier ausgesprochenen Gedanken sind auch unsrer Meinung nach ganz sicher sehr ernsten Nachdenkens wert. Nur darf man nicht glauben, daß die bessere Stellung der „großen" Beamten auf Kosten der „kleinern" geschehen könne; hat man nicht für diese beiden Aufgaben genügendes Geld, so sollte vor allem einmal das weitere Erhöhen der Zivillisten unterbleiben. Auch deshalb, weil eine größere Einfachheit der Hofhaltungen das beste Mittel wäre, um von oben herab durch das Beispiel auch die Anforderungen an die Repräsentation der Staatswürdenträger zu ermäßigen.

Zu den Tagesereignissen

Eine Zeitungsgenossenschaft

Das 19. Jahrhundert stand im Zeichen der Verkümmerung des Kleinbetriebes und der Ausbildung des Großbetriebes. Die Folge schien, und wurde es in der Tat auch zum großen Teil: daß im Lauf der Jahrzehnte eine hohe Zahl unabhängiger, selbständiger Individualitäten durch eine sehr viel höhere Zahl abhängiger, unselbständiger Massemenschen ersetzt wurde. Dem suchte die sogenannte Mittelstandsbewegung entgegenzuarbeiten. Rückwärtsschauenden Blicks wollte und will sie die selbständigen kleinen Betriebe erhalten. So großer abstrakter Teilnahme sich nun diese Bewegung in weiten Kreisen des Publikums erfreut, so gering ist offenbar die konkrete; denn wo es kann, sucht es seinen Bedarf in Großbetrieben zu decken, die ihm leistungsfähiger erscheinen und die es bequemer, zuvorkommender, schneller, billiger und besser bedienen. So stellt denn auch jede neue Statistik fest, daß auch das 20. Jahrhundert in der kleinbetriebfeindlichen Richtung verbleibt.

Inzwischen hat sich nun aber gezeigt, daß diese Entwicklung des Wirtschaftslebens längst begonnen hat, ihr Gegengift zu erzeugen. Schon für die eigentlichen Arbeiter trifft es nicht durchweg zu, daß sie so abhängige und unselbständige Massen sind, wie es dem Fernerstehenden scheinen möchte; vielmehr ist in der breiten, aus gelernten Arbeitern bestehenden Schicht dieses Standes erfreulich viel Unabhängigkeit und Selbständigkeit wahrzunehmen. Aber von ihr soll hier nicht die Rede sein. Sondern von jener über den Arbeitern stehenden Schicht der sogenannten Festbesoldeten, in der sich seit einigen Jahren ein einsichtiges und starkes Streben nach gemeinsamer politischer, wirtschaftlicher und geistiger Erhöhung bemerkbar macht. Dieser neue Mittel-

Digitized by Google

stand, der mehrere Millionen zählt, setzt sich zusammen aus den Privatbeamten, die in privaten Betrieben höhere Dienste technischer, kaufmännischer oder wissenschaftlicher Art leisten, und aus den mittleren und niederen Staatsbeamten.

Wer Gelegenheit bekommt, diese doch scheinbar sehr abhängige und unselbständige Schicht mit den Resten des alten Mittelstandes zu vergleichen, ist allemal überrascht über den Gegensatz von verhältnismäßig großzügigem, weitherzigem, staatsmännischem Leben und Weben dort, und der ängstlichen, engherzigen, kleinbürgerlichen Lebensanschauung und -betätigung hier. Ein Gegensatz, der seine Gründe hat: dort ein festes, regelmäßiges Einkommen, mit dem mit einer gewissen Sicherheit für längere Zeit gerechnet werden kann; dort bestimmte Dienstzeit und somit auch bestimmte freie Zeit, innerhalb der man sich ungestört fort- und ausbilden kann, dort umfassende Organisationen, die den einzelnen materiell und politisch stützen und schützen — hier nichts dergleichen, sondern Unsicherheit im Kampf mit der Konkurrenz, besonders der großen, keine bestimmt freien Zeiten, keine rückgratstärkende Organisation.

Als ein Ziel dieses neuen Mittelstandes bezeichnete ich das gemeinschaftliche Streben nach geistiger Erhöhung und als ein Merkmal seines Auftretens Großzügigkeit. Ein schöner Beweis für beides liegt in der im vorigen Jahr gegründeten Deutschen Beamtenverlagsgenossenschaft zu Berlin vor. Aus den Kreisen der besonders rührigen und zielbewußten Postbeamten hervorgegangen, nimmt sie jeden Festbesoldeten im Reichs-, Staats-, Kommunal- und Privatdienst mit mindestens einem, höchstens aber fünfzig Anteilen zu zwanzig Mark als Genossen auf und hat zum Zweck, aus eigener Kraft dieser Kreise, ohne fremde Hilfe, allein vertrauend auf den Gemeinsinn ihrer Angehörigen die Mittel für eine vollständig unabhängige Tageszeitung aufzubringen. Sie hat daher die seit einigen Jahren in Berlin erscheinende Zeitung „Deutsche Nachrichten“ zunächst einmal pachtweise für eigene Rechnung übernommen.

Diesem Versuch wird große Sympathie entgegenbringen, wer da eine Vorstellung davon hat, wie die Haltung und der Inhalt selbst der „unabhängigen“ Tageszeitungen der Gegenwart abhängt von den privaten Kapitalgebern und den Anzeigen. Da jedem Genossen die Gelegenheit gegeben ist, kraft seines Mitgliedschaftsrechts seine Wünsche für die Leitung und Ausgestaltung des Blattes selbst vorzulegen, so besteht hier die Möglichkeit, daß es sich im Lauf der Jahre zu einem wahrhaftigen Ausdruck des Willens und Geistes der Festbesoldeten ausbildet. Und auch zu einem erfreulichen, wenn die großen Hoffnungen, die Deutschland in seinen neuen Mittelstand setzt, berechtigt sind. „Im Lauf der Jahre“ — zunächst wird freilich die Lernzeit kommen, die Lehrgeld zahlt.

Karl Polenske

Die Frau und das Kunstgewerbe

Mann und Weib

Es ist tatsächlich geschehen, daß an einer sonst tüchtigen kunstgewerblichen Lehranstalt immer einige Wochen vor Weihnachten junge Damen sich als außerordentliche Schülerinnen einschrieben, um unter kundiger Leitung ihre Weihnachtsgeschenke zu machen. Ich möchte das zunächst auch gar nicht in Grund und Boden hinein ver-

Digitized by Google

urteilen, denn es ist ja gewiß besser, dergleichen unter fachmännischer Leitung zu machen als sich vom Händler beraten zu lassen. Aber es ist die Gefahr dabei, daß die anderen, die „ordentlichen“ Schülerinnen, dadurch aus ihrer Ordnung gerissen werden, ich meine jene ernsthaft strebenden Frauen und Mädchen, denen das Studium und die Arbeit in ihrer ganzen Bedeutung am Herzen liegt, und die den Aufenthalt an der Schule wohl auch als Mittel zum Broterwerb betrachten müssen. Ferner — und hier komme ich auf den springenden Punkt: es entsteht in den jungen Damen, die sich da so bequem ihre Kissen, Pompadours, Deckchen und was alles noch zur Hälfte entwerfen, zeichnen, sticken und weben lassen, ein ganz falscher Begriff vom Kunstgewerbe. Ungefähr der: es gehört heutzutage nun mal zum guten Ton, im Kunstgewerbe selbst tätig zu sein, wie man „Klavierspielen“ und bei leidlicher Stimme „singen lernt“. Aber was man mit den Händen arbeitet, das verklingt nicht schnell, es bleibt eine ganze Weile lang. Alles Bildermalen und Kunstgewerbetreiben ohne wirkliche Begabung, ohne schwere Arbeit, ohne Ernst, Ausdauer und Hingabe müßten deshalb ganz aus denselben Gründen bekämpft werden, wie die Verschandelung unsrer Kultur durch häßliche Bauwerke.

Nun ist allerdings die soziale Lage als Grund dafür angesehen worden, daß man dem Mädchen, sobald es einigermaßen zeichnen kann (nach der Meinung der Eltern oder eines Zeichenlehrers an der Volksschule), das Gebiet des Kunstgewerbes zugänglich mache. Aber wer sich einmal in die soziale Lage gerade der Kunstgewerbetreibenden vertieft, der wird erkennen, daß sie gegenwärtig auf einem Tiefstand angekommen ist, der viele Kunstgewerbezeichner in die schwerste Notlage gebracht hat.

Die Ursache dafür liegt auf der Hand: die moderne Kunstbewegung ist noch nicht weit genug vorwärts gedrungen, um die breite Masse der Kunstgewerbezeichner auch auf jene Höhe zu heben, in der unsre hervorragenden Raumkünstler schaffen. Das Verstehen des Kunstgewerbes aus dem Großen heraus, das heißt aus dem Raume — ich möchte sagen, der architektonische Oberbegriff für das kunstgewerbliche Schaffen ist auch nicht ohne weiteres in die Geister hineinzutrichtern, in denen nur Teilbegriffe leben. Wenn nun die Frau, die viel mehr noch als der Mann, durch jahrtausendelange Übung daran gewöhnt ist, im Einzelnen, im Detail, zu schaffen und zu sehen, sobald sie sich dem ungeheuren Gebiet des Kunstgewerbes gegenüberstellt, kann kaum im Sinne eines Oberbegriffes gearbeitet und Wertvolles geleistet werden, — weil eben ein solcher Begriff noch fehlt.

Es gibt kaum eine Architektin. Und doch gibt es tausend Kunstgewerblerinnen und zehntausend Malerinnen. Die Gegenwart aber, die eben daran ist, das Band wieder zu knüpfen unter den darstellenden Künsten, kann weder das Kunstgewerbe noch die Malerei ohne die Architektur gebrauchen. Denn alles Gesetzmäßige in diesen Kunstbetätigungen ist ja im Grunde Architektur — nicht bloß bei Zimmerdekorationen, sondern ebenso beim Mobiliar und ebenso bei all der Kleinkunst, die auch die sogenannten „weiblichen Handarbeiten“ umfaßt. Architektur im

Digitized by Google

allgemeinen Sinne beschränkt sich ja nicht etwa auf das Häuserbauen oder überhaupt auf das „Bauen".

Die „weiblichen Handarbeiten" haben eine gewaltige Geschmacksverbildung des deutschen Volkes auf dem Gewissen. Man soll sie nicht damit verteidigen, daß die tausend Stiche wohltuend auf das Gemüt und den Charakter des jungen Mädchens wirken, wenn sie die entsetzlichsten Geschmacklosigkeiten im Gefolge haben. Hier sollte schon die Handarbeitslehrerin in den unteren Klassen mit Anforderungen an den Geschmack einsetzen. Falls sie diesen selbst gewachsen ist.

Wer zeichnen kann, ist noch lange nicht dazu berufen, künstlerisch oder kunstgewerblich produktiv zu sein. Der Bamberger Architekt Michael Dintzenhofer, dem wir so wunderbare Bauten, dem wir geradezu Sterne am Himmel der deutschen Barocke verdanken, hat miserabel gezeichnet. Was ihn zu den mächtigen Schöpfungen in Oberfranken befähigt hat, war der ordnende Geist, der die gegebenen Raumforderungen aneinanderzureihen und in Taten umzusetzen wußte.

Diese Fähigkeit zu ordnen ist es, die — nicht bloß die Baukunst, sondern auch die Bildhauerei, die Malerei, überhaupt alle bildende Kunst, aber auch die Musik, im Grunde schöpferisch machen kann.

Ordnen und ordnen ist aber zweierlei.

Mein Schreibtisch ist in Ordnung, wenn die Bücher und Papiere so geschichtet liegen, daß ich sie nach ihrem Inhalt sofort, ohne Suchen finden kann. Die Frau vom Durchschnitt dagegen versteht unter Ordnen oft das Aufeinanderhäufen sämtlicher Papiere auf der einen, sämtlicher Bücher auf der andern Seite. Sie kennt in diesem Falle den Oberbegriff der Ordnung eben nicht, der hier den Schreibtisch beherrscht, es wird ihr wenigstens schwer, erst über den Inhalt des Begriffs zur Form zu kommen. Die Logik des Aufbaus in einem Bauwerk, in einer kunstgewerblichen Arbeit, ist aber wie die Logik der Gedanken unumgänglich nötig schon zum Verstehen, vor allem aber zum Darstellen von künstlerischen Werten. Deshalb mag es wohl kommen, daß wir im Grunde bis auf wenige Ausnahmen keine großen Komponistinnen, Malerinnen, Architektinnen, Kunstgewerblerinnen haben. Ich sage nicht, daß nicht in Zukunft, wenn erst das Weib sich zu einer größeren Freiheit des Denkens emanzipiert hat, auch in der Kunst die Frau bahnschaffende Werte zu verzeichnen haben wird — aber gegenwärtig ist tatsächlich zwar vielerlei, aber sehr wenig Großes, multa, non multum, zu erkennen.

Die Kleinarbeit im Kunstgewerbe verleitet nun leicht die Frau, sich dort zu betätigen. Das Kunstgewerbe ist nach ihrer Meinung eng verwandt den sogenannten weiblichen Handarbeiten. Nähen und sticken können die Damen meistens schon, was läge nun näher, als auch auf diesem Gebiete und gerade auf diesem Gebiete zu pflügen? Nun kommen die Täschchen, Kissen, Deckchen, es kommen aber auch die bemalten Schüsseln, die Kerbschnittarbeiten, die Keramiken. Dieses Kunterbunt beherrscht die kunstgewerblichen Ausstellungen und die Wohltätigkeitsbasare — „und wirket weiter, weil es muß".

Die Folge davon ist, daß an Stelle der Nippes auf den Spie-

Digitized by Google

gelschränken die Keramiken kommen, und an Stelle der Jugendstilkissen solche in geometrischen Mustern. Das ist zwar schon besser gegen früher, aber doch auch nicht mehr als eine Spielerei, die im Leben nicht imstande ist, die Frau auch nur einen Schritt weiter dahin zu bringen, wohin sie so gern möchte: zur sozialen Selbständigkeit.

Nutzbar, wirklich nutzbar, mittelbar oder unmittelbar, kann nur dann das Kunstgewerbe werden, wenn ihm mit großem Ernst nahegetreten wird, und wenn es als Teil einer größeren Kunst betrachtet wird — und nicht als etwas Selbständiges. Das Kunstgewerbe als Teil der Raumkunst, das heißt der Architektur im großen Sinne, wird dann wohltätig werden und wirken, wenn es mit der Raumkunst in Einklang steht, wenn es einem größeren architektonischen Gedanken sich unterordnet. Dazu gehört zunächst ein eingehendes Studium der Schönheitswerte der Bau- und Raumkunst. Dazu gehört ferner die genaue Kenntnis der Materialien in den einzelnen Kunstgewerbefächern. Dazu gehört endlich die genaue Kenntnis und selbsterfahrene Fähigkeit in der Behandlung der zur Technik gehörigen Instrumente und Werkzeuge. Dann erst kann von einem Nutzen dieser Beschäftigung gesprochen werden.

Unsre Kunstgewerbeschulen haben solche Notwendigkeiten wohl eingesehen und legen Werkstätten an. Nur kommt mir noch der Lehrgang hier und da gerade dem Zwecke entgegengesetzt vor, wobei Ausnahmen wie die Düsseldorfer Kunstgewerbeschule unter Wilhelm Kreis gern zugegeben sind. Im allgemeinen geht der Lehrgang nicht vom Ganzen ins Einzelne, sondern umgekehrt. Das bedeutet: man läßt den Oberbegriff, die Raumkunst, beim Entwerfen aus dem Auge und beginnt mit Pflanzenstudien und ihrer jeweiligen Verwertung in den einzelnen kunstgewerblichen Techniken. Das mag dem anscheinenden Detailcharakter des Kunstgewerbes vielleicht entsprechen, läßt aber einen organischen Zusammenhang mit der Raumkunst vermissen.

Wenn wir die Frau solcherlei Studien an Kunstgewerbeschulen betreiben lassen, wird sie die Arbeiten sicher im einzelnen mit manuellem Geschick leisten. Sobald sie dann aber auf eignen Füßen steht, wird ihr das Warum und Wozu ihres Berufes nicht klar werden; sie wird nicht imstande sein, ihr Gebiet zu überblicken und die Grenzen zu erkennen, oder gar den großen Zusammenhang, unter dem ihr Schaffen zu geschehen und sich auszubreiten hat.

Sie wird, als Kunstgewerblerin oder Musterzeichnerin, Detailarbeit verrichten, nicht anders wie jene Fabrikarbeiterinnen in den Spinnsälen und Zigarrenfabriken, denen der Oberbegriff, der Sinn für die Ordnung, für die „Architektur“ des Betriebes fehlt. Was wir dort zwar für berechtigt erkennen müssen, aber im Hinblick auf die persönliche Freiheit und den Lebenswert doch bedauern, das erziehen wir mit dem oberflächlichen Unterricht in Kunstgewerbeschulen künstlich.

Paul Klopfer

Bildung und Schule

Die Ziele der Arbeitsschule

Immer wieder begegnet man der Meinung, bei der Arbeitsschule handle sich's um weiter gar nichts, als um die allgemeine Einführung des Handfertigkeitsunterrichts

Digitized by Google

in erweiterter Form und unter anderm Namen. Und diese Ansicht scheint auch ihre tatsächliche Bestätigung in den kleinen Ausstellungen zu finden, die dem Publikum Versuche im Sinne der Arbeitsschule veranschaulichen sollen. Denn diese beschränken sich meist auf handgefertigte Gegenstände, zeigen nur Ergebnisse, nicht auch die Art und Weise ihrer Entstehung. In der Arbeitsschule finden wir aber nicht bloß die Handfertigkeitssache wieder, sie bedeutet vielmehr eine Vereinigung aller jener Reformbewegungen, die sich als natürliche Rückwirkungen gegen den herrschenden Intellektualismus entwickelt haben.

Die bisherige Schule betrieb eine ganz einseitige Geistesbildung. Die Menge des meist gedächtnis- und verstandesmäßig angeeigneten Wissens, die „positiven Kenntnisse“ gaben den Ausschlag. Die konnten in Prüfungen ziffernmäßig festgestellt werden und entschieden dadurch oft über das ganze fernere Leben eines Menschen. Nun will die Arbeitsschule die Gedächtnis- und Verstandesbildung, die ja ebenso wichtig ist, nicht etwa verdrängen oder vermindern, sondern nur ergänzen: durch tiefere Gemüts- und Willensbildung, größere Berücksichtigung der Phantasie und der schöpferischen Kräfte, planmäßigere Erziehung der Sinne, besonders des Auges und der Hand als der beiden wichtigsten Werkzeuge des Geistes, und durch eine vielseitigere Kultur des Körpers im Interesse der Gesundheit, Kraft und Schönheit des ganzen Menschen. Die Behauptung, die Arbeitsschule wolle den „Intellektualismus“ durch den „Manualismus“ ablösen, also eine zweite Einseitigkeit an Stelle der ersten setzen, trifft also nicht zu. Sie will nur auch alle die Kräfte, Anlagen und Neigungen ausbilden, die bisher durchaus nicht die ihnen zukommende Beachtung fanden.

Die Ziele der Arbeitsschule können nicht erreicht werden ohne eine Weiterbildung oder Umgestaltung des Lehrvorganges. Der Unterricht stand viel zu sehr unter der Herrschaft des Wortes. Die Anschauung wurde zwar nicht ganz vernachlässigt, aber sie bediente sich zu einseitig und ausschließlich der Vorführung von Karten und Bildern, von toten Tieren und etikettierten Steinen, von fertigen Apparaten und Modellen innerhalb der vier Schulwände. Die Arbeitsschule will das Wort nicht etwa ausschalten, sondern nur seine Verwendung auf das rechte Maß zurückführen. An Stelle bloßer Mitteilung durch das erklärende Wort und Bild, an Stelle des passiven, „rezeptiven“ Lernens, soll, wo das nur irgend angeht, das aktive „schaffende Lernen“ treten, ein Lernen durch möglichst eigenes Beobachten, Untersuchen und Darstellen. Durch vielseitige Betätigung aller Sinneswerkzeuge, durch Umgang mit den Dingen selbst sollen Erfahrungen und Kenntnisse „erarbeitet“ werden.

In der öffentlichen Erörterung dieser Reformfrage ist oft der große Fehler gemacht worden, den Begriff der Arbeit zu eng, zu technisch-mechanisch zu fassen und die rein geistige Seite auszuschalten. Nicht bloß dort wird im Sinne der Arbeitsschule unterrichtet, wo gehobelt und geformt, genäht und gekocht wird, sondern auch dort, wo das Kind in Wort, Schrift, Gebärde oder Zahl eigene Erlebnisse, Gedanken, Gefühle, Meinungen und Absichten darstellt, wo es mitgeteilte Bildungsstoffe in seiner Weise nach- und um-

Digitized by Google

gestaltet, wo es selbst Begriffe, Urteile und Schlüsse bildet. „Arbeit“ bedeutet hier also nicht bloß körperliche Betätigung, sondern „Aktivität“ überhaupt oder besser: Selbsttätigkeit.

Auch aus jeder rein technischen Betätigung soll die Arbeitsschule die geistigen Bildungswerte herauszuarbeiten und erzieherisch nutzbar zu machen suchen. Wenn der Schüler etwa eine Birne in Ton formt, eine heimische Berg- oder Talgestalt in feuchtem Sande darstellt, einen einfachen physikalischen Apparat zusammenbaut, das Aquarium reinigt oder ein Beet im Schulgarten anlegt, so ist er zunächst gezwungen, das Ding oder den Vorgang viel genauer als sonst anzusehen und in seinen wesentlichen Zügen zu erfassen. Jede flüchtige oder falsche Anschauung offenbart sich ohne weiteres in der Arbeit, kann leicht erkannt und berichtigt werden. Es ist oft erstaunlich, mit welchem Eifer die Jungen probieren und studieren, bis das Ziel erreicht ist, und mit welch einfachen Mitteln sie manchmal auskommen. Dabei werden eine ganze Anzahl Kräfte in Tätigkeit gesetzt: der spekulative Verstand, die schöpferische Phantasie, das bewußte Sehen und Handeln, die technische Geschicklichkeit. Die durch eigne Arbeit gewonnenen Vorstellungen sind klarer und haften fester im Bewußtsein, als die allein durch Belehrung und Anschauung erworbenen. Aber nicht bloß das Vorstellungsleben wird bereichert und vertieft, es werden auch Auffassungskraft und Ausdrucksfähigkeit gesteigert, der Wille auf ein nicht zu fernliegendes Ziel gerichtet und an die Überwindung von Schwierigkeiten gewöhnt. Nach und nach wird ihm auch immer mehr Freiheit gestattet in der Wahl der Mittel zur Erreichung irgendeines Zweckes, und so erziehen wir langsam zu einem zielbewußten und selbständigen Handeln. Und wir erwarten von unsrer Methode einen bessern Erfolg als von der alten, weil sie den persönlichen Anlagen und Neigungen einen größeren Spielraum gewährt und die individuelle, ursprüngliche Leistungsfähigkeit besser berücksichtigen kann.

Übrigens sind diese Absichten der Arbeitsschule nicht, wie man so vielfach glaubt, etwas Neues. Alle großen Pädagogen der Vergangenheit haben die hier zugrunde liegenden Gedanken schon ausgesprochen. Pestalozzi betonte ausdrücklich, daß das Tun nicht bloß die nachträgliche Probe der rechten Einsicht und des rechten Wollens sei, sondern zugleich der gewiesene Weg der Entwicklung, denn alle Kräfte des Menschen entwickelten sich nur durch ihre lebendige Betätigung. Die ganze Pädagogik Fröbels ruht auf der Erkenntnis, daß das Kind nicht in erster Linie ein „lernendes“ und anschauendes, sondern ein darstellendes und schaffendes Wesen sei. Auch die bisherige Lernschule hat nach ein paar Seiten hin schon so gearbeitet, und mancher Lehrer schon lange im Sinne der Arbeitsschule zu unterrichten versucht. Nur waren ihm durch Lehrziel, Stoffplan, Methode und allerlei andere Hemmnisse allzu enge Schranken gezogen.

Das aber muß den Gegnern der Arbeitsschule zugegeben werden: Die Gefahr, in bloßen Manualismus oder kleinliche Spielerei zu verfallen, diese Gefahr besteht. Sie hat wohl auch schon hier und da zu Ablem geführt, wo man in den Äußerlichkeiten steckenblieb. Nur sollten Einseitigkeiten, Miß-

Digitized by Google

griffe und Übertreibungen nie zum Maßstab für die Beurteilung der ganzen Sache werden. Hat es je eine kräftige Reformbewegung ohne solche Entgleisungen gegeben?

Die Arbeitsschule soll uns zugleich zu einer engeren Verbindung der Schule mit dem wirklichen Leben verhelfen.

Der Schulanfang bedeutet jetzt einen unvermittelten und unnatürlichen Sprung aus dem Leben in die Schule, von größter Beweglichkeit des Körpers und Geistes zu stundenlangem Stillesitzen, Aufmerken und Zuhören, vom freien Spiel zu geregelter Arbeit, vom anschaulichen zum abstrakten Denken, vom Umgang mit lebendigen Dingen zur Beschäftigung mit toten Buchstaben, Worten, Begriffen, Sprüchen und Ziffern. Dieser schroffe Übergang in so zartem Alter äußert sich natürlich auch bald nachteilig: bei manchen Kindern durch gesundheitliche Hemmungen in Ernährung, Blutkreislauf, Nerventätigkeit, Wachstum und Schlaf, bei den meisten aber durch geistige Schädigungen. Die lebhaften Interessen der Kinder lassen nach, die vielen wissensdurstigen Fragen verstummen allmählich, die anschauliche, lebendige Denkweise und Sprache verliert an Farbe und Kraft. Die Arbeitsschule schafft nun einen natürlichen Übergang vom freien Spiel zur geregelten Arbeit durch engste Anknüpfung an die bisherige Anschauungs-, Denk- und Lebensweise des Kindes. Es wird nicht gleich mit Lese-, Schreib- und Rechendrill stumpf gemacht, sondern zuerst beschäftigt mit Spielen, Singen, Geschichtenerzählen und Spazierengehen, mit Malen, Ausschneiden, Formen, Flechten, Stäbchenlegen und Bauen. Dem Laien scheint es vielleicht, als würde so die Zeit mit „Spielereien“ „vertrödelt“. Es handelt sich aber um allergründlichste Lernarbeit. Die Grundanschauungen und Grundbegriffe des Sprechens, Lesens, Schreibens, Rechnens und Denkens werden dabei auch gewonnen, aber durch steten Umgang mit den Dingen selbst, die angeschaut, begriffen, benannt, beschrieben, gemalt, ausgeschnitten, geformt, gezählt, zerlegt, aneinandergereiht, geteilt, vervielfältigt, verwertet und verwendet werden. Und am Ende des zweiten oder dritten Jahres ist man am selben Ziele wie bisher, nur auf einem gründlicheren, natürlicheren und fürs Kind besser gangbaren Wege.

Auch der umgekehrte Übergang, der von der Schule zum Leben vollzieht sich weniger unvermittelt. Die intellektualistische Schule entließ manchmal Zöglinge, die mit den besten Zeugnissen, vielleicht als Musterschüler aus den Prüfungen hervorgingen und doch versagten, sobald sie im Leben Aufgaben gegenüberstanden, die praktischen Blick und selbständiges Denken und Handeln verlangten. Häufiger noch geschah es, daß scheinbar mäßig begabte Schüler sich im Leben recht gut bewährten. In der Lernschule war eben die Gedächtnis- und Verstandesleistung bestimmend für die Bewertung des Menschen. Dieses Maß war zu einseitig und ungerecht gegen alle die, deren Neigung, Begabung und Leistung mehr auf der praktischen, technischen oder künstlerischen Seite lag. Die Arbeitsschule will auch diesen Anlagen Gelegenheit zur Entfaltung geben und versuchen, möglichst allen Typen der Begabung gerecht zu werden. Dieses Streben, Schule und Leben inniger zu verbinden, soll in der Arbeitsschule

Digitized by Google

nicht nur die Methode, nein, auch die Stoffauswahl bestimmen. Nicht die Vergangenheit und die Fremde sollen, wie in vielen Fächern bisher, an der ersten Stelle stehen, sondern Gegenwartsleben und Heimat.

Ist die Arbeitsschule praktisch durchführbar?

Über ihre äußere Ausgestaltung gehen die Meinungen noch auseinander. Kerschensteiner sucht das Problem auf anderm Wege zu lösen als Sickinger, und Seyfert wieder anders als die Leipziger Lehrer. Über die zweckmäßigste Form können nur zahlreiche praktische Versuche die Entscheidung herbeiführen. In einem aber herrscht Einigkeit unter ihren Anhängern: in dem Glauben, daß sie einmal kommen muß. Denn sie scheint uns kein theoretisches Phantom pädagogischer Schwarmgeister, sondern das naturnotwendige Ergebnis der ganzen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung des deutschen Volkes.

Die an der Durchführbarkeit der Arbeitsschule zweifeln, möchten wir darauf hinweisen, daß wir schon am Anfange ihrer Entfaltung stehen. Wir erinnern nur an die Landerziehungsheime, die freie Schulgemeinde, die Arbeitsschulklassen in Hamburg, Breslau und Leipzig, die Münchner Schulreform, den Werkunterricht, die physikalischen und biologischen Schülerübungen, die freien Spielnachmittage, die Schülerwanderungen, die Versuche mit der Schüler-Selbstverwaltung, die Einführung der staatsbürgerlichen Erziehung. Sogar der moderne fremdsprachliche Unterricht, die steigende Wertschätzung und tiefere Auffassung des Zeichnens und Turnens und die Brüsseler Weltausstellung sind Zeichen, daß es der Arbeitsschule entgegen vorwärts geht.

Auch die bisherige Lernschule hatte ihr Gutes, und auf manche ihrer Leistungen können wir Deutschen stolz sein. Dies zu verkennen wäre ebenso verkehrt, wie ihre Reformbedürftigkeit zu leugnen. Das geschieht freilich immer noch oft. Gerade die Brüsseler Weltausstellung wird wieder benutzt, um zu sagen: Seht die Ergebnisse der alten Schule, die die Jüngeren durchaus reformieren wollen! Ja, wenn es so wäre! Man vergißt dabei: was uns auf der letzten Weltausstellung in Kunst, Kunstgewerbe und Schulwesen Bewunderung eingetragen hat, ist noch nicht Allgemeingut des deutschen Volkes. Es waren vielfach sogar nur die Leistungen einzelner, die sich unter heftigen Kämpfen und im Gegensatz zur herrschenden Schulmeinung erst durchsetzen mußten. Gerade im Schulwesen gab es in Brüssel ziemlich viel „Zukunftsmusik“; und schon manches praktische Ergebnis gerade der Arbeitsschule war da vorausgenommen. Das wollen wir doch ja nicht vergessen, wenn uns im Schulkampfe mit den Erfolgen von Brüssel bewiesen werden soll, daß eine durchgreifende Schulreform nicht not tue.

Max Brethfeld

Lebende Worte

Schiller wird „frei“

Soweit die deutsche Sprache reicht, sind in den Städten nicht viele Häuser, in welchen nicht Schillers Werke stehen, und auf den Dörfern sind sie wenigstens in einem oder zwei Häusern zu finden. Je weiter aber die Bildung der Nation sich verbreitet, desto größer wird diese Vervielfältigung werden und zuletzt in die niederste Hütte dringen. Hundert Gewinnhungrige lauern nur

Digitized by Google

auf das Erlöschen des Privilegiums, um die edle Lebensarbeit Schillers so massenhaft und wohlfeil zu verbreiten, wie die Bibel, und der umfangreiche Nutzverkehr, der während der ersten Hälfte eines Jahrhunderts stattgefunden, wird während der zweiten Hälfte um das Doppelte* wachsen. Welch eine Menge von Papiermachern, Druckersleuten, Verkäufern, Angestellten, Laufburschen, Lederhändlern, Buchbindern verdienten und werden ihr Brot noch verdienen. Dies ist, im Gegensatz zu der Revalenta arabica manches Treibens, auch eine Bewegung und doch nur die rohe Schale eines süßen Kernes, eines unvergänglichen, nationalen Gutes. (Keller, Grüner Heinrich)

* Um das Wievielfache mehr ist er gewachsen! Wer aber fragt sich nach solchen Erfahrungen, ob vielleicht unser Urheberrecht an falscher Stelle und auf irrige Weise „schützt“? Ausführlich ist das Thema in den Dürerbundflugschriften „Das Urheberrecht geht uns alle an“ und „Urheberschutz und Urheberschatz“ behandelt.

Unsre Bilder und Noten

Mit dem Blatte nach Willibald Krain, „Stille Stunde“, das wir vor dieses Heft setzen, zeigen wir dem Leser eine farbige Wiedergabe, wie sie uns selbst, den Nörglern an den üblichen Farbdrucken, Freude macht. Da es uns geradezu eine Kulturaufgabe erscheint, gegen den gegenwärtigen „Buntrappel“ kritisch zu stimmen, so bitten wir die Leser, dieses Blatt mit den Vierfarbendruck-Autotypien zu vergleichen, mit denen gut- oder widerwillig heut auch alle „vornehmen“ Zeitschriften ihr Publikum locken und festhalten müssen, meinethalben auch mit unsern eignen. Warum konnte unser „Steindruck“ besser werden? Erstens: weil keine überstarke Verkleinerung nötig war, weshalb die Farben nur in geringem Maße „optisch zusammengerührt“ werden mußten. Zweitens: weil die Farbengebung des Originals mit dünnem Auftrage nachzubilden war. Drittens: weil die Hand, und durch sie das erzogene Auge die Arbeit des photomechanischen Apparats vielfach unterstützen oder verbessern konnte. Bilder dieser Techniken lassen sich freilich nicht so billig herstellen, wie noch so effektvolle bunte Farbendruckblätter. Aber wir meinen, daß man nun bald auch in weiteren Kreisen zu der Ansicht kommen könnte, daß es in solchen Dingen nicht die Menge tut.

Das Bildchen selbst ist von so feiner Intimität, daß es seinem jungen schlesischen Maler alle feinsinnigen Feinäugigen zu Freunden machen wird. Mit den besondern Lichtschleiern dieser „Zimmerluft“ webt ein Hauch von Poesie über all diesen Dingen, die aus der Liebe zu ihnen allen stammt. Uns gefällt das Blatt so, daß wir eine Anzahl Abzüge als Vorzugsdruck auf Karton ausgegeben haben. Sie sind zu einer Mark für den Abzug käuflich.

Die acht Nachbildungen nach sehr erlesenen Photographien, die wir dem Hefte anfügen, möchten auf die Sammelwerke hinweisen, die der Maler und Kunstphotograph F. Matthies-Masuren unter dem Titel „Die Photographische Kunst im Jahre . . .“ bei dem Verlage von Knapp in Halle alljährlich herausgibt. Es sind sowohl von Figürlichem wie

Digitized by Google

besonders von Landschaftlichem Blätter darunter, deren Schönheit in ihrer Gattung ja kaum übertroffen werden kann. Ausländische Gäste wie Charles Job, Langdon-Coburn, Léonard Misonne, Archibald Cochrane bieten Schöpfungen, die uns schlechterdings entzücken, aber auch unter den deutschen Blättern sind Meisterwerke. Nur scheint es uns wieder, als ob man bei der Kunstphotographie gar zu einseitig auf die malerischen Werte des Weichen, Tonigen, Verschwimmenden ausgehe. Man sollte neben ihnen häufiger jene Werte der scharfen Einstellung herausarbeiten, die der Photographie ganz eigen, ganz spezifisch sind.

Die Textbilder gehören zu dem Aufsatz von Fidus in Sachen K. W. Diefenbachs. A

Unsre Notenbeilage bringt, der Jahreszeit entsprechend, ein sehr schönes, aber merkwürdigerweise fast gar nicht bekanntes Lied von Franz Schubert, „Im Frühling", ein älteres Seitenstück zu Hugo Wolf-Mörikes „Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel", das der Kunstwart vor einigen Jahren gebracht hat. Während die Worte den Inhalt der Vorstellung bereichern und vermannigfaltigen, kommt es dem Klavier zu, nicht etwa jede Einzelheit mit auszumalen, sondern die Einheit der Grundstimmung festzuhalten. Eines weiteren Kommentars bedarf es wohl nicht, weil Lieder dieser Art sich selbst erklären. Ein leichter Anklang der Melodie an den „Finnländischen Reitermarsch", der zu Schuberts Zeiten noch nicht existierte, mag die Zufälligkeit solcher Ähnlichkeiten, worauf in Laienkreisen oft zu viel Gewicht gelegt wird, dartun. B

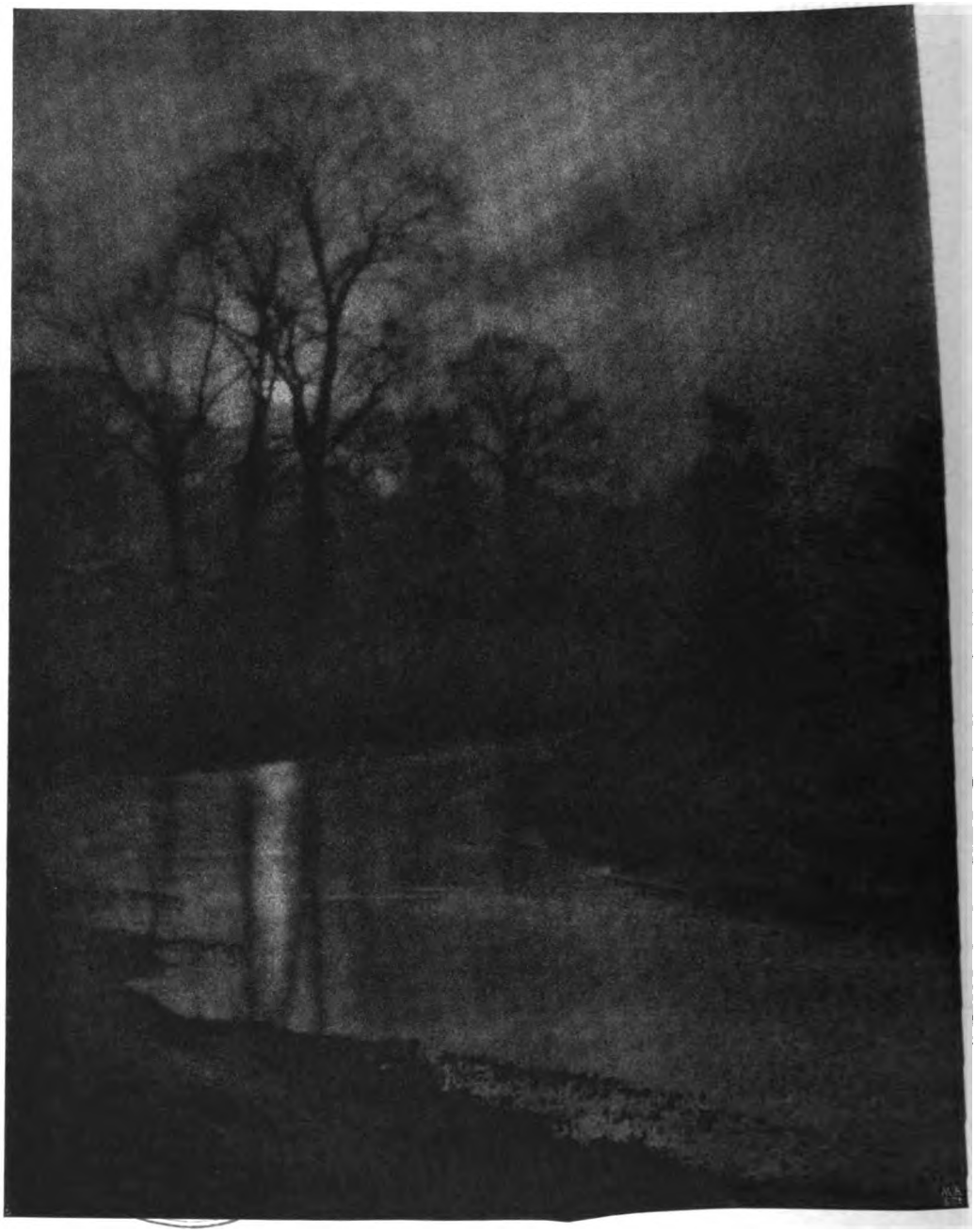
Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

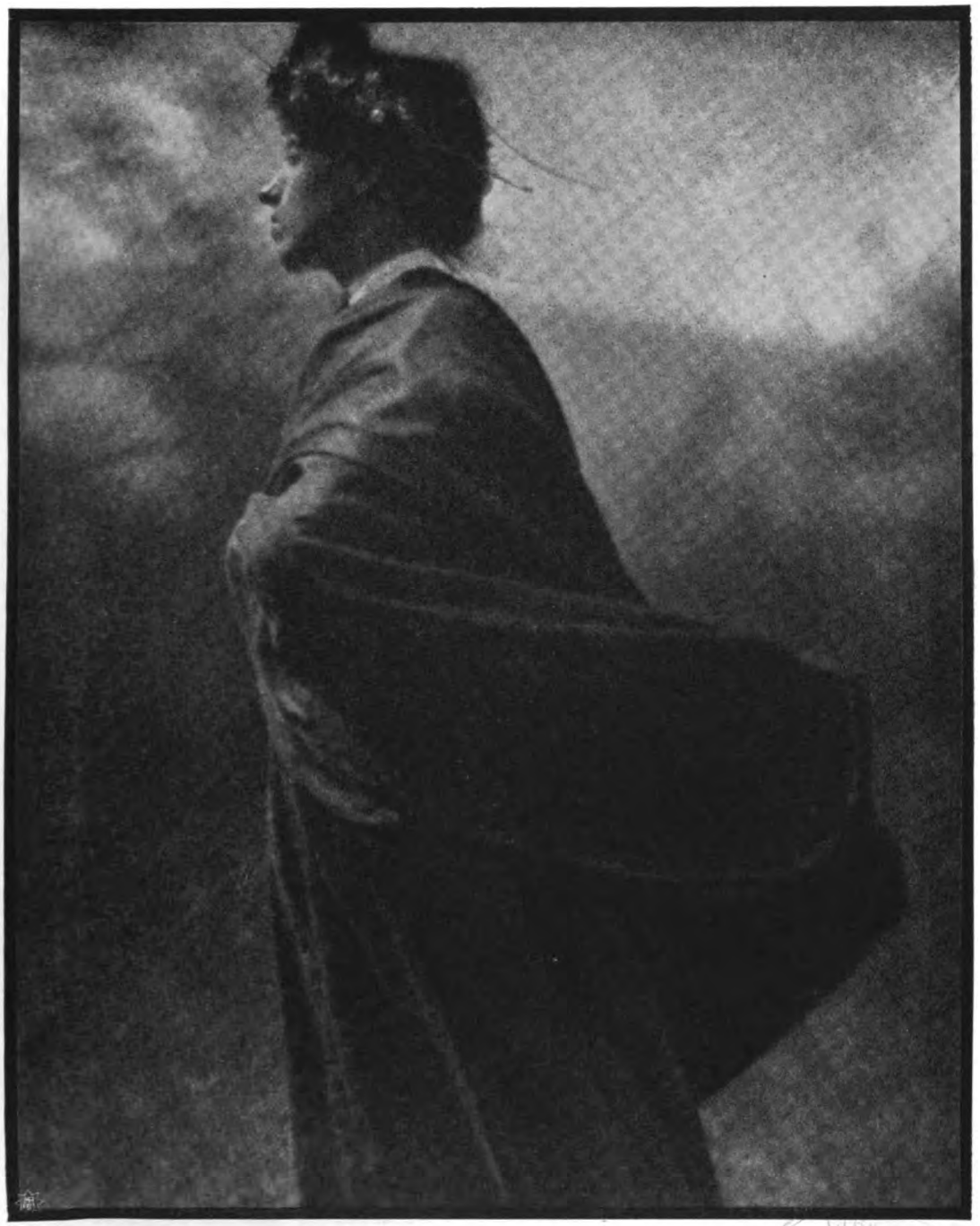
SOPHIE HERRMANN, BERLIN: MUTTER UND KIND

Digitized by Google



CHARLES JOB, HOVE: A. GLEAM OF SUNSHINE

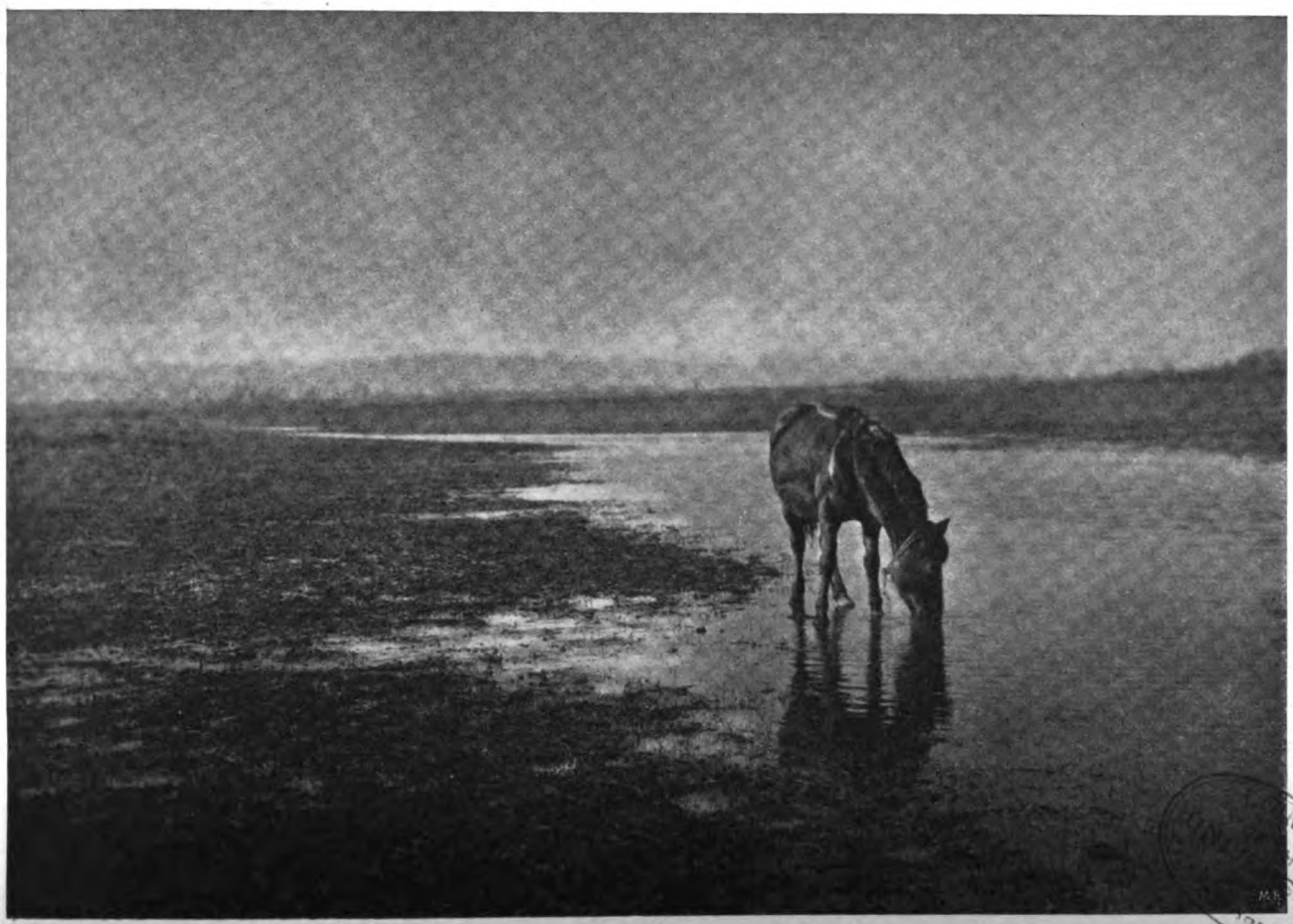
Digitized by Google



ALV. LANGDON-COBURN: LONDON

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google



HENRY FR. BERGER, PORTLAND: VERLOREN

Digitized by Google

ALOIS WISMEYER, WIEN: REFLEXE

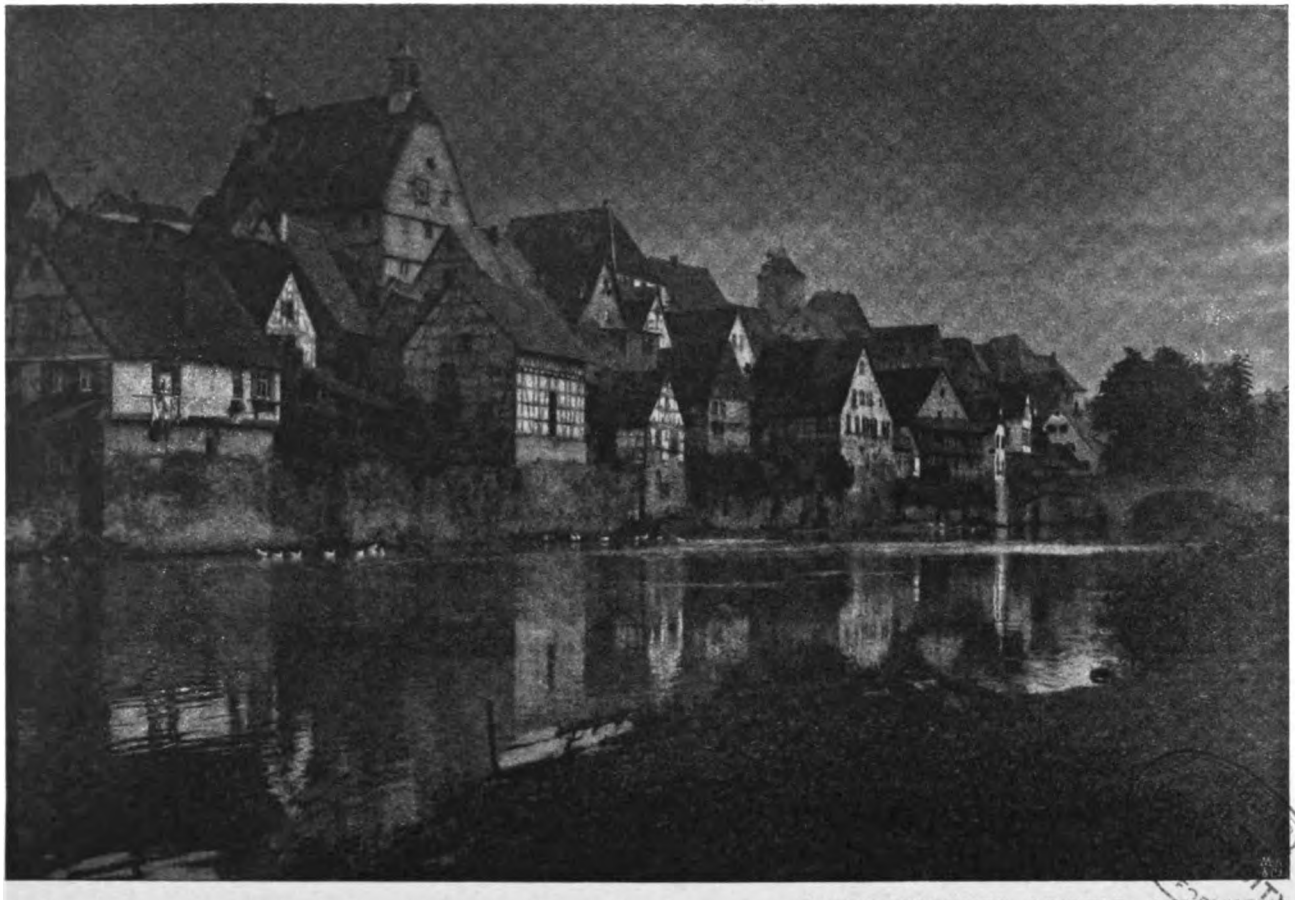
Digitized by Google

LÉON. MISONNE, GILLY: AUX CHAMPS

Digitized by Google

ARCHIBALD COCHRANE, GLASGOW: MONT ST. MICHEL

Digitized by Google

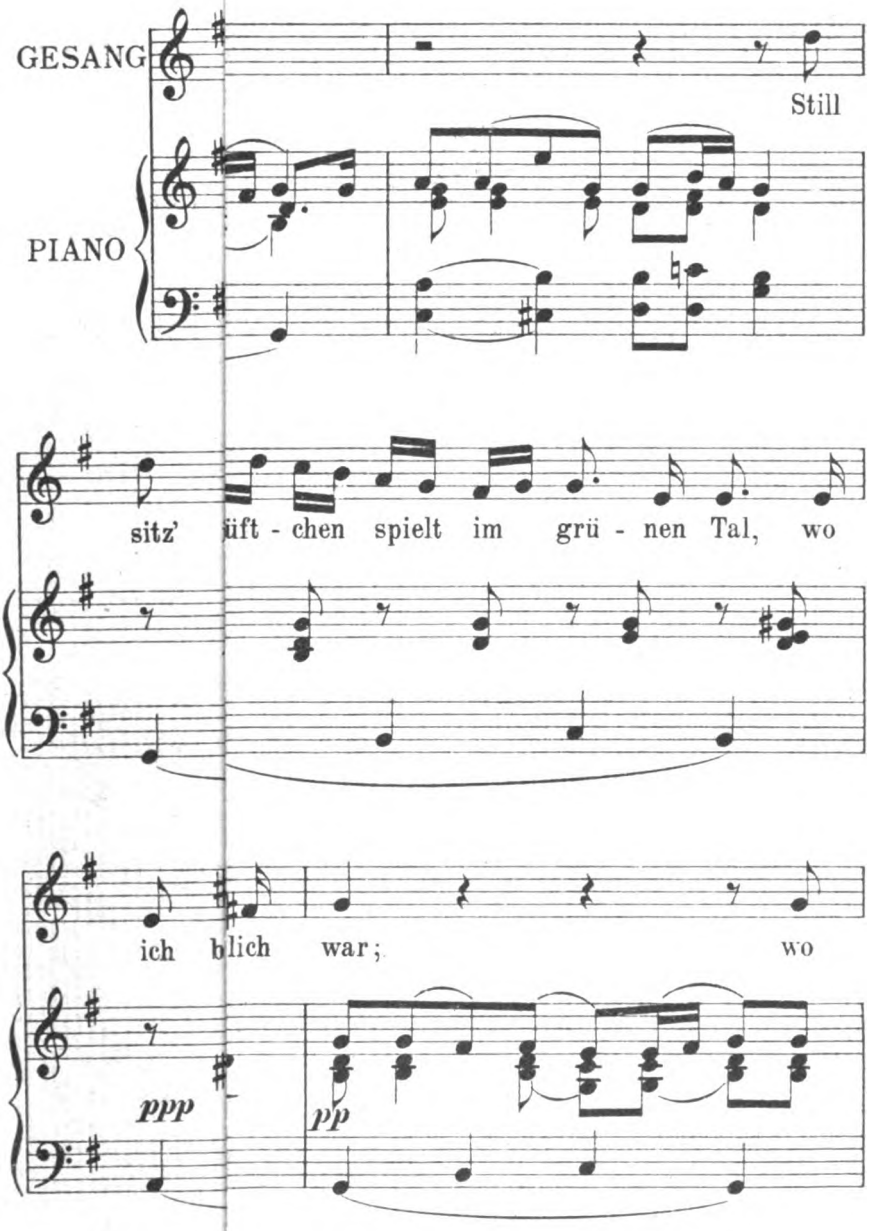


E. WEINGÄRTNER, LEIPZIG: BESIGHEIM

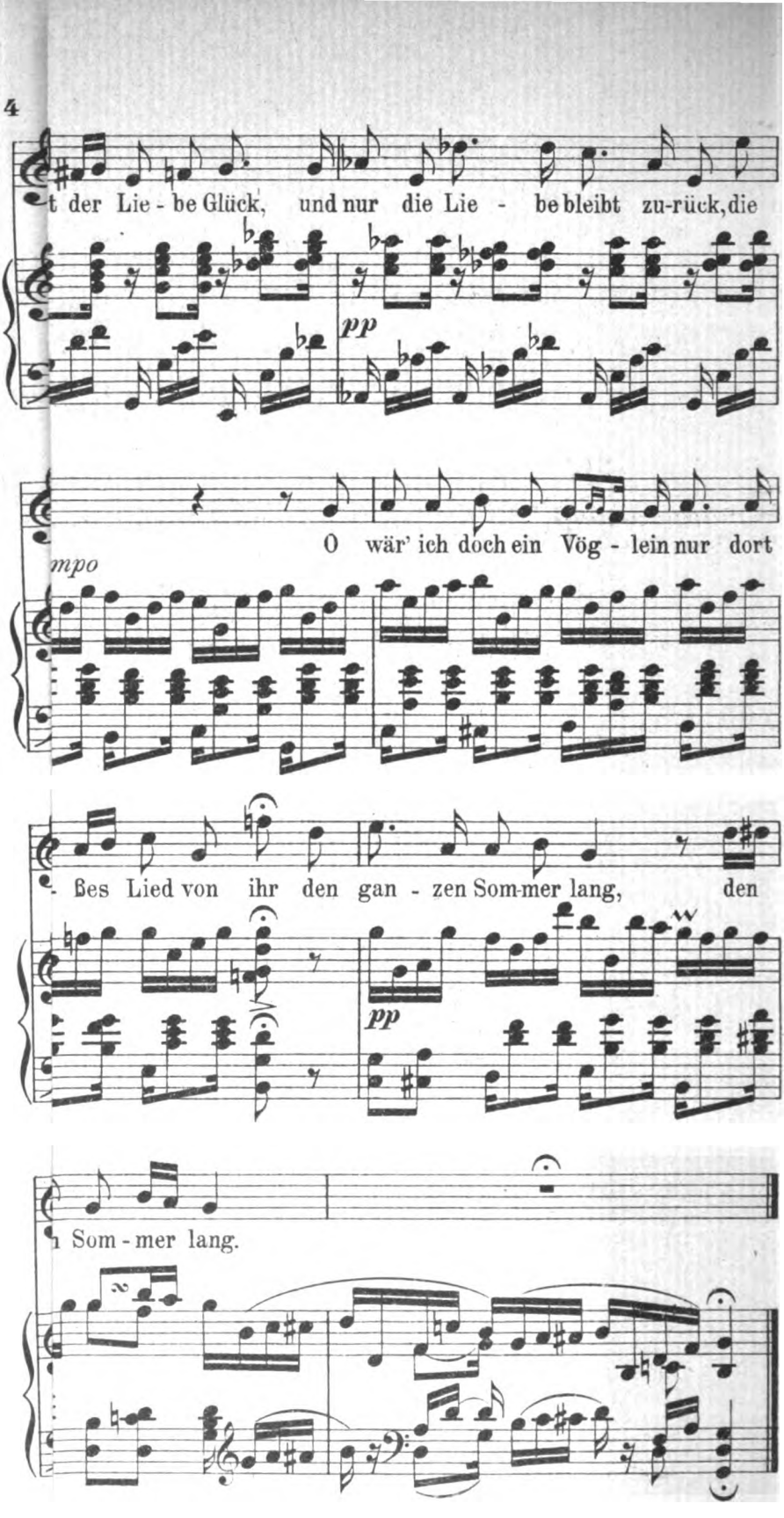
Digitized by Google

BE ANZ SCHUBERT

Ernst Schulze:
IM FRÜHLING



Digitized by Google



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom klaren Denken

Über Logik als Wissenschaft und über logisches Denken als angeborene menschliche Fähigkeit hört man täglich ganz entgegengesetzte Urteile. Auf der einen Seite stehen beide noch im Ansehn. Zumal in öffentlichen Debatten kann man den Gegner kaum stärker herabsetzen, als wenn man ihm vorwirft, seine Ausführungen entbehrten der Logik. Auch spricht es für die Achtung, die man instinktiv der Logik zollt, daß es viele vermeiden, Behauptungen schlicht aneinanderzureihen; sie verknüpfen sie vielmehr logisch unter ausgiebiger Verwendung der Partikeln: weil, da, folglich, also, denn, deswegen usf. — auch dann, wenn diese gar nicht am Platze sind. Es klingt dann wenigstens, als könnte man sich auf die mächtige und allgemeingültige Autorität der Logik berufen.

Anderseits ist freilich eine theoretische Beschäftigung mit Logik wenig beliebt und üblich. Auch nüchterne, am Sachlichen interessierte Personen, die viel und scharf zu denken gewohnt sind, haben nicht selten eine große Abneigung dagegen, über den Gedankenprozeß selbst nachzudenken. Um wieviel mehr künstlerisch und produktiv veranlagte Köpfe!

„Da wird der Geist euch wohl dressiert,
In spanische Stiefel eingeschnürt,
Daß er bedächtiger fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn."

Der „Fachmann" der Logik erscheint ihnen schlechthin als subalterner, dürftiger Geselle, der am Formalen kleben bleibt, der Trivialitäten breitspurig erörtert oder in kleinlichen Tüfteleien und zwecklosen Spitzfindigkeiten sein Genügen findet. Schließlich wird dann noch die Verachtung der Theorie auf ihre bewußte oder unbewußte Anwendung übertragen. Das logische Denken gilt als eine für die Notdurft des Lebens und für wissenschaftliche Kleinarbeit ganz nützliche, aber im Vergleich mit schöpferischer Phantasie doch minderwertige geistige Funktion: Der Durchschnittsmensch mag am Gängelband der Logik mühselig seine Gedanken fortspinnen, dem genialen strömt auch alles Wissen durch Intuition zu. Macht man einmal den Einwand, irgendeine Begründung sei unlogisch, so wird man herablassend belehrt, der Fall müsse „psychologisch, nicht logisch" aufgefaßt werden; oder man wird unwillig bedeutet, Unlogik sei doch kein Einwand gegen ein Gedankengebäude: auf fruchtbare, anregende, bedeutende Ideen komme es an, während ihre Verknüpfung und Ableitung Nebensache und Kleinkram sei. Wer in den Geistesschöpfungen eines Rousseau oder Tolstoi, wer in den Reden eines Bismarck untergelaufene logische Schnitzer bemängelt, der gleicht dem flachköpfigen Philologen, der in Goethes Hermann und Dorothea siebenfüßige Hexameter aufstöbert, aber an der Schönheit des Kunstwerks stumpf vorübergeht.

Mit den Problemen der neuern Logik haben nun freilich alle solche

Digitized by Google

Werturteile nicht das geringste zu schaffen. Diese Wissenschaft hat gerade im letzten Jahrhundert große Wandlungen durchgemacht, ihr Umfang und ihre Ziele haben sich bedeutend erweitert. In der alten Behandlungsart war sie eine wenig umfangreiche Lehre, die neben einigen Kapiteln über die Begriffe und Urteile als hauptsächlichsten Gegenstand eine Theorie des Schließens enthielt. Noch Kant erklärte, die Logik sei eine vollkommene, im wesentlichen abgeschlossene, also Probleme nicht mehr enthaltende Wissenschaft. Man braucht aber nur an die Namen Hegel und Stuart Mill zu erinnern, um sich bewußt zu werden, wie unendlich Verschiedenes unter demselben Titel behandelt worden ist. Heute umfassen die modernen Lehrbücher meist eine vollständige Theorie der Erkenntnis mit ihren unzähligen Problemen und eine spezielle Methodenlehre für alle Gebiete der wissenschaftlichen Forschung. Aber diese ganze Entwicklung hat auf den gewöhnlichen Sprachgebrauch (der auch für diese Betrachtungen allein in Frage kommt) naturgemäß gar nicht abgefärbt; für ihn ist Logik nur der Inbegriff der Regeln „vom richtigen Denken", wobei meistens zwischen Theorie und Praxis kein Unterschied gemacht wird. Statt zu sagen: es verstehe Einer nicht richtige Folgerungen zu ziehen, erklärt man, er „habe keine Logik im Leibe", und statt zu sagen: „er soll seinen Verstand gebrauchen", fordert man: „er soll erst mal Logik studieren". Gegen diesen freieren Sprachgebrauch ist ja auch kaum viel einzuwenden. Wohl aber wär's angezeigt, öfter die ganz unklare Verwendung der Wörter „logisch" und „unlogisch" zu rügen, wie sie sich heute immer mehr einbürgert. Ich habe erst kürzlich in Versammlungen wieder bestätigt gefunden, daß mit Regelmäßigkeit alle gegnerischen Ansichten „unlogisch" genannt wurden, wenn sie mit einer gewissen Schärfe als irrig bezeichnet werden sollten. „Unlogisch" ist aber doch sicherlich nicht dasselbe wie falsch, unzutreffend, unrichtig, unwahr. Sonst wär's schließlich auch unlogisch, zu behaupten, München liege an der Donau oder die Zugspitze sei höher als der Montblanc. Anderseits wird aber der Begriff zu eng gefaßt, wenn man mit Schopenhauer fordert, das Prädikat „unlogisch" sei immer nur auf einen gedanklichen Prozeß, auf die Ableitung von Urteilen aus andern Urteilen anzuwenden, niemals aber auf ein einzelnes Urteil. Ich wüßte nicht, wie man den Satz: „er ist arm, aber magenkrank" anders charakterisieren sollte. Unlogisch sind alle Urteile, die in sich widerspruchsvoll sind, deren Unrichtigkeit a priori, das heißt ohne Vermittelung der Erfahrung eingesehen werden kann. Unlogisch ist schon die Verbindung zweier einander widersprechender oder auch nur disparater Begriffe: hölzernes Eisen, lyrische Jurisprudenz, absolute Freiheit, ungleichwinkliges gleichseitiges Dreieck. Aber diese Beispiele weisen bereits auf eine gewisse Schwierigkeit hin. Begriffe werden uns immer nur durch Wörter vermittelt, und diese lassen sich fast immer auch bildlich gebrauchen. Und was im eigentlichen groben Wortverstande widerspruchsvoll ist, kann in übertragener Bedeutung einen vorzüglichen Sinn haben. Ein Baum aus Gold sieht nicht grün aus. Aber:

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum."

Digitized by Google

Es soll wirklich vorkommen, daß gerade „Logiker“ einen groben Unsinn dort konstatieren, wo in Wahrheit eine sprachliche Feinheit vorliegt.

Auch unzulässige Katachresen und jene Bildermengerei, die so oft als „unlogisch“ bezeichnet werden, sind meist nur sprachliche Entgleisungen und beruhen eher auf einer dauernden oder augenblicklichen Schwäche der Einbildungskraft als auf mangelhaftem Denken. Um an allgemein Gehörtes anzuknüpfen: man analysiere etwa die folgenden Sätze aus der Rede, die Kaiser Wilhelm kürzlich im Kloster Beuron gehalten hat:

„Die Krone, die ich trage, kann hier nur dann einen Erfolg verbürgen, wenn sie sich gründet auf das Wort und die Persönlichkeit des Herrn. Als Symbol dafür habe ich das Kreuz in diese Kirche gestiftet, um damit, wie ich es in meinem Handschreiben gesagt habe, zu beweisen, daß die Regierungen der christlichen Fürsten nur im Sinne des Herrn geführt werden können, und daß sie helfen sollen, den religiösen Sinn, der den Germanen angeboren ist, zu stärken und die Ehrfurcht vor Thron und Altar zu vermehren.“

Die Ausdrucksweise, daß eine Krone, die „getragen“ wird und sich auf die Persönlichkeit des Herrn „gründet“ einen „Erfolg verbürgt“, ist insofern auffällig, als sich die verschiedensten Bilder durchkreuzen. Übersetzt man aber die bilderreiche Sprache in eine abstrakte, so ergibt sich ein Sinn, der — wenigstens von logischem Standpunkt aus — unanfechtbar ist. Anders steht es freilich mit dem zweiten Satz. Wenn es möglich wäre, durch die Stiftung eines Kruzifixes in die Kirche eines Benediktinerordens zu beweisen, daß die Regierungen christlicher Fürsten nur im Sinne des Herrn geführt werden können, dann müßte es auch möglich sein, durch das Geschenk eines Gummiballs an eine Mädchenschule den Beweis zu erbringen, daß die Erde rund sein müsse. Auch die Behauptung, eine Stiftung könne „beweisen“, daß etwas geschehen „solle“, stellt eine unvollziehbare Vorstellungsverbindung dar.

Spricht man vom Wert oder Unwert der theoretischen Logik, so denken die meisten wohl zunächst an den praktischen Nutzen, den diese Wissenschaft etwa gewähren oder nicht gewähren könnte. Am ehesten wird wohl zugestanden, daß sich einige bescheidene dialektische Vorteile aus ihrem Studium ziehen lassen. Ein Kenner der Logik mag in der Tat besser verstehen, die Denkfehler und Finten der Gegner festzunageln und zu widerlegen als ein Laie, der zwar jene Fehler instinktiv als solche empfindet, aber nicht imstande ist, sie als typische Fälle durch Fachausdrücke kenntlich zu machen und durch bereitgehaltene drastische Gegenbeispiele ad absurdum zu führen. Wichtiger und bestrittener ist die Frage, ob eine theoretische Beschäftigung mit Logik auch die Denktätigkeit selbst beeinflussen könne. Kein Mensch teilt natürlich mehr die naive Anschauung, als ließe sich klares und scharfes Denken schlechthin aus Büchern erlernen. Sind doch die logischen Regeln erst auf einer sehr späten Stufe wissenschaftlicher Reflexion aus der Denktätigkeit abstrahiert worden, so daß also Jahr-

Digitized by Google

tausende hindurch die Denkakte instinktiv richtig vollzogen wurden, ehe es eine Logik gab. Kein Verständiger bezweifelt also, daß auch heute sehr viele Gebildete ganz richtig schließen, ohne eine Ahnung zu haben, was ein Syllogismus ist und wie er beschaffen sein muß, um gültig zu sein. Hieraus hat man dann gefolgert, logisches Verhalten sei überhaupt nicht „erlernbar", sondern eine angeborene Funktion des normalen Menschen, wie etwa das Verdauen. Und wie die Verdauungstätigkeit sich nie und nimmer durch eifriges Studium der Ernährungsphysiologie verbessern lasse, so könne auch niemals die natürliche Denkfähigkeit eines Menschen durch Beschäftigung mit Logik gefördert werden.

Diese Analogie, so einleuchtend sie manchem erscheinen mag, ist nun freilich irreführend. Im Gegensatz zu dem rein automatisch sich vollziehenden Verdauen ist das Denken doch immerhin — wenn auch innerhalb sehr enger Grenzen — von unserm Willen, z. B. von unsrer Aufmerksamkeit, abhängig; wie schon die Tatsache beweist, daß zahllose logische Schnitzer nur aus „Versehen", aus „Übereilung" gemacht werden. Dann aber zeugt es von wenig Besinnung zu sagen: Denken werde nicht „erlernt". Natürlich wird's nicht erlernt, wie das Schneiderhandwerk oder das Schachspiel; oder so, wie unsre Gymnasiasten Griechisch lernen, indem sie sich erst eine Anzahl abstrakter Regeln einprägen, um diese dann auf Beispiele bewußt anzuwenden. Anderseits kommt aber doch kein Kind ebenso mit der Fähigkeit zu denken auf die Welt wie mit der Fähigkeit zu verdauen. Es „lernt" das Denken, wie es das Laufen und Stehen, das Sehen und Sprechen „lernt": durch und an der Hand der Erfahrung, aber auch in und durch den Verkehr mit andern, die jene Fertigkeiten schon beherrschen. Da ist es kaum zu scheiden, was ganz unbewußt angeeignet, was „bewußt" andern abgelauscht oder unmittelbar durch planmäßige Belehrung empfangen wird. Man denke an das Lernen der Muttersprache! Von einem systematischen Unterricht ist natürlich nicht die Rede. Aber die Mutter, die ihrem Kinde sagt: „es heißt nicht gebittet, sondern gebeten", oder die Kinder, die ihren Kameraden wegen dieses Fehlers hänseln, tun im Prinzip schließlich auch nichts andres als der Lateinlehrer, der seinen Quintanern die Regel einbleut: „ut regiert den Konjunktiv".

Der Vergleich des Denkens mit dem Sprechen ist fast vollkommen: die theoretische Logik spielt für das Denken genau dieselbe Rolle wie die Grammatik für das Sprechen der Muttersprache. Und diese Rolle ist für verschiedene Menschen sehr verschieden; Begabung, Lebensalter, Bildungsgrad sind von Einfluß. Ist dem einen der Weg durch die bewußt angewandte Regel ein Hemmnis und ein Umweg, so ist er dem andern eine Abkürzung und dem dritten überhaupt die einzige Möglichkeit, zum Ziel zu gelangen. Man darf nicht immer Personen im Auge haben, die sich durch ungewöhnliches Sprachtalent auszeichnen. Jeder kennt ja die gewandten Kellner und Geschäftsreisenden, die sich nach kurzem Aufenthalt in England oder Frankreich ohne alle theoretische Unterweisung die dortigen Landessprachen spielend aneignen und durch geläufiges Sprechen und gute Aussprache die gelehrtesten, mit allen Finessen der Grammatik und Lautphysiologie

Digitized by Google

wohl vertrauten Philologen beschämen. Diese Personen legen auch in ihrer Muttersprache leicht alle zur Gewohnheit gewordenen Fehler ab, wenn sie aus einer ungebildeten in eine korrekt sprechende Umgebung versetzt werden. Sie „schnappen" eben ganz instinktiv das Richtige „auf", und bestätigen die alte Weisheit, daß ein wenig Sprachgefühl mehr wert ist, als tausend grammatische Regeln; genau so, wie Mutterwitz und ein gesunder Verstand mehr wert sind als eine Belastung des Gedächtnisses mit dem ganzen Organon des Aristoteles. Wer außer den Sprachgelehrten wollte nicht gern in den Ruf einstimmen: „Weg mit aller Grammatik?" Leider lehrt nur die Erfahrung, daß der Durchschnittsmensch — wenigstens in Deutschland — jenes Sprachgefühl und die Gabe unbewußten Aufschnappens *nicht* hat — und so bleibt in vielen Fällen doch nichts weiter übrig als zur verachteten Grammatik zu greifen.

Ich kannte einen alten ungewöhnlich gescheiten Herrn, der es vom einfachen Handwerksgesellen zum großen Fabrikbesitzer, vielfachen Millionär und Geheimen Kommerzienrat gebracht hatte. Obgleich er natürlich seit vielen Jahren in gebildeter Gesellschaft verkehrte, sprach er doch immer noch mangelhaftes Deutsch und lag im ewigen Kampf mit dem Dativ und Akkusativ. Auch hatte er keine Ahnung davon, wie fehlerhaft er sprach, und daß immer ein Lächeln durch die Reihen lief, wenn er in öffentlicher Versammlung das Wort ergriff. Endlich war ein Freund so verständig, ihn über den Mangel seiner formalen Bildung aufzuklären; und nun hatte der alte Herr noch die Energie, sich auf die Schulbank zu setzen und deutsche Grammatik zu treiben. Mit so gutem Erfolge, daß er sich nach einem Vierteljahr ganz einwandfrei auszudrücken verstand.

Wer den Anteil erkennen will, den theoretische Aufklärung und bewußtes Anwenden grammatischer Lehren auf die Sprache weiter Kreise — auch Erwachsener — ausüben kann, der verfolge die Wirkungen des bekannten Wustmannschen Buches „Allerhand Sprachdummheiten" oder die Tätigkeit des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins". Jeder Sachkundige wird zugeben, daß die energische und planmäßige Agitation auf sprachlichem Gebiete viel Gutes gestiftet und — um mit Schopenhauer zu reden — „der Verhunzung der deutschen Sprache durch elende Skribenten" doch einigen Einhalt getan hat. Sollte es ganz unmöglich sein, auf dem Gebiete des Denkens durch „Bewußtmachen" logischer Vorgänge Ähnliches zu erreichen? Angesichts der zahllosen logischen Schnitzer, die ununterbrochen ahnungslos verübt werden, wäre für Tausende ein kleines Collegium logicum nicht überflüssig, falls sie's nur hören wollten. Es brauchte ja nicht gerade in *der* Form verabfolgt zu werden, in der Aristoteles seine Analytika und seine Topik geschrieben hat.

Wie hoch oder wie niedrig man aber auch die praktische Verwertbarkeit oder den pädagogischen Nutzen der Logik einschätzen mag: als *theoretische* Wissenschaft ist sie von allen Erwägungen dieser Art unabhängig. Wer wollte es wohl für überflüssig erklären, nach den Ursachen der Eiszeit oder nach der Kultur der alten Assyrer zu forschen, nur weil sich mit den Ergebnissen dieser Forschungen *praktisch* nichts anfangen läßt? Wie alle Erscheinungen der Körper- und

Digitized by Google

Geisteswelt mußte auch der Gedankenprozeß selbst einmal Gegenstand des Nachdenkens und der wissenschaftlichen Untersuchung werden. Es hat Zeiten gegeben, in denen logische Probleme sehr stark alle Gemüter aufregten: das genialste aller Völker, die Griechen, hatte sogar eine seltsame Vorliebe für Dialektik und logische Tüfteleien und Spitzfindigkeiten. Und im Mittelalter stand bei allen Kulturvölkern die Logik durchaus im Vordergrund des Interesses. Heute nimmt begreiflicherweise die Logik keinen bevorzugten Platz unter den Wissenschaften ein. Immerhin liegt kein Grund vor, ihr eine Aschenbrödelrolle anzuweisen. Das menschliche Denken ist doch kein der Untersuchung minder würdiger Gegenstand, als die Anatomie der Blattläuse oder die chemische Konstitution der Teerfarbstoffe; und es liegt dem normalen Staatsbürger schließlich ebenso nahe als der Verlauf der messenischen Kriege, die schon so lange vorüber sind. Auch die Wissenschaft vom Denken kann dem Nichtfachmann Interesse abnötigen, wenn es ihm gelingt, sie von dem rechten Gesichtspunkte aus und auf dem nötigen Hintergrund zu betrachten.

Unabhängig von der Frage nach dem Wert der theoretischen Logik ist die Frage nach dem Wert ihrer praktischen — bewußten oder unbewußten — Anwendung. Auseinanderzuhalten ist hier der „Seltenheitswert“ von dem Rang, den die logischen Funktionen unter den geistigen Fähigkeiten einnehmen. Die Notwendigkeit des logischen Denkens für die Erhaltung des Individuums, seine Unentbehrlichkeit für alle höheren geistigen Leistungen ist ja unzweifelhaft, bestimmt aber natürlich jenen Rang nicht. Schätzt man, wie billig, die schöpferischen Kräfte des Menschen am höchsten ein, dann kann man das rein formale Vermögen, scharf und klar zu denken, nur unter die Fähigkeiten zweiten Ranges rechnen. Durch logisches Denken allein schiebt man die Kultur nicht einen Schritt vorwärts. Auch auf rein wissenschaftlichem Gebiet bedarf es, um Neues und Großes zu schaffen, noch ganz andrer geistiger Vermögen: einer bedeutenden Beobachtungs- und Kombinationsgabe, hervorragender Urteilsfähigkeit, vor allem aber einer schöpferischen Einbildungskraft. Eine sehr einseitig logische Richtung des Geistes verleitet oft zu unfruchtbarer Scholastik; und die ausgeprägte Neigung und Gewöhnung, alle Gedanken logisch zu disziplinieren, sie nur nach Grund und Folge aufmarschieren zu lassen, lähmt leicht einen kühneren Ideenflug, hemmt das Auftauchen guter Einfälle und ein reiches Spiel der Assoziationen und freien Analogien. So kann es sicherlich vorkommen, daß ein hervorragend klarer und scharfer Kopf im übrigen doch nur ein geistig dürrer und dürftiger Geselle ist.

Die Zeiten des Rationalismus und Panlogismus, da man alles vom deduktiven Denken erhoffte, da man Erfahrung als Erkenntnisquelle mißachtete und das Gefühlsleben kaum beachtete, liegen heute weit zurück. Man kann nicht behaupten, daß gerade der moderne Mensch an einer Überschätzung alles Logischen krankte. Wer bestreitet denn heute, daß es zahllose Kulturwerte gibt, die mit Logik nichts zu schaffen haben, daß auch das Beste, was wir wissen, viel öfter das

Digitized by Google

Ergebnis eines inneren Schauens als eines Folgerns und Ableitens aus Prinzipien ist? Um so weniger erscheint es angebracht, den doch immerhin noch recht großen Anteil des logischen Denkens an aller unsrer Erkenntnis geflissentlich herabzusetzen. Ästheten, die eine große Abneigung gegen alle exakte Gedankenführung haben und die deshalb die logischen Mängel ihrer Veranlagung in einen Vorzug umdeuten möchten, bilden gern die Gleichungen: logisch = geistig subaltern oder klar = platt, wodurch es leicht wird, alle mit starkem Gefühlsüberschwang gepaarten Unklarheiten und Widersprüche für bedeutende und tiefsinnige Gedanken auszugeben. Manchmal hat man sogar den Eindruck, als ob die Bevorzugung und besondere Hochschätzung alles Außerlogischen geradezu zu einer Verherrlichung des Unlogischen wird.

Es gibt aber noch einen andern Sinn, in dem man sich gegen eine Überschätzung alles Rationalen wenden kann. In diesem Sinne denkt man nicht sowohl an eine falsche Bewertung der logischen Funktionen und des durch sie Erreichbaren, als vielmehr an irrige Vorstellungen über die Rolle, die verstandesmäßige Erwägungen tatsächlich im Leben des einzelnen und der Völker spielen. Es besteht wirklich die Neigung, diese Rolle zu überschätzen. Wie oft wird dem gedanklichen Prozeß, der einer Handlung vorausgeht oder der sie begleitet, eine übertriebene Bedeutung beigemessen und das Irrationale, das Gefühlsmäßige und Triebhafte als ausschlaggebender Faktor verkannt! Wie selten verhindert auch die trefflichste Widerlegung der „Gründe“ die Ausführung einer beabsichtigten Handlung! — Auch die Äußerungen und Schöpfungen der Volksseele tut man gut, so wenig rational wie möglich zu deuten. Man denke an die Entwicklung mythischer und religiöser Vorstellungen, politischer Institutionen, an die Entstehung der Sitten und Moden! Was hat Logik mit den Bestimmungen eines ritterlichen Ehrenkodex zu schaffen? Was mit der Entstehung und den Wandlungen des Korsett- oder Krinolinentragens? Wie wenig aussichtsvoll ist es, gegen diese Dinge mit dem Geschütz von Vernunftgründen anzukämpfen! Aber es ist begreiflich, daß gerade Personen von ausgeprägt logischer Veranlagung dazu neigen, Äußerungen und Schöpfungen des Menschengeistes auf verstandesmäßige Reflexionen zurückzuführen; genau so wie geistreiche und kluge Menschen sich nicht selten insofern als schlechte Menschenkenner erweisen, als sie andre nach sich beurteilen und auch bei diesen zuviel Geist und Klugheit voraussetzen. Also eine gelegentliche Dummheit aus Klugheit! Solchen Personen gegenüber mag die Mahnung ganz angebracht sein, „mehr psychologisch als logisch“ zu verfahren. Komisch ist's freilich, in dieser Mahnung eine Geringschätzung der Logik oder die Aufforderung zu erblicken, selbst unlogisch zu sein. Wer einem Untersuchungsrichter den Rat gibt, er solle hinter den Verbrechen nicht immer widerspruchsfreie Motive und logisch unanfechtbare Pläne wittern, ist deshalb noch nicht der Ansicht, der betreffende Richter solle nun selbst in seinen Untersuchungen unlogisch verfahren, um dadurch die Wahrheit zu ermitteln. Übrigens ist diese oft gehörte Wendung: ein Fall dürfe „nicht sowohl logisch als psychologisch“ „aufgefaßt“ oder „begriffen“ werden, sprachlich schon deshalb

Digitized by Google

wenig glücklich, weil „logisch“ in keiner Weise einen Gegensatz zu „psychologisch“ bildet. Man würde kaum sagen, ein Marktschreier verfahre „nicht klug“, sondern „psychologisch“, wenn er sein Geschäft auf die Dummheit der Menge gründet.

Mag man aber auch den Wert der logischen Funktionen im Vergleich mit den produktiven Geisteskräften des Menschen so niedrig einschätzen wie man will: sicher ist's unzutreffend, sie als eine ganz alltägliche und normale Gabe beim Durchschnittsmenschen vorauszusetzen. Feinere logische Veranlagung ist sogar ziemlich selten; und selbst die so gemeine Fertigkeit im Schließen oder auch nur die Fähigkeit einen Begriff während eines Gedankenverlaufs festzuhalten, sind bei der Mehrzahl viel mangelhafter entwickelt, als gewöhnlich angenommen wird. Ich habe den lebhaften Eindruck, als ob eine logische Unzulänglichkeit oder doch Gleichgültigkeit in Deutschland weiter verbreitet ist als in Frankreich oder England; und als ob diese Schwäche in den letzten Jahrzehnten eher zu- als abgenommen hat. Man lese Eingaben, wie sie gebildete Personen an Gerichtsstellen oder andern Behörden einliefern, um mäßig verwickelte Vorgänge aufzuklären; man nehme Einblick in die Aufsätze zwanzigjähriger junger Leute an unsern höheren Lehranstalten; man prüfe vom formellen Standpunkte aus die durchschnittlichen Leitaufsätze und Feuilletons unsrer Presse: wieviel häufiger trifft man rhetorischen Schwung, stilistische Glätte und eine gefällige Art zu schildern, als Klarheit und Exaktheit in der Gedankenführung! Wieviel grobe logische Schnitzer werden durch Wortschwall verschleiert! Was wird täglich, stündlich als „Begründung“ geboten und ruhig hingenommen! Es ist ein Irrtum zu glauben, daß der gesunde Menschenverstand unmittelbar zu falschen Schlußfolgerungen energisch nein sage. Erst die Unannehmbarkeit der Ergebnisse macht die meisten stutzig und bringt ihnen hinterher zum Bewußtsein, daß falsch geschlossen worden ist. Daher die bekannte Erscheinung, daß mangelhafte und schiefe Folgerungen beim Gegner als etwas Unerhörtes gebrandmarkt werden, während die ganz entsprechenden Fehler beim Gesinnungsgenossen gar nicht auffallen. Da gab vor kurzem ein so berühmter Naturforscher wie Häckel für seinen Austritt aus der Kirche unter anderm auch die „Begründung“, er habe diesen Schritt getan, „weil die klerikale und die mit ihr verbundene reaktionäre Presse in den letzten zwei Jahren maßlose Angriffe und ehrlose Verleumdungen gegen seinen Charakter gerichtet hätten“. Zu ungefähr derselben Zeit las man, der Deutsche Kaiser habe einen an der Gottheit Christi zweifelnden Theologen mächtig abgeführt. Nachdem dieser Gelehrte zugestanden, weder er selbst noch andre Professoren würden von sich sagen: „ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben“, sollte der Kaiser gefolgert haben: Weil kein Professor je einen solchen Ausspruch tun würde, deshalb mußte es ein Gott gewesen sein, der ihn tat. — Man muß gestehen, diese Folgerung wäre logisch so wenig zwingend, wie die Häckelsche. Aber es war nicht ohne Humor zu verfolgen, wie Zeitungen, die über die „greisenhafte Geschwätzigkeit“ und „logische Impotenz“ Häckels nicht genug Worte der Empörung und Geringschätzung finden konnten, den neuen kaiserlichen Gottesbeweis mit ehrfürchtiger Anerkennung

Digitized by Google

gelten ließen. Umgekehrt nahmen andre Zeitungen zwar die Erklärungen Häckels mit gebührendem Respekt und ohne Kritik auf, konnten aber doch nicht unterlassen, zu bemerken, daß die Schlußfolgerung Sr. Majestät einen „mehr rhetorischen als logischen Wert“ habe.

Es ist bekannt, daß die Musterbeispiele in den Lehrbüchern der Logik, zumal den alten, sich durch Selbstverständlichkeit oder Einfältigkeit auszeichnen. Im Grunde genommen ist das wenig wunderbar. Die alten Theoretiker wollten so drastisch wie möglich wirken. Die Richtigkeit des Ergebnisses oder seine Unsinnigkeit beim Gegenbeispiel sollte selbstverständlich sein; nur über das Formale am Denkakt, nicht über seinen Inhalt sollte nachgedacht werden. Das wird seltsamerweise oft verkannt. Es gibt Personen, die sich über die Geistlosigkeit jener Beispiele lustigmachen, die es für unmöglich erklären, daß ein verständiger Mensch dergleichen Fehler begehe, und die doch gegebenenfalls die genau entsprechenden logischen Schnitzer machen. Nochmals: nur die unsinnigen Denk*ergebnisse* bringen meistens die Fehler des Denkakts zum Bewußtsein; wo diese Ergebnisse einleuchtend oder auch nur sympathisch erscheinen, bleiben auch die stärksten Fehlschlüsse unbemerkt.

Schopenhauer hat einmal eine Reihe ganz elementarer Denkfehler festgenagelt, die seinem großen Gegner Hegel in der „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften“ untergelaufen sind. Eine der gerügten Schlußfolgerungen, durch die Hegel beweisen wollte, daß das Gewicht eines Körpers sich ändern könne, ohne daß sich gleichzeitig auch das Volumen dieses Körpers ändert, lautet:

„Ein Beispiel vom existierenden Spezifizieren der Schwere ist die Erscheinung, daß ein auf seinem Unterstützungspunkte gleichgewichtig schwebender Eisenstab, wie er magnetisiert wird, sein Gleichgewicht verliert und sich an dem einen Pole jetzt schwerer zeigt als an dem andern. Hier wird der eine Teil so infiziert, daß er, ohne sein Volumen zu verändern, schwerer wird. Die Materie, deren Masse nicht vermehrt worden, ist somit spezifisch schwerer geworden.“

Ich habe diesen Hegelschen Beweis einer Anzahl gebildeter Personen ganz unvermittelt vorgelegt, nur mit der Frage, ob irgend etwas in ihm auffällig oder zu beanstanden sei. Die meisten machten sprachliche Einwände, bemängelten zum Beispiel das „existierende Spezifizieren der Schwere“, aber noch nicht die Hälfte der Versuchspersonen bemerkte den groben Denkfehler. Hätte man diesen Personen das bekannte Musterbeispiel vorgelegt:

„Alle Gänse haben zwei Beine,
Du hast zwei Beine,
Also bist du eine Gans“,

so würden wohl alle den Verdacht, je auf einen solchen Schluß hereinzufallen, mit Entrüstung zurückgewiesen haben. In Wahrheit ist aber die Hegelsche Argumentation genau von dieser Art, denn sie lautet auf die schulmäßige Form gebracht:

„Ein im Schwerpunkt unterstützter Eisenstab, der hinterher auf einer Seite schwerer wird, senkt sich nach dieser Seite;
Dieser Stab senkt sich durch Magnetisieren nach einer Seite;
Also ist er daselbst durch Magnetisieren schwerer geworden.“

Digitized by Google

Jedenfalls bestätigt meine kleine Umfrage, daß selbst Verstöße gegen die allereinfachsten Gesetze des Denkens nicht ohne weiteres von jedem bemerkt werden, sobald nicht irgendein Interesse an der Ablehnung der Denkergebnisse vorhanden ist.

Noch ein anderes Beispiel! In seiner Abhandlung von den sophistischen Trugschlüssen spricht Aristoteles einmal von jener unsinnigen Art der Widerlegung, die auf der absoluten Deutung einer nur relativen Aussage beruht. Sagt A: „der Neger ist schwarz", so entgegnet B: „der Neger ist doch weiß hinsichtlich seiner Zähne, er ist also schwarz und nicht schwarz", und damit ist also A widerlegt. Wie läppisch!, werden viele sagen. Welcher Mensch kann im Ernst solche Schlüsse ziehen oder durch sie genasführt werden? Ich möchte dagegen behaupten, daß kaum ein Trugschluß beliebter ist als einer dieser Art. Man beachte nur, wie im politischen Tageskampf mit den Begriffen „Gleichheit" oder „Freiheit" umgesprungen wird; bei Demokraten ebenso wie bei ihren Gegnern, bei Gleichheitsfanatikern ebenso wie bei Ungleichheitsfanatikern. Da stellte zum Beispiel jemand als Ideal die Forderung der „Gleichheit" auf, in der Voraussetzung, daß sie jedermann aus dem Zusammenhang als Forderung politischer und sozialer Gleichberechtigung deuten werde. Daß niemals Gleichheit in jeder Hinsicht erstrebt wird, daß auch der blödeste Gleichheitsfanatiker nicht verlangt, allen Menschen sollten gleiche Fähigkeiten angezüchtet werden, sie alle sollten die gleiche Ausbildung erlangen und die gleiche Lebenshaltung führen — das müßte eigentlich ebenso selbstverständlich sein, wie daß in der Behauptung: „der Neger ist schwarz" die Schwärze sich nicht auf Augen und Zähne oder auf Blut und Knochen bezieht. Aber wer will und kann denn seinen Gegner richtig verstehen? Es ist soviel einfacher, ihn zum Dummkopf zu stempeln und dann durch die schönsten „Schlüsse" zu widerlegen. Man schreit also: „Was, du willst alle Menschen gleichmachen? Ist nicht die Natur selbst die größte Aristokratin, gegen die anzukämpfen blöde Vermessenheit wäre? Wird nicht der Fleißige immer mehr besitzen als der Faule? Wird der Kluge nicht immer den Dummen leiten, und der Starke nicht immer den Schwachen beherrschen? Ist nicht die Ungleichheit der beruflichen Ausbildung ein Zeichen fortgeschrittener Kultur? Wäre es nicht entsetzlich öde und langweilig auf der Erde, wenn alle genau die gleiche Lebenshaltung hätten?" Und so fort, nach alten bewährten Rezepten. Womit dann jede Gleichheitsforderung ebenso „ad absurdum geführt" ist, wie die Behauptung im Aristotelischen Musterbeispiel: der Neger sei schwarz. — Mag sein, daß manche nach Sophistenart nicht selbst an die Richtigkeit ihrer Argumentation glauben. Daß auch solche es wagen dürfen, in so plumper Weise auf die Denkunfähigkeit ihrer Leser zu rechnen und daß sie anscheinend damit Erfolg haben, ist kennzeichnend genug. —

Ein besonderes Kapitel bildet die unlogische Sprache mit ihrem blühenden, bilderreichen Stil, aber ihrer Unstimmigkeit zwischen Gedanken und Ausdruck, mit ihrer Verkennung der Bedeutung der grammatischen Formen und Beziehungswörter, mit ihren schiefen Vergleichen und Einteilungen ohne einheitlichen Gesichtspunkt; mit ihrer Gleichgültigkeit gegen Nebenordnung und Unterordnung, Gegensätz-

Digitized by Google

lichkeit und Analogie, Grund und Folge. Eine solche unlogische Sprache ist immer anstößig, natürlich auch in lyrischen Gedichten. Nichts ist ja verkehrter als zu meinen, Logik habe mit Poesie nichts zu schaffen. Wer das behauptet, stellt sich unter logischer Sprache wahrscheinlich eine abstrakte, wissenschaftliche Ausdrucksweise vor, oder eine solche, die mit „diesbezüglich", „schlechthinnig", „verhältnismäßig", „infolgedessen" und ähnlichen Ausdrücken der Aktensprache um sich wirft. Auch im Volksliede könnte es — und zwar nur aus sprachlich-logischen Gründen — nicht heißen:

„Wenn ich ein Vöglein wär
Und auch zwei Flüglein hätt,
Gäb ich dir einen Kuß ...."

während natürlich eine gute Portion Unlogik in rein gedanklicher Hinsicht von den verschiedensten Gesichtspunkten aus ganz annehmbar sein kann; von der visionären Lyrik moderner Dichter bis herab zu dem alten Studentenlied:

„Ich wollt ich wär ein Louisdor,
Dann kauft ich mir gleich Bier davor."

Aber die hier in Rede stehende unlogische Sprache würde kein Wort zu verlieren sein, wenn sie sich nur bei Personen fände, die ohne alle geistige Kultur aufgewachsen sind; bei Ladenjünglingen, deren Schriftstellerei sich in Liebesbriefen erschöpft, oder bei emporgekommenen Ungebildeten, die sich einen oberflächlichen Firnis durch Romanlektüre und Theaterbesuch angestrichen haben. Aber es gibt bei uns zahlreiche Gebildete, kenntnisreiche, in ihrem Fach hervorragende, ja künstlerisch bedeutende Menschen, die bedenklich und schlimmer werden, sobald sie ein paar Zeilen von sich geben; sie haben überhaupt keinen Sinn für das logische Gefüge der Sprache. Kommt gar noch eine gewisse Selbstgefälligkeit dazu, dann entsteht jener Komödiantenstil, der jeden mit einem gewissen Sinn für richtige Ausdrucksweise Begabten zur Verzweiflung bringt, aber trotzdem das Entzücken von Tausenden bildet.

Vor mir liegt ein zum 80. Geburtstag Albert Niemanns in einer der größten Zeitungen Deutschlands erschienener „Renommierartikel", das heißt ein Artikel von einem berühmten Autor, der nur gelegentlich zu den Journalisten „herabsteigt". Als Verfasserin zeichnet eine unsrer meistgefeierten Bühnen- und Gesangskünstlerinnen, die geist- und phantasievolle Interpretin großer Opernrollen, die sich auf ihrem Fachgebiet auch literarisch betätigt hat. Sie war aufgefordert worden, Erinnerungen an Niemann zu schreiben, zog es aber vor, eine Parallele zwischen diesem Sänger und Odysseus zu ziehen. Vergleiche dieser Art sind überaus kennzeichnend. Soviel ich verstanden habe, besteht die Ähnlichkeit in folgenden vier Punkten:

1. Beide Männer hatten etwas Heldenhaftes; Odysseus, indem er ein Held war, Niemann, indem er Helden verkörperte.
2. Beide waren ihren Völkern gleichviel wert oder sollten es doch sein.
3. Beide haben das Meer durchquert.
4. Beide haben sich verkleidet.

Als einzige Unähnlichkeit wird festgestellt, daß Odysseus seine bekannte Kriegslist mit dem hölzernen Pferd erfand, während Niemann,

Digitized by Google

als er ein hölzernes Pferd vorfand, seine blonden Locken abschnitt und seine Harfe dem Pferd vor die Füße warf. In der Tat eine bedeutende Unähnlichkeit, der vielleicht die Unähnlichkeit von Eva und Wilhelm Tell an die Seite gestellt werden darf: haben doch diese beiden mit einem Apfel sehr Verschiedenes vorgenommen.*

Eine noch größere Rolle als im Schrifttum spielt die unlogische Sprache in der freien Rede. Es ist bekannt, daß von der Rednertribüne aus Gründe auf die Massen nicht wirken, wohl aber Pathos, kräftige, oft wiederholte Behauptungen, kurze monumentale Sätze, Scherzworte, ein Appell an gute und schlechte Instinkte, ein — wenn auch

* Hier den kleinen Aufsatz im ganzen zum Beleg, zumal er auch in anderer Beziehung sehr hübsch zu lesen ist:

„Odysseus hatte Glück. Seine Heldentaten besang Homer, durch ihn wurde er unsterblich. Wenn ich am heutigen Tage Homer zu sein wünschte, wär's nur, um den Mann zu besingen, der seinen Zeitgenossen so viele Helden verkörperte, daß sie sich diese nicht mehr anders als in seiner Gestalt, seinen Bewegungen, seinem Ausdruck, kurz, in seinem Bilde denken mögen. Ist uns Deutschen dieser Mann der deutschen Kunst nicht ebensoviel wert, wie Odysseus einst den Griechen war?

Gleich Odysseus hat er das Meer durchquert und „drüben" deutscher Kunst ein unzerstörbares Denkmal gesetzt. Auch sonst hatte er viel Ähnlichkeit mit ihm. Wie Odysseus verkleidete er sich hier, um als Prophet das Volk aufzuwiegeln, dort, um als Vasco da Gama den lichtscheuen spanischen Ratsherren und Inquisitoren seinen Ekel ins Gesicht, sein Schwert vor die Füße zu werfen. Als Raoul starb er, ein Vornehmster, für seinen Glauben. Als Spieler, als unerschrockenen Kirchenverächter zeigte er sich uns als Robert der Teufel. Wer pflanzte gleich ihm als Ferdinand Cortez so die Standarte auf und verbrannte seine Schiffe? Wer kann uns außer ihm noch Idomeneo und Rinald begreiflich machen? Wer gab uns jemals den Juden wie er? Und wer schuf uns solche Wagnerhelden? Er war das Urbild des Tannhäuser, der war er selbst. Er war Siegmund der Recke in jedem Atemzuge; er war der Gottgesandte, war Lohengrin und war der unermeßlichste Tristan der Welt. — Und alles das war sein Eigen. Er hat diese Figuren zu lebendigen Menschen gemacht, und ihm allein haben wir, seine Zeitgenossen, die größten Kunstgenüsse der deutschen Oper überhaupt zu verdanken.

Ich wurde gebeten, persönliche Erinnerungen an Albert Niemann zu seinem achtzigsten Geburtstage niederzuschreiben. Da aber alle persönlichen Erinnerungen für mich in der Größe seiner Gestaltungskraft gipfeln, so werden auch diese nur ein neuer Hymnus auf seine Kunst.

Man wird uns biographische Notizen über ihn bringen, wird sagen, wer Albert Niemann ist. Alle diejenigen, die sich seiner erinnern, werden an diesem weihevollen Tage gleichzeitig mit Rührung und mit Freude an die Zeit zurückdenken, die eine der größten der Berliner Hofoper — durch ihn — gewesen ist.

Was der Künstler uns Künstlern war, kann aber nur einer beschreiben, der Künstler vom Kopf bis zu den Zehen ist, das heißt, mit ganzem Herzen. Wir, die wir mit ihm waren, die neben ihm hüben und drüben standen,

Digitized by Google

sinnloses — Zusammenreihen von Wörtern mit starkem Gefühlswert und dergleichen mehr. Immerhin wird ein ernsthafter Beurteiler nur solche rednerische Leistungen anerkennen, die auch, wenn man sie ruhig und mit Überlegung anhört, eine Wirkung entfalten, ja, auch wenn man sie liest, die also auch dem Nachdenken standhalten. Man denke an die Reden von Bismarck und Lassalle, oder auch nur die von Eugen Richter, Stöcker, Lasker, Bebel, Benningsen, Windhorst. Bloße Sprechgewandtheit ist ja noch lange nicht Beredsamkeit großen Stils. — Mir scheint, es verschiebt alle Wertmaßstäbe und gehört

---

an ihm emporsahen, ihn neidlos bewunderten, uns steht noch jeder Blick, jeder Gesichtsausdruck, jedes Wort, jede Bewegung wie gemeißelt vor Augen. Immer kostbarer und größer werden die Erinnerungen, je weiter sich unsre Zeit von seiner Größe entfernt.

Mit ungeheurer Dankesschuld beladen, treten wir Künstler jetzt vor ihn hin, um ihm den einzig unverwelklichen Lorbeer zu reichen. Seine Schöpfungen sind uns zum Maßstabe geworden für das, was wir vom Künstler zu sehen verlangen dürfen, soll uns die Bühnenkunst erheben und nicht beleidigen. Albert Niemann hat uns erhoben. Der Ernst, mit dem er seine Gestalten schuf, ließ sie uns im reinsten Lichte der Kunst erscheinen, er drückte seinem Genius den Strahlenkranz aufs Haupt.

Nur in einem war er Odysseus unähnlich. Als er nämlich auf dem Wege, den nur er betreten durfte, einst ein hölzern Pferd vorfand, da schnitt der Apolloide Niemann seine blonden Locken ab, warf dem Pferd die goldene Harfe vor die hölzernen Füße und wendete sich stumm von der Stätte, wo er so viele Tausende begeistert hatte. Auch hier ein echter Olympier!" —

Dergleichen Sätze: „Wie Odysseus verkleidete er sich, um als Prophet das Volk aufzuwiegeln" oder: „meine Erinnerungen gipfeln in der Größe seiner Gestaltungskraft" veranschaulichen vorzüglich, was unlogische Sprache ist. Natürlich ahnt jeder Leser, daß die Verfasserin nicht sagen will, Odysseus habe das Volk als Prophet aufgewiegelt. Welchen Zweck aber könnte eine so schiefe Ausdrucksweise haben, wenn sie beabsichtigt wäre? Einzelne Entgleisungen laufen wohl jedem unter, und kein Verständiger hält sie der Erwähnung wert. Wenn sie sich aber regelmäßig wiederholen, wenn eigentlich der Bau jedes Satzes im Denkapparat eines in dieser Beziehung etwas Anspruchsvollen Unlust erregt, dann darf man doch schließen, daß die sonst so reich begabte Verfasserin nicht eben begnadet ist, sich sprachlich in einwandfreier Weise auszudrücken. Ich bin weit entfernt davon, diese Schwäche als sonderlich belangreich hinzustellen; sie soll nur bestätigen, was ich über die relative Seltenheit der logischen Instinkte behauptet habe. Eine Frage möchte ich aber nicht unterdrücken: wären wohl analoge schriftstellerische Erzeugnisse bei andern Nationen möglich, wo mehr Sinn für Stil und Logik lebt als bei uns, und wo eine gewisse Freude an klarer Sprache nicht nur als Schulmeistersache gilt? Wär's wohl denkbar, daß in Paris eine der ersten Bühnenkünstlerinnen sich öffentlich in Stilübungen der erwähnten Art äußerte?

Digitized by Google

zu den widerlichen Erscheinungen des deutschen Byzantinismus, wenn zum Beispiel die Reden des Deutschen Kaisers in übertriebener Weise gepriesen werden: „er ist der Redegewaltigsten Einer", „die geniale, hinreißende Beredsamkeit unseres Kaisers", „der größte Redner unserer Zeit", „seine hochvollendete klassische Sprache", „es gehört zu den weihevollsten Stunden, wenn man den Worten des gottbegnadeten Redners zuhören darf", „in atemloser Spannung lauscht das Volk den herrlichen, meisterlich gefügten Sätzen" usf. ins Unendliche. Müssen denn alle Ehrenqualitäten auf eines Monarchen Scheitel gehäuft werden? Es ist wenig erfreulich, aber doch notwendig, ab und zu gegen solche Übertreibungen zu protestieren. Der Deutsche Kaiser hat eine Stellung, die seinen Meinungen unter allen Umständen Beachtung sichert, auch wenn die Form, in der sie geboten werden, nicht zu verzückter Bewunderung reizt. Er spricht gern und viel. Das Spiel seiner Assoziationen ist rege, schnell, fast sprunghaft, und die Worte fließen leicht von seinen Lippen. Er hat viele gute Wendungen gebraucht und manches packende und geflügelte Wort geprägt. Aber es ist doch wirklich nicht zu leugnen, daß er gegen das Logische in der Sprache ziemlich gleichgültig ist. Deshalb stören bei der späteren Lektüre seiner Worte allerhand stilistische Eigenheiten oft stark, die während der gesprochenen Rede leicht überhört werden.

Jeder Abgeordnete hat bekanntlich das Recht, das Stenogramm seiner Rede vor der Veröffentlichung durchzusehen und formelle Änderungen an ihm vorzunehmen. Das ist gewiß zweckmäßig, weil das gedruckte Wort anders wirkt und anders beurteilt wird als das gesprochene. Was für den Abgeordneten recht ist, sollte für das Staatsoberhaupt billig sein. Warum wird eigentlich nicht auch vom Kaiser die Erlaubnis zu einer Überarbeitung seiner Reden von denjenigen eingeholt, die mit der Veröffentlichung betraut sind? Entweder haben die hier maßgebenden Hofbeamten selbst kein Gefühl für die Notwendigkeit einer solchen Redaktion; oder sie setzen bei der großen Menge völlige Verständnislosigkeit oder Gleichgültigkeit gegen alle sprachlich-logischen Formen voraus. Wie mir scheint, wird allerdings diese Voraussetzung durch den Erfolg bestätigt. —

Wenn ich behauptet habe, daß hervorragend logische Feinfühligkeit relativ selten angetroffen wird, daß sogar die ganz elementare und gemeine Fähigkeit zu folgern und schließen in weiten Kreisen nur mangelhaft entwickelt ist, so bin ich mir wohl bewußt, eine solche Behauptung durch ein paar Beispiele nicht „beweisen" zu können. Leider stehen aber andere Beweismittel nicht zur Verfügung; und die Beispiele zu häufen hieße die Geduld des Lesers mißbrauchen. Wer mir nicht ohne weiteres auf Grund eigener Erfahrungen beipflichtet, den kann ich nur bitten, eine Weile seine Aufmerksamkeit auf logische Gedankenführung einzustellen. Er wird überrascht sein, wie verbreitet Unfähigkeit und Nachlässigkeit im Denken ist. — Man hört heute oft die Behauptung, Stiefkind unserer modernen Erziehung sei die Phantasie. Mag sein. Ich fürchte nur, daß dieses Stiefkind Geschwister hat und daß sich unter diesen auch ihre angeblich „feindliche" Schwester, die Logik, befindet.

K. O. Erdmann

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus „Altershausen“ von Wilhelm Raabe

[Wenn dieses Heft in die Hand unsrer Leser kommt, wird Wilhelm Raabes „Altershausen“ wohl bei Otto Janke in Berlin erschienen sein, „im Auftrage der Familie herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Paul Wasserfall“, Raabes Schwiegersohn. Heut, da ich schreibe, habe ich noch nicht das Ganze vor mir, und es wäre ein nicht nur vorschnelles, sondern höchst verwerfliches Unterfangen, dieses Ganze nach seinen ersten Stücken „rezensieren“ zu wollen. Aber solcherlei Absicht liegt mir auch fern. Meine Zeilen wollen nichts weiter, als sagen: Ihr Freunde Raabes, das Buch ist *da*, also lest es. Und unsre Proben sollen nichts weiter tun, als die Andern, die Vielen fragen: sind unter euch wirklich nur wenige, denen solche Dichtung etwas von dem gibt, was unsre armen Seelen doch überall auf Erden suchen, bewußt und hundertmal öfter unbewußt: etwas gibt, das sie *lieben* können?

Raabe zu rezensieren — ja ginge denn das überhaupt an, und vor allem: hätt es wirklich viel Zweck? Was er, gerade was *Raabe* schenkt, verstandesgemäß abzuleuchten und das Gefundene begriffsmäßig zu fassen, zu sichten, zu ordnen — es war von je eine der Tätigkeiten, die das Allzumenschliche im kritischen Tun ganz besonders peinlich empfinden lassen. Es ist nicht schwer, Vorzüge seiner Kunst einigermaßen zu beschreiben, und es ist kinderleicht, Mängel seiner Weise aufzuzeigen, auch wenn man nicht der Meinung ist, nur das gerade heute Kritikgerichtsnotorische habe Maß zu geben. Aber es steht zu vermuten, daß, was wir so herausbrächten, im Wesentlichen gerade so gut von andern gälte, auch von Leuten, an deren Bücher wir schon nicht mehr dächten, während die Stimmen vom letzten Raabe her immer noch zu uns weiter sprächen. „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit.“ Das feinste und tiefste fassen die Bügel und Schrauben unsrer Begriffsmechanik nie. Man kann's nicht aufspießen und vor die Lupe geben, man kann nur sagen: sucht es dort oder hier. Ein kleinlicher Vergleich! Sagen wir einfach, was freilich jeder weiß aber was er doch immer wieder vergißt: Persönlichkeit kann auch vom Lesenden nur *selber gefunden*, nur am Leser selbst *erlebt* werden.

Raabes „Altershausen“ ist sein Abschiedsbuch vom Leben, und ist das Buch der Geistesheimreise eines Greisen in sein Jugendland. Jungen Menschen wird es also schon des Stoffes wegen nicht leicht sein, da zu folgen. Aber das möchte ich mit aller Entschiedenheit betonen: „Altershausen“ ist nicht etwa ein Werk ermatteter geistiger Kraft. Raabe war ein Ausspinner und Verweiler von je, er ist's auch hier, aber durch loquacitas senilis liegt in allem, was ich hier gelesen habe, kein taubes Korn. Es sind Kleinigkeiten da, bei denen man denkt: hätt er die Handschrift ganz druckfertig gemacht, er hätte das wohl noch geändert. Für dies und jenes, das nicht ganz gestaltet, nicht ganz „durchgehalten“ ist, entschädigt die Größe der Konzeption und der Idee — das war immer bei Raabe so. Zu seinem Vorteile, aber auch vor einigen andern Raabes gewinnt dieses Buch eine Stärke aus dem, woraus die Entwicklungsromane der Jungen ihre Stärke gewinnen: aus der unmittelbaren Spiegelung, nein,

Digitized by Google

hier: aus der unmittelbaren Ausstrahlung des gerade jetzt tief innerlich Durchgemachten. Denn der Held ist ja doch nach der Essentia er. Wenn Raabe nicht in der Ich-Form und vom siebzigsten Geburtstag eines Geheimen Medizinalrats und mit andern Einzelerlebnissen als denen seiner Wirklichkeit spricht, so fühlen wir doch bei „der Dichtung Schleier" in jedem Augenblick „die Hand der Wahrheit", die ihn reicht.

Unsre kleinen Proben führen den Leser mit Absicht nur soweit, bis er nach Altershausen kommt. Was dort geschieht, davon wird er im Buche weiterlesen. Es ist ein tief ergreifendes, in gewissem Sinne sogar ein großes Buch. A

Überstanden!"

Der das sagte, lag in seinem Bette, und nach dem Licht auf dem Fenstervorhang zu urteilen, mußte die Sonne eines neuen Tages bereits ziemlich hoch am Himmel stehen. Es war dem befreienden Seufzerwort ein längeres Zusammensuchen, erst der körperlichen Gliedmaßen, sodann der noch vorhandenen geistigen Fähigkeiten voraufgegangen. Beides nicht, ohne daß es, wie die Kinder sagen: wehe getan hatte.

Das Alter spricht oft der Kindheit ein Wort nach, weil es von Natur kein besseres weiß und, wenn es im Laufe der Jahre danach gesucht haben sollte, keines gefunden hat. Man braucht sich nicht immer an einer Tischecke gestoßen zu haben, es kann einem auch sein siebzigster Geburtstag freundschaftlichst, ehrenvoll-feierlichst begangen worden sein.

Man schrieb den vierundzwanzigsten August, an welchem Datum im Jahre Neunundsiebzig nach unseres Herrn und Erlösers Geburt Herkulanum und Pompeji verschüttet worden waren, und an dem im Jahre Fünfzehnhundertzweiundsiebzig der heilige Bartholomäus im himmlischen Ehrensaal in kopfschüttelnder Betrachtung vor dem Glasschrank mit seiner Erdenhaut stand, brummte:

„Hm, hm, hm!" und sich fragte:

„Hab ich die mir eigentlich dafür von meinen lieben Armeniern abziehen lassen?" —

Am Tage vorher, das heißt nicht vor dem Untergang von Herkulanum und Pompeji oder der Pariser Blutnacht des heiligen Bartholomäus, sondern an einem, weder historisch noch ethisch gleichwertigen dreiundzwanzigsten August eines der letzten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts hatte vor siebzig Jahren das Menschenkind, das jetzt aufrecht im Bette saß, das Licht der Welt, wie man euphemistisch sagt, erblickt und seine gegenwärtige Mitwelt: Verwandtschaft, Freundschaft und Bekanntschaft — Patronen und Kliententum, schien sich wirklich gefreut zu haben, den Tag unter ihren Erlebnissen mitfeiern zu können. Ein langer Satz, aber dem Geschehnis angemessen! —

Es roch um den erwachenden Jubelgreis nach Kuchen — Geburtstagskuchen, Hochzeitskuchen, Begräbniskuchen — nach dem Kuchen aller Erdenfestlichkeiten!

Er wurde einige Tage durch sich unerträglich, und da auch Regenwetter einfiel, gab er natürlich seiner Stimmung oder Verstimmung anderen gegenüber laut. Er bellte nicht, aber er äußerte, wie seine

Digitized by Google

alte Schwester sagte: gegen Gott und die Welt undankbare Anschauungen und wurde freundlich, aber bestimmt, zurechtgewiesen. Karoline hieß sie, und es ist ein Charakterzug, daß sie sich nie, von Kindsbeinen an, auf so etwas wie „Lina", „Line" oder „Linchen" einließ und daraufhin kam, wenn man ihr rief.

Geheimrat Feyerabend erfreute sich der Beaufsichtigung, Bevormundung, Bemutterung durch sie in allen menschlichen und göttlichen Dingen in einer Art und Weise, die alle von Menschen gegen sich selber in Staat und Kirche aufgerichteten Schutzwehren für ihn persönlich überflüssig machten. Zehn bis zwölf Jahre war das Kind jünger als er, aber daß das je ihrer Autorität Abbruch getan hätte, hatte er nie bemerkt und seine dienende Hausgenossenschaft ebenfalls nicht. Sie hatten alle noch immer ihrem besseren Verständnis sich fügen oder, wie er sich ausdrückte: ihr klein beigeben müssen. Klüger als sie war sie stets, und nie zu ihrem, des Bruders und des Hauses Nachteil, wenn das häufig auch nur widerwillig und mit Gemurre anerkannt wurde. —

Nach dem, was auch sie ihres Herrn Bruders großartigen „Ehrentag" nannte, gefiel ihr der „alte Junge" bald gar nicht recht mehr. Mit ihrem Fritz reichte sie auch noch in die Zeit zurück, wo in den Schulanthologien der siebzigste Geburtstag vom braven J. H. Voß noch zu finden war als ein Musterstück für die deutsche Jugend. Und da das gute Mädchen alle seine Schulbücher in seinem Bücherschränkchen aufbewahrte, so griff es selbstverständlich auch für den vorliegenden Fall hinein und holte das Sachdienliche heraus. Merkwürdigerweise aber benutzte Fräulein Karoline Feyerabend die Idylle als ein warnendes Exemplar und den redlichen Tamm, „seit vierzig Jahren in Stolz, dem gesegneten Freidorf, Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster" — um ihrem Bruder eine Rede zu halten, welche das liebe Mütterchen Tamm sicherlich in nicht ungerechtfertigtes Erstaunen versetzt haben würde.

„Höre mal, Ganz Geheimer (seit seiner demgemäßen Betitelung gab auch sie ihm die Ehre davon), eines sage ich dir: Daß du mir jetzt nicht zu früh ein alter Mann wirst! Klateriges, winseliges Hinhocken in Ehren und Würden, wenn man den alten Kaiser, den alten Bismarck, den alten Roon und Moltke an allen Wänden aufgehängt sieht, finde ich lächerlich, und aufs Fliegenabwehren beim Nachmittagsschlaf lasse ich mich fürs erste bei dir auch noch nicht ein. Kommt die Zeit und hat der liebe Gott mir bis dahin das Leben geschenkt, so weißt du, daß ich mich auch dazu mit meinem Strickzeuge zurechtsetzen kann und es gern tun werde. Was sind denn siebzig Jahre, wenn man noch so gut zu Beinen ist, wie du, und, soweit ich es beurteilen kann, auch an geistigen Fähigkeiten noch nicht merklich nachgelassen hat? Das letzte Wort behältst du immer noch gern wie sonst, daran merke ich auch noch keinen Unterschied gegen früher und worüber nicht bloß deine gelehrte Zeitgenossenschaft, sondern auch ich hier im Hause wohl ein Wort mitreden könnte."

Der Jubilar lächelte die wohlmeinende gute Seele freundlich zur Tür hinaus: er hatte sich schon von selber besten Rat gegeben.

„Bleib in den Stiefeln, Mensch! So lange als möglich. Zwackt dich das Podagra an dem einen Fuß, so umwickle die dumme Pfote, aber den Stiefel zieh fernerhin über das gesund gebliebene Glied und tritt fest auf. Es braucht kein Reiterstiefel zu sein, wie der des greisen, gichtischen,

Digitized by Google

rheumatischen und asthmatischen Löwen auf seiner sorgenvollen Terrasse zu Ohnesorge. Man muß immer eine Waffe behalten, um einem Eselstritt, so lange es noch angeht, zuvorkommen zu können. Gerade nach den größten Siegesschlachten im Menschenleben ist das am nötigsten und gilt nicht bloß für Potsdam, Sankt Helena und Friedrichsruh."

Größte Siegesschlachten hatte Geheimrat Feyerabend zwar nicht erfochten; aber eine Autorität in seinen Wissenschaften war er gewesen und hatte auf seinen Berufsfeldern seine von den Fachgenossen anerkannten Siege gewonnen: lassen wir uns herab von der Terrasse zu Sanssouci auf seine arbeit-, erfolg-, sorgen-, freuden- und verdrußbeladene Scholle im Dasein und — lassen wir ihn ja in den Stiefeln bleiben! Das heißt: sehen wir ihn auch in Schlafrock und Pantoffeln seines nächsten Weges durch seine übrige Zeit weiterziehen und sich mit dem im Seiger niederrieselnden Sande abfinden. Er schnupfte nicht, aber er rauchte und — es kam ein sehr schöner Herbst. Er sah von seinem Fenster aus durch das Gewölk seiner Pfeife die Regenwolken sich verziehen und blies immer künstlerischere, aber auch immer nachdenklichere Ringe dem wieder in Blau erscheinenden Zeus zu. Dabei faßte er sich von Zeit zu Zeit an seinen fachgelehrten Puls, nachgrübelnd, ob auch das, was ihn jetzt überkam, schon mit in das trübe Lebenskapitel vom Kindisch-Werden und auf die abschüssige Bahn zum Marasmus senilis gehöre, dies:

Heimweh nach der Jugend?

Wie kam dem Ganz Geheimen von heute der Mühlanger von vor sechzig Jahren, der Mühlanger, wenn die Schafe drüber hingetrieben worden waren und man da lag; bald auf dem Rücken, mit dem blauen Zeus, der einem gar nichts anging, über sich, bald auf dem Bauche, mit dem Riechorgan im Duft der kurz abgeweideten Grasnarbe?

Dort unten, zur Seite am Bach, lag der Stall, unter dessen Tor dieser wirkliche Geheimrat es zum erstenmal im Leben erfuhr, wie es bekommt, wenn eine Schafherde über einen wegtrampelt. Es war natürlich sein damaliger bester Freund, Ludchen Bock aus dem Nachbarhause gewesen, der ihm zu dieser Erfahrung verhalf. Böse meinte der es nicht, der hatte nur seinen Spaß daran. Daß er erzieherisch einwirken wollte, ist gänzlich ausgeschlossen, aber Geheimrat Professor Dr. Feyerabend wußte in der Tat durch ihn, seinen Freund Ludchen, zuerst, daß man sich nie einer nach der Weide hindrängenden Herde, und wenn es auch nur eine Schafherde wäre, in den Weg stellen soll, wenn man nicht von den Füßen gehoben, in den Dreck gelegt und bipedisch wie quadrupedisch übertrampelt werden will. Als unbewußtem Pädagogen hatte er ihm überhaupt noch manches zu verdanken. Nicht nur die Häuser und Gärten der Jungen grenzten nachbarlich aneinander, sondern sie waren auch Nachbarn auf der Schulbank beim Rektor und Pastorprimarius Schuster.

Bei diesem hatte der Honoratiorensohn Fritze Feyerabend Privatstunden, und lernte Latein, was er damals sich, seinem Vater und dem Rektor gern geschenkt hätte. Ludchen Bock lernte es nicht. Dessen Vater war ein begüterter Steinbruchbesitzer und dazu ein Ackermann und beides sollte auch sein Nachfolger im Erbe werden, und zu beidem brauchte man kein Latein.

Jedenfalls hatte er, Ludchen, als Erzieher einen Vorzug vor dem Rektor: Was er lehrte, das wußte er auch; aber ob der alte, gute Rektor

Digitized by Google

Schuster wirklich Latein verstand, bezweifelte Fritze Feyerabend zwar nicht, doch war es ihm nunmehr längst zur Gewißheit geworden, daß dem nicht so war.

Jawohl, was Ludchen Bock lehrte, das wußte er. Wie manche tiefgefühlte Lücke in seiner Bildung hatte er dem Schulbank- und Lebensgenossen ausgefüllt, wenn auch nicht aus dem Schulsack. Freilich, Fritzchens Eltern und vorzüglich seine Mutter durften besser nicht von allem wissen, was Ludchen schon verstand und gerne als Nachbar und Freund weitergab.

Wie kam der große Name seiner Wissenschaft, die Leuchte der Hörsäle rund um den Erdball, durch den Rauch seiner Altersphfeife auf seine Kaninchenzucht mit Ludchen Bock?

Wie kam er überhaupt wieder auf seinen ersten und besten Freund im Leben, auf seinen Freund Ludchen Bock? auf Altershausen und Ludchen Bock? Wann tauchten das alte Nest und der alte Junge nach ungezählten Jahren der Vergessenheit zum erstenmal wieder in ganzer Frische in seiner Erinnerung auf?

Der neuliche Jubilar rieb sich erst lächelnd, nachher sogar lachend die Stirn: bei seinem Ehrenfestmahl im Königshof sah er Ludwig Bock so deutlich, wie im Königssaal zu Fares Macbeth seinen Freund Bagno, wenn auch nicht mit dem knieschlotternden Schauder des mörderischen Schottenkönigs. Gemordet hatte Fritzchen sein Ludchen nicht, wenn auch oft genug Blut zwischen ihnen geflossen war — glücklicherweise meistens nur aus den Nasen. Wer obenauf gekommen war, hatte mit der einen Faust im Haarbusch des Gegners die andere jedesmal zu grimmigster Hammerarbeit auf Maul und Riecher des Gegners verwendet, und der nächste Brunnen oder Bach hatte genügt, mit dem Blut die Wut, das Gift, den Neid und — die Gewissensbisse wegzuspülen. An der Festtafel im Königshof war der Freund dem Freunde nun in der Jacke erschienen, die gewöhnlich die Spuren der letzten Balgerei aufwies. Auf der Schulbank des Rektors Schuster war Ludchen Bock neben Fritzchen Feyerabend nicht aus dem Boden aufgestiegen, sondern er hatte sich aus dem Lichterglanz dem festlichen Gedünst, dem Stimmengewirr und Tafelmusikklärm entwickelt.

Folgendermaßen.

Selbstverständlich trug das siebzigjährige Geburtstagskind alle seine Orden. Auch der jüngste, letzte legte sich ihm an einem feuerfarbenen Band um den Hals und leuchtete unter den rundum flimmernden und blitzenden wie der Mond unter den niederen Sternen, oder gab doch jedenfalls keinem an Glanz was nach. Und Exzellenz, der Kultusminister, hielten die Rede, die Tischrede auf den berühmten Mitbürger und sein segensreiches Erdenwallen und -wirken — so eine Rede, während welcher der Beredete nicht weiß, ob er sich aus Schämigkeit und Bescheidenheit unter der Tafeldecke verkriechen oder mit dem belorbeerten, mehr oder weniger kahlen Schädel, seines Selbstbewußtseins schon von selber voll genug, die Saaldecke durchstoßen muß. Und während dieser Rede, in einer Kunstpause dieser Rede, als aller Augen auf den Gefeierten gerichtet waren, als die Festmusik oben im Jubelbratendunst jedwedes Blasinstrument zum Tusch schon gegen den Mund hob und die Paukenschlägel zum letzten höchsten Losdonnern fester in die Fäuste faßte, ist es gewesen, daß Ludchen

Digitized by Google

Bock plötzlich wieder neben Fritz Feyerabend auf der Schulbank vorm alten Rektor Schuster saß, heimtückisch grinsend und zähnefletschend an seiner Schulter schnüffelte, und, als ob er dem Rektor zeigen wollte, daß er aus seiner Jacke herausgewachsen und der Ärmel, vom letzten Kampf her, dazu ein Loch am Ellbogen habe, den Zeigefinger „petzend“ zum Lehrstuhl aufreckte:

„Herr Rektor, Feyerabend ist unrein!“

. . . . . .

Diese Punkte bedeuten das Erschrecken und Erstarren, das Zusammen-„auf“-und-auseinanderfahren im Festsaal, wenn Exzellenz, auf den Brustkasten des gefeierten Greises deutend, statt: „Auch durch dieses hohe Zeichen Höchstihrer Gnade haben Majestät unseren Hochverehrten usw.,“ gesagt haben würde: „Meine Herrschaften, mein lieber alter Freund und Whistgenosse Feyerabend hat eine Laus!“

Solches nämlich bedeutete vor dem Katheder des Pastor Primarius Rektor Schuster zu Altershausen bei erhobenen, wenn nicht Schwur-, so doch Zeigefingern vor sechzig Jahren der Ruf: „Herr Rektor, Müller — Schulze — Meier — Schmidt — Karl — Willi — Fritze“, oder wie deutsches Volk sonst benamset wird, „ist unrein!“ Und die von der höchsten Aristokratie der Planetenstelle bestens erzogenen und reinlichst gehaltenen Honoratiorensöhne und -töchter konnten dergleichen Ruf und Anklage über sich ergehen lassen müssen und aus dem Umgang mit ihren Zeit- und Altersgenossen eine Insektensammlung nach Hause bringen, nach der sie wahrlich nicht so lange vergeblich in den „Büschen“ um sich her zu suchen hatten, wie neulich der alte Doktor Feyerabend im Buschwerk seiner Spazierwege nach den Kerbtieren seiner Jugendzeit.

Zu Hause gab es dann selbstverständlich bei den Müttern viel Ekel und ein großes Geschrei, während die Väter unbegreiflicherweise nur lachten und nicht mit dem Rektor über die Schande reden wollten. —

Durch die Sonntagmorgenstille an seinem offenen Fenster, einigen neuen Ringen seines Tabaksdampfes nachschauend, vernahm Wirklicher Geheimer Obermedizinalrat, Professor Doktor Feyerabend eine Stimme, die man sich nur in Verbindung mit dem heftigsten Händeringen vorstellen konnte:

„Der Umgang mit diesem Jungen, diesem Schmutzfinken, diesem Ludchen Bock hört aber von heute an auf! Hörst du Fritz? und das ist mein letztes Wort — man sollte sich ja des Nachts bis in seinen Traum hinein schämen!“

„Na, na!“ erklang ein behaglich begütigendes Gemurr: und „Ich hatte sie ja gar nicht von ihm!“ winselte — an seinem Fenster der wirklich ganz Geheime aus seinem Alterstraume heraus. „Seine Mutter kämmt ihn gerade so gut als du mich, Mama, und er hat es auch bloß aus Rache angezeigt!“

„Nun höre nur dieses wieder, Mann!“

„Na, na, na!“ . . . . . .

Auch der nachforschungseifrigste Eid Hamed ben Engeli würde es unaufgeklärt haben lassen müssen, von wem Fritzchen Feyerabend sie hatte; aber wissen konnte er, daß sie die Wirkung der Dankrede des Wirklich Geheimen Medizinalrats Professor Doktor Feyerabend beinahe zwei Menschenalter später, an dem größesten, dem schönsten, dem erhebendsten

Digitized by Google

Tage seines Lebens beinahe völlig gestört hatte. War es denn unbedingt notwendig gewesen, daß Freund Ludchen Bock mit seiner Laus gerade dazu aus der Nacht der Zeiten aufstieg und ihm in diesem erhobenen, erhabenen und erhebenden Moment damit kam?

Es soll nachher in den höchsten Zirkeln der Gesellschaft von dieser Rede mehrfach die Rede gewesen sein. Hier mit einigem Kopfschütteln; dagegen in unbefangeneren, harmloseren Sphären, als da sind Klubs, Spiel- und Stammtische, wissenschaftliche Vereinigungen und dergleichen andere Gelegenheiten zu Zusammenkünften denkender und mitempfindender Menschen mehr mit einem heiteren Achselzucken: „So was bei solcher Gelegenheit sei freilich noch nicht dagewesen!"

Großer wissenschaftlicher Ruhm ist viel wert, aber angenehm ist's für den Inhaber, wenn er dabei in dem Rufe steht, daß er auch in der Narrenteilung das Seinige leisten könne und nicht immer ernst genommen zu werden brauche.

Seine Schwester, der es, wie sie sagte, bei der Geschichte auf ihrem Stuhl an der Festtafel mehr als einmal heiß und kalt geworden war, meinte am anderen Morgen ruhiger:

„Hör mal, bester Bruder, ich glaubte doch ziemlich genau zu wissen, was und wieviel du vertragen kannst; aber einen Augenblick kam mir gestern doch der Zweifel, ob ich mich da nicht geirrt habe, und ob dir diesmal wenigstens mit den großen Ehren auch das Getränke bedenklich zu Kopfe gestiegen sei. Na, es ist ja, Gott sei Dank, zuletzt noch so ziemlich abgelaufen, aber abdrucken laß das konfuse Zeug nicht unter den dauernden Monumenten deiner geistigen Begabungen, auf die Exzellenz so liebenswürdig war, uns nochmal hinzuweisen. Eigentlich ist es schade! gerade gestern hatte ich Besseres von dir erwartet! ich habe jedenfalls Besseres häufig von dir bei Tisch gehört."

„Vergnüglicheres?"

„Jawohl! geärgert habe ich mich. Bei so ernsten Gelegenheiten soll man nicht den Hanswurst und Hansnarren spielen wollen. Aber das steckt nun einmal in dir, und ich spare da längst meinen Atem, denn ich predige es doch nicht aus dir heraus!"

Ludchen Bock!

Ob er wohl noch lebte, der alte Junge? In den Zeitungen war er dem ganz geheimen Kindheitsfreund Fritz Feyerabend nicht erschienen. Weder in politischen Dingen, noch in Künsten und Wissenschaften konnte er sich berühmt, bekannt oder anrüchig gemacht haben. Was er sonst gesündigt haben mochte: der Kriminaljustiz war er auch nicht verfallen, wenigstens nicht in einer Weise, die unter der Rubrik: „Aus dem Reiche" das Gesamtinteresse des deutschen Volkes in Anspruch genommen hätte.

Ja, ob er wohl noch in der Erscheinungswelt und nicht bloß in jener Jubiläumsweinlaune des Geheimrats Feyerabend vorhanden war? Und dazu — war er's allein gewesen, was sich dem gefeierten Greis so absonderlich in dem höchsten psychologischen Momente jenes hohen Festtages eingedrängt hatte? War es nicht alles gewesen, was damals zu ihm gehörte — die Welt von vor zwei Menschenaltern, ganz Altershausen und was zu dem gehörte?

„Wenn ich dort den Versuch machte, das Spazierengehen wieder zu

Digitized by Google

erlernen?“ seufzte an seinem Fenster, den Rauch seiner Pfeife von sich abwedelnd, der Alte aus Altershausen.

[Und er tritt wirklich „seine letzte Reise, seine Jubiläumsfahrt nach Altershausen“ an.]

„Altershausen!“ schnarrte der Schaffner, und auf seinen Arm gestützt, verließ Geheimrat Feyerabend den Zug, der ihn dahin gebracht hatte. Die Höflichkeit und Freundlichkeit des Mannes hatte er nicht allein seiner Persönlichkeit und der Würde des Alters zu danken. Schwester Line hatte auch mit gesorgt, daß er richtig von Station zu Station weitergegeben worden war, bis in den angenehmen Abend hinein.

„Hm, hm, hm,“ brummte er, mit der Hand an der Stirn, ein wenig schwankend auf den Beinen und jetzt doch mit dem „Gefühl“, daß er nicht recht wisse, wo er eigentlich sei, wie er hierher gekommen sei und was er hier wolle, das heißt, was er hier noch so spät am Abend zu suchen habe.

Er war ja nicht allein auf dem Zuge gewesen! Es stieg anderes Menschentum aus, das nicht — bloß Ludchen Bock besuchen wollte und nicht den Titel Wirklicher Geheimer Obermedizinalrat, Professor, Doktor, an sich trug, neulich siebzig Jahre alt geworden und, obgleich er daher kam, seit nahezu zwei Menschenaltern nicht in Altershausen gewesen war.

Ein Blitzzug würde wohl nicht um die Lebendigkeit, die sich jetzt für einige Minuten auf dem Bahnhofe von Altershausen entwickelte, da angehalten haben. Zwei oder drei Handelsreisende, ein jüdischer Viehhändler, mehrere mehr oder weniger behäbige Stadtbürger, ein älterer, jedenfalls der Justiz oder der Verwaltung angehörender Beamter mit einer Aktenmappe, ein jüngerer desselben Berufes mit einer Flurkarte legitimierten sich an der Bahnsperre und — Geheimrat Feyerabend stand allein — glaubte allein zu sein mit der Abendsonne auf dem Bahnsteig seiner Vaterstadt! Nie in seinem Dasein so sehr in der Fremde wie jetzt! Er konnte von dem, was ihn hier erwartete, nicht abgeholt werden — weder festlich, noch zärtlich, weder mit Lächeln oder Tränen, noch mit Triumphbogen, Girlanden, Fahnen, Hurras, Kalbfell- und Blechmusik, Reden und Redensarten! Und er?

„Da erwachte der edle Odysseus
Ruhend auf dem Boden der lange verlassenen Heimat.
Und er erkannte sie nicht“ —

Alles erschien ihm

„Unter fremder Gestalt: Heerstraßen, schiffbare Häfen,
Wolkenberührende Felsen, und hochgegipfelte Bäume.“

Ja, wenn er das nur zu Gesicht bekommen hätte; aber das war ihm ja, soweit es Altershausen betraf, alles „verbaut“ worden im Verlauf des letzten halben Jahrhunderts! Wie konnten ihn die lieben Gestalten und Bilder, die ihn hier erwarten mochten, vor diesem neuen Stationsgebäude in Empfang nehmen? Und die lange, freche, öde Häuserreihe da, die Treppe hinunter, jenseits der Landstraße! Und das Bahnhofshotel! Das sollte sein Altershausen sein, sein Geburtsort, in welchem er seinen besten ersten Freund, Ludchen Bock, besuchen wollte?

Ja, da stand er, und —

„Da er sein Vaterland ansah,
Hub er bitterlich an zu weinen und schlug sich die Hüften.

Digitized by Google

Beide mit flacher Hand, und sprach mit klagender Stimme:
Weh mir, zu welchem Volk bin ich nun wieder gekommen?"

Er hätte nur den Stationsvorstand fragen können; aber auch dieser Herr, dessen Aufmerksamkeit er einige Augenblicke lang erregt zu haben schien, verschwand, ohne nur zum Gruß an die rote Mütze gegriffen zu haben. Betroffen wie Odysseus in Phorkys Bucht sah der Fremdling im Vaterlande auf sein Gepäck:

„Soll ich Sie das nach dem Hotel tragen?" fragte eine weinerliche Kinderstimme hinter ihm, und wie der landfremde König von Ithaka hatte er keine Ahnung, daß nur diese Stimme es war, die ihm sagen konnte, daß er wirklich noch einmal zu Hause in Altershausen angelangt sei und seine Fahrt nach Traumland zum Zweck führen könne — —

Der greise Ankömmling sah sich um nach dem Fragesteller und sah in ein altes, altes, feistes, runzelloses, unbärtiges Greisengesicht, und in Augen, deren Zwinkern unter schlaffen Lidern hervor ihm nur zu gut aus seiner Wissenschafts- und Lebenspraxis bekannt war.

„Ich bin ja Ludchen!" griente das Gespenst, und Fritze Feyerabend aus Altershausen, der weder in den Wonneburgen der Fürsten dieser Erde, noch sonst wo dem Erdenelend gegenüber mit den Augen gezwinkert hatte, fuhr zusammen und trat drei Schritte zurück und stammelte:

„Ludchen Bock?!"

„Ludchen — Ludchen Bock!" lachte das Ding kindisch vergnügt. „Soll ich Sie Ihren Koffer tragen? Ich weiß den Weg. Ich weiß alles hier und sie kennen mich alle. Wenn die anderen Jungens nicht wären, wäre ich der einzige. Soll ich Sie Ihren Koffer in die Stadt tragen? Ich bin Ludchen Bock! Fragen Sie nur, wen Sie wollen hier, sie kennen mich alle und wissen, wer ich bin! Die verfluchten anderen Jungens! .... Aber sie trauen mir alle."

„Ich auch, Ludchen!" sagte der Wirkliche Geheime Obermedizinalrat, Professor Dr. Feyerabend. „Aber nach dem Ratskeller möchte ich zum Übernachten, nicht nach der neuen Wirtschaft da drüben. Gibt es den Ratskeller noch bei euch hier in Altershausen?"

Das alte, blödsinnige Stadtkind starrte den alten fremden Herrn an, wie verblüfft ob der Dummheit der Frage, dann lachte es nur, wie die Weisheit lacht, wenn sie durch Tatsachen antwortet, griff nach dem Koffer der Schwester Karoline, schwang ihn sich auf die Schulter, schritt mit einem Kopfnicken rückwärts über die Schulter dem Fremden voran den Weg vom Bahnhof hinunter, über die Landstraße, vorbei an der neuen Häuserreihe, die dem noch einmal auf Besuch gekommenen Stadtsohn bis jetzt Altershausen verdeckte. Willenlos, schwankend, wie betäubt durch solch rasches Wiederfinden folgte der „große Mann" aus der „großen Welt" seinem besten ersten Freunde in der Welt.

Sein Schicksal hatte an manchem Endpunkt seiner Lebensfahrten für mannigfache Überraschungen gesorgt; aber so wie jetzt doch noch nie. Er war an vielen Orten von mancherlei Menschentum erwartet und auf allerlei Weise in Empfang genommen worden, aber so wie jetzt noch nicht.

„Hat der alte Nothnagel den Ratskeller noch?" fragte er idiotisch wie sein Führer — zeitvergessen, als ob nicht fast zwei Menschenalter verflossen seien, als der Nothnagel, den er unter dem Eindruck der Stunde meinte, den Ratskeller von Altershausen innehatte.

Digitized by Google

Rundschau

Allgemeineres

„Feig und gewissenlos"

„Wo bleiben denn die Vertreter der Geisteswissenschaften, die Philosophen voran, in dem Kampfe, der das geistige Leben unsres Volkes durchzittert? Bleiben sie nicht alle hübsch vorsichtig im Winkel stehen? Sie bringen es über eine schwächliche Skepsis nicht hinaus und schalten sich damit selbst aus den Reihen der Vorkämpfer für eine neue Zukunft aus. Wie dürften sie sich beschweren, daß die Naturwissenschaftler den Platz einnehmen, den sie selbst, theoretisch und praktisch, feig und gewissenlos, offen lassen?"

Liest man solche Worte in einer Tageszeitung, so fallen sie nicht allzusehr auf; man ist bei uns in den politischen Kämpfen, wo auf Masseninstinkte und eine vulgäre Art von „Schadenfreude" spekuliert wird, an maßlose und überhitzte Angriffe gewöhnt. Immerhin würde man ein Blatt von solchen Ausdrucksformen kaum zu den vornehmeren zählen, und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn seine Gegner aus einer solchen „Bloßstellung" Kapital schlügen; unsre Hochschulen und ihre Lehrerschaft genießen ja doch immer noch in weiten Kreisen Respekt. Man wird mich nach meinen Kunstwartaufsätzen zur Universitätenreform nicht zu den blinden Anhängern der so hart Angegriffenen rechnen, aber als ich diese Worte las, kam es mir doch wie ein Zorn und eine leise Scham. Ich dachte an manchen feinen Kopf, der mir da und dort begegnet war. Da suchte einer mit heißem Bemühen auf mannigfachen Pfaden des Geistes die etlichen Ideen der menschlichen Geistesgeschichte kritisch zu durchdringen, um für eine neue Schöpfung innerlich und äußerlich den Boden zu bereiten, ein andrer rang um Klarstellung der Grundlagen unsres Denkens, indem er von psychologischer, mathematischer und historisch-logischer Vorarbeit aus gleichzeitig vordrang, ein dritter, skeptischer veranlagt, suchte in kurzen und schlagenden Aufsätzen, deren jeder eine große Geistesarbeit in ein knappstes Resultat zusammenfaßte, gegen allerlei Schiefheit und Überschwang des modernen Denkens kritisch zu stimmen, dieser warb für Sachlichkeit unsrer ethischen Lebensanschauung, jener für menschlich-lebendige Auffassung der Urphänomene des Daseins. Und überall wogte und schuf Geist aus Geist, um mit Atem zu durchdringen und starkem Antrieb zu beleben, was immer als ziellose Kulturwelle und übermächtig-mechanische Zivilisationgewalt rings um uns brandet und brodelt und tobt. Die Erinnerung haftete mir endlich in einer jener prächtig unordentlichen, ein wenig lichtarmen und weltstillen Gelehrtenwohnungen, wo solche Antriebe als elektrische Funken den Gedankenhochspannungen entspringen. Ich bat einmal einen trefflichen Lehrer und tiefgründigen Forscher, über Aristoteles, von dem er im kleinen Kreise oft gesprochen, ein Kolleg zu lesen, damit seine klaren und fruchtbaren Auffassungen weiter drängen und wirken könnten. „Ich kann es nicht versprechen," meinte er, „zwar, — seit 24 Jahren plane ich es, aber die Riesengröße des Gegenstands drängt mich immer wieder, ihn noch tiefer zu besinnen. Das Wichtigste an Forschungen und Vergleichungen habe ich nieder-

Digitized by Google

geschrieben, das soll nicht verloren gehen. Aber ob ich es wagen werde, zu reden, den gewaltigsten Denker des Altertums in vierzig oder fünfzig Stunden zu behandeln, — wie gesagt, versprechen kann ich's nicht."

Dr. Ernst Horneffer, der in seiner Zeitschrift „Die Tat" die eingangs zitierten Worte geschrieben hat, hielt diesen Winter in München vor einem Publikum von mehr Damen als Herren drei Vorträge; einen einstündigen über „Religion und Philosophie in Griechenland", einen über Sokrates, einen über Platon und Aristoteles. Man sieht, wie verschiedene Köpfe über die Würde und Eindringlichkeit denken, die wir bei der Behandlung großer Geister ihnen schuldig sind. Ob es nicht auch „Vertreter der Geisteswissenschaften" gibt, die dieselben Vorgänge, welche Horneffer als das geistige Leben unsres Volkes durchzitternde Kämpfe ansieht, auffassen als relativ belanglose und vorübergehende Erregungen über untergeordnete Fragen? Die darum gar nicht anders können, als beiseitestehen? Die dazu nichts andres zu sagen hätten als: von anderem, kritischer gewähltem Standpunkt gesehen, machen da ein paar Leute, die Gefolgschaft wünschen, viel Lärm um wenig oder nichts? Gäbe es solche — und ich meine es gibt sie — so ließen diese Männer also mit Grund und Bewußtsein den Platz offen für agitationfreudigere Vertreter der Naturwissenschaften. Und wie sie nun einmal denken, würden sie dann „gewissenlos" handeln, trieben sie durch ihre Autorität und Teilnahme noch mehr unklare Sucher in das ihrer Überzeugung nach verwirrende, ungeklärte Treiben einer öffentlichen Diskussion von Fragen hinein, die von öffentlicher Diskussion weder je entschieden, noch auch nur geklärt werden können. „Feig" müßten sie sich erscheinen, wenn sie sich von öffentlicher Schmähung und Verdächtigung dazu hinreißen ließen, einer Sache die Ehre ihrer Teilnahme anzutun, die sie nach ihrer Meinung nicht verdient. Und Horneffers Vorwurf entpuppte sich so als ein seltsamer Irrtum darüber, daß man doch schließlich auch andrer Meinung sein kann als er. Dann fragt es sich nur noch, ob die schwere moralische Beleidigung mit Absicht oder sozusagen in der Hitze des Gefechtes gegen einen ganzen Stand gerichtet ist, der sich als solcher nicht wehren kann. Nehmen wir das letztere an, so ist natürlich dagegen zu fordern, daß wer öffentlich rügen, ja geißeln will, auch durch genügende Besinnung über die Form und Tragweite seiner Worte sich als berechtigt dazu ausweise. Das gehört wohl zu den ersten Forderungen einer geistigen Ausdruckskultur. Und wie verträgt sich endlich die Maßlosigkeit und Unsachlichkeit solcher Invektiven mit der „Religion des Maßes" und der Philosophie der Form und des Stolzes, die Horneffer predigt?

Hans Herter

Literatur

Großstadtlyrik

Als zu Anfang der achtziger Jahre die Großstadt für die deutsche Literatur entdeckt und zum ersten Male die Masse und ihr Leben empfunden wurde, da erfaßte man zunächst mit leidenschaftlicher Hingabe die äußeren Erscheinungen dieses Massenlebens. „Themen" wie uneheliche Mutterschaft, Arbeitslosigkeit, Not wurden nicht mehr als individuelle, sondern als Massenerlebnisse dichterisch behandelt. Und diesen äußeren Massenerlebnissen zollte man dumpfe Furcht oder demütige Ehrfurcht oder schwere Resignation wie den letzten Not-

Digitized by Google

wendigkeiten. Nach und nach hat sich dieser Massenschicksale die Statistik bemächtigt, Tabellen sind die Form, in der sie festgehalten werden, und nicht mehr die Literatur, sondern die praktische Arbeit ist das Mittel, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Das Pathos fällt mehr und mehr von ihnen ab: wie auf die politische Lyrik des Vormärz letzten Endes doch die Bismarckzeit und die Einigung des Reiches gefolgt ist, so wird die soziale Lyrik mehr und mehr verdrängt von der sozialen Praxis und den praktischen Reformbestrebungen. Arbeitsnachweis und Arbeitslosenversicherung, Wohnungs- und Bodenreform, Frauenbewegung und Mutterschutz, Städtebau, Hygiene und Erziehungsgedanken: dies alles herrscht in Gebieten, aus denen die ältere Großstadtlyrik verdrängt ist. Das literarische und künstlerische Erleben aber hatte zwei Möglichkeiten der Weiterentwicklung. Es zog sich auf der einen Seite in das Gebiet zurück, das seit dem Beginn aller Kultur sein Eigentum ist, und wohin ihm weder die Statistik als Wissenschaft noch die praktische Reform folgen kann: in den Bereich des persönlichen, individuellen Erlebens. Not, verratene Liebe, Heimatlosigkeit als Schicksale der einzelnen Menschenseele werden immer dem künstlerischen Erleben gehören. Auf der andern Seite aber ist ihm eine neue Aufgabe gestellt: die Masse und ihr inneres Leben zu erfassen. Zu dieser künstlerischen Arbeit sind allerdings erst die Anfänge gemacht: alle die seltsamen Erscheinungen sinnlich-geistiger Art, die sich dort einstellen, wo ungeheure Menschenansammlungen sich bilden, also vorzüglich in der Großstadt, haben noch verhältnismäßig wenig künstlerischen Ausdruck gefunden. Die Lyrik vor allem hat, soweit sie dieses Leben in und mit der Masse oder gegen sie zu spiegeln suchte, nur wenig mehr mitteilen können als das Gefühl der „Großstadteinsamkeit". Vielleicht kann auch nur eine neue Epik, zu der sich in unserem Romane hie und da die Ansätze finden, diesen neuen Vorwürfen, dem gewaltigen Wirken und geheimnisvollen Sein der Masse, gerecht werden. An diesem Wege wird wohl die eigentliche „Großstadtdichtung" nach und nach sich ansiedeln. Nach alledem ist es sehr begreiflich, daß von Großstadtdichtung in diesem Sinne in der Sammlung „Im steinernen Meer" recht wenig zu finden ist, die Hübner und Moegelin im Hilfeverlag herausgegeben haben. Das meiste hier Mitgeteilte berührt uns schlechthin historisch. Vielleicht wäre es als Material auch so, historisch, am besten zur Wirkung gekommen: zuerst die kleinstädtischen Idylliker, die die Großstadt noch von der Raabeschen Sperlingsgasse aus sehen; dann die „sozialen Dichter" mit ihrer pathetischen Hingabe an die neuentdeckte Prosa des gewandelten äußeren Großstadtlebens, mit ihrem ästhetischen Schwelgen in den Gegensätzen und zugleich ihrem ethischen heißen Verlangen nach dem Ausgleich, mit ihrem oft geradezu naiv erschreckten Staunen oder ihrem bitteren Spotten über die äußeren Widersprüche der neuen Entwicklung, die von den Heutigen schon gelassener und sachlicher angefaßt werden. Und ganz zuletzt die wenigen eigentlichen Großstadtgedichte wie Liliencrons „Auf einem Bahnhof" und „In einer großen Stadt" oder Dehmels „Arbeitsmann". Eine Reihe von Prosastellen hätte vielleicht hier Ersatz bieten müssen für den Mangel an rhythmischer Lyrik.

Die Herausgeber haben nach stoff-

Digitized by Google

lichen Motiven eingeteilt, das aber hat hier das gewaltige Thema zu sehr beschränkt, verkleinert, hat das Wesen der Großstadt nicht im Kern zu erfassen vermocht: in ihrem Drang nach Entwicklung, in ihrem verzehrenden Zukunftsstreben und Erlösungsverlangen.

Aber der Gedanke und die Absicht sind sehr begrüßenswert. Die Großstadt, die so vielen Tausenden in der Wirklichkeit Heimat und Lebensmittelpunkt sein muß, muß auch unserm Denken und Fühlen vertrauter, näher, heimatlicher werden. Erst auf diesem Wege und nicht auf dem einer ästhetisch-ethischen Großstadtflucht wird es uns möglich werden, die großstädtische Entwicklung, deren Sklaven wir bis jetzt gewesen sind, als Herren zu gestalten. Und jede Arbeit, die diesem Streben ehrlich dient, verdient Ehre.

Hermann Ullmann

Der Jungdeutsche

Nachträgliches zu Gutzkows Gedenktag

So bekannt das Wort noch immer sein mag, so wenig Klarheit herrscht doch, bis ins Literatenvolk hinein, über den „Jungdeutschen" oder „das junge Deutschland". Sehr begreiflich. Nicht bloß, weil seit Erfindung des Wortes gegen achtzig Jahre verflossen sind — die Sache war auch von Anbeginn ziemlich unklar.

Ein nun längst Vergessener, Ludolf Wienbarg, ein anfangs arg überschätzter Blender, der nachmals fast nichts mehr hervorbrachte, hat für die breite Öffentlichkeit den Ausdruck geprägt, indem er 1834 seine „Ästhetischen Feldzüge" dem „Jungen Deutschland" widmete. Denselben Namen hatte kurz vorher schon eine politische Vereinigung, ein Teil des „Jungen Europa", angenommen; auch hatte ihn Gutzkow ein Jahr zuvor gelegentlich ausgesprochen. Irgendeinen festern Zusammenhalt besaß die literarische Gruppe des „Jungen Deutschlands" niemals. Als die öffentliche Gewalt brutal gegen sie auftrat, fiel sie auseinander. Die jungdeutschen Grundelemente vermischten sich bei ihren einzelnen Mitgliedern mit dem unterschiedlichsten Persönlichkeitgehalt. Gemeinsam war ihnen das Allgemeinste: die Gegnerschaft gegen die unfruchtbar gewordene Romantik, die Vermengung von Zeitleben und Poesie, die Überschätzung des bloßen Geistreichseins.

Der hundertste Geburtstag Karl Gutzkows gab dieser Tage den Anlaß zu vielfältig erneuter Beschäftigung mit den Jungdeutschen. Sehen wir von Heine ab, der mit Börne dem Jungen Deutschland die Wege bereitete, nach dem Besten seines Dichtens aber nicht ausschließlich dieser Literatenschule beizurechnen ist, so bleibt Gutzkow der bedeutendste Jungdeutsche. In ihm offenbaren sich Vorzüge und Mängel des Jungdeutschtums am deutlichsten. Das bildet denn auch die Voraussetzung der meisten Gedenk-Aufsätze, die zu dem Jahrhundertstag geschrieben wurden.

„Er ist mir immer", sagte der geachtete Kritiker einer liberalen Berliner Zeitung, Alfred Klaar, „als der stärkste Typus dieser geistigen Richtung erschienen." Und er kennzeichnete Gutzkow so vorurteilslos, wie es von einem gegebenen politischen Standpunkt aus irgend möglich war: „Über seinem Schaffen wie über seinem Charakter liegt das Verhängnis der Nichtvollendung, eines imponierenden Reichtums, der es nie zur höchsten Sammlung gebracht hat ... Er war von starken freiheitlichen Impulsen und Tendenzen erfüllt,

Digitized by Google

denen die Zeit recht gegeben hat und die ihn einem vorwärts strebenden Geschlechte immer wieder teuer und sympathisch machen werden — aber seinem Wesen fehlte die dauernde Vertiefung, die künstlerische und menschliche Ruhe und Klarheit." In einem streng konservativen Blatt ward Karl Gutzkow der produktivste und hervorragendste der Jungdeutschen genannt. Heut bedeute das Wort nur noch einen Namen in der Literaturgeschichte: „Ein bleibender Einfluß ist ihren Werken nicht beschieden gewesen — Gott sei Dank nicht, können wir wohl sagen . . . Gutzkow hat später erkannt, daß es Phantasiegebilde waren, denen er nachgejagt. Sein reiferes Schaffen entspricht nicht dem Anfang . . ." Zwischen diesen beiden Meinungspolen bewegten sich die übrigen Urteile. Sie stimmten einigermaßen überein in der Schätzung der Anlagen, die Gutzkow offenbarte, und gingen teilweise auseinander in der Bewertung des Jungen Deutschlands. Über die Handlungsweise des Bundestags, der nach dem Erscheinen von Gutzkows „Wally" alle Schriften der Jungdeutschen verbot, weil sie „unverhohlen dahin gingen, die christliche Religion anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen usw.", äußerte der konservative Gedenkartikler: „Man hat dagegen gesagt, daß die Jungdeutschen im allgemeinen ungefährliche junge Leute gewesen, mehr von Eitelkeit als vom Revolutionsgeist besessen, und daß ihnen erst durch das Verbot größere Wichtigkeit beigelegt worden. Darauf möchten wir erwidern: wer kann denn wissen, wie weit die Verhetzung, die aufrührerischen Schriften noch gegangen wären, wenn man diese unheilvollen Bemühungen nicht im Keime erstickt hätte?" Der Liberale hinwiederum erklärte den Jungdeutschen als ein notwendiges und wertvolles Ergebnis der Zeit: „Als das durch eigne Kraft vom fremden Joch befreite Volk sich um die Früchte von Kampf und Arbeit betrogen, in die Unmündigkeit eines gefesselten Untertanentums zurückgeworfen, von den Staatsverderbern in Süd und Nord geistig niedergehalten sah." In diesem Ringen nach Volksmündigkeit sei aus dem Geist der Jungdeutschen eine machtvolle Presse und in Gutzkow ein großer Publizist erstanden.

Es kann gar nicht anders sein, als daß ein Schriftsteller, der sich so nachdrücklich um Einfluß auf die gesellschaftlich-politische Gestaltung des Lebens bemüht hat, je nach dem gesellschaftlich-politischen Parteistandpunkt verschieden gesehen und eingeordnet wird. Die Vertreter der reinen Poesie haben auch nicht viel Liebe für Gutzkow übrig, da er sich wohl dichterisch betätigt, doch nicht sein ganzes Sein und Können der reinen Poesie hingegeben hat. Anderseits erreichte sein Name auch nicht die Volkstümlichkeit manches rein politischen Talents. Für seine Einschätzung in der öffentlichen Meinung von heut ist ein kleines Begebnis, das kurz vor seinem hundertsten Geburtstag bekannt wurde, immerhin nicht unerheblich. Eine hochansehnliche Bauverwaltung der neuen Königlichen Bibliothek zu Berlin erklärte dem Magistrat der Reichshauptstadt, es sei nicht nötig, die Gedenktafel für Gutzkows Geburtshaus, die seit 1881 am Kgl. Marstallgebäude angebracht war, an dem Bibliothekbau zu befestigen, der sich seit kurzem an derselben Stätte erhebt. Und dies, obwohl Gutzkow schon für seine liebevolle Schilderung dieses Altberliner Winkels in seinen Erinnerungen „Aus

Digitized by Google

der Knabenzeit" eine Gedenktafel reichlich verdient hätte. Wie unheimlich paßt auf diese posthume Erfahrung sein eigner Spruch: „Es dankt dir einst das liebe Vaterland, Wenn klein der Ort, wo deine Wiege stand. Wardst du in der Städte Chaos geboren, Geht dir ein Denkstein ganz gewiß verloren."

Um einer Erscheinung wie diesem Jungdeutschen gerecht zu werden, gibt es nur ein Mittel: wir dürfen ihn weder als politischen noch als ästhetischen Schriftsteller betrachten, sondern müssen ihn unbefangen einfach als geistigen Arbeiter nehmen, als eine bemerkenswerte Verkörperung einer geistigen Energie, die ausgehend vom Sichbekennen vornehmlich aufs Erziehen im weitern Sinn gerichtet war. Ein Teil seines Schaffens, die Gruppe der drei bis vier erfolgreichsten Bühnenstücke, erhält sich noch immer auf dem deutschen Spielplan und damit im Bewußtsein der Nation. Und auch im übrigen ist sein Name noch nicht vergessen. Der gebildete Deutsche hat doch ein gewisses oder, wenn er von den Neuesten ist, ein ungewisses Gefühl von einer wirklichen Bedeutung dieses Mannes aus dem tief versunkenen neunzehnten Jahrhundert. Wer sich näher mit seinem Wirken befaßt, wird eine Bedeutung bestätigen müssen, die erheblich über das Maß der gebliebenen Endergebnisse hinausgeht.

In seinen Rückblicken sagt Gutzkow selber, „mit Glockenläuten und Choral" könne er von seinem Leben nicht sprechen, wolle sich auch nicht den Ruhm anlügen, als sei er „mit einem feierlichen, durchdachten, in seiner letzten Lebensstunde bis auf den letzten Schlußparagraphen durchgeführten Programm auf die Welt gekommen und vollends auf die literarische". Redliche Absichten, hohe Ziele nimmt er freilich auch für sich in Anspruch, und er darf es tun. Doch findet er, im Zurückschauen, auf seinem Weg mancherlei Unüberlegtheiten und unbewußte Instinkthandlungen. Unserseits aber ist hinzuzufügen, daß dieses unprogrammatische Dasein ein Leben voll ununterbrochener, vielseitigster, angestrengtester Tätigkeit war.

In dieser Vielseitigkeit den Kern des Manneswirkens klar zu erkennen, das wird noch erschwert durch das Äußerliche, das in so schmerzlich vielen Lebensläufen deutscher Geistesarbeiter eine ungebührlich große Rolle spielt: durch Armut von Haus aus. Und durch etwas, das (besonders während seiner reiferen Jahre) in gleicher Richtung wirkte: durch ein vom frühen Anblick fürstlicher Lebenshaltung genährtes Verlangen nach „gesellschaftsfähigem" Wohlstand. Der junge Gutzkow, eines prinzlichen Dieners Sohn, hatte von Kindesbeinen an den Gegensatz zwischen hoch und nieder in seiner vollen Weite empfunden. In der einen Stube des Marstallgebäudes, die ihm das Elternhaus vorstellen mußte, hörte er (wie er 1836 seinem Tagebuch anvertraut) nichts als: Königliche Hoheit, Königliche Majestät, Geheimer Rat Exzellenz. Und der Vater hielt seine Kinder zur selben Unterwürfigkeit an. „Aber", bekennt er mit jugendlich übertreibender Schlußwendung, „ich las, ich forschte in den Alten, mein Geist lechzte nach Freiheit, ich sprengte die Fesseln und werde, da ich einmal knechtisch erzogen bin, ewig hassen, was vornehm ist." Dieser Haß war im Kern nichts als die Sehnsucht des Werdenden, selber sich ins Bereich der Vornehmheit zu retten.

Digitized by Google

Seiner Natur nach konnte er einzig auf geistigen Wegen dem Ziel näher kommen. So ging denn in Gutzkows Leben und Streben das Bürgerlich-Gesellschaftliche immer neben dem Geistigen her; richtiger: es kreuzte immer wieder das Geistige. Als Schüler und Student schon mußte er durch Stundengeben Geld verdienen, hatte also dreifache Arbeit zu leisten: die Aufgaben der Lehranstalt zu bewältigen, eigene weiter reichende Studien zu betreiben und zwischendurch sein junges Wissen schon wohlfeil zu verkaufen. Noch als Student (verschiedener Fakultäten) ward er ein eifriger und sehr bald beachteter Tagesschriftsteller, ohne damit auf einen grünen Zweig zu kommen. Bei den ersten Zeitschriften, die er leitete, setzte er noch vom mühevoll Erworbenen zu. Und trotz manchem größern Erfolg kam er auch später nicht aus den Sorgen heraus.

Die Zeit erschwerte dem Rastlosen das Vorwärtsgelangen. Die Verfolgung der Jungdeutschen durch den Deutschen Bundestag schädigte ihn jahrelang. Hatte doch die hohe Körperschaft auch die künftigen Werke der unbequemen Literatursekte verboten! Man kann ruhig zugeben, daß die Welt an vielem von dem solchergestalt Unterdrückten nicht viel verlor, uud wird doch heute sagen müssen, daß diese Vergewaltigung des Geisteslebens töricht brutal war. Schon deshalb, weil das damals so hochnotpeinlich inkriminierte Buch „Wally", als Roman ziemlich unmöglich, künstlerisch schwach und unreif, sich nur an engere Kreise der Gebildeten wandte und nirgends frivol anmutet, im Erotischen verhältnismäßig sehr zahm und in der rationalistischen Christus-Auffassung jedenfalls durchaus ernst gehalten ist. Die bundestäglichen Drangsale vermochten Gutzkows Mut nicht zu brechen — hierin unterschied er sich von anderen Jungdeutschen, die angesichts der Gefahr ihre Gesinnung flugs verleugneten — sie haben aber in seiner Seele den Grund zu einer mißtrauischen Unrast gelegt, zu einer Art schleichender Verdüsterung, die bei unermüdlicher Überarbeitung allmählich zu einer lähmenden Verbitterung führte. Auch unter einer besonderen Ungunst der Zeit für die Bühnenschriftsteller hatte Karl Gutzkow zu leiden. Er konnte aus den Theatererfolgen seiner Stücke nur sehr geringen Nutzen ziehen, weil der Gewinnanteil des Urhebers an den Aufführungen, die „Tantieme", bloß erst an den Hofbühnen in Wien und Berlin eingeführt war. Bei der heut allgemein üblichen Anteilberechnung hätte eines oder hätten zwei der paar vielaufgeführten unter seinen zwanzig Dramen ihn zum unabhängigen Mann gemacht.

Soviel von den äußeren Hemmungen. Mag Gutzkow auch nicht mit völlig zureichenden Gründen den Vorwurf, die Jungdeutschen wollten glänzend leben, zurückgewiesen haben, es verdiente auf alle Fälle Beachtung, daß er überzeugt war: „Wäre ich vermögend oder hätte nur für mich zu sorgen oder bezöge einen Gehalt, der meine Zeit nicht abkaufte, ich wollte ganz andere Werke schaffen, meinen Gegnern ganz andere Beweise meines Könnens bieten . . ." Im übrigen ist es hier vor allem von Gewicht, daß die Zeit in einem tiefern Sinn erst recht schuld an der Zersplitterung von Gutzkows Kraft, an dem Unwesen im jungdeutschen Wesen hatte. In „Seraphine" schildert Gutzkow selber, wie er, „nach den höchsten Gipfeln wissenschaftlicher und

Digitized by Google

Welt-Einsicht ringend," auf einem steten, dornigen und blutigen Hinaufklimmen begriffen war: „Alle Ideen, welche die Zeit erfüllten, fanden in meiner Brust Widerhall." Und in seiner kurzen frühen Charakteristik des Jungen Deutschlands faßt er alle erregenden, verwirrenden Elemente seiner Werdenszeit zusammen: „Wer da erwägt die akademische Bildung, die Träumerei einer doktrinellen Erziehung, die Julirevolution, die polnische, die erstickten und gebundenen revolutionären Kräfte, die neue soziale französische Philosophie, die Lammenaissche Verbindung der Religion mit der Politik, die Grundzüge einer neuen Gesellschaft durch den Saint-Simonismus, Rahel, Bettina, den Tod der Stieglitz, der hat Blitze genug in der Hand, die in der schwülen Atmosphäre Deutschlands zünden mußten." Zu den Aufregungen jener Epoche, denen nur ein kaltes Herz hätte widerstehen können, kamen für den angehenden Literaten noch: die Schwäche und Lebensfremdheit des Schrifttums, im besondern des belletristischen, und Feindseligkeit des Staates gegen selbständige Geistesregungen. Wer wollte nach alledem nicht begreifen, daß die begabten Köpfe des jungen Geschlechts von solchen Zeiterscheinungen stark ergriffen und oft über das Maß ihrer ursprünglichen Bestimmung hinaus verweltlicht, die mehr oder minder poetisch Angelegten auf kürzere oder längere Frist aus dem Poetenwinkel hinaus auf den Markt getrieben wurden?

Es steht uns kein Recht zu, die Jungdeutschen zu tadeln, daß sie sich zu eindringlich mit dem Zeitlichen befaßten. Sie haben der Zeit schließlich gemehrt zurückgegeben, was sie von ihr empfingen. Nichtsdestoweniger muß festgestellt werden, daß für die Jungdeutschen selbst und für den größten Teil ihres Wirkens diese Hingabe an die Außenwelt verhängnisvoll war. Das „Junge Deutschland" hat sich mit Heftigkeit zwischen zwei Stühle gesetzt. Es fühlte zu unklar und dachte zu schriftlich, um die Gesellschaft oder den Staat umformen zu können; es ließ sich viel zu sehr von Tendenzen beherrschen, um alle Kräfte der Persönlichkeit auf das künstlerische Schaffen zu sammeln, wie die Dichtkunst es von ihren Getreuen fordert. So bleibt als ihr Hauptverdienst in der Tat nur ein gewisser Anteil an der aufklärenden, aufweckenden Arbeit übrig, die notwendig war, um den Deutschen einen einheitlichen, verfassungsmäßigen Staat zu verwirklichen. Nur ein bescheiden Teil der „jungdeutschen" Betriebsamkeit — wohlverstanden! — war in diesem Sinn verdienstlich. Und die Einführung der modernen Pressemacht muß heute als ein recht zweifelhaftes Verdienst erscheinen. Ein zweifelloseres, obzwar unfreiwilliges, könnte sich an das Auftreten Jungdeutschlands knüpfen, insofern ihre unfruchtbare Zwiespältigkeit als ein warnendes Beispiel vor politischem Dilettieren und Kunstmißbrauch, vor jeglichem Stilmischmasch ausgebeutet und ausgebeutet würde.

Karl Gutzkow fing nicht nur, wie er selbst es ausdrückt, als Journalist an; aus Anlage und infolge von Zeiteindrücken (das genaue Gewicht der zwei Ursachen läßt sich nicht mit Sicherheit gegeneinander abwägen) war er zeitlebens vor allem ein Tagesschriftsteller. Nicht Journalist im üblen oder auch nur im alltäglichen Sinn, sondern echter, reichbegabter, vielseitig gebildeter, mannhafter Zeit-Erörterer. Fast in jeder seiner Schriften, sei

Digitized by Google

sie persönliches Bekenntnis oder scheinbar sachliche Erzählung, Aufsatz oder Drama: in jeder dient er der Zeit. Ganz ähnlich wie bei seinem Nachfahren Spielhagen (der sich auf den Roman konzentrierte) bildet der Zeitgehalt einen wesentlichen Bestandteil seiner Werke, einen Wesensteil, der die starke Einwirkung auf die Mitwelt, zugleich aber auch die schwache auf die Nachwelt erklärt. Meist wird das schon durch ein fühlbar flüchtiges, verstandesmäßiges Deutsch, durch Verschachtelung und gelegentlich durch schiefe Bildlichkeiten verraten.

Die beiden Hauptwerke, „Die Ritter vom Geist“ und „Der Zauberer von Rom“*, geben sich offenkundigst als Zeitromane; sie wären trotz ihrer unbändigen Vielbändigkeit nicht aus der Mode gekommen, wären sie nicht so sehr auf Zeitgemäßheit, teilweise sogar auf Schlüsselroman-Wirkung gestellt gewesen. Beide sollten sich trotzdem nicht mit unsrer platonischen Bewunderung ihrer großartigen Anlage und ihres Reichtums an guter realistischer Einzelschilderung begnügen müssen. Besonders ein Teil wie Lucindes Jugendgeschichte, die Einleitung zum „Zauberer von Rom“, läßt erkennen, wieviel Gutes Karl Gutzkow als Erzähler bei minderer Nachgiebigkeit gegen das Tagesleben hätte schaffen können. In den erfolgreichsten Komödien („Zopf und Schwert“, „Das Urbild des Tartüffe“, im „Königsleutnant“, dem allzu zählebigen Goethefestspiel) tritt dieses weniger hervor. Dafür sind diese Lustspiele mit ihrer kühlen Mache Tagesschriftstellerei in dem Sinn, daß sie für den Alltag des Theaters geschrieben wurden und zwar so geschickt, daß das wenig Veränderliche im Durchschnittsgeschmack gut getroffen wurde. Das Bekennerdrama „Uriel Acosta“ trägt ein Stück erlebter Jugend in sich und geht damit über den Tag hinaus. Die vier Dramen werden noch eine gute Weile weitergespielt werden. Gutzkows erzählende oder kritische Schriften volkstümlich zu machen, wird schwerlich mehr gelingen; doch würden Bildungsbeflissene manches davon (namentlich die kulturgeschichtlich-autobiographisch wertvolle „Knabenzeit“, und die „Rückblicke“ oder „Die Ritter“ und mindestens das erste Buch des „Zauberers“) mit Nutzen lesen. Im sonstigen wird es wohl dabei sein Bewenden haben müssen, daß wir Gutzkows Andenken in Ehren halten als das eines bedeutenden Tagesschriftstellers, der ein vorbildlich eifriger Kulturarbeiter war und überdies mit willenskräftigem Geist Anrecht auf einen Platz im Bereich der deutschen Dichtung, nahe der Grenze, sich verdient hat.

Die „Jungdeutschen“ überschätzten das äußere Weltwissen in seiner Bedeutung für die Poesie. Ihr krankhaft gesteigerter idealistischer Universalismus hinderte sie, streng zu unterscheiden zwischen Arbeiten, die für den Tag bestimmt sind (und nicht belletristisch sein sollten), und anderseits rein künstlerischen, in denen alles Tagesmäßige „bis zur Unkenntlichkeit“ ins Typische verarbeitet werden muß. Die „Jüngstdeutschen“, die im Anfang der achtziger Jahre, bald nach Gutzkows Tod, erschienen, vermengten zunächst auch ein wenig soziale und ästhetische Wünsche. Sie siedelten

* „Der Zauberer von Rom“ erscheint soeben in einer neuen wohlfeilen Ausgabe (zwei geb. Teile: Mk. 6.—) mit Einleitung von H. H. Hruben bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

sich aber rasch, ohne unberufene Mitwirkung der Staatsgewalt, auf ästhetischem Gebiete an. Es scheint, als wäre ihnen nicht so sehr viel mehr sozial zu wünschen übriggeblieben, zumal nach dem Fall des Sozialistengesetzes. Jungdeutsch geistreichelndes Umstürzeln macht sich heute fast nur noch innerhalb des zünftigen Feuilletonismus bemerkbar — leider viel weniger gediegen als irgendwo bei Gutzkow. Doch ist dafür unsre Dichtung gegenwärtig im großen ganzen vom Laster der Tendenz befreit ...

Wilhelm Kiesewetter

Was ist Schundliteratur?

Zwei Worte zur Kampfpraxis

Im Reichstag wurde kürzlich über Schundliteratur gesprochen. Abgeordneter Graf Carmer-Zieserwitz forderte die Regierung zu entschiedenem Vorgehen dagegen auf. Staatssekretär Delbrück aber entgegnete, es sei zunächst schwer festzustellen, was unter diesen Begriff fällt; die Sachverständigen seien sich darüber nicht einig, und jedenfalls sei die Grenze schwer zu finden. Er habe in der Ausstellung im Abgeordnetenhause mit einem Sachverständigen vor einem Tische gestanden und habe ihn gefragt: „Was gehört nun von den Sachen dort zur Schundliteratur?“ — und da habe er geantwortet: „Das kann ich Ihnen selber noch nicht sagen.“ So sei natürlich ein gesetzgeberisches Einschreiten sehr schwierig.

Darauf ist folgendes zu erwidern. In der Berliner Ausstellung der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung gegen die Schundliteratur lag allerdings in der Abteilung Schundliteratur noch alles durcheinander, aber schon in der ersten Ausstellung des Dürerbundes gegen Schundliteratur war eine klare Anordnung hergestellt und das ist dann auch von den Ausstellungen der Hamburger Herren angenommen worden; die Hefte liegen jetzt in den Kampfausstellungen gegen den Schund wohl nirgends mehr bunt durcheinander. In der unsrigen waren je 25 Stück mit Draht auf großen Papptafeln befestigt, nämlich: 1. Detektivhefte großen Formats, Nic Carter, Weltdetektiv und andres. 2. Detektivhefte kleinen Formats. 3. Kolportageromane, die an politische Ereignisse und an soziale Zustände anknüpfen. 4. Räuberromane. 5. Pikante Hefte: Sekt, Kleines Witzblatt und andre. 6. Jungensstreiche und ähnliches. 7. Indianergeschichten schlimmer Sorte. Unterhalb jeder dieser Tafeln lagen je noch eine Anzahl lose Hefte der betreffenden Art. Ein Zweifel darüber, daß alle diese Hefte zur Schundliteratur gehören, konnte nicht aufkommen, zumal, da alle halbe Stunde ein Vortrag noch alles besonders erläuterte. An diese Abteilung schlossen sich die weniger zweifelhaften Sachen, wie die Adlerbibliothek, die in ihrer Auswahl des Gegengifts nicht sorgfältig genug vorgeht, und des Volkes Lieblingsbücher (Verlag von Mohr in Dessau). In dem Verzeichnis guter, billiger Bücher, das der Dürerbund als 85. Flugschrift herausgegeben hat, steht ausdrücklich: „Man muß bei solchen Sammlungen, wie diese beiden letzten sind, bedenken, daß es sich um Übergangserscheinungen handelt. Die Erwachsenen, welche die gepfefferte Kost der bekämpften Schundliteratur gewohnt sind, werden nicht so bald an den besten Werken unsrer Literatur Gefallen finden. Man wird also die Adlerbibliothek und des Volkes Lieblingsbücher nicht gerade warm empfehlen, aber doch einen Fortschritt

Digitized by Google

darin sehen, wenn sie die bekämpfte Schundliteratur ersetzen."

Zweifel bestehen sonst wohl nur darüber, wie weit man dem Bedürfnis des Volkes und der Jugend nach aufregenden Geschehnissen in ihrem Lesestoff entgegenkommen soll. Das sind aber pädagogisch-praktische Fragen, die nicht der Gesetzgeber und die Polizei entscheiden können. Manche glauben, man solle diesem Drange gar nicht nachgeben, andre sagen das Gegenteil. So will die Frankfurter 10-Pfennig-Bibliothek (Verlag E. Grieser in Frankfurt a. M. Jede Nummer 64 Seiten 10 Pfg.) ausdrücklich dem Drange der Jugend und des Volkes genügen, in erster Linie solche Bücher zu erhalten, die reich an Geschehnissen sind, reich an außergewöhnlicher abenteuerlicher Handlung; sie bringt daher Indianer-, Jagd-, Kriegs- und Seegeschichten von Gerstäcker, Sealsfield, C. W. Webber, H. S. v. Höhenbach, W. O. v. Horn, Schilderungen aus dem südafrikanischen und aus dem ostasiatischen Krieg und ähnliche. Mit der Feststellung, was zweifellos Schundliteratur ist, hat diese pädagogisch-praktische Frage nichts zu tun. Soll festgestellt werden, was Schundliteratur ist, so läßt sich das zwar nicht durch die Polizei, wohl aber durch einen Rat von Sachverständigen jederzeit tun. Was dabei zweifelhaft ist, wird einfach nicht als Schundliteratur betrachtet.

Paul Schumann

Theater

Von Reinhardt zu Bonn, u. a.

Berliner Theater

Das scheint ein uns vom Schicksal vorbehaltener Sonderfluch zu sein: wir ruhen nicht eher, Berlin ist früher nicht Berlin, als bis was eben an Neuem, Anregendem und Förderndem in seinen Mauern, auf seinem lauten literarischen Markte hervorgetreten ist, sich im Zerrspiegel der Karikatur und Parodie beschaut hat. Als Ernst von Wolzogen vor einigen Monaten seinem literarischen Überbrettl nach zehnjährigem Schlummer die Nänie sang, sah er sich im Kreise einer gewaltigen Nachkommenschaft — aber es waren lauter unliterarische Bastarde: Kabarette und Tingeltangel, und er mußte wehmütig-resigniert feststellen, daß diese Brut so schnell und so gefräßig aus dem Nest gekrochen war, daß sein echtes Kind inmitten des Gewimmels bald nicht mehr das Leben und Sterben hatte. Wird es dem Reinhardtischen Beginnen, das Theater in die Manege des Zirkus zu führen, und aus dem „Rund der Fünftausend" mit Hilfe der Selbstsuggestion unerhörte Massenwirkungen zu entzaubern, besser ergehen? Hat sich nicht auch diesem ruhelosen Neuerer, diesem kühnen Experimentierer und verwegenen Akrobaten, dem kein Seil zu hoch, kein Pferd zu schnell ist, alsbald der Clown an die Fersen geheftet, der ihm seine Kunststücke nachmacht, um sie ins Plumpe und Triviale zu verzerren? Bei den zuerst in München, dann in Berlin mit riesigem Erfolge veranstalteten Zirkusaufführungen des „Königs Ödipus" handelte es sich um Versuche, wieder zum großen dramatischen Stil und zu weiten, volkstümlichen Wirkungen zu gelangen, Versuche, denen man höchst zweifelsüchtig gegenübertreten konnte, ohne ihnen die Bedeutung eines auflösenden Vorstoßes in eine nach all den aufbauenden und zersplitternden Intimitäten wieder „brennend" gewordene Machtsphäre des Theaters absprechen zu können — Ferdinand Bonns ganzes Trachten und Sinnen, so geflissentlich es sich mit literarischen Ab-

Digitized by Google

sichten zu drapieren sucht, ging nur darauf aus, dem lieben Ich und seinen schon allzulange hungernden Tausendkünsten einen Schauplatz zu usurpieren, auf dem er sich endlich einmal wieder in seiner ganzen vielfältigen Glorie produzieren konnte.

Reinhardt ist nicht ohne Mitschuld an diesem dreisten Fürwitz. Er hat den Kollegen, der am Berliner Theater so gründlich abgewirtschaftet hatte, aus dem wohltuenden Dunkel seiner Verborgenheit wieder ans Licht gezogen und ihn, den wildesten Ensemblesprenger, den es je gegeben, überhastig vom Zwirn (im „Lumpazivagabundus") zum König Ödipus befördert. Ohne Handseil hätte er den Übergang vom Sherlock Holmes der Bühne zum Richard III. der Manege am Ende doch nicht riskiert. Aber fand er dieses Stück als ein für die geplanten Volksfestspiele im Amphitheater geeignetes in der offiziösen Propagandaschrift der neuen „dramatischen Sezession", in Georg Fuchsens Max Reinhardt gewidmeter Broschüre (München, Georg Müller) nicht ausdrücklich verzeichnet und empfohlen?

Warum da noch lange zaudern? In zehn Tagen — er hat's uns in seiner erquickenden Offenheit selbst verraten — hatte er die Schauspieler beisammen, die Truppen- und Volksmassen gedrillt und die Gäule zugeritten. Oh, er war von je ein Tierfreund; hier konnte er endlich einmal in dem vierbeinigen Material nach Herzenslust schwelgen. Denn daß Vetter Shakespeares Königsdrama ein Pferde- und Reiterstück, das ist doch klar! Auf die Kavalkaden kommt es an, die auf schimmernden Zeltern waffen- und harnischklirrend in die Manege galoppieren, absitzen und hui! wieder in den Sattel springen, aneinanderprallen und in den Sand stürzen, während oben die elektrischen Scheinwerfer arbeiten und ihre roten, gelben und violetten Lichter über das glitzernde Eisenblech der Rüstungen jagen. Früher hat Bonn sich als Geigenspieler auf der Bühne produziert, jetzt produziert er sich, Seite an Seite mit den Stallknechten des Zirkus, als Voltigeur. „Ein Pferd! Ein Pferd! Mein Königreich für ein Pferd!" Mache mir das erst mal nach! hat er einem nicht ganz entzückten Kritiker zugerufen, mit aufgeregten Pferden, die dir auf den Proben deine Dekorationen in Fetzen schlagen, und der Spaß wird dir vergehen. Oder reite meinen kitzlichen Brutus die Kaskade hinauf, und ich garantiere dir, schon in der Mitte der steilen Fläche, wenn du überhaupt so weit kommst, wird dir die Geschichte verdammt ernst vorkommen. Ja, diesem kitzlichen Brutus gebührt entschieden ein gehöriger Büschel von den Lorbeeren, die Bonn im Zirkus Busch gesammelt hat. Ein braves Tier! Sogar das Sichtotstellen, eins der schwierigsten Kunststücke der Dressur, hat es schließlich fertiggebracht und nicht mehr mit Vorarm und Köte gezuckt, wenn ringsum die Schlachtsignale dröhnten.

Und wie sein Roß, so läßt der Tausendsasa auch seinen Kollegen aus Altengland die Sporen fühlen. Eine gewaltsame Bearbeitung, die nach Gefallen das Korn aus der Krippe stiehlt und dafür in Gestalt eines weiteren Monologs Häcksel aus fremder Lade aufschüttet, holt sich da aus alten Mustern einer skrupellosen Theaterei die Berechtigung, auch die intimsten und geistigsten Momente in lärmende Massenszenen zu verwandeln. Gleich der erste Monolog wird mit zwei

Digitized by Google

Mörserschüssen, einem gewaltigen Zirkusaufmarsch und schmetternder Fanfarenmusik der Gardekürassiere eingeleitet. Die Werbung Glosters um Anna findet mitten in einer dichtgedrängten Volksmenge mit prunkvoller Reiterei, Trauergefolge, Leichenkondukt und einer pompe funèbre erster Klasse statt ...

Es ist nicht Bonns und nicht das Verdienst seiner Partner, unter denen Abele Sandrock als Königinwitwe Margarete durch eine grandiose Wut der Empörung hervorragte, wenn trotz dieses die Shakesperische Innentragik barnumartig verpöbelnden Brimboriums ein paar starke Wirkungen erzielt werden. Gerne soll zugegeben werden, daß an diesen Effekten auch Bonn der Schauspieler beteiligt ist: seine Werbung um Anna ist von mächtig gesteigerter, hinreißender Wildheit und verrät das alte ursprüngliche Feuer, das in diesem unter der eignen Raubbau-Regie verwahrlosten Talente noch immer glüht. Solche mit der Zange aus der Dichtung herausgeholten Wirkungen dürfen uns aber in der Verwerfung dieser ganzen Zirkusmache nicht beirren. Der Unterschied zwischen dem Sophokleischen Ödipus und dem Shakesperischen Richard liegt auch grundsätzlich auf der Hand, für jeden, der etwas von Theatergeschichte weiß. Dort eine ursprünglich mit Kothurn und Maske operierende, auf weite volkstümliche Massenwirkung ausgehende Festspielkunst, getrieben und vorwärts bewegt durch lauter äußere Ereignisse; hier eine von vorneherein auf das Gesellschaftstheater hin komponierte dramatische Entwicklungsdramatik voll innerer Dynamik und tiefschürfender Seelenkunde. Mögen die Wege zur künftigen Volksfestspielkunst gehen, wie sie wollen, dies wird keine Station zu ihrem Ziele sein. Die Anhänger und Vorkämpfer der noch mancher Filter bedürftigen Sache sind durch diese Karikatur Reinhardtischer Bemühungen nun wohl hinlänglich gewarnt und wissen hinfort, welche gefährliche Nachbarschaft sie zu meiden haben.

Der akute Konflikt zwischen dem Literatur- und dem Theaterdrama, worüber Georg Fuchs mancherlei Nachdenkliches zu sagen weiß („Die Sezession in der dramatischen Kunst und das Volksfestspiel"), treibt auch sonst seine Blasen. Die Kammerspiele des Deutschen Theaters zeigten mit der Aufführung des sogenannten Schauspiels „Die Königin" von Theodor Wolff, eines angeblich am Vorabend der französischen Revolution spielenden Amourenstückes, daß mit kapriziösen Apercus und Sentiments über Liebe und Liebesentartung wohl ein Feuilleton, aber kein Drama zu bauen ist; die Literarischen Abende des Modernen Theaters brachten in dem „Apostel" von Adolf Andreas Latzko, der Tragikomödie eines weltfremden, erst am Spätabend seines Lebens entdeckten und nun schnell noch weiblich ausgebeuteten Malergenies, wohl allerlei artige lyrische und humoristische Blümlein zu Markte, wie sie so zwischen den Ähren stehen, mehlhaltiges Korn gab's aber auch auf diesen Halmen nicht. Ein echtes, rechtes Theaterstück dagegen, kernfest und auf die Dauer, erschien in Karl M. Jacobys Schauspiel „Die Ehe" auf der Bühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, an dessen Neuheiten die Kritik sonst vornehm vorüberzugehen pflegt. An geistigen, seelischen und dichterischen Schönheiten ist dieses Stück, das nach einem doppelten Ehebruch

Digitized by Google

in entschlossener Gerechtigkeit mit den beiden Schuldigen tabula rasa macht, weiß Gott nicht reich. Aber bemerkenswert und tröstlich erscheint der Anstand, mit dem hier beherzt zupackender Theatersinn sich mit ruhigem Maßhalten in der Wahl und Ausmünzung dramatischer Mittel versöhnt. Ein Philippi-Schüler, aber einer, der nachher auch noch durch Ibsens Meisteratelier gegangen ist und von dem modernen Naturalismus die Hörwirkung und die Schallgesetze der vier Wände gelernt hat. Es ist kein Anlaß vorhanden, in diesem neuen Mann — der übrigens, wie in den Zeitungen zu lesen war, kein Schriftsteller, sondern Schauspieler von Beruf ist — ein epochemachendes Genie zu wittern, aber für die theatergerechte Auffrischung unsres dramatischen Repertoires von unten her darf man von diesem Theaterschriftsteller und guten Handwerker seines Metiers immerhin einiges erwarten.

Friedrich Düsel

Richard Wagners Memoiren

Die Hand hat mir gezittert, als ich nach den zwei stattlichen Bänden griff, die eben aus München vom Bruckmannschen Verlag eintrafen: Wagners Lebenserinnerungen! Seit Jahren war es die stille Sehnsucht der eingeweihten Verehrer des Meisters, dieses Werkes habhaft zu werden, das durch ein Menschenalter in der feierlichen Verschwiegenheit Wahnfrieds ruhte. Wagner war kein leicht lesbarer, bequemer Schriftsteller, wenn er ex cathedra schrieb und sich mit den Problemen seiner Kunst theoretisch herumschlug. Aber er war von bestrickender Beredsamkeit, wenn er in gemütlichem Plauderton, mit kleinen Bosheiten und trockenem Humor Geschichten aus seinem Leben zum besten gab.

Und welch ein Leben! So reich, so wechselvoll, so romanhaft, wie es kaum ein zweiter Künstler geführt hat. Diese Fülle dramatischer Momente, diese unerhörten Glücksumschwänge, diese wunderbaren Peripetien! Es gehört das Auge des Künstlers dazu, dieses Leben als biologisches Kunstwerk zu genießen. Alle Hochachtung vor der Arbeit des Geschichtsforschers. Sie ist im einzelnen der Tatsachen gewiß zuverlässiger, weil sie auf Dokumenten fußt. Aber was will diese bedeuten gegen die Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit des Erlebten, mag die Phantasie des Gedächtnisses mitunter auch die Wahrheit ein wenig umdichten.

Wagner erzählt die Geschichte seines Lebens, seines äußeren Lebens. Auch seine Beziehungen zu den Menschen, mit denen ihn das Schicksal zusammenführte und von denen er oft schlagende Charakteristiken gibt. Dagegen hat er sein inneres Leben, seine geistige Entwicklung eben nur gestreift. Aber, obwohl er aus der Ruhe einer glücklich gewonnenen Häuslichkeit auf die sturmbewegte Vergangenheit zurückschaut, im Behagen des Erzählens oft einen Ton köstlicher Selbstironie anschlägt, fehlt es am rechten Ort auch nicht am tiefen Ernste. Wagner ist zeitlebens von dem Bewußtsein beherrscht gewesen, daß das Geschick Großes mit ihm vorhabe. Man würde also fehlgehen, vor allem den reichen anekdotischen Gehalt des Werkes zu betonen. Durch besondere Frische zeichnen sich besonders die Berichte aus der Jugendzeit aus. Ein ergreifendes Bild menschlicher Tragik rollt sich in den Abschnitten über Wagners erste Gattin Minna auf. Welche Konzentrationsgabe gehörte dazu,

Musik

Digitized by Google

um unter solchen zerrüttenden häuslichen Verhältnissen die gewaltige Geistesarbeit, die er vollbrachte, zu leisten! Wagner denkt vorurteilslos genug, um sich von einer Mitschuld an den Zwistigkeiten, die letzten Endes ihren Ursprung in dem Unterschied der Charaktere und des geistigen Horizontes hatten, freizusprechen. Jedenfalls erscheint aber Minna erst jetzt im rechten Lichte.

Diejenigen, die da meinten, die Memoiren würden nicht viel Neues bieten, weil Glasenapp sie in Bayreuth ohne Zweifel eingesehen und benützt habe, erfahren nun ein kräftiges Dementi. Glasenapps an Aszese grenzende Pietät ist wirklich so weit gegangen, daß er aus diesem, ihm gewiß nicht unerreichbaren Buche, nichts für seine große Arbeit geschöpft hat. Er gibt oft weniger, häufig aber auch mehr. Immerhin muß man bedenken, daß Wagner mit diesen Erinnerungen keineswegs lückenlose „Bekenntnisse" geben wollte, sondern zu seiner Familie spricht. Wenn er zum Beispiel von seinen Beziehungen zu Mathilde Wesendonck bloß eine sozusagen offiziöse Darstellung bietet, so wird man seine Zurückhaltung gar wohl verstehn. Er hatte die Empfindungen der eigenen Frau zu schonen, der er diese Memoiren in die Feder diktierte. Leider reichen sie nur bis zum Jahre 1864.

Diese Zeilen spiegeln einen ersten Eindruck wieder. Ob er sich bei näherer Vertiefung ins Werk nicht ändert und ob nicht mancherlei auch gegen einzelne Stellen darin gesagt werden muß, das wird sich ergeben. Daran jedoch wird sich schwerlich etwas ändern, daß wir die nunmehrige Veröffentlichung der Erinnerungen nicht nur mit größtem Interesse, sondern auch mit aufrichtiger Freude begrüßen dürfen. Richard Batka

Musikpädagogisches

Überall spürt man jetzt die Anzeichen, ja bereits die Erfolge einer Bewegung, die auf eine Reform des Unterrichtswesens in der Musik abzielt. Man will der Unfähigkeit, dem Dilettantismus im Lehrberuf, dem Winkellehrertum steuern und glaubt das am besten zu erreichen, indem man das Recht zur Erteilung des Musikunterrichtes an die Ablegung von Prüfungen bindet, die unter der Aufsicht des Staates geleitet werden müssen. Ja es wird sogar die Ausübung des Kritikerberufes vom Gelingen eines Examens in den wichtigsten Zweigen der Musiklehre abhängig gemacht.

Dieser Bewegung liegt ohne Zweifel die richtige Erkenntnis vieler Übelstände unseres Musikwesens zugrunde. Und soweit sie sich dagegen richtet, den besseren Lehrern und den urteilsfähigeren Kritikern das Emporkommen zu erleichtern und den schlechteren Elementen beider Berufe die Laufbahn zu erschweren, wird jedermann die bezüglichen Maßnahmen und Entschließungen musikpädagogischer Kongresse und dergleichen mit froher Zustimmung begrüßen. Leider besteht aber die Gefahr, daß man weit über das Ziel hinausschießt, und den Musikunterricht als freien Beruf zum Schaden der Kunst vollständig knebelt.

Vor allem spricht aus allen diesen Kundgebungen eine geradezu groteske Überschätzung des öffentlichen Examens. Und doch besagt eine überstandene Prüfung bloß, daß der Kandidat auf die ihm vorgelegten Fragen eine leidliche Antwort zu geben wußte. Das kann ebenso wie das Gegenteil bloßer Zufall gewesen sein. Was das Ausschlaggebende, das Beweiskräftige für die Lehrbefähigung ist, das Lehrtalent, läßt sich im Wege einer nor-

Digitized by Google

malen Prüfung gar nicht aufklären. Das Wissen um den Stoff des Kunstfaches tut es nicht, sondern die besondere Gabe, dieses Wissen andern auf verständliche Weise mitzuteilen. Und schließlich gehören zu allem Unterricht zwei: einer, der lehrt und einer der aufnimmt. Ist das Ergebnis schlecht, so muß nicht immer der Lehrer die Schuld haben. Und anderseits hat man Belege genug dafür, daß schlechte Lehrer vorzügliche Schüler gehabt haben. Somit könnte auch der Versuch, die Prüfung auf Grund einer unter Kontrolle geleisteten, erfolgreichen Lehrtätigkeit einen Irrtum nicht ausschließen und es nicht verhindern, daß tüchtige Lehrbegabungen übersehen werden.

Gerade auf diesen letzten Punkt aber kommt es an. Für wie viele Studenten, Konservatoristen und Berufsmusiker bietet der Privatunterricht eine der wenigen Erwerbsmöglichkeiten, um sich über die Studienzeit hinwegzuhelfen oder das schmale Einkommen des fixen Engagements auf die Höhe des Existenzminimums zu bringen. Nun ist es ja zunächst nicht auf die Privatlehrer, sondern auf die Lehrer an öffentlichen Musikschulen abgesehen, aber es fehlt nicht an Anzeichen, daß die Bewegung vor jener Grenze keineswegs haltmachen will. Und dem gilt es, beizeiten entgegenzutreten. Ja sogar an den Musikschulen muß die Möglichkeit offen gelassen werden, Musikern, die ihre Eignung auf andere Weise als durch eine staatliche Prüfung glaubhaft gemacht haben, ein Feld zur Wirksamkeit zu erschließen. Gerade das aber wollen die Durchschnittsmusiklehrer verhindern und eine privilegierte abgeschlossene Kaste bilden, worein ausnahmslos nur staatlich abgestempelte Personen Einlaß finden können. Um die Zulassung von berechtigten Ausnahmen dreht sich also der Kampf.

Wie schwierig es aber ist, diese „Berechtigung" im einzelnen zu umschreiben, bestätigt die gewöhnlichste Erfahrung. Es kann einer ein hervorragender technischer Könner sein, ohne doch die Gabe zu besitzen, seine auf Grund einer angeborenen Veranlagung erworbene Fertigkeit andern beizubringen. Wenn trotzdem solche Techniker oft als Lehrer gesucht sind, ja Erfolge aufweisen, so erklärt sich das aus zwei Gründen. Erstens weil ihnen dann meist eine anregende Persönlichkeit innewohnt, die durch ihr bloßes Dasein den Eifer und Ehrgeiz des Schülerkreises in ungemeinem Grade weckt, und weil das gegebene Beispiel auch ohne pädagogische Absichten erziehlich auf solche Jünger wirkt, die dank einer natürlichen, raschen und scharfen Auffassungsgabe sich's zunutze machen können. Auch die Persönlichkeit des Lehrers gehört zu jenen Faktoren des Unterrichts, die von größter Wichtigkeit sind und sich dem Nachweis durch eine Prüfung vollständig entziehen.

Es wird aber an der Zeit, die übermäßige Bewertung des durch Examina bekundeten Wissens etwas einzuschränken und auf das lebendige Wissen den Nachdruck zu legen. Im allgemeinen sollte die Erteilung des Lehrscheins nicht von dem augenblicklichen, zufälligen Glück des Prüflings abhängen. Sondern die Lehramtskandidaten müßten einen praktischen Unterrichtskurs abhalten, und wer sich dabei bewährt, bekäme ohne weitere Formalitäten sein Zeugnis. So viel Vertrauen muß man dem Leiter eines solchen Kurses, der Gelegenheit hat, den Kandidaten durch längere Zeit am Werk zu beobachten, wohl schenken. Wer aber in dieser

Digitized by Google

Zeit es nicht vermochte, dem Leiter die Überzeugung genügender Lehreigenschaften beizubringen, der mag an das Lotteriespiel der Prüfung appellieren. Es wird bei uns ohnehin viel zu viel reglementiert, geprüft und bescheinigt. Darum achte man's auch nicht für Raub, wenn ein namhafter Musiker, der das Zutrauen der Fachleute genießt, auch ohne Examen an eine musikalische Lehranstalt berufen wird. Und keinesfalls lasse man's zu, daß den praktischen Musikern durch Beschränkung der Unterrichtsfreiheit der Erwerb gekürzt wird. Und kunstwirtschaftlich betrachtet, was ist im öffentlichen Interesse nachteiliger: ob ein ungeprüfter, hochbegabter Musiker aus Mangel an Stunden darbt oder ob ein paar höhere Töchter einen nicht ganz einwandfreien Fingersatz beim Klavierspiel praktizieren? Denn darauf laufen die so bedrohlich geschilderten „Gefahren" in der Mehrzahl der Fälle hinaus. B

Theodor Kirchner-Neuausgabe

Es gibt immer noch Idealisten! Zum Glück! Was sonst aus der deutschen Musik würde, könnte man angesichts des öffentlichen Musikbetriebs unsrer Zeit leicht prophezeien. Aber es gibt eben noch Idealisten. Zu ihnen gehört Anna Morsch, die Herausgeberin der Zeitschrift „Der Klavierlehrer", die unermüdliche Kämpferin für eine ernsthafte, künstlerisch wertvolle musikalische Erziehung der deutschen Jugend, die unerbittliche Feindin des gewissenlosen, schlimmer als dilettantischen Klavierunterrichts. Sie beschränkt sich nicht auf theoretische Untersuchungen. Praxis ist die Hauptsache, Vorbilder geben, Hand anlegen.

Eine schöne neue Gabe ihres Idealismus ist die Auswahl aus Theodor Kirchners Werken.* Über Kirchners Musik braucht nicht geredet zu werden. Die Bedeutung seiner ungemein feinen und natürlichen Kunst fürs deutsche Haus ist freilich vielfach nur betont, aber nicht beachtet worden. Also greife man zu dieser neuen trefflichen Auswahl aus den vielen Sammlungen Kirchnerscher Kleinkunst. Lese auch die sehr beherzigenswerte Einleitung der Herausgeberin. Und vergesse auch nicht die fünf Sonatinen für Klavier von Theodor Kirchner, die einer seiner Schüler, der bekannte Dresdner Klavierpädagoge H. Vetter, ebenfalls bei Hofmeister neu herausgegeben hat. Die billigen, gut ausgestatteten Hefte gehören in alle die Familien, in denen man sich an gutem häuslichen Musizieren noch die rechte Herzensfreude erhalten hat!

Georg Göhler

Jubiläumskater

Von befreundeter Seite geht uns ein für mehrere Orte angelegtes statistisches Verzeichnis über Aufführungen der im vorigen Jahre jubilierenden Meister Händel und Haydn zu. Das Ergebnis ist, daß dort, wo seinerzeit Gedenkaufführungen in gewöhnlichem Maße stattfanden, die Pflege der Meister nicht abgenommen hat, daß hingegen überall dort, wo man in ihnen im vorigen Jahr besonders reichlich geschwelgt hat, ein starker Rückgang der Aufführungsziffer zu verzeichnen ist. Diese Tatsache entspringt so sehr der Natürlichkeit, daß man ihr Obwalten ohne weiteres auch anderwärts an-

* Mit einer Einführung herausgegeben von Anna Morsch. Hofmeisters Verlag, Leipzig. 3 Folgen zu je 2 Heften.

Digitized by Google

nehmen darf. Daraus würde folgen, daß der Jubiläumsrausch dem Prestige der Komponisten sogar schädlich ist, denn ohne Frage ist eine stetige Pflege einer unregelmäßigen und schwankenden bei weitem vorzuziehen. Die vielverspottete forcierte „Kalenderbegeisterung“ steht zu dem darauf unfehlbar folgenden Rückschlag in Gleichgültigkeit in einem seltsamen Widerspruch, der ihre Echtheit mehr als verdächtigt.

B

Ludwig Hofelich

Bildende Kunst

Wer ist das? Es werden nur sehr wenige unter unsern Lesern sein, die den Namen anderswoher, als etwa von dem einen Blatt kennen, das wir ihnen einmal, mit dem 2. Märzheft 1906, vorgelegt haben.

Und es gäben auch durchaus nicht alle seine Bilder ein Recht dazu, ihn an dieser Stelle zu nennen. Sieht man sie durch, so trifft man Leinwand nach Leinwand freundliche Arbeiten, wie sie ein Landschafter vor der Natur halt aus Freude an der Welt malt, ohne daß eins über seiner Freunde Kreis hinaus viel zu sagen hätte. Aber dann plötzlich ... blicken wir auf die Blätter unsres heutigen Heftes.

Der Gießbach, der an der Spitze steht, läßt zunächst flüchtig an Calame denken. Als Malerei genommen, ist das Bild keinesfalls eins der besten Hofelichs, es gewinnt auch eher durch die farblose Wiedergabe, als daß es durch sie verlöre. Wer aber spürt nicht, wie dieses Stück aufgeregter Natur *gefühlt* ist?

Ganz „Malerei“ ist dagegen das Original des zweiten unsrer Bilder, das mit dem kleinen Teich im Vordergrunde. Nur mit grünlichen Tönen, ein wenig ins Grau hin, ist es überaus fein gestimmt. Wie im Gegenstande so in der Kunstweise ist es voller Ruhe. Mit der Stimmung: Idylle und leise Elegie.

In dem dritten dagegen, einer nur eben angelegten Skizze: wie ringt es da, wie wühlt es da! Das ist ein Bild voller Leidenschaft und voller Weh, wie eines jener Gedichte Lenaus, in denen die Schwermut noch kämpft, ehe sie erliegt.

Wir geben mit Absicht alle diese drei Bilder ganz in der gleichen Weise wieder, damit man um so besser sehe, daß der ganz verschiedene Eindruck nicht etwa durch eine Mithilfe der Reproduktion erreicht ist.

Daß man im größeren Publikum von Ludwig Hofelich nichts, rein gar nichts weiß, hat einen sehr einfachen Grund: Er stellte niemals oder so gut wie niemals Bilder von sich aus. Er war unter den Stillen im Lande einer der allerstillsten. Die Wochen über arbeitete er ums Brot schlicht und zufrieden als Holzschneider; so, meinte er, dürf er die freien Stunden über malen, wie er wollte, wie es *ihn* drängte, ohne von Käufern irgendwie abhängig zu sein. Einige große Künstler, vor allen Stäbli, dem er in seiner Kunst verwandt war, wußten von ihm und ehrten ihn. Die Ausstellungen, der Kunsthandel, die Käuferschaft erfuhren von ihm so gut wie nichts. Geboren war er 1842 zu Leipzig. Gestorben ist er 1903 zu München.

A

Das Schloß

Angewandte Kunst

Band VI der Kulturarbeiten, herausgegeben vom Kunstwart

Das Schloß ist im Bilde unsrer Landschaft, was die Perle oder der Diamant im Goldgeschmeide ist, das durch sie erst die höchste Steigerung seiner Schönheit findet. Aber auch rein architektonisch betrachtet ist das Schloß immer ein Bauwerk

Digitized by Google

gewesen, an dem die Baukünstler sich in ihrer höchsten Vollendung zeigten.

Heute müssen wir leider, wie auf allen andern Gebieten, auch beim Schloß die Wahrnehmung machen, daß nicht allein die Fähigkeit fehlt, neue Schloßanlagen entstehen zu lassen, sondern daß auch beinah alles Verständnis für die eigentliche Schönheit des Alten verschwunden ist. Naturgemäß wird in jedem Jahr eine große Anzahl von Schloßbauten und Herrenhäusern auf dem Lande baufällig oder genügen in ihren wirtschaftlichen und hygienischen Einrichtungen nicht mehr den Anforderungen, die wir heute stellen, und so sind die Besitzer gezwungen, sich um Hilfe in den Fachkreisen umzusehen. Aber was haben alle die Maurermeister und Bauunternehmer, an die man sich zumeist, sei es aus Hilflosigkeit, sei es aus Interesselosigkeit, gewandt hat, aus unsern alten Herrensitzen gemacht? Es ist geradezu trostlos zu sehen, wie jedes Jahr die Zahl dieser stolzen alten Schloßbauten mehr zusammenschmilzt oder Züge annimmt, die ungefähr das Gegenteil von dem ausdrücken, was die ursprüngliche Anlage besaß: Vornehmheit und Großzügigkeit. Es haben sich an manchen Orten Praktiker herausgebildet, die direkt die „Güterverwüster" ihrer Gegend genannt werden müßten. Ohne auch nur einen Schimmer von Gefühl für die Schönheiten der alten Anlage sehen sie ihre Aufgabe darin, jedem Herrenhause einen oder zwei Türme anzufügen, ein paar falsch sitzende Renaissance- oder Barock-Giebel anzusetzen, ihnen einige schlechte Ornamente anzuklecksen und sie so zu Kopien jener städtischen Villen zu machen, die genugsam den Spottnamen Protzenvillen hervorgerufen haben. Die Ausnahmen davon sind so spärlich, daß sie nur die Regel bestätigen.

Das in der Überschrift genannte Buch soll daher mithelfen, das Bild von der Schönheit unsrer Schlösser wieder aufzurichten. Es ist, von Baumeistern, Architekten usw. abgesehen, nicht allein für die Bauschüler bestimmt, sondern auch für die Besitzer von Schlössern, die dunkel die Empfindung für die Schönheiten ihres Besitzes haben, sich jedoch nie genug mit dem Gegenstand befaßt haben, um sich bewußt darüber klar zu werden, worin diese Schönheit besteht und wodurch sie hervorgebracht wird. Sie wenden sich vertrauensvoll an den „Fachmann" und sehen dann später erst, was für ein Bock als Gärtner in ihrem Garten gehaust hat. Darüber hinaus verdient der Band wie die früheren die Beachtung all der Gebildeten, denen die Pflege der deutschen Heimat am Herzen liegt.

Die Versuchung lag nahe, auch diesen Band so wie I, II, III, IV in der Anordnung von Beispiel und Gegenbeispiel durchzuführen. Stoff für diese läge ja leider genug vor. Doch möchte ich das System nicht selbst zu Tode hetzen, und zudem möchte ich nicht die Zahl der vorbildlichen Werke, die ich vorführe, verkleinern durch eine entsprechend große Anzahl schlechter Werke. Wer die pädagogische Wirkung aufsuchen will, wird in den vorangegangenen Bänden genug Material finden, das hier nur variiert zu werden braucht.

Paul Schultze-Naumburg

Heimatpflege

Ein Heimatabend

Ein Walddorf der Dresdner Heide hatte zu einem Heimatabend eingeladen. Als ich abends in dem entlegenen Ort ankam, zeigte eine Anzahl ländlicher Fuhrwerke und Kutschen, die vor dem Gast-

Digitized by Google

hofe standen, daß auch die Nachbardörfer schon viele Teilnehmer geschickt hatten. Kinder trieben sich erwartungsvoll vor dem Tore herum und geschäftige Menschen liefen ein und aus. Da noch reichlich Zeit war, schlenderte ich langsam durch das langhingezogene Dorf. Die Leute waren eifrig mit dem Füttern in den Ställen beschäftigt, um sich dann, wenn das liebe Vieh versorgt war, in Sonntagsstaat zu werfen, da die meisten den Heimatabend besuchen wollten. Aus der Schule hallte zweistimmiger Mädchengesang: der eifrige Kantor probierte zum letzten Male vor der Aufführung und versuchte, in die Lieder noch einige künstlerische Feinheiten einzufügen.

Schon lange vor Beginn war der geräumige Saal von erwartungsfrohen Menschen gefüllt. Auf den Bänken, die um den Saal liefen, war die Dorfjugend untergebracht; die Jungen und Mädel, die draußen vor dem Gasthof gelärmt und sich bemerkbar gemacht hatten, waren hier festlich gestimmt und wußten sich danach aufzuführen. Ein Sitz auf der Bank war durch die Abgabe von 5 Reichspfennigen zu erlangen, der erste Platz kostete 30 und die andern Rangstufen füllten die Abstände von 5 bis 30 gewissenhaft aus. Ein einfacher Stoffvorhang verhüllte die Bühne.

Jetzt begann der Heimatabend. Der Geistliche, dem das Zustandekommen zu danken war, begrüßte die Erschienenen und erzählte aus der Geschichte des Dorfes. Er schilderte die schlimmen Zeiten des Frondienstes, wo die geplagten Bauern gezwungen waren, verschiedenen Gutsherrschaften bei der Jagd, bei dem Fischfang in den entfernten Teichen, beim Feld- und Walddienst schwere Arbeit zu verrichten, wo sie außerdem noch drückende Abgaben entrichten mußten, kurz und gut, er erzählte, daß zumal für die Bauern all dies nicht die „gute alte Zeit“ gewesen ist. Er schilderte ferner eine Begebenheit aus dem Leben eines Pfarrers des Ortes in den drangvollen Tagen des Dreißigjährigen Krieges und erzählte von einem sehr wackern Kantor, der Anfang des 19. Jahrhunderts seine Augen in dem stillen Walddorf schloß, nachdem er bis zuletzt hier unermüdlich und treu gewirkt.

Die Landleute, die sich wohl bisher nicht viel mit der Kulturgeschichte im allgemeinen und recht wenig mit der Geschichte ihrer Heimat befaßt hatten, lauschten gespannt. Dann trat der Männergesangverein auf und erfreute durch Volkslieder. Ein junges hübsches Mädchen in der kleidsamen Tracht der Bäuerinnen der fünfziger Jahre gab einen Vortrag in heimischer Mundart. Die Hauptanziehung des Abends waren aber lebende Bilder. Sie hatten schon wochenlang die Dörfler eifrig beschäftigt.

Der Vorhang hob sich. Und nun kam das erste Bild, und es war tatsächlich „lebend“. Die Darsteller versuchten nicht, bewegungslose Wachsfiguren nachzuahmen, sondern bewegten sich frei. Das Bild versetzte uns in das 15. Jahrhundert. Links standen ein geharnischter Ritter und eine Edeldame, ihnen gegenüber eine Anzahl Bauern und Bäuerinnen. Ein Beamter mit großer, güldner Amtskette las mit lauter Stimme aus einer Pergamenturkunde, deren Original sich im Königlichen Archiv zu Dresden befindet, den Treueid vor, den die Dorfinsassen durch Handschlag ihrer neuen Herrin, der Edeldame, abstatten mußten; gar mancher Name, der aufgerufen wurde, war noch

Digitized by Google

heute, nach fünfhundert Jahren, im Dorfe vertreten. Ein Maler hatte in einem Dresdner Maskengeschäft die Kostüme ausgewählt, und allen unnötigen Firlefanz und Perückenkram glücklich vermieden. Das zweite Bild zeigte als Hintergrund die alte Dorfkirche, die jetzt schon seit Jahrzehnten durch eine neue ersetzt war. Ein junger Lehrer hatte sie zur Freude der Alten im Ort in farbenfrischer Malerei neu erstehen lassen. Der Gottesdienst war eben zu Ende, und die letzten Töne eines Harmoniums verhallten leise. Und nun kamen paarweise Männer und Frauen, Mädchen, Burschen und Kinder, angetan mit den kleidsamen Volkstrachten, die aus alten, buntbemalten Truhen auferstanden waren. Da sah man die stattlichen Pelzmützen mit goldgestickter Schau bei den alten Frauen, das weiße, lange Trauertuch der Witwen, die blauen Bratenröcke der Bauern usw. Die Trachten waren freilich farbenfroher als unsre jetzige Kleidung!

Das letzte Bild zeigte uns eine echte und rechte Spinnstube. Bunte, altertümliche Möbel mit prächtigen Malereien und frische, lustige Mädels an den Spinnrädern. Jetzt tönten von neuem die Lieder, die ich aus der Schule hatte klingen hören, nur war's jetzt, begleitet von dem Surren und Schnurren der Räder, viel lustiger und frischer zu hören.

Zwischen den einzelnen Aufführungen, die zum Stolz der Mitwirkenden wiederholt werden mußten, erklärte der Geistliche das an den Bildern, was etwa den Zuschauern unklar hätte sein können. Der Gesangverein und ein paar sich gut einfügende Einzelvorträge rahmten die lebenden Bilder ein und füllten die Pausen: bis zuletzt war Abwechslung da droben auf der einfachen Bühne und bis zuletzt war festliche Stimmung bei den Zuschauern.

Warum war nun das Ganze so wertvoll für unsere volkskundlichen Bestrebungen?

Nicht nur deshalb, weil dieser Abend einmal etwas andres als die öden Tanzbelustigungen gebracht hatte. Er hatte vor allem eine Gemeinde, Männer, Frauen, Kinder ein Fest begehen lassen, das Vergangenheit und Gegenwart verband. Es war ein Fest, bei dem nicht eine fremde Truppe „Humoristen", sondern eine große Anzahl Dorfbewohner Mitwirkende waren und bei dem die Zuschauenden mit den Darstellern auf der Bühne innerlich verbunden waren. Es waren ferner Aufgaben gestellt, denen alle Teilnehmer bei der tatkräftigen Hilfe des Pfarrers, des Kantors, des Lehrers gewachsen waren. Es war, aus volkskundlichem Born geschöpft, eine bunte Bühne, die das Leben und nicht das Varieté zum Hintergrund hatte. Wir meinen, diese Heimatfeste sollten mehr Nachahmung finden. Kein Ort ist so arm, daß er nicht Ereignisse aus seiner Vergangenheit erzählen könnte: es brauchen keine weltbewegenden Dinge zu sein, die Weltgeschichte klingt ja auch in den stillsten Winkel hinein.

O. Seyffert

Handel und Gewerbe

Neues vom Alkoholkapital

Vor mir liegen drei Nummern der „Tageszeitung für Brauerei", des offiziellen Organs des Deutschen Brauerbundes. Ich entnehme ihnen die beiden folgenden Tatsachen:

Die Abstinenzvereine bringen an vielen Orten Aufklärungsplakate über den Alkohol an. Um ihnen entgegenzuwirken, stellen die Spirituosenbrenner ihrerseits eines her, das die Überschrift eines der wirk-

Digitized by Google

samsten jener Aufklärungsplakate trägt: „Was jedermann vom Alkohol wissen muß." Sein Inhalt ist ein Hymnus auf den Branntwein, dem unter anderem nachgerühmt wird, daß er, „mäßig genossen" durch seine eiweißkonservierende Eigenschaft als wertvolles Nahrungsmittel (fettgedruckt) wirke. Erwachsenen sei er zum Genusse als Stärkungs-, Genuß- und Nährmittel (fettgedruckt) zu empfehlen. Branntwein sei ein von der ärztlichen Wissenschaft anerkanntes, vielfach verordnetes Heil- und Kraftmittel (fettgedruckt) in zahlreichen Schwäche- und Rekonvaleszenzfällen. — Die „Tageszeitung für Brauerei" nennt dies Gegenplakat, das sie genau wiedergibt, „ausgezeichnet". Sie sagt darüber unter anderem: „Es dürfte zweifelsohne in entsprechender Weise abgewandelt auch für die Brauereien mit vielem Nutzen zu verwerten sein ... Wir empfehlen den Interessenten, sich dieses Plakat in Farbe und Größe genau so drucken zu lassen, wie die überall zum Aushang gelangten Antialkoholplakate.* Unsere Mitglieder sollten den Text unseres Gegenplakates wo immer möglich ihrer heimischen Lokalpresse zur wiederholten Aufnahme empfehlen, — wo solche Versuche fehlschlagen, sollten sich mehrere Brennereibesitzer und Spiritusinteressenten zusammentun und den Text als auffallende Anzeige immer wieder in ihrer Lokalpresse wiederholen."

Eine sehr erhebliche Verringerung des Alkoholkonsums wird sodann verursacht durch die Wanderausstellungen der Antialkoholvereine. Die Behörden unterstützen diese Ausstellungen vielfach, und sorgen besonders auch dafür, daß sie von den Schulkindern, Soldaten usw. besucht werden. Die den Lesern des Kunstwarts bereits vorgestellte „Deutsche Brauer-Union" hat deshalb eine Eingabe ausgearbeitet. Diese verschickt sie mit einem Rundschreiben an ihre sämtlichen Mitglieder und an die Vorstände der Brauereiverbände, wobei sie folgende Anleitung gibt: „Die Verwertung dieses Anschreibens haben wir uns in der Weise gedacht, daß die Verbände und unsere Mitglieder es unter persönlicher Adressierung an in Frage kommende Herren versenden, insbesondere auch an Regierungsbeamte, Mitglieder von Magistrats- und Stadtverordnetenkollegien, Offiziere, Lehrer, Geistliche, kurz an alle Personen, die sich die Unterstützung dieser Ausstellungen, zum Teil unter Mißbrauch ihres amtlichen Charakters, angelegen sein lassen. Noch zweckmäßiger wird es sein, wenn die Schreiben persönlich übergeben werden. Sollten Sie Gelegenheit haben, unsere Ausführungen durch die Presse zu verbreiten, so dürfte auch dadurch dem Zwecke gedient sein; nur bitten wir darauf zu bestehen, daß Änderungen und Kürzungen nicht vorgenommen werden." Die Eingabe selbst ist recht handlich für den Gebrauch eingerichtet: Die Alkoholinteressenten brauchen nur das Kopfdatum auszufüllen, sowie ferner den Ort und die Zeit der jeweils von ihnen gefürchteten Wanderausstellung, und endlich die Bezeichnung der Behörde, die sie beeinflussen wollen. Der Inhalt der Eingabe ist eine Lobpreisung des „guten deutschen Bieres", ein gewaltiges Schelten auf die „Abstinenzfanatiker" und ein treues Bekenntnis zu den „berechtigten Mäßigkeitsbestrebungen". „Lehrer und Erzieher", die „die ihnen anvertrauten Kinder in solche Ausstellungen führen", werden der Behörde

* Von uns gesperrt. Kw.-L.

Digitized by Google

sanft aber deutlich zur geneigten Beachtung empfohlen. Und mit den Worten eines „Professors der Landwirtschaft“ (von dem aber dabei nicht gesagt wird, daß er ein sehr bekannter Gärungsinteressent ist) werden die Männer und Frauen, die Gesetze gegen den Alkohol wünschen (damit also unter anderem die vielen hunderttausend Unterzeichner der an den Deutschen Reichstag gerichteten Petition für das Gemeindebestimmungsrecht), als Leute bezeichnet, die man „als Landesverräter auf die Anklagebank setzen sollte“. Woraus zu ersehen, daß wir Landesverräter sind, was uns doch ganz was Neues ist.

In diesem Zusammenhange möchte ich nicht versäumen, auf einen schönen Aufsatz aufmerksam zu machen, der gegenwärtig in die deutsche Presse gebracht wird. Er trägt den Titel „Ein englischer Arzt gegen die Abstinenzler“ und beginnt: „Es ist noch nicht lange her, als sich der in englischen ärztlichen Kreisen hochgeschätzte Dr. J. Mortimer Granville über die Unhaltbarkeit der Lehre von der völligen Alkoholabstinenz folgendermaßen äußerte“; worauf eine mehr oder weniger verschämte Verherrlichung des Suffs folgt. Erkundigungen bei hoch angesehenen Londoner Ärzten, die literaturkundig sind, haben das folgende ergeben: Herr Dr. J. Mortimer Granville ist erstens schon längere Zeit tot, zweitens ist er in englischen ärztlichen Kreisen niemals hochgeschätzt gewesen, und drittens weiß in England kein Mensch etwas von seinen alkoholfreundlichen Auslassungen.

Hermann Popert

Gesellschaft

„Margueritentage“ und „Hilfstage“

Auf dem „Wohltätigkeits“bazare alten Stils amüsierte man sich im Dienste der guten Sache, und insofern zugleich auf ihre Kosten, als von dem beträchtlichen Aufwand an Geld und Zeit für den „wohltätigen“ Zweck im Verhältnis erbarmenswürdig wenig übrigblieb. Die neue Art von festlicher Mildtätigkeit hat den Vorteil geringerer „Regie“ für sich. Darum ist sie immerhin zu begrüßen. Aber „sehr was Großes“ ist sie nicht. Man sollte sie hinnehmen, scheint uns, und wohl auch mit Geschmack verbessern, aber man sollte sich ja nicht bei ihr beruhigen und nicht glauben, daß sie viel mehr als einen „sozialen Sport“ bedeute. Wie weit man dabei noch von eigentlicher sozialer Arbeit entfernt ist, das zeigt denn doch die ganze äußere Aufmachung meist gar zu deutlich. „Ein Festtag soll's werden. . . . Einen Wagenblumenkorso hat man im Auge, Verkaufspavillons will man errichten. . . . Musikkapellen sollen zur »Sammlung« laden.“ So liest man in den Lokalblättern allenthalben. Und durch die Hintertür kommt der vergnügungssüchtige „Wohltätigkeits“-Betrieb von ehemals eben doch wieder herein. Kennzeichnend ist auch, daß man künstliche Blumen verwendet. Natürliche kann man in diesen Massen schwer beschaffen, wenn man nicht, wie in Landstädten, die Wälder ganz ausraubt, außerdem verwelken sie, ehe sie verteilt sind. Also nimmt man künstliche, ohne zu wissen, welch unerquickliche soziale Zustände gerade bei ihrer Herstellung in schlecht bezahlter Heimarbeit walten. Warum geht man nicht schlicht sachlich vor? Man will durch Massensammlung kleiner Beträge Geld zusammenbringen: nicht nur die Reichen sollen „Wohltätigkeit“ üben, alle Stände und Schichten sollen nach Möglichkeit gemeinsam beisteuern.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Warum läßt man also nicht einfach die jungen Damen mit Sammelbüchsen diese Steuer einheimsen, ohne Konzert und sonstigen Festrummel? So hat man's zum Beispiel in Ofenpest gemacht. Warum können diese „Margueritentage" (natürlich kann ein richtiger Sport nicht mit einem deutschen Namen benannt werden) nicht einfach schlichte „Hilfstage" sein, auch ihrem äußeren Betriebe nach? Fürchtet man, daß sie auf diese Weise erheblich weniger tragen würden? Sie würden dafür weniger kosten und ganz gewiß mittelbar mehr fördern als „Festlichkeiten", die den gemeinen Mann (den, welchem es gilt, ebenso wie den, der mittun soll), mit Mißtrauen gegen die Echtheit dieser sozialen Gesinnung oder gar mit Unmut erfüllen müssen. Man sage nicht, daß solche „Äußerlichkeiten" ohne Bedeutung seien gegenüber der Hauptnotwendigkeit, daß wir Geld für soziale Zwecke brauchen. Wir brauchen auch eine echte, nicht durch äußerliche und seichte Vergnügungsmotive abgelenkte oder verdrängte soziale Gesinnung. Muß einmal öffentlich gesammelt sein, so wäre die Form eines „Hilfstages" würdiger, der ohne Spielerei und Tändelei von dem Ernste der Beteiligten zeugt.

„Warum liebt man uns nicht?"

In einem Aufsatze „Vierzig Jahre nach dem Frankfurter Frieden" spricht Ed. Heyck mit großer Offenheit auch über die Frage, weshalb wir Deutschen im Auslande so unbeliebt sind. Die internationale Verhetzung, der wirtschaftliche Wettbewerb und unsre innerpolitischen Zustände, die andern Nationen oft als sehr rückständig vorkommen, sie tun's nicht allein oder tun es wenigstens nicht unmittelbar.

„Gewaltige Massen von unsern Landsleuten, die früher in örtlicher Gebundenheit sympathisch zur bürgerlichen Bildung aufstrebten, sind durch die mächtige wirtschaftliche Entwicklung unvermittelt rasch in die allgemeine erfolgreiche Betriebsamkeit eingestellt worden, müssen überall bemerkt werden, fühlen sich als Persönlichkeiten und suchen die instinktiv empfundenen Lücken in ihrem Selbstbewußtsein durch eine aggressive Art von Sicherheit zu verschleiern. Und es gesellt sich hinzu die Verwechslung dessen, was ihnen durch »gebildete Lektüre« an Überlegenheit noch hinzuwächst, mit den Materien einer wirklichen Bildung, von der sie nicht wissen, wie ferne sie ihr geblieben sind. Etwas unangenehm Eingebildetes, Unerzogenes, gefallsüchtig Brutales ist vielfältig in das deutsche Wesen hineingekommen, und da so sehr viele sich so geben, so ist ein neuartiges savoir vivre entstanden, dessen Mittel im Getümmel Argwohn, stumpfe Kälte, vorbeugende Rücksichtslosigkeit sind.

Ferner haben die Massenhaftigkeit aller abstufenden Organisationen, sowie die ausgeprägte Veräußerlichung im Verkehr von Vorgesetzten und Untergebenen den Durchschnittsmenschen bei uns charakteristisch daran gewöhnt, überall Höhere oder Geringere zu suchen und den andern mechanisch abzutaxieren, ob er vor ihm die Dienersprache reden oder sich kühl von oben geben soll. Von seinem menschlichen Wesen, Denken und Inhalt, seiner Gutherzigkeit sucht demnach jeder möglichst wenig im Tagesverkehr zu verraten. Das Vorteilhafteste ist eine leere, steife Korrektheit, zu deren Ersatz aber vielfach auch die kahle Unart angewendet wird. Das fällt aber alles den Ausländern am meisten auf,

Digitized by Google

deren Vorstellungen unwillkürlich ein besonders unterrichtetes und erzogenes Volk vorschwebt.

»Es muß wohl ein zwiefaches Deutschland geben, ein geistiges und ein rohes, ich habe in der äußern Physiognomie nur das letztere bemerkt«, äußerte vor einem Jahre Stolypin nach einer Reise zu einem Journalisten. Englische Schriftsteller, und zwar solche von Urteil und Objektivität, die Deutschland seit Jahrzehnten kennen, heben den Riesenaufschwung, aber auch die zunehmende Unliebenswürdigkeit und innere Geschmacklosigkeit hervor. Und das Ausland bei sich zu Hause ärgert sich still oder laut über die deutschen Reisescharen. Früher hieß der Engländer der steife, äußerliche Mensch, jetzt erscheint er liebenswürdig und menschlich interessiert im Vergleich mit dem Deutschen. Gegen uns ging es, wenn Björnson eine Bewegung gegen die Fremdenindustrie in Norwegen einzuleiten suchte. ›Spagnuoli‹ — dumme Spanier mit armselig hohler Würde — spotten die Italiener. ›Baroni, Baroni!‹ rufen im Orient die Jungen als backschischkundige Psychologen hinter den Deutschen der großen Reisekarawanen her.

Aber dieser umsichgreifende neudeutsche Vornehmheits-Snobismus hat seine ernsten Bedenklichkeiten auch daheim. Das gesunde Leben keiner Nation verträgt es auf die Dauer, wenn das Gefühl von Gemeinschaftlichkeit und Gutgesinnung einem Gebaren der verächterischen Kälte weicht. Zumal alle sozialen Verstimmungen bei uns noch in nationale umschlagen. Sie verstärken nicht bloß die dem Arbeiter eingeredete Hoffnungslosigkeit, sich jemals bei der Liebe zum Vaterland und Deutschtum wohler zu fühlen. Auch vergleichungsfähige Gebildete sagen sich offen, wenn auch ungern, daß ihnen das skandinavische oder westeuropäische Niveau angenehmer durch unbefangene Natürlichkeit und durch gesicherte Selbstverständlichkeiten des Taktes und der menschlichen Gesinnung ist.“

Kolonisation von Ödländereien

Eine Broschüre von Kaphengst hat die Verwendung von Arbeitslosen zur ersten Bearbeitung von Ödländereien angeregt; der sozialdemokratische Sozialpolitiker Fischer hat diese Anregung weiterverarbeitet: nicht für vollwertige, vorübergehend arbeitslose Arbeiter könne diese Verwendung in Betracht kommen — für diese wird Arbeitslosenversicherung verlangt — aber für solche Leute, die sich einem geregelten Arbeitsleben entziehen und die Massen der vorübergehend Arbeitslosen verstärken. Im „Land“ (XVIII, 2) wird nun von Wagner-Roemmich darauf hingewiesen, wie wertvoll jene „soziale Kolonisation“ der Arbeitslosenversicherung in die Hände arbeiten könnte. Alle jene ungeregelten Elemente waren bis jetzt der Armenpflege zur Last gefallen, hatten als Gelegenheitsarbeiter dem Lande zweifelhafte Dienste geleistet und die Landarbeit beim vollwertigen städtischen Arbeiter in Verruf gebracht. Sie sollten nun der „sozialen Kolonisation“ zugeteilt werden. Die städtischen Arbeitsnachweise haben es dann mit gesiebtem Material zu tun, die Arbeitslosenversicherung wird von allen denen befreit, deren Arbeitslosigkeit gewollt und selbst verschuldet ist, und vollwertige Arbeiter können in Notstandszeiten sich der normalen vollwertigen Landarbeit zuwenden, ohne durch den Wettbewerb mit minderwertigen Arbeitern degradiert zu werden.

Digitized by Google

Tageskampf

Ästhetisches?

Das Gebot der Sachlichkeit steht obenan im politischen Komment. Und so sehen wir denn auch in allen ernsten Parteizeitungen dieses Gebot immer wieder als das vornehmste im politischen Kampfe gefeiert. Gleichzeitig allerdings bemerken wir, daß diese selben Zeitungen, und in der Tat auch die besten unter ihnen, immer wieder recht empfindlich gegen die von ihnen gepriesene Regel verstoßen. Und so hätten wir es hierbei möglicherweise mit einem jener hohen Gebote zu tun, die das Vermögen der menschlichen Natur übersteigen? Möglicherweise. Jedenfalls läßt sich wenig dagegen einwenden, wenn jemand seine Unfähigkeit, das Gesetz zu halten, als Überschuß an Temperament hinstellt. Nur bleibt dabei beachtenswert, daß man die Entschuldigung von Temperaments wegen wohl für das eigne Verhalten findet, aber nie für das des Gegners. Wenn eine Zeitung, die vom Privatleben eines gegnerischen Politikers etwas minder Wohlriechendes ausgewittert hat, mit Wonne über das gefundene Fressen herfällt, so wird sie immer betonen, daß es doch nicht so auf die Mittel ankomme als vielmehr auf den edlen Zweck, einen politischen Schädling — und das ist der Gegner ja immer — abzusägen; und wenn dabei wirklich der politische Eifer einen mal hinreißt, über die Schnur des Komments zu hauen, so sei das doch . . . usw. siehe oben! Wenn aber einige Zeit darauf auch die Gegenpartei an eine Ausschlachtung geht, so schreit der erste Sünder — und wie schreit er! — Wehe über perfide Waffen, Gehässigkeit und Meuchelei. Es läßt sich vielleicht darüber streiten, ob es im Kampfe mehr darauf ankomme, daß die Waffen blank, als daß sie scharf seien. Das geht schon auf die Grundprobleme der Ethik. Aber wenn, der soeben eins ausgewischt erhielt, schnell seine eigne Waffe versteckt und nun die reinen Hände aufhebt zur Klage . . . nein, wir wollen nicht pathetisch werden. Freunde, wie wird das erst wieder werden, wenn die große Wahlkampagne beginnt! Nur das tröstet den Betrachter als versöhnender Humor: daß intra et extra die Sünden sich immer die Wage halten.

Alfred Kerr zieht in seinem Kampf gegen den Berliner Polizeipräsidenten mit pikanten Privatgeschichten vom Leder. (Damit er mich nicht, wie er angekündigt, ob der Bezeichnung „Privatgeschichten" einen Hallunken heißt, will ich doch vorsichtigerweise bemerken, daß ich damit nicht die Briefaffäre, sondern die Geschichte mit dem geprügelten Amtsrichter meine.) Und ein Sturm erhebt sich in dem Blätterwalde auf der Rechten: Pfui! Wie kann man! Doch es weckt nur das Echo auf der Linken: man erinnert an die Hetze, die seinerzeit von jener Seite gegen Paul Singer betrieben wurde, als aus dessen Leben pikante Junggesellgkeiten bekannt wurden. Ist es damit zu Ende? Die politischen Echos zeichnen sich durch besondere Multipliziertheit aus. Der „Esel" reißt nicht ab, fliegt immer wieder hinüber, herüber, und einem lustigen Ohr klingen die Echoläufe wie ein unendliches Gelächter einer höheren Ironie. Auf Paul Singer kommt die Antwort: Schack! Und das Echo gluckst schon vor Vergnügen. Es ist auch ein Spaß: dieselben Zeitungen, die diesen Sünder (von der Gegenpartei) mit so hochmoralischer Entrüstung zum öffentlichen Tode verurteilten, sie würden Herrn von Jagow einen kultur- und freiheitsfeindlichen Ba-

Digitized by Google

nausen, Reaktionär und altjungferlichen Moralisten nennen, wenn er — etwa die Aufführung von Goethes „Stella“ wegen ihrer Triolentendenz verbieten wollte. Kerr trägt jedem, der es wagt, nach seiner Erklärung über die öffentliche Bedeutung des Jagowschen „Schäferbriefes“ diesen noch weiter eine bloße Privatsache zu nennen, eine niedliche Verbalinjurie an. Aber es ist noch nicht so lange her, da beschuldigte er selber Harden der erbärmlichsten Privatgeschichtenausbeutung. Keine Vermengungen? Aber Harden hatte seine Handlungsweise nicht weniger geschickt und gründlich mit demselben Argument der öffentlichen Bedeutung verteidigt. Sollte etwa die Abgrenzung zwischen Privat und Öffentlich gar zu sehr der Willkür subjektiver Ansicht unterliegen? Vielleicht einigen wir uns auf Napoleon, der ja in seinem bekannten Ausspruch die Grenze des Privatbezirks der Persönlichkeit mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit bezeichnet hat.

In England wären öffentliche Angriffe auf das Privatleben im Kampf gegen den politischen Gegner schon etwas beinah Unmögliches. Aber diese schönen englischen Tugenden, wir spüren bei allen so einen besonderen Geschmack auf der Zunge. Wenn des schönen Teints wegen alle Leidenschaften systematisch abgetötet wurden, so erscheint uns die Seelenreinheit nicht mehr als positive Leistung, und wir sind versucht, in dieser Sachlichkeit nicht die männlich strenge Zügelung starker Triebe zu sehen, sondern Temperamentlosigkeit und Feigheit, wie sie unter Einwirkung des cant sich geradezu physiologisch entwickelt haben. Die Franzosen anderseits haben noch immer mit Grazie auf die Tugend gepfiffen, auf die hier zur Rede stehende nicht weniger als auf die andern. Wir Franzosen, sagte einmal ein Deputierter, kommen ohne die Familienchronik des Gegners nicht aus; aber es ist mehr Passion und Schwatzsucht als Niedertracht. — Also, eins oder das andre? Nein: wir Deutschen zeigen uns wieder als Eklektiker, wir haben von beiden gelernt. Wir preisen die Engländer — dem Gegner, aber für unsre eignen Sünden berufen wir uns auf die Gallier. Allerdings, es ließe sich immerhin noch ein anderer Eklektizismus und Ausgleich der Gegensätze denken. Wie, zum Beispiel, wenn wir offen eingestünden, wie schwer uns, von Temperaments wegen, die Tugend der Sachlichkeit wird, die wir indessen durchaus als die vornehmste Pflicht im politischen Kampfe anerkennen; und wir dann recht ernstlich uns mühten, um ein geringes wenigstens der englischen Sauberkeit näher zu kommen; wenn aber der Gegner sündigt, diesem auch ein wenig sein, leider meist mehr galliges als gallisches, Temperament zugute hielten und uns im stillen der eignen Schwäche erinnerten? Vielleicht lesen wir öfter die Geschichte vom Pharisäer und Zöllner oder auch das Wort vom Steinaufheben oder etwa Horaz Epistel I., 2. Vers 16! Item: Was du nicht willst, das man dir tu . . . Ob die Moral dabei gewänne? Das wenigstens glaube ich: etwas weniger komisch würden wir dabei Unbeteiligten erscheinen, als das jetzt leider der Fall ist.

Erich Vogeler

Von der katholischen Seite

Ein Lieblingsschriftsteller der Katholiken

ist der Schlesier Paul Keller. Wenigstens muß man das annehmen nach den zahlreichen Hinweisen, Zuschriften und Veröffentlichungen von katholischer Seite,

Digitized by Google

die sich mit ihm beschäftigen; auch die erstaunlich hohen Auflageziffern (zwischen 3 und 30) der meisten seiner Werke tun es dar. Dieser Tatbestand zeigt, wie dringend in weitesten Schichten des deutschen Volkes das Bedürfnis nach volkstümlicher Schriftstellerei sein muß, so daß, wo die nichtkatholischen verboten waren, dem „erlaubten" Keller ein so großer Erfolg ward. Denn vom kritischen Standpunkt aus hält es schwer, in Keller mehr als einen sympathischen Schriftsteller zu sehen. Dichterisches Schauen ist ihm im Wesentlichen fremd. Wo, wie für das Gefüge der menschlichen Rede, ein feineres Zuhorchen erfordert wird, versagt er; noch mehr, wo vom wirklichen Leben nur inspirierte aber nicht abhängige Phantasie in Frage kommt; phantastisch Gewolltes, etwa Märchen oder Traumdarstellungen und Visionen geraten ihm sogar meist ins Platte oder Verzerrte, obwohl er sie zu lieben scheint. Und gerade diese Selbsttäuschung über Art und Maß der Begabung muß gegen seine Bücher kritisch stimmen. Unter solchem Vorbehalt aber können auch wir, wie es etwa ein katholischer Ratgeber tut, manches von Keller für Volksbibliotheken empfehlen. In seinen kleinen Erzählungen „Gold und Myrrhe" * zum Beispiel bewährt er einen freien und weiten Blick für die Tatsachen des ländlichen Alltags und auch für ihre seelisch-gemütlichen Hintergründe; sein warmes, einsichtiges Wort mag da recht wohl auch Gutes wirken; zumal aus dem Leben des Schullehrers bringt er manche treue und rechtschaffene Erfahrung mit. Höher schätze ich von seinen Romanen noch etwa „Die alte Krone", ein Buch von starker Lokalstimmung und wohlabgerundeten Gestalten.* Die besonderen Strebungen im Wendenvolke, ihr heimliches Rassengefühl und die ererbten Gedanken an alte Verfassungen und Herrlichkeit geben die schillernden Grundfarben, der Gegensatz zu Neu-Preußen und der neuen Kultur ein wohlgenutztes, belebendes Motiv. Es ist, als ob Keller selbst gefühlt habe, wie wenig er tiefen und herben Lebensfragen gewachsen ist, wie er sie nur etwa mit halbem Gelingen im „Sohn der Hagar" ergriff. Denn die jüngere „alte Krone" hält sich trotz der heimlichen Düsternisse im ganzen zum Vorteil der inneren Wahrhaftigkeit in freundlicherem, gemäßigterem Ton. Freilich ist ihm nun sein letztes Buch — charakteristisch und weichlich-ängstlich als „für Menschen, die jung sind" bezeichnet — fast ganz ins belanglos Triviale geraten, so daß wir es niemand, am wenigsten Kindern, anraten möchten.

Der Kritiker ist Keller gegenüber in seltsamer Lage. Er hat einen weitverbreiteten und vielbeachteten Autor vor sich, und doch sieht man sehr rasch, wie begrenzt seine Begabung und das geistige Ausmaß seiner Bücher ist. Kellers Schaffen ist so freundlich temperiert, so arm an starken Problemen, daß darüber wenig nachgedacht, daß daran wenig Bedeutsames aufgezeigt werden kann. So kommt man leicht zu der Schlußfolgerung, daß er vielleicht gerade um dieser „Harmlosigkeit" willen bei den Katholiken so beliebt ist. Denn der positiv katholische Inhalt seiner Bücher kann das nicht verursacht haben: wo ich einen solchen auch gesucht habe, gefunden habe ich ihn nicht. Im Gegenteil, wie so vielen angeblich katholischen Schriftstellerinnen

* Verlag Schöningh, Paderborn

* Allgemeine Verlagsgesellschaft, München

Digitized by Google

möchte man Keller wünschen, er zeigte es auch, daß er katholisch ist; nicht durch Umgehen dieser konfessionellen Eigenart, sondern durch dichterisches Auswirken. Aber dann müßte er eben ein Dichter sein — das ist der circulus vitiosus, in welchen Gedanken über katholische Literatur von heute so oft münden. E. N.

Mann und Weib

Eine Anregung zum Frauenstimmrecht

In den Zeiten des Absolutismus ruhte alle politische Macht in der Hand des Fürsten. Das 19. Jahrhundert gab einen Teil der politischen Macht dem Volke, und zwar durch das Mittel des allgemeinen Wahlrechts. Wahlberechtigt wurden aber nun bloß die Erwachsenen, das ist natürlich; von den Erwachsenen wieder bloß Männer, das finden viele unnatürlich.

Die Beschränkung des Wahlrechts auf Männer erklärt sich geschichtlich aus der althergebrachten Kleinkönigsstellung des Hausvaters. Aus ihr heraus hatte sie noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein ihre Berechtigung. Noch immer bildeten die Familien eine wirtschaftliche, sittige und sittliche Einheit, in der außer der Hausfrau auch die unbegebenen Haustöchter verblieben; von den Söhnen aber konnte als die Regel gelten, daß sie bis zur Mitte ihres dritten Jahrzehnts einen eigenen Hausstand begründet haben würden, zum mindesten aber waren sie künftige Hausväter. Daher berechtigte man nur die Männer, aber auch alle Männer (mit Ausschluß der aktiven Offiziere), von 24 oder 25 Jahren zur politischen Wahl.

Inzwischen haben sich nun, wenn man vielen Neueren glauben darf, die Verhältnisse völlig geändert. Die Familienbande sind gelockert. Die Frauen stehen wirtschaftlich so selbständig da, wie die Männer. Und wenn wir etwa noch nicht so weit sind, so ist dieser Zustand demnächst zu erwarten.

Tatsächlich ist dem nun aber doch nicht so. Es sind recht viele, aber nicht „die“ Familienbande gelockert. Im Gegenteil, es schiebt sich sogar in wohlhabenderen Familien die Zeit für den Austritt der Haussöhne aus der wirtschaftlichen Einheit der Familie immer weiter hinaus, oft bis zum 30. Jahre (beispielsweise bei Offizieren und Beamten).

Nun die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frauen! Man verwechselt sie zum größten Teile mit wirtschaftlicher Tätigkeit. Wirtschaftlich tätig aber waren Frau und Tochter immer, im Hause und im Garten, auf Wiese und Acker, nur in den Zeiten geschlossener Familienwirtschaft unbestrittener- und natürlicherweise als Gehilfin, nicht als Genossin des Hausvaters. Reinen Beihilfecharakter hat aber die Erwerbstätigkeit der Frauen auch heute noch zum größten Teil. Das liegt auf der Hand in bäuerlichen Verhältnissen. Es ist aber ähnlich so immer noch in städtischen, genauer gesagt, in nichtbäuerlichen Verhältnissen. Zweierlei treibt zwar hier die jungen Töchter und die Frau zu entgeltlicher Arbeit außerhalb des Hauses: die mangelnde Gelegenheit zu nützlichem Tun innerhalb der kümmerlichen vier bis zwölf Wände und die Notwendigkeit, die Einkünfte des Hausvaters zu erhöhen; aber es bleibt im ganzen noch Taschen-, Kleider- und Aussteuergeld, um das sie arbeiten, es wird selten ein Einkommen, von dem die einzelne selbständig leben könnte oder wollte. Das eigentliche Lebensziel der meisten jungen Mäd-

Digitized by Google

chen ist und bleibt eben, Frau und Mutter zu werden und als Frau nicht auf eigene Faust, sondern im Vertrauen auf die Faust des Gatten zu leben — nebenbei gesagt: um sich in dessen Schutz auf die menschlichste, individuellste Art auszuleben, nämlich nach innen.

Für eine gewisse Klasse von Frauen besteht und entsteht freilich trotzdem die Notwendigkeit und deshalb auch die Tatsache wirklicher wirtschaftlicher Selbständigkeit; für diejenigen Töchter, die aus sich heraus keine Neigung für Ehe und Mutterschaft haben, oder die keinen Mann zur Befriedigung dieser Neigung fanden oder ihn wieder verloren, also für die freiwillig oder unfreiwillig Unverheirateten.

Politische Rechte, wie sie die Männer haben, für diese wirtschaftlich selbständigen Frauen zu schaffen, die mit eigenen Augen ins Leben schauen und mit eigenem Willen begabt sind, scheint durchaus gerechtfertigt. Folgt daraus, daß nun alle Frauen mit politischen Rechten begabt werden müßten? Die auf Ehe und Mutterschaft gerichteten wollen das auch gar nicht. Ihr Dichten und Trachten geht aufs Individuelle, und so sind sie Egoisten und Altruisten, Soziales liegt ihnen fern — sie versagen im Politischen. Wollte man aber bei politischen Wahlen bloß die Stimmen der ersten Gruppe von Frauen mitzählen, die der zweiten aber nicht, so käme man zu einem dem wahren Verhältnis der weiblichen Willen nicht entsprechenden Zahlenverhältnis. Wenn wir überhaupt Frauen mitzählen lassen wollen, müssen wir alle mitzählen lassen.

Eine Anregung zur Diskussion: jede erwachsene Tochter oder Frau habe eine Wahlstimme, aber nur die wirklich wirtschaftlich Selbständige übe ihr Wahlrecht auch selbständig aus, die Stimme der Ehefrau und der Haustöchter vertrete Gatte und Vater, entsprechend dann vielleicht auch der Vater die Stimme seiner erwachsenen, aber noch unselbständigen Haussöhne (Offiziere, Beamte). Die juristische Ausarbeitung dieser Anregung, insbesondere des Begriffs der wirtschaftlichen Selbständigkeit und etwa anderer Voraussetzungen der selbständigen Ausübung des Frauenstimmrechts, zum Beispiel eigener Antrag, kann an diesem Ort natürlich nicht gegeben werden. Nur soviel, daß Schwierigkeiten, die sich aus der Heimlichkeit der Stimmabgabe ergeben, überwindbar scheinen. Karl Polenske

Steins Testament und wir

Bildung und Schule

Zur staatsbürgerlichen Erziehung

Alle die Reformgedanken, die heute immer mehr auf eine völlige Umgestaltung unsres Erziehungswesens hindrängen, kreisen näher oder ferner um die Idee des vollkommenen Staatsbürgers, stehen in einer Beziehung mit ihr, die nicht ganz zufällig sein kann, die Ausdruck eines praktischen Bedürfnisses sein muß. Das Streben nach einer „Lebensschule“ (Göring), nach „staatsbürgerlicher Erziehung“ in „Arbeits- statt in Lernschulen“ (Kerschensteiner, Gansberg, Gefken, Avenarius und viele andere), nach „ganzen Menschen“ (Wolgast), die praktischen Versuche der Lietzschen Landerziehungsheime, der Zimmerschen Töchterheime, der Ottoschen Hauslehrerschule, des Fürsorgeerziehungsheims von Direktor Plaß „Am Urban“ in Berlin-Zehlendorf, des amerikanischen „Scoolcity-Systems“, der „Wickersdorfer Schulgemeinde“, des Prodingerschen Schulstaates, der „Odenwaldschule“, des „Erziehungsinstituts Buschgarten“ bei Friedrichswalde-Spree, meines

Digitized by Google

„Erziehungsstaates", alle diese Gedanken und Unternehmungen bedeuten ein tastendes Suchen des sich entwickelnden Volksorganismus nach der notwendigen Anpassung an neue Lebensbedingungen.

Als Stein vor rund hundert Jahren durch den Völkerwettbewerb gezwungen ward, die Grundlage unseres Staatsgebäudes, seine feudale Wirtschaftsordnung, durch die individuale Wirtschaftsordnung zu ersetzen, wodurch der feudal gebundene Staatsuntertan zum freien Staatsbürger erhoben wurde, da sprach er in seinem politisch-pädagogischen Testament (enthalten in dem „Sendschreiben an die oberste Verwaltungsbehörde des preußischen Staates") die Überzeugung aus, daß dieser entscheidende Eingriff in den Staatsorganismus nur dann zum Segen für Volk und Vaterland ausschlagen könne, wenn es gelinge, die „innere Entwicklung des Volkes" durch eine angemessene Erziehung vor allem der Jugend „vollständig" herbeizuführen. Denn wer in einem Gemeinwesen als freier Mann mitbestimmen und mitverantworten soll, der muß durch Übung erst dazu erzogen werden. Zu diesem Zwecke stellte Stein die Forderungen auf: jede Geisteskraft solle von innen heraus entwickelt, jedes edle Lebensprinzip solle angereizt und genährt, alle Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Vaterland sollten sorgfältig gepflegt und alle einseitige Bildung vermieden werden. Und um die erziehliche und unterrichtliche Einwirkung auf die Jugend des Volkes jedem Zufall, sowie jeder Beeinflussung durch politische, konfessionelle oder sonstige Parteien zu entziehen, bestimmte er, daß Erziehung und Unterricht nur ausgeübt werden solle auf Grund einer „auf die innere Natur des Menschen gegründeten Methode", welche nur von einer Wissenschaft der Menschenerziehung erforscht und von einer Kunst der Menschenerziehung ausgeübt zu werden vermag.

Zu diesen Forderungen Steins bilden Fichtes „Reden an die deutsche Nation" die folgerechten Erläuterungen und Ergänzungen. Darnach fordern Stein und Fichte zum Zwecke der „vollständigen innern Entwicklung" des Volkes die gemeinsame Erziehung der gesamten Jugend ohne Unterschied der Stände, Geschlechter und Konfessionen, auf der Grundlage produktiver, zweckbewußter Arbeit in Garten, Wiese, Wald und Feld. Und zwar sollten die Kinder geordnet sein zu Erziehungs- und Wirtschaftsstaaten, in denen ein jedes als freier Staatsbürger durch Mitbetätigung an der Erhaltung und Regierung des Ganzen zum tüchtigen Bürger des wirklichen Staates hinaufwachsen sollte. In dieser Erziehung, so erklärt Fichte, „muß der Zögling unbedingt und auf jede Gefahr so lange bleiben, bis sie vollendet ist und vollendet sein kann; halbe Erziehung ist um nichts besser denn gar keine; sie läßt es eben beim alten, und wenn man das will, so erspare man sich lieber auch das Halbe und erkläre gleich von vornherein, daß man nicht wolle, daß der Menschheit geholfen werde".

Das ist die Stein-Fichtesche Einheits- oder Nationalerziehung, aus welcher die Gelehrtenerziehung in der Weise hervorgehen sollte, daß man sie jedem, der die Eigenschaft dazu zeige, „ohne Ausnahme und ohne Rücksicht auf einen vorgeblichen Unterschied der Geburt erlauben müsse". „Denn" — so sagt Fichte — „der Gelehrte ist keineswegs um

Digitized by Google

seiner eigenen Bequemlichkeit willen da und jedes Talent dazu ist ein schätzbares Eigentum der Nation, das ihr nicht entrissen werden darf." Den Zweck aber dieser Erziehung kennzeichnet Fichte so: „Wir wollen durch die neue Erziehung die Deutschen zu einer Gesamtheit bilden, die in allen ihren einzelnen Gliedern getrieben und belebt sei durch dieselbe eine Angelegenheit. So wir aber etwa hierbei abermals einen gebildeten Stand . . . absondern wollten von einem ungebildeten, so würde dieser letzte . . . nicht mehr für uns, sondern gegen uns dienen, von uns abfallen und uns verloren gehen."

Und nun lege man sich einmal die Frage vor, ob unser Volk heute wirklich diese „Gesamtheit" darstellt, die „in allen ihren einzelnen Gliedern getrieben und belebt wird durch dieselbe eine Angelegenheit"? Und ob unsere heutige Bücherschule mit ihrem Berechtigungsunfug und den Mängeln konfessionellen Vorurteils wirklich dazu geeignet ist, unsere gesamte Volksjugend zu dieser organischen Gesamtheit hinaufzubilden? Oder wäre das etwa nicht nötig, trotzdem doch heute in letzter Linie alle ohne Ausnahme — wenigstens die Männer — mit dem Stimmzettel in der Hand in gleicher Weise über die höchsten Fragen dieser Gesamtheit mitbestimmen? Bedeutet bei dieser heutigen Jugend- und Volkserziehung nicht unser allgemeines und gleiches Wahlrecht den größten Unsinn? Wohlverstanden: bei der heutigen Form der Jugend- und Volkserziehung! Danach — denn zurückdrehen läßt sich das Rad der Geschichte nicht! — gibt's, falls der Volkskörper unter der Herrschaft der Einzel- und Parteiinteressen nicht vollends zermürben und zerfallen soll, nur einen Weg zur Rettung: Staatsbürgerliche Erziehung der Jugend im Sinne und Geiste Steins und Fichtes. Denn so sagt Fichte: „Der vernunftgemäße Staat läßt sich nicht durch künstliche Vorkehrungen aus jedem vorhandenen Stoffe aufbauen, sondern die Nation muß zu demselben erst gebildet und heraufgezogen werden. Nur diejenige Nation, welche zuvörderst die Aufgabe der Erziehung zum vollkommenen Menschen durch die wirkliche Ausübung gelöst haben wird, wird sodann auch jene des vollkommenen Staates lösen." „Denn dann erst" — so schließt Stein sein Testament — „können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen."

Unser Volk soll sich selbst regieren und ist nicht dazu erzogen: Es wurde von Bismarck „in den Sattel gesetzt", in der Hoffnung, „reiten werde es wohl können". In der ersten Zeit ging's auch ganz leidlich, als nämlich der Staatsgaul bei voller Krippe nur auf ebener Straße und im Paßgang voranstrebte. Doch dann, als er sich, scheu geworden durch Anlässe verschiedenster Art, in Trab und Galopp gesetzt hatte und blind und wild ins blaue Wunder der sozialen Frage hineinwieherte, hat, wie Graf Posadowsky im Reichstag bezeugte, selbst Bismarck zugegeben, daß er sich über die Fähigkeiten seines Reiters getäuscht habe. Das heißt mit anderen Worten, Bismarck gab Stein und Fichte recht, wenn sie behaupteten: soll ein Volk sich selbst regieren, so muß es dazu erst erzogen werden durch eine „auf die Natur des Menschen gegründete Methode".

Die Fragen: welche besonderen Umstände diese staatsbürgerliche Jugend- und Volkserziehung verhinderten und was denn eigentlich auf diesem Gebiete geschah, führen uns

Digitized by Google

hier zu weit. Deshalb kann allgemein nur festgestellt werden, was in meinem Buche „Steins politisch-pädagogisches Testament (Verlag: Mathilde Zimmerhaus, Zehlendorf) im einzelnen dargelegt worden ist, daß nämlich ohngefähr das gerade Gegenteil von dem geschah, was die Neubegründer des preußischen und deutschen Staates forderten. Weiter aber noch, daß es nachgerade die allerhöchste Zeit ist, diesen Fehler zu beseitigen. Das fühlt man allenthalben: ein günstiges Zeichen. Denn wäre diese Reaktion ausgeblieben, so könnte das nur als Symptom dafür gelten, daß unser Volkskörper bereits reaktionsunfähig geworden, also abgestorben wäre.

In diesem Sinne sind alle praktischen Versuche beachtenswert, die heute schon in dieser Richtung gemacht werden, zu denen auch der meine gehört, dessen Darstellung Professor Zimmer mit dem etwas zu anspruchsvollen Namen „Erziehungsstaat“ bezeichnete; in Wirklichkeit war dieses kleine Gebilde doch nur erst eine sich hoffnungsfreudig entwickelnde sozial-organische Erziehungszelle. Freilich lebensfähig war sie zweifellos. Soviel steht wenigstens fest: sie darf in ihren Grenzen als eine durchaus gelungene Probe auf die Stein-Fichteschen Gedanken gelten, die nur zu weiteren Versuchen anspornen kann. Denn auch hier geht probieren über studieren, wenn wir weiter kommen und nicht bei schönen Worten stehenbleiben wollen.

Johannes Langermann

Unsre Bilder und Noten

Zu unsern Bildern ist heut an dieser Stelle nichts zu sagen. Die Blätter nach Ludwig Hofelich werden in der Rundschau des Heftes besprochen, die Bilder zum Thema „Das Schloß“ gehören zu dem kleinen Aufsatze von Schultze-Naumburg, sie sollen auf den neuesten Band der von diesem geschriebenen und vom Kunstwart herausgegebenen „Kulturarbeiten“ aufmerksam machen. A

Unsre Notenbeilage eröffnet der erste Satz der E-moll-Sonate von Francesco Veracini (1685—1750), welche den 1744 in London erschienenen „Akademischen Sonaten“ des alten Meisters entlehnt ist. Seine Musik zeichnet sich besonders durch eine für seine Zeit ungewöhnliche Freiheit der melodischen und thematischen Gestaltung, nicht minder durch kühne, modern anmutende harmonische Wendungen aus und ebenso durch die eigentümliche Anwendung der Chromatik. Er selbst war sich seiner Sonderstellung wohl bewußt und pflegte sie mit einem Stolz zu betonen („Ein Gott und ein Veracini“), der ihm überall Feinde machte. Diese beschuldigten ihn einer grillenhaften und kapriziösen Bizarrie. Wir urteilen heute anders darüber und finden sie vielmehr originell, geistreich, voll Feuer, Noblesse und Tiefe der Empfindung. Von der objektiven Gestaltungsweise des 17. und 18. Jahrhunderts sondert er sich durch seine starke Subjektivität und Leidenschaftlichkeit ab, so daß man ihn den Beethoven seiner Zeit genannt hat. — Den Beschluß macht Klemens Brentanos „Wiegenlied“ in der Komposition von Alfred Julius Boruttau, die den zarten Stimmungszauber des Gedichtes durch eine fein differenzierte und abgeschattete Harmonik wiedergibt. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

LUDWIG HOFELICH

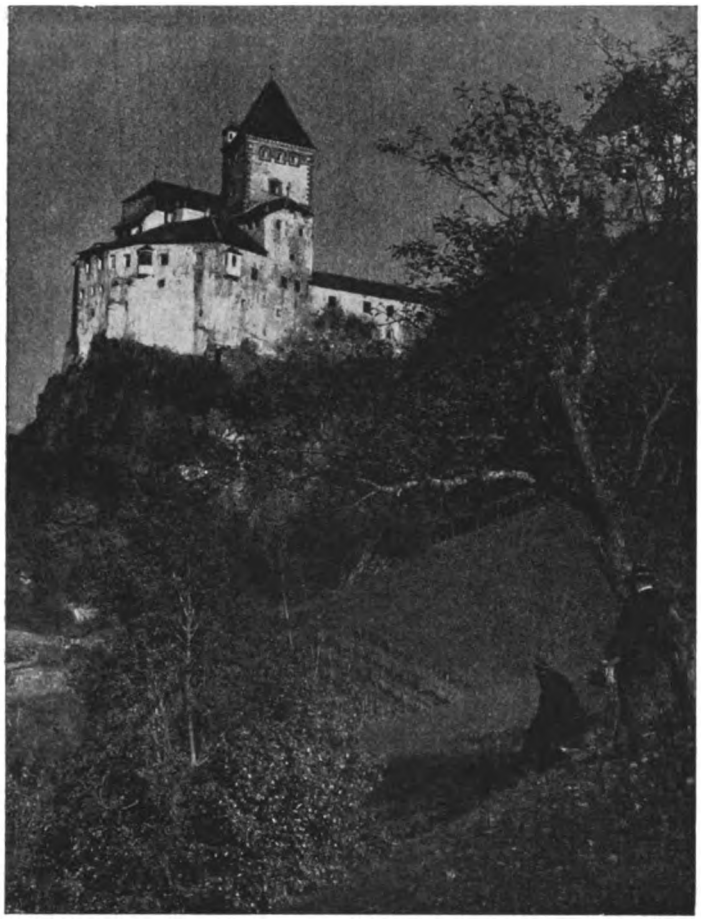
Digitized by Google

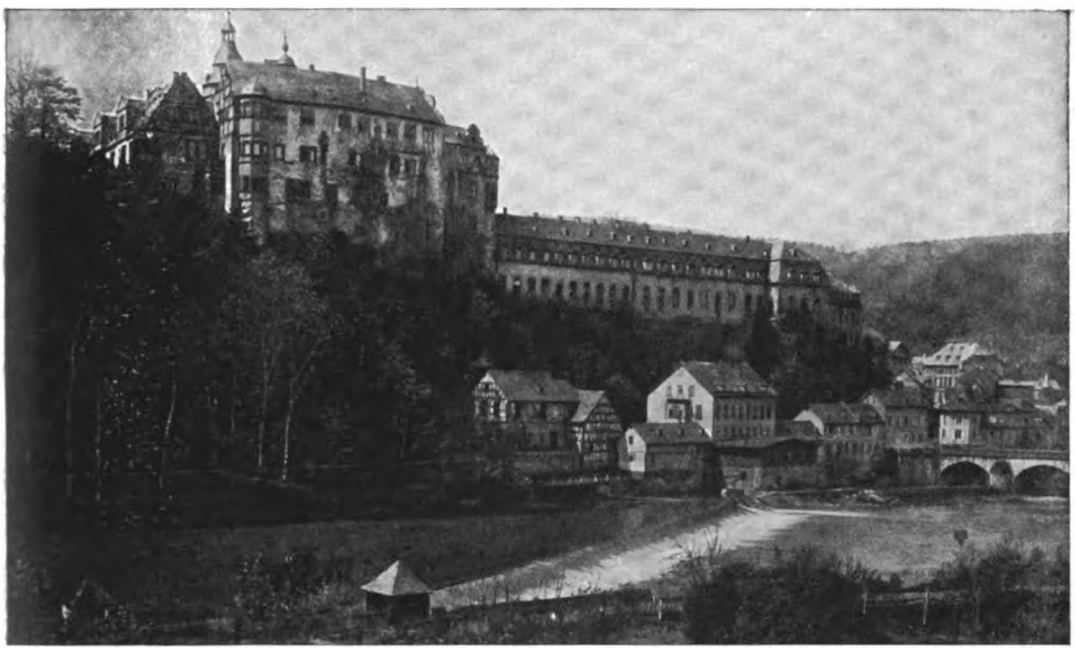
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DAS SCHLOSS



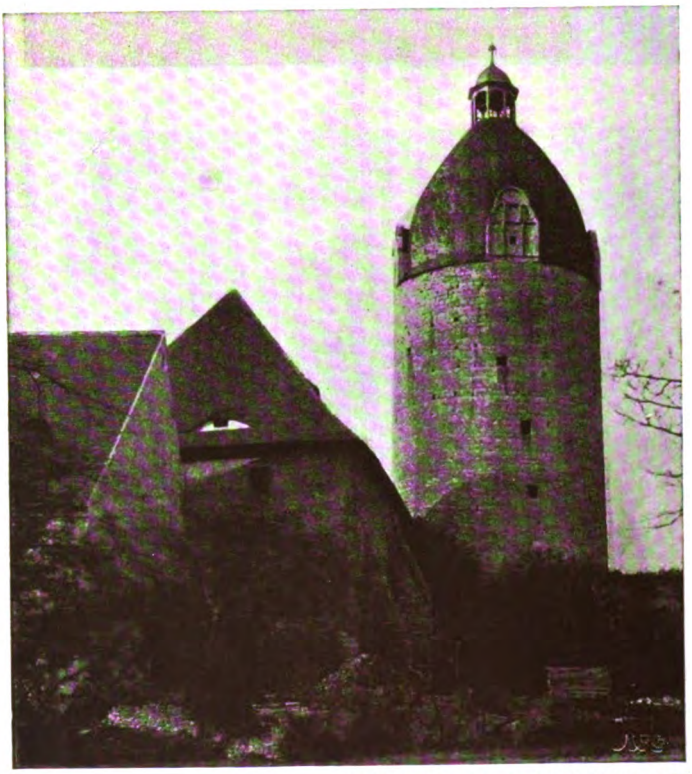


AUS DEM KUNSTWART

OBEN: TROSTBERG BEI WAIDBRUCK. UNTEN: RESIDENZSCHLOSS IN WEILBURG a. d. LAHN ERBAUT IM 16. JAHRHUNDERT, 1721 UMGEBAUT

ZU DEM BEITRAGE: DAS SCHLOSS

SCHLOSS BRANDENSTEIN BEI SAALFELD

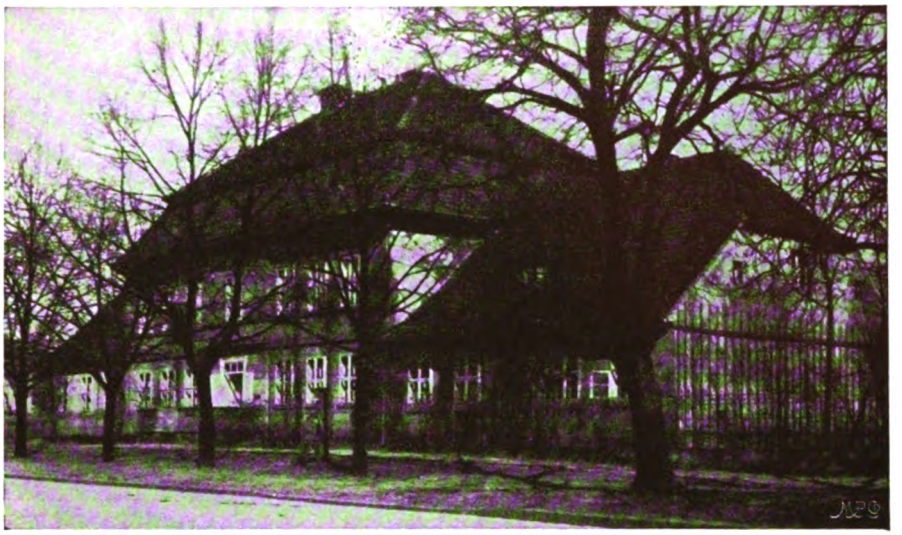


TURM DER NEUENBURG BEI FREYBURG a. DER UNSTRUT

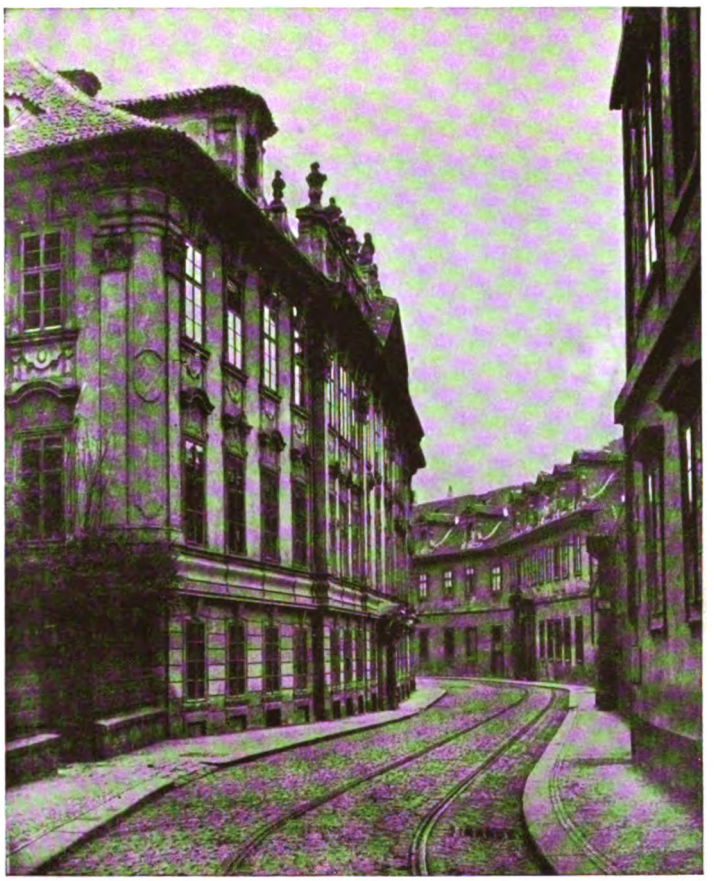
AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DAS SCHLOSS



LANDHAUS IN ZEHLENDORF BEI BERLIN



PALAIS FÜRSTENBERG
IN PRAG, KLEINSEITE

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DAS SCHLOSS

ROTTMANNSHAGEN BEI STAVENHAGEN

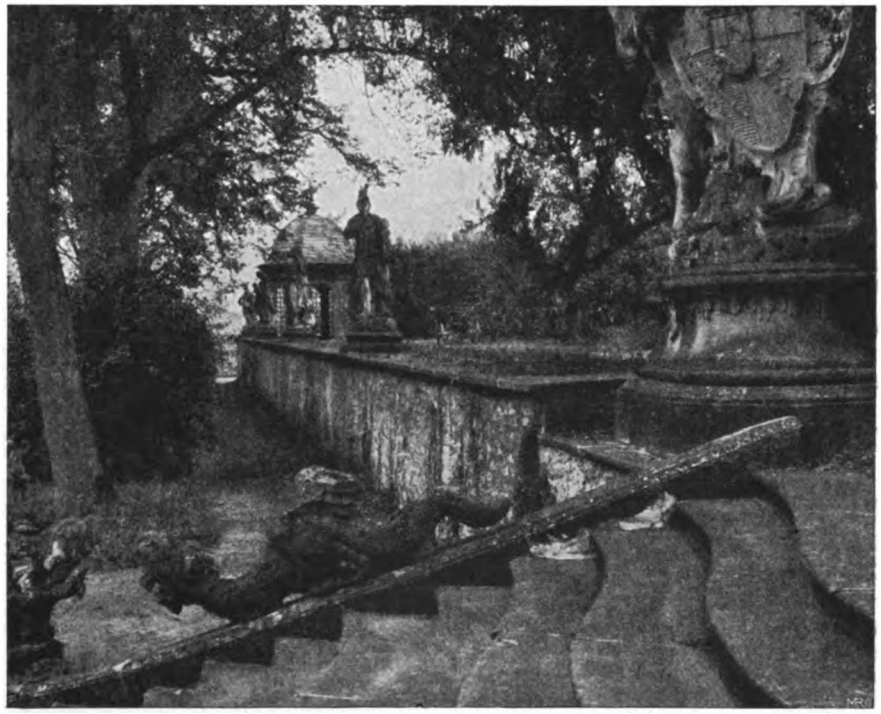
AUS DEM KUNSTWART

SCHLOSS KATZDANGEN IN KURLAND

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DAS SCHLOSS

SCHLOSS ROHNSTOCK IN SCHLESIEN

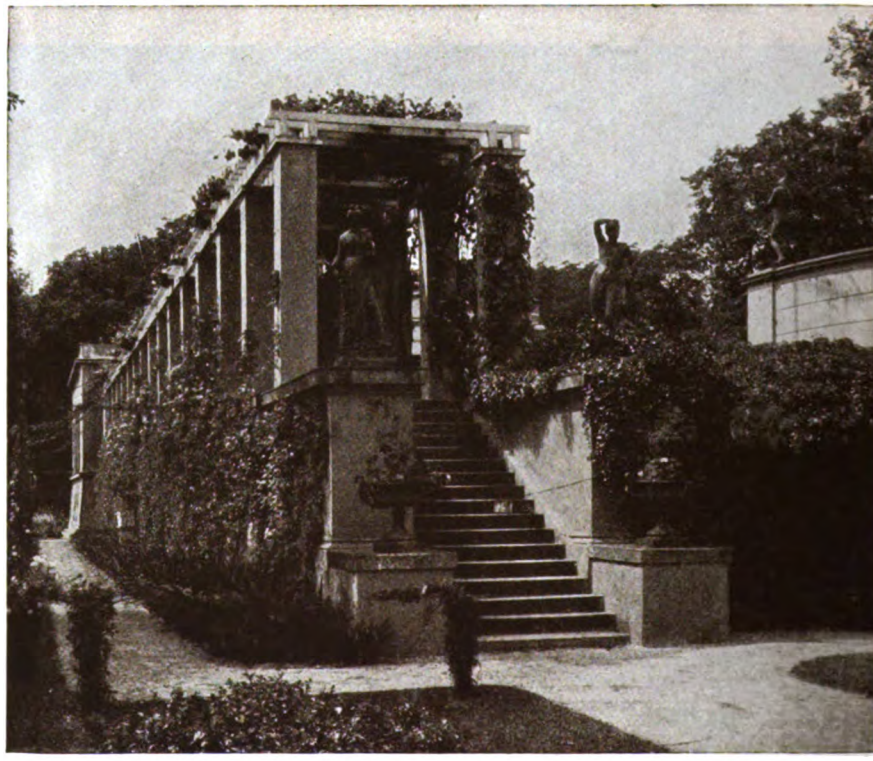


AUS DEM KUNSTWART

VEITSHÖCHHEIM BEI WÜRZBURG

Digitized by Google

HECKENGÄNGE IN OLIVA BEI DANZIG



AUS DEM KUNSTWART

TERRASSENANLAGE DES SCHLOSSES CHARLOTTENHOF, POTSDAM

Digitized by Google

TAUBENHAUS DES SCHLOSSES
OPPURG BEI PÖSSNECK IN TH.

AUS DEM KUNSTWART

GEFLÜGELHAUS („FASELHAUS") DES
SCHLOSSES KATZDANGEN IN KURLAND

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DAS SCHLOSS

AUS DEM KUNSTWART

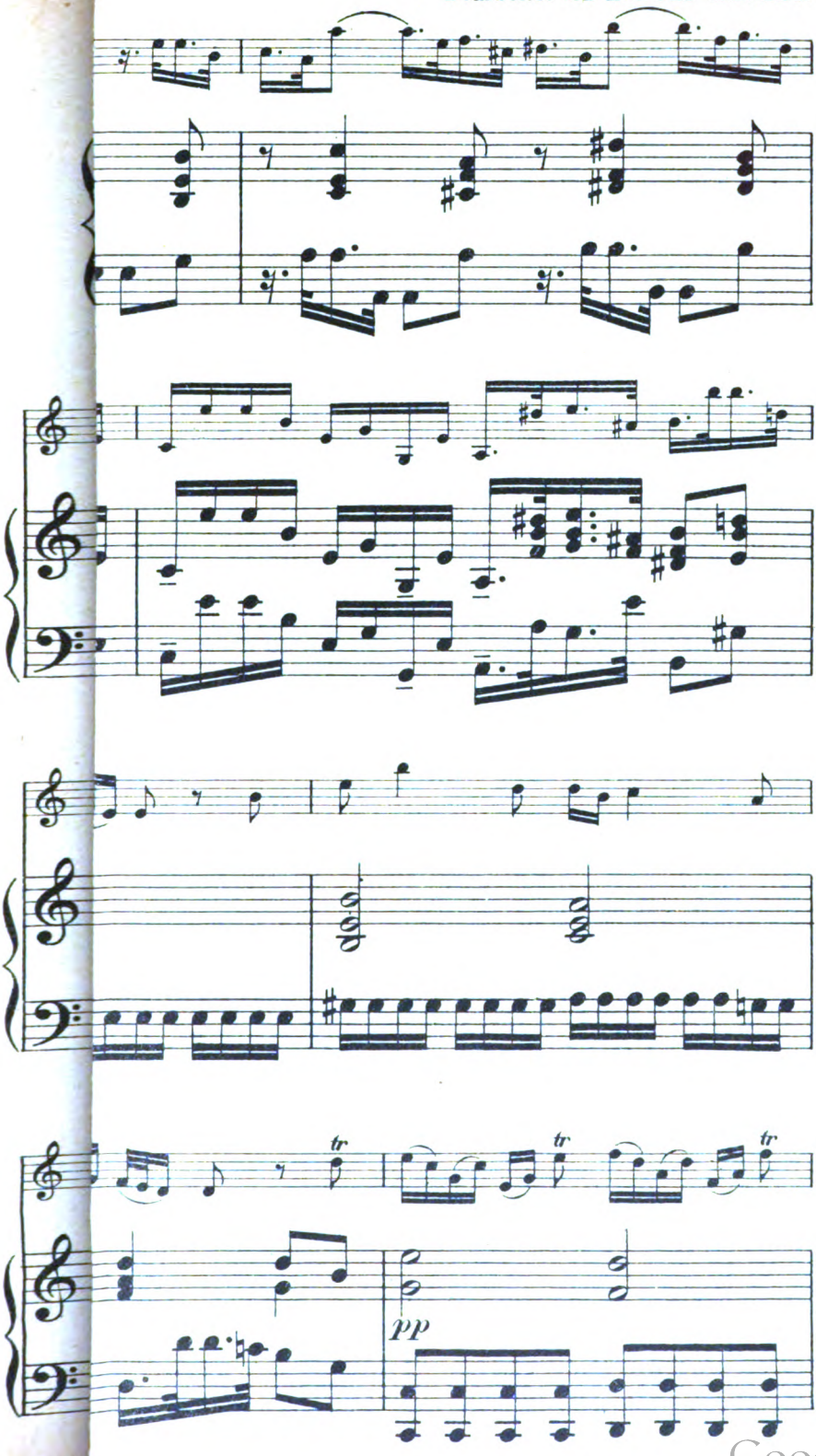
SCHLOSSGARTEN ROHNSTOCK IN SCHLESIEN

HECKENGÄNGE DES KAISERLICHEN PRIVATGARTENS BEIM NEUEN PALAIS POTSDAM

Digitized by Google

...SCO MA. VERACINI SONATA VIII. Op.2, 2. Satz.

Bearbeitet von RUDOLF MELZER

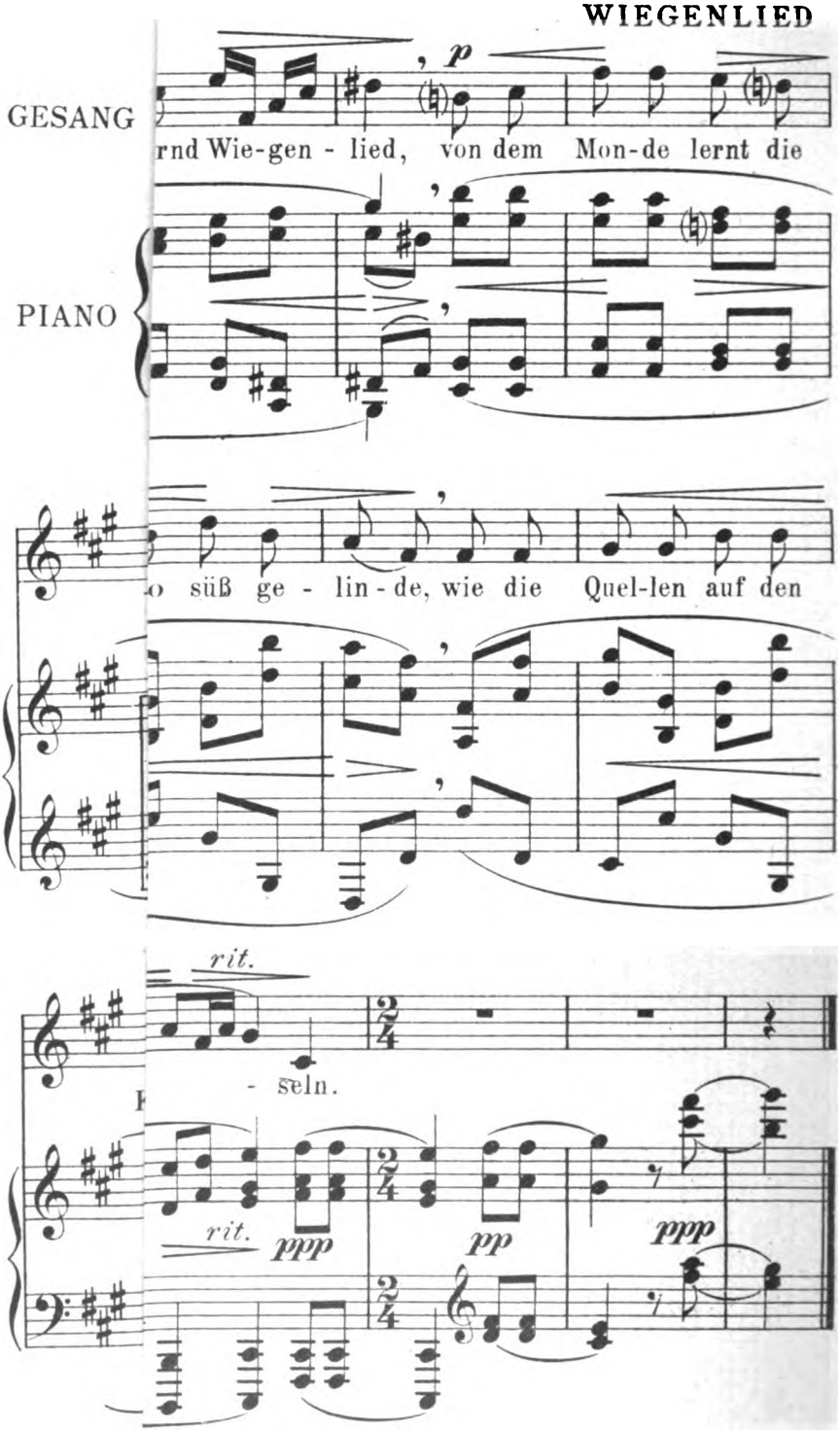


Digitized by Google

ALFI

Clemens Brentano:

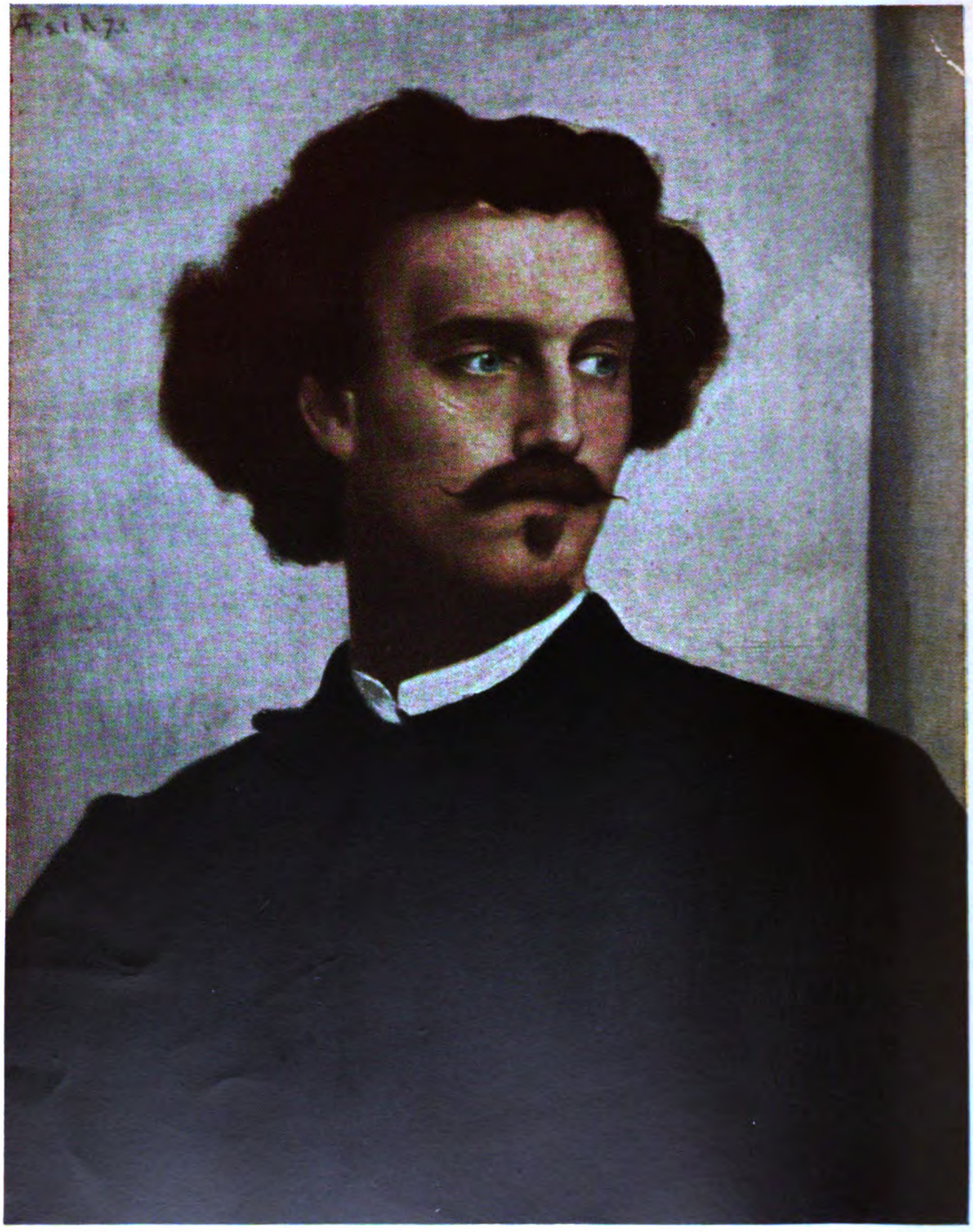
WIEGENLIED



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

ANSELM FEUERBACH

Digitized by Google

Jahrg. 24 Erstes Juniheft 1911 Heft 17

Der Schrei nach dem Genie

Sooft sich die Frage erhebt, ob die Frau dem Manne gleichbefähigt sei, bringen die Gegner der Frauenbewegung als Hauptgrund die Behauptung vor, es habe noch nie ein weibliches Genie gegeben. Sie geben zu, daß die Frau in den meisten Berufen den Durchschnitt der männlichen Leistung erreicht, ja daß sie ihn in manchen sogar übersteigt, aber sie bekämpfen trotzdem die weibliche Arbeitsfreiheit, denn „noch nie war die Begabung einer Frau wirklich genial, noch nie hat ihre Arbeit den Gang der Geschichte, die Entwicklung der Kunst von Grund auf abgewandelt".

Es mag sein, daß sie darin recht haben. Aber die Gründe sprechen sie freilich nicht. Sie sprechen auch nur von dem Äußeren, und sie sprechen nur von jenen Lebensgebieten, welche unmittelbar ins Auge fallen. Aber ich will nicht mit ihnen rechten. Denn die Frage, ob es Genies unter den Frauen gibt, ja selbst die Frage, ob es Genies unter den Frauen geben wird, interessiert mich nicht im geringsten. Der alte Auerbach hat einmal das kluge Wort ausgesprochen, er möchte der Welt für fünfzig Jahre den Gebrauch des Superlativs verbieten. Ich habe einen ähnlichen Wunsch, ich möchte, daß das soviel mißbrauchte Wort „Genie" für fünfzig Jahre aus der Welt verschwände. Sie wäre nach Ablauf dieser Zeit verständiger, stiller und wahrer. Diesen Wunsch hat nicht Philisterhaß gegen das Große in mir erzeugt, sondern er ist aus der tiefsten Liebe für das Große geboren.

Besonders bei der Frau hat der Schrei nach dem Genie schon viel Unheil angerichtet. Ihrer geistigen Entwicklung stellen sich ohnedies bedeutende Hindernisse in den Weg. Gewiß, sie darf heutzutage so ziemlich alles studieren, was der Mann studieren darf; sie darf auch so ziemlich alles arbeiten, was der Mann arbeiten darf. Was ihr aber am notwendigsten wäre, das hat sie noch immer nicht: eine Normalstellung statt einer Ausnahmestellung. Kein Mensch kann sich seiner Natur gemäß entwickeln, dessen Entwicklung vor einem Auditorium vor sich geht; kein Mensch kann sich den Dingen vollkommen hingeben, der weiß, daß die Art und der Grad seiner Hingabe in jedem Augenblick konstatiert, kontrolliert und registriert wird. Die Frau steht unter einem Glassturz, den Blicken zahlloser Beobachter preisgegeben — und ihr wundert euch, daß sie der Pose nicht entraten kann, daß ihr Blick beständig von ihrer Arbeit abirrt und sich zu den Zuschauern wendet?

Diese Ausnahmestellung ist in der Entwicklung begründet und kann sich darum nicht von heute auf morgen ändern. Was sich aber ändern kann, das ist das Verlangen nach weiblichen Genies und die Ansicht, daß die Frau erst durch Genialität ihr Recht auf geistige Arbeit bewiesen habe. Denn dieses Verlangen ist imstande, die Entwicklung des weiblichen Geistes um Jahrzehnte, ja vielleicht um Generationen zurückzuwerfen. Suggestibel, wie die Frau ihrer ganzen Beschaffenheit

Digitized by Google

nach ist, läßt sie den Schrei nach dem Genie, den sie unablässig vernimmt, aufs stärkste auf sich einwirken. Wo ist die geistig regsame Frau, in der sich nicht schon der Wunsch geregt hätte: Ich will beweisen, daß es doch Frauen gibt, die das Höchste leisten? Einem Ideal nachzustreben, ist gut; aber es fragt sich, ob es für die Menschen erreichbar ist und ob man ihm durch Arbeit überhaupt näherkommen kann. Das Ideal, geniale Leistungen zu vollbringen, ist als Ideal durchaus zu verwerfen. Ein Genie wird man nicht; man ist es oder man ist es nicht. Und das ist das Schlimmste: Das beständige Streben, Außerordentliches zu vollbringen, macht untauglich, das Ordentliche zu tun. Eine ganze Reihe der berechtigten Vorwürfe, welche man dem wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffen der Frau macht, verdanken diesem Streben ihr Dasein. Wer von uns arbeitenden Frauen sich ehrlich prüft, wird sich gewiß gestehen müssen: Auch ich habe schon unter diesem Banne gestanden. Auch ich habe schon empfunden, es genüge nicht, wenn ich etwas Tüchtiges leiste. Auch ich habe schon das Bedürfnis gefühlt, die Leute durch mein Werk in Erstaunen zu versetzen.

Wie weit dieses Bedürfnis uns treibt, welche Hypothesen es schon erzeugte, wie anders es die Form, den Inhalt so mancher unserer Schöpfungen färbt, das wissen wir selbst später nicht mehr; wir wissen nur das eine: unser Schaffen ist viel stärker beeinflußt als das des Mannes.

In der Kunst hat dieser künstliche, von außen kommende Anreiz zur Genialität ganz eigentümliche Erscheinungen erzeugt. Die größten Künstlerinnen überwanden ihn freilich und gaben einfach und ohne große Gesten, was in ihrer Seele nach Leben verlangte. Aber zahlreiche schwächere Persönlichkeiten fielen der Genialitätssucht zum Opfer. Ein wahres Musterbeispiel bietet Bettina Brentano. Neben tiefster Ursprünglichkeit koketteste Bewußtheit, neben glühender Liebe zu den Dingen dieser Welt vollständige Unfähigkeit, sich den Dingen ganz hinzugeben. Ihr Schaffen und Sein ist typisch weiblich. Sie fachte den genialen Funken in ihrer Seele durch die Empfindung, der Welt etwas Außerordentliches, Niedagewesenes bieten zu müssen, zu einer Flamme an, die keine Nahrung fand und kümmerlich erlosch.

Auch im täglichen Leben kann die Frau das Streben, mehr sein zu wollen als sie ist, das Bemühen, sich selbst am Zopfe aus dem Sumpfe normaler Begabung herauszuziehen, nur selten ganz überwinden. Wer kennt sie nicht, die „genialen Frauen“ unserer Tage? Jene Frauen, welche nie die nächsten Aufgaben, Ziele und Pflichten sehen, sondern immer etwas „Besonderes“ leisten wollen, welche niemals handeln, wie es ihrem Wesen angemessen ist, sondern stets nur so, wie es ihnen die eben herrschende Genialitätsmode vorschreibt, welche dem Moloch einer erträumten Größe eigenes und fremdes Glück in den Rachen werfen! Sie tragen nicht allein die Schuld an ihrem verfehlten Dasein, sondern sie sind auch Opfer, Opfer jenes sinnlosen Schreies nach dem Genie.

Sinnlos ist er auch aus andern Gründen, Gründen allgemeinerer Natur, die sowohl für die Frau wie auch für den Mann gelten. Das Genie ist eine Ausnahme. Selbst wenn Ausnahmen züchtbar

Digitized by Google

wären, wäre es verfehlt, sie züchten zu wollen. Wir brauchen vor allem tüchtige Normalmenschen. Wer der Frau das Bewußtsein einpflanzt, daß sie keine Verpflichtung hat, über die Allgemeinheit emporzuragen, daß es keine Schande für sie ist, dem tüchtigen Durchschnitt anzugehören, erwirbt sich ein großes Verdienst um die Menschheit. Die Gesellschaft braucht viele tüchtige Glieder, und überall fehlt es an ihnen. Auch auf den Gebieten alter und neuer Frauenarbeit. Im Hause, in jedem Beruf, in der sozialen Hilfstätigkeit, bei der politischen Organisierung der Frau, überall, wo Menschengeist und Menschenhand sich regen.

Aber davon ist nirgends die Rede. Der normale Mensch wird unterschätzt, mit einer gewissen spöttischen Überlegenheit behandelt, hinter der die Verwechslung der Tüchtigkeit mit der Philiströsität steckt. Und doch hat die Welt viel größeres Bedürfnis nach dem tüchtigen Durchschnitt als nach dem Genie. Mit ein paar Genies fände jedes Jahrhundert sein Auslangen, wenn ein paar Millionen tüchtiger Normalmenschen da wären, die ihr Werk aufnehmen, verarbeiten und fördern würden. Sie fehlen. Die Genies fehlen nicht. Kein Jahrhundert war noch so unfruchtbar, daß es nicht auch das eine oder das andere Genie hervorgebracht hätte. Aber die Zahl der tüchtigen Normalmenschen war noch immer für den Fortschritt der Menschheit zu klein. Weil es an ihnen mangelt, muß das Genie doppelte, dreifache, zehnfache Arbeit tun, muß sich gehemmt, vorzeitig geschwächt und verbraucht sehen. Welch ein Jahrhundert, in dem jedem Genie ein Heer von tüchtigen Durchschnittsmenschen zur Verwirklichung der genialen Gedanken diente! Welch eine Summe wertvoller Arbeit für die Menschheit, wenn die Frau zur Tüchtigkeit statt zur Genialität, zur Einfachheit statt zum Glanze erzogen würde! Christine Touaillon

Arno Holz und seine „Sonnenfinsternis"

Wenn jemand eine halbwegs brauchbare Theorie des künstlerischen Schaffens aufstellt, so braucht er deswegen noch nicht im kleinsten Teil Künstler zu sein — dieser Satz leuchtet so unmittelbar und erfreulich ein, daß daraus von recht vielen gleich der viel zweifelhaftere Satz mitverstanden wird: wer also eine solche Theorie formt, wird eben darum kein Künstler sein. Man wird in solchen Meinungen ja auch von den gewöhnlichen Erfahrungen bestärkt; Künstler haben meist keine Lust zu abstrakten Betrachtungen, Denker meist kein Talent zu künstlerischem Schaffen; Künstler reden verächtlich von der professoralen Ästhetik, Ästhetiker urteilen absprechend über die Denkarbeit der Künstler. Kurz, wenn einmal ein Schaffender das Bedürfnis nach theoretischer Grundlegung für seine Arbeit verlangt, hat er von vornherein alle Aussicht, nicht recht ernst genommen zu werden, solange er nicht die Autorität eines anerkannten Künstlers in die Wagschale werfen kann. So ist es — trotz gewisser Ausnahmen — Arno Holz mit seinem „konsequenten Naturalismus" gegangen. Und wenn er selbst als Poet heute allgemein zu den Großen gerechnet würde, auf seine Theorie würden doch nur wenige gern zurückkommen. Ich glaube: mit Recht, und sogar ohne deshalb seinen Zorn fürchten zu müssen; denn auch er hat, wie

Digitized by Google

so mancher andre Künstler, seine Theorie weniger durchdacht, um andre Menschen damit zu beglücken, als um seinem eigenen Schaffensdrang freie Bahn zu erringen. So lockend es nun an sich wäre, auf Entstehung und Inhalt dieser Theorie einzugehen, — es würde eines Buches dazu bedürfen und überdies wäre der Gewinn für den unvorbereiteten Leser gering; mir persönlich erscheint nämlich unzweifelhaft, daß die psychologische Analyse künstlerischer Arbeit nicht etwa unfruchtbar und reizlos ist, sich jedoch ohne eine ganz bestimmte, komplexe und gleichzeitig ungemein seltene Begabung meist fehlerhaft gestaltet. Es soll hier von Holzens Theorie also nur das erwähnt sein, was sein Schaffen sozusagen unmittelbar mitbestimmt hat, nicht das analytisch-abstrakte, sondern das lebendig-erlebte Element seines Kunstdenkens. Dies scheint mir folgendes zu sein.

Arno Holz hat in einem Roman diese Sätze geschrieben: „Er entsann sich, als kleiner Junge irgend einmal gehört zu haben, daß dies eigentlich nur in Holland so Mode sei (grüne Moosdächer). In Holland! Was das für ein wunderbares Land sein mußte! Sein kleiner Krauskopf schwelgte sich in die abenteuerlichsten Vorstellungen hinein. Nur schwer konnte er später, als er die Bänke der Sexta blank scheuern half, begreifen, wie ein Mann vom Schlage Alexanders des Großen, der sich von Apelles malen und von Lysippos in Stein aushauen ließ, sich für ein Land wie dieses Indien begeistern konnte. In Holland mußten die Paradiesvögel entschieden schöner pfeifen und die Johannisbrotbäume noch viel, viel wilder wachsen!“

Später, nachdem er mancherlei Studien getrieben und an Zolas „une oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament“ sich müde gedacht hatte, erinnerte er sich mit Vorliebe des Satzes von den Johannisbrotbäumen und Paradiesvögeln. Dieser enthielt gerade von allen am wenigsten tempérament, er kam am wenigsten aus des Dichters Seele, klang vielmehr so ziemlich rein aus der des geschilderten Kindes. Und diese Einsicht vermittelte ihm plötzlich eine viel umfassendere in das Wesen der erstrebten Kunst überhaupt. Es erging ja Holz und manchem Zeitgenossen mit der Kunst, wie es einst Gauß mit der Mathematik gegangen war, als er sagte: meine Resultate habe ich längst, nur die Wege dazu noch nicht. Seine neue Kunst war in seiner Vorstellung längst da. Man wollte keine konventionellen Meinungen, keine hergebrachten Redewendungen, keine Worte, die vom Pathos früherer dichterischer Anwendungen noch rochen, keine Gestalten, die so oder ähnlich durch tausend Dichtungen schon geschritten waren. Das Neueste aber, das man sich wußte und wollte, war das Älteste: Natur. Nur, — wie kam man zu ihr durch die abgebrauchten Worte und Sätze und Gedanken, wie vermochte man es, sie neu zu sehen und sehen zu lassen? Man mußte das Ich, dem alle jene Fehler so gewohnt waren, nach Möglichkeit ausschalten, das „arrangierende und alles umkrempelnde und zurechtbastelnde Ich“. So wie der Satz von den Brotbäumen nahezu ohne Vermittlung des Schreibenden aus dem Objekt zu kommen und zum Empfangenden hinüberzuklingen schien, so sollte in der Kunst die Natur unmittelbar und unvermittelt reden. Das war, nicht die Theorie, aber in einem kleinen typischen Fall das Erlebnis des „Naturalismus“. Gleichviel nun, ob die spätere Theorie haltbar oder

Digitized by Google

haltlos ausfiel, ob das Erlebnis vielleicht nur mit Hilfe einer intellektuellen Selbsttäuschung möglich war, eines Schutzgedankens oder -gefühles: es war da und wirkte; wer es erlebt, der schuf nun in dem Bestreben, wie es hier angedeutet ist.

Was so aus Gerhart Hauptmanns, Schlafs und Andrer Schaffenskunst entstand, ist zu bekannt, als daß es hier wieder aufgezählt werden müßte. Einer aber ging dem Bewußtsein der Literaturfreunde so ziemlich verloren, und merkwürdigerweise gerade der das befreiende Erlebnis fast am stärksten und mit am frühesten gehabt hatte, Arno Holz. Er schuf aus mancherlei Gründen sehr langsam; und vor allem, er schuf gar nicht Marktgängiges. Seine Phantasus-Lyrik, die ich persönlich noch heute lese und als eine echte, eindringliche Dichtung empfinde, mußte ohne stilbildende Wirkung bleiben, eine „einmalige" Kunst im Zeitlauf. Leichter hätte dem Verständnis der Zeitgenossen das Drama „Sozialaristokraten" eingehen können, das man als eine sehr ungewöhnlich geistvolle, witzreiche Satire auf das Zeitleben noch heute würdigen kann. Gerade diese Dichtung aber weist, indem sie den Naturalismus bis zum äußersten verwirklicht, die Gefahren des „konsequenten" auf. Sie sprüht von „Natur" und frappiert auf jeder Seite, und darin spricht sich eine unvergleichliche Fähigkeit der Beobachtung und Beherrschung von Naturausdruck aus. Aber wenn die Natur, die ausgedrückt wird, nicht genug Bedeutung hätte, um mehr als ein paar Mitlebende oder spätere Historiker zu interessieren, so wäre damit doch nur wenig erreicht. Doch Gestalter bleibt Gestalter und vermag sich nicht zu verleugnen. Wirkliche Poetenkraft spürte man ja sogar noch aus einigen Stellen der Traumulus-Komödie, die Arno Holz mitverfaßt hatte. Dann aber war es lange still von ihm. Ein Drama war nach vielen Jahren geprobt, aber nicht aufgeführt, die Öffentlichkeit erfuhr nicht genau, warum nicht. Das dürfte jetzt drei Jahre her sein; inzwischen ist das Drama — es heißt „Sonnenfinsternis" — in Buchform erschienen, ohne jedoch weiterhin beachtet zu werden, obwohl die Natur darin nunmehr an Bedeutsamkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Ich weise daher mit doppelter Freude auf dieses Werk hin, das mir als eines der stärksten unsres Jahrzehntes erscheint. Warum es so wenig Anklang fand, das ist aus mancherlei Umständen vielleicht annähernd zu schließen. Vor allem öffnet sich die herbe Welt eines ganz zweckgebundnen Künstler-Innenlebens an sich schon schwer dem Verständnis weiterer Kreise. Und Holzens Handlungträger, der Maler Hollrieder, der ein Jahrzehnt lang ausschließlich Gegenstände häßlich-abstoßender Art gemalt hat, ganz Auge und ganz Sucher nach reiner Natur, er hat nicht nur alle Insichgekehrtheit eines fanatisch Wollenden, sondern auch dessen Grobheit und Rauheit nach außen, durch die dann freilich im lichten Moment die ganz große, nur im gewaltigsten Gefühl ungehemmte Leidenschaft durchbricht. Auch die durchaus individuelle Not dieses Kunststrebens, — daß er zwischen Verzweiflung, Zweifel, Hoffen und Selbstgewißheit als äußersten Polen einer gleichzeitig intellektuellen und wiederum tiefst gefühlten Not all seines Schaffens stündlich hin und her geworfen werden kann und wird, — mag nicht ohne weiteres leicht nachfühlbar sein. Äußerlichkeiten kommen hinzu: eine fast unerhörte Sparsamkeit mit Worten vor allem, gegen die selbst eine Ibsensche Tragödie noch wortreich scheint;

Digitized by Google

dann, daß die ungemein komplizierte Fabel sich nur ganz langsam dartut und nur mit angespanntester Aufmerksamkeit völlig begriffen werden kann. Man muß jeden Laut und Blick mitbeobachten, um in das Ganze „hineinzukommen".

Dennoch, — so schwierig also dies Werk sich gebärdet, es bleibt in gewissem Grade unbegreiflich, warum es so wenig beachtet wurde, während Hunderte von Suchenden nach echt dichterischer Kraft ausspähen und während man schon bis zu den kleinsten und grünsten Talentchen hinuntersteigt, um sie ja früh genug „anzuerkennen" und zu pflegen. Oder soll man wirklich glauben, daß eine Dichtung heute schon in Versen und mit Legendeneinschlag und historisierendem Farbenprunk, gleich besagten jüngsten, einherstolzen muß, damit sie überhaupt bemerkt werde? Dünkt die Zeitgenossen das scheinbar schlichtere Gewand des „Naturalismus" schon so abgetragen, daß sein Träger eo ipso zur Aschenbrödelrolle verurteilt ist? Wie schnell hätten wir dann umgelernt! So schnell, scheint mir, daß es gälte, sich eilig — zurückzuentwickeln. Denn auf die Kunst, auf die Dichtung kommt es doch wohl noch immer an, auf Kraft und Persönlichkeit, nicht auf das Wortgewand. Kraft und Persönlichkeit aber stecken verhalten und geballt zu starken Energien in Holzens „Sonnenfinsternis".

Das Drama stellt, getreu dem an die „Sozialaristokraten" gemahnenden Untertitel „die Wende einer Zeit in Dramen", das Problem des Natur suchenden Schaffens mit voller Wucht in zwiefachem Sinne neu hin. Nicht als eine Theorie, sondern als erschütterndes Erlebnis Hollrieders, der nach den zehnjährigen Studien endlich das Bild mit einer „Idee" malt, das die ganze Skala des Menschlichen umfaßt: wie Tausende mit zahllosen wechselnden Empfindungen, in allen Beleuchtungen vor Berlins Toren einer Sonnenfinsternis zuschauen und von ihren Schauern durchzittert werden. So ein Mal. Das andre Mal, indem alles, was geschieht, mit jener „unglaubhaften Glaubhaftigkeit" des wirklich konsequenten Naturalismus sich darstellt. Man darf in gewisser Weise sagen, daß erst mit Holzens „Sonnenfinsternis" einmal gezeigt ist, welche äußersten, größten Möglichkeiten diese Kunstart in sich birgt.

Als Tragödie aber wächst das Werk weit über das subjektive Schicksal des Malers hinaus. Hollrieder begegnet schon im ersten Akt eine Varietékünstlerin, la bella Cenci, die sich im Verlauf als ein freies, stolzes Menschenkind entpuppt; in jungen Jahren ist sie vor ehrenrührigen Angriffen ihres Vaters, des Lehrers von Hollrieder, ins Wasser gegangen; Hollrieder hat sie gerettet, und sie ist geflohen. Als Varietédiva hat sie dann eine reiche Schule des Lebens und Leidens durchgemacht. Nun kehrt sie mit falschem Namen heim und sitzt gelegentlich Hollrieder zu der Sonnenfinsternis Modell. Ein inniger Freund des Malers, der früher mit ihm zusammen gearbeitet hat, sich nun aber in etwas pathologischer Weise von diesem niedergehalten und verfolgt glaubt, durchschaut die Vorgeschichte der bella, benachrichtigt anonym ihren Vater, den berühmten Bildhauer Lipsius, und schafft ihn herbei und mit ihm neue Konflikte und das Offenbarwerden der grauenhaften Vergangenheit. Vorher hat Hollrieder vor seinem fertigen Werk eine letzte Enttäuschung erlebt: ein Stückchen Natur, neben dem sein Bild hing, war mehr, war ergreifender als

Digitized by Google

das Größte, was er künstlerisch erringen gekonnt, — als unbeugsamer Sucher des Alles wählt er nun das Nichts, er verzichtet auf die Kunst. In diesem Augenblick dem Leben wiedergegeben, gewinnt er Beatrices Liebe in einem Aufjauchzen aller verborgenen Herzenskräfte. Selbst die Enthüllung der Vergangenheit überlebt diese Liebe: vor allen Gemeinheiten entfliehen die beiden nach England. Aber nachdem Lipsius, den der pathologische Freund Hollrieders zum Selbstmord treibt durch Erpressereien, gestorben ist, erfährt Hollrieder, daß nicht er allein an der Blutschande Schuld trug, auch Beatrices heiße Natur hat ihr Schuldteil, der noch nicht bezahlt ist. Darüber kann Hollrieder nicht hinweg. Beatrice kehrt verzweifelt heim, da er sie ganz fremd behandelt hat nach dem aufklärenden Brief; sie erfährt seinen Verdacht, begreift, und befreit ihn von sich durch Selbstmord. Hollrieder, im Augenblick zu Tode verzweifelt, wird zu seinem ersten Handwerk, zur Bildhauerei, zurückkehren und Lipsius' Nachfolger werden; so wenigstens darf angenommen werden.

Man sieht, daß die Vorgänge überaus vielfädig sind und zur Entfaltung kräftigster Energien Anlaß geben. Auch das ist eine Inversion: auch das Drama enthält „die ganze Skala"; in ergreifenden Worten und Bildern schreitet alles vorüber, Wollen, Vollbringen, Verzweifeln, Liebe, Schuld, Sühne, Vergehen, Werden und Blühen, Haß, Neid, Eifersucht und Vertierung. In den entscheidenden Stellen bricht auch alles aus den Tiefen wirklichen Erlebens hervor, Mitleid und Furcht und Stolz hinterlassend. In unsrer Zeit scheint mir nur zweimal das reine und große, nur der Individualität des Künstlers zugängliche Erleben zum künstlerischen Vorwurf genommen zu sein: von Maarten Maartens im „Preis von Lis Doris" * und von Ibsen in seinem für mein Fühlen größten Wurf, dem Epilog „Wenn wir Toten erwachen". Mit Maartens hat Holz jene aller Skeptizismusschwäche ferne, nahezu hemmungslose Leidenschaft gemein, deren Wahlspruch ist: fiat ars, pereat vita, — mit Ibsen die dramatische Form und die Ausschließlichkeit der Zentralgestalt. Weiter rückblickend sehen wir in weiter Ferne erst von Goethe im Tasso Ähnliches gewollt wie von ihm.

Hat Holz das Gewollte nun auch wirklich gekonnt, hat er *gestalten* können, was so umlagert war von Erlebniserschütterung, und hat er es *dramatisch* gestalten können? Das sind die Fragen, die selbst dem aufrichtigen Verehrer des Poeten kommen müssen, wenn die ersten starken Eindrücke vorüber sind. Nur mit großer Vorsicht gebe ich meiner Meinung darüber Ausdruck. Selbst habe ich nach fünf- oder sechsmaligem Lesen noch immer starke Eindrücke von dem Werk erhalten, vor allem jedes Mal wieder neue Einzelschönheiten von einem momentanen herzlichen Klang gefunden. Mit jenen Werken von Maartens und Ibsen verglichen scheint das Leben in Holzens Dichtung manchmal etwas spröde; es ist, als ob nicht alles, was gefühlt, gedacht und gemeint ist, durch das enge Gewebe der Worte ausströmen könne. Doch wirken diese hintergründigen Kräfte natürlich auch wieder mit, die Gewalt des Erlebens zu steigern. In einer technischen Beziehung bleibt Holz wesentlich hinter Ibsens Können zurück. Man kennt des Norwegers vielbesprochene Kunst, durch Gespräche, die die Szene vorwärts-

* einem Werk, auf welches wir bald näher eingehen werden

Digitized by Google

führen, gleichzeitig die Vorgeschichte nach und nach zu enthüllen. Dieses Enthüllen geht bei Holz manchmal etwas langsam. Vor allem macht es im Gegensatz zu Ibsen bei ihm die Szene gelegentlich stocken — das Drama läuft dann sozusagen rückwärts statt voran. Das mag für die Bühne verhängnisvoll sein, obwohl es vielleicht behoben werden könnte, innerlich aber hängt es mit einer gewissen Enge des Schauens zusammen, die man für Holz etwas voreilig charakteristisch genannt hat (voreilig, da zum Beispiel die „Sozialaristokraten" sie nicht aufwiesen): ich meine, Holz verliert, wo er damit beschäftigt ist, die Vorgeschichte aufzuklären, förmlich die Kraft, die redende Person auch noch als lebendiges Wesen zu gestalten, — sie redet zwar natürlich, aber sehr programmatisch, was sich schon in Anklängen an das sogenannte Papierdeutsch zeigt, die an solchen Stellen nicht ausbleiben. Vielleicht aber stand Holz nur dem Stoff noch so nahe, daß er trotz aller erfolgreichen Kraftaufwendung, die zum Beispiel die sehr gewagten und äußerst verwickelten Vorgänge restlos aufarbeitete und in Szene umsetzte, doch das subjektiv Künstlerische nicht ganz frei in das Leben der Welt des Menschlich-Allgemeinen einfügen konnte. Das haben Ibsens und Maartens' unsterbliche Werke vor ihm voraus, daß sie letzte allgemeine Fälle darstellen, jene ungeheuren Erlebnisgewalten, die künstlerisches, religiöses, wissenschaftliches Einzelleben nur noch als Färbung, nicht als beherrschenden Inhalt enthalten. Dort die Tragödien des Menschen, der Künstler, hier die Tragödie des Künstlers, der fast nicht mehr Mensch ist. Diese intensive Einschränkung, das wurde schon angedeutet, wird das Werk manchem Fernerstehenden unzugänglich machen. Ob sie eine Einbuße an künstlerischem Wert bedeutet, bleibe hier unentschieden. Jedenfalls ist die „Sonnenfinsternis" das durchgearbeitetste, reifste, zielsicherste Drama, das unsre Tage hervorgebracht haben, und jener Einschränkung wird das verdankt.

Nichts von Epigonismus ist da mehr zu spüren, insofern wenigstens ist das Ziel des konsequenten Naturalismus erreicht. Es hangt nicht von Einzelnen ab, ob eine Kunstart herrschend bleibt oder verdrängt wird. Aber es sollte denn doch, bevor die heutige Zeit über diese wahrhaftigste Kunst des letzten Halbjahrhunderts weiterschreitet, ihr stärkstes, mindestens ihr am größten gewolltes Kunstwerk einer weiteren Schar von Beurteilern vorgelegt werden. Darum ist dringend zu wünschen, daß das Drama einmal die Aufführung erlebe. Es stellt allerdings sehr große Anforderungen. Aber wir haben Ibsen „gekonnt", sollten wir Holz nicht — können? Es werden sich vielleicht gewisse Änderungen notwendig machen; das rein Dialektische dehnt sich gelegentlich, und für die Szenen starken Fühlens bleibt dadurch etwas wenig Luft, doch das sind spätere Sorgen. Berufen ist für die „Sonnenfinsternis" Brahm mit seinem Lessingtheater. Gelänge es, Bassermann zu einem Hollrieder-Gastspiel zu bewegen, so wäre sogar ein Erfolg zu erwarten.

Es sind zwei Namen genannt worden, Ibsen und Maartens, die in der Weltgeschichte Klang behalten werden. Holzens „Sonnenfinsternis" hat dadurch eine gewisse weltgeschichtliche Bedeutung (man mag getrost davon den dichterischen Wert streng scheiden), daß es eine neue Kunstform und einen Gegenstand enthält, beide gemeistert, die noch nicht so dagewesen sind. Solche Ereignisse scheinen angesichts der Originalität jeder Persön-

Digitized by Google

lichkeit häufig, sind aber in Wirklichkeit selten genug; es leuchtet ja ein, daß Persönlichkeit auch in hergebrachter Form und an bekannten Vorwürfen sich offenbaren kann. Es steht denn auch von Holz zu hoffen, daß er von dem Stoff und der Einseitigkeit des Inhalts loskomme, nachdem er sich die freie Bahn geschaffen hat, die eingangs erwähnt wurde. Denn wenn es auch jeden Künstler treiben muß, einmal seine „Dichtung vom Künstler" zu schreiben, so erreicht er doch den letzten Gipfel erst, wenn er aus sich eine neue ganze Welt zu schaffen vermag. Zwecklos erscheint die Prognose, wie hoch Holz etwa noch bringen mag. Genugtuung genug für die Zeitgenossen, daß wieder einmal ein Poet zu sehen ist, der im Anblick der entfernten höchsten Höhen am Werke ist. Ezard Nibden

Lose Blätter

Aus der „Sonnenfinsternis" von Arno Holz

[Wir geben im folgenden Proben aus Holzens neuem Drama, das in dem vorstehenden größern Aufsatz besprochen ist. Das erste Stück (aus dem ersten Akt) zeigt die erste Bekanntschaft zwischen Hollrieder und der Varietékünstlerin. Diese ist kurz vorher von Url auf der Straße vor Zudringlichkeiten gerettet worden und Url hat sie in Hollrieders Atelier gebracht, wo die Szene spielt. Url ist ein verarmter, früher sehr reicher Freund Hollrieders, der nun Beatrice eine neue Varieténummer (die sieben Verwandlungen) vorgeschlagen hat und vielleicht ihr Impresario werden wird. Das letzte Stück spielt im Ausstellsaale der Sezession vor Hollrieders großem Bild „Sonnenfinsternis", wozu ihm Beatrice inzwischen mit Modell gesessen hat.]

La bella Cenci (halb zurückgewandt): Ich muß mir doch mal endlich Ihren Herrn und Meister ansehn.

Url: Er ist weder mein Herr, Gott sei Dank, noch . . . leider . . . mein Meister.

La bella Cenci (bereits in der Tür; lächelnd): Weh Ihnen, wenn ich nachher enttäuscht bin! . . .

Url (steht da und starrt auf die Tür, hinter der sie verschwunden ist. Nach einer Weile; veränderte Stellung; sich mit der Rechten über die Stirn fahrend; leise): „Beatrice!" . . . „Beatrice Cenci!" . . . (in tiefstem Schreck zusammenschaudernd; sich wie fremd im Raum umblickend).

La bella Cenci (hinter der Tür, die sie halb geöffnet hat): Ach, bitte, den Mantel. (Url ihn ihr reichend; sie hat das Kleid bereits abgelegt, man sieht ihren nackten Arm.) Nur drei ganz kleine Minuten!

Url (Tür wieder zu; Url von neuem in sich versunken. Schließlich vor dem Regal, gegen das er sich mit der Rechten stützt; wie aus einem inneren Grauen): Der eigne . . . Vater! . . . (sich langsam setzend; vor sich hinbrütend; den Ellbogen auf dem Regal, den Kopf in die Hand gestützt; von draußen rechts her schwere, müde Schritte, die er nicht hört).

Hollrieder (ohne daß Url etwas gemerkt hat, eingetreten; die

Digitized by Google

Hand noch auf der Türklinke; Url betrachtend; nach einer kleinen Pause; apathisch): Wir . . . passen schon zu 'enander!

Url (aufgesprungen; verwirrt): Du, ich . . . (Blick nach der Tür links) Sie ist noch hier!

Hollrieder (der die Tür noch nicht geschlossen): Deine Prinzessin Chimay. No! Denn geh ich wieder.

Url (hastig; wie aus einem plötzlichen Entschluß heraus): Ja! . . . Geh!

Hollrieder (dem diese Hast auffällt, nach einer kleinen Pause; die Hand noch immer auf der Klinke): Warum? (Url: Achselzucken) Wenn du aber 'n besondern Grund hast?

Url: Ich kann dir nichts verbieten.

Hollrieder (wie ihn nicht begreifend): Platzfurcht? (Erst jetzt die Tür hinter sich zuziehend; amüsiert grimmig) Plötzlich! . . . (Sich noch steigernd; den Hut auf die Chaiselongue werfend) Meinetwegen! . . . (Den Mantel an einen Haken neben die Tür hängend) Also bleiben wir. (Einmal auf und ab.)

Url: Du weißt doch schließlich gar nicht . . . ob es ihr überhaupt . . . (Hollrieder: von seiner Attacke gar nicht Notiz nehmend) Du bist heute merkwürdig früh gekommen.

Hollrieder (vor einem Kalender neben der Tür stehngeblieben): Elfter Januar! . . . Fünfzehnten April letzter Ablieferungstermin! . . . (Plötzlich nach Url zurück) Ich hab immer noch nichts!

Url: Wenn du dir an nichts genügen läßt . . .

Hollrieder (Geste): Strick! . . . Einz'ge!

Url: Und du hast mich damals . . . als ich dies Ganze schon fast hinter mir hatte . . . ja, geradezu fast mit Gewalt hast du mich zurückgehalten?

Hollrieder: Du bist nicht so ein Narr, den die verrückte Zwangsvorstellung plagt, Bilder malen zu müssen! (Sieht sich im Raum um) Ekelhaft!

Url (besorgter Blick nach der Tür links): Tu mir den Gefallen und . . .

Hollrieder: Keine Angst. Werd' se nich auffressen. (Leichte Kopfbewegung nach dem Regal rüber) Wie weit seid ihr denn?

Url: Was in dieser kurzen Spanne Zeit zu leisten war, hat sie mehr als geleistet.

Hollrieder: . . . Wirst du den Posten nu antreten? (Url: ratlose Geste) Wonach andre sich die Pfoten lecken würden? (Url: vor sich hinstarrend) Gut. Dann spring ich ein!

Url (wieder, wie vorhin, unruhig nach der Tür): Hätt ich geahnt, daß du zu allem auch noch in einer solchen Verfassung sein würdest . . .

Hollrieder: Hast du mich schon mal in 'ner andern gesehn?

Url: Ich kann mir nicht denken, daß . . . wenn du erst wieder vor deiner Arbeit stehst . . .

Hollrieder: Da lu'er up!

Url: Ja, wenn du die Arme selbst sinken läßt . . .

Hollrieder: Eher hacke ich mir die Finger ab, als daß ich mich nochmal (nach seinen Bildern hin) mit solchem Zeug begnüge! . . . Steinklopper hätt ich bleiben sollen! Mit 'm Priem im Maul, aber vergnügt! . . . Haute ich drauf zu, daß die Funken spritzten, und hätte nischt auszustehn!

Digitized by Google

Url: Wenn dich die Malerei so enttäuscht hat, du weißt: Deine ersten Statuetten, die ich damals bei Musmann sah ... Ich hätte sonst nie drauf bestanden, dich kennen zu lernen! ...

Hollrieder (auf der Chaiselongue; die Schultern vorgeduckt, die Unterarme über den Knien, die Hände offen gefaltet; bitter vor sich hin): Nichts war mir gut genug. Selbst die Extremsten ... (Zu seinen Bildern hoch) Da! Japan, Dürer, die neuen Franzosen, Velasquez, deine frühsten Gotiker ... alles, wie du es wünschst, in eins verschmolzen! Arbeiter, die mit Blechkannen „in de Fabrike ziehn", Pennbrüder, die sich mit Bindfäden die Stiebel zusammenflicken, Liebespaare, daß einem übel wird, statt Kornfelder Schornsteine und Telegraphenstangen, statt deines Waldes Brezeliand die Hasenheide, und statt römischer Aquädukte oder der Thermen des Caracalla die liebliche Verbindungsbahn! (Wieder aufgestanden) Nett!

Url: Dir scheint wirklich bloß noch wohl zu sein, wenn du dich selbst quälst. Nur an diesen Dingen, weil sie noch unverbraucht waren, konntest du dir deine Technik erringen. Und wie hast du sie errungen! Bis zu einem Grade ...

Hollrieder: Und steh nun mit ihr da! Der Besitzer einer allerkompliziertesten Präzisionsmaschinerie, mit der er nichts zu präzisieren versteht! „Technik!" Der erste beste Grasfleck im Sonnenschein schlägt die ganze Malerei dot!

Url (mit steigender Unruhe nach der Tür links): Wenn du dich doch nur ...

Hollrieder: Ach ja so! ... Für dies eine Kranichbein schenk ich dir den gesamten Impressionismus! (Mit einem erbitterten Blick nach seinen Bildern) Laß die bunte Photographie da sein ... (Es klopft; Url auf die Tür links zu.)

La bella Cenci (verschleiert; in der Tür sich zurückwendend): Jawohl. Die Sachen bleiben da. Sie können gehn.

Url: Mein Freund Hollrieder. (Sie schlägt den Schleier zurück, Hollrieder steht wortlos da und starrt sie an. Url: aufs höchste gespannt; beide heimlich beobachtend.)

La bella Cenci: Ich danke Ihnen, daß Sie so liebenswürdig waren, uns diesen Raum hier zur Verfügung zu stellen.

Hollrieder: Bitte. Gern.

La bella Cenci: Herr Url hat mir erzählt, wie aufopfernd Sie an ihm gehandelt haben.

Hollrieder: Taper.

Url: Da haben Sie ihn.

La bella Cenci (lächelnd): Mit Glacéhandschuhen scheinen Sie die Menschen nicht zu streicheln.

Hollrieder (der sich vom Tisch eine Zigarre anbrennt): Sie gestatten.

Url: Wenn er sich ärgert, muß er rauchen.

La bella Cenci: Und wenn Sie sich nicht ärgern, müssen Sie wahrscheinlich auch rauchen?

Hollrieder: Selbstverständlich! Dann erst recht.

La bella Cenci (zu Url): Wollen Sie mir, bitte, einen Wagen besorgen? (Da Url noch unentschlossen dasteht und zögert; an ihren Handschuhen knöpfend) Gerad heut ... muß ich etwas pünktlich sein.

Url (sich aufraffend): Wir brauchten nur wie immer ... (Während

Digitized by Google

Hollrieder auf sie einen halb verwunderten Blick richtet) Der nächste Halteplatz ist von hier, wie Sie wissen, keine zwei Minuten.

La bella Cenci: Machen wir heute mal eine kleine Ausnahme.

Url (nach einem nochmaligen Blick auf beide; fast formell): Wie Sie es wünschen. (Ab)

La bella Cenci (nach einer kleinen Pause): Warum starrten Sie mich vorhin so an?

Hollrieder (mit dem Rücken gegen das Fenster, so daß sich seine Gestalt fast als Silhouette abzeichnet): Sie weckten . . . einen Augenblick lang eine Erinnrung in mir.

La bella Cenci: Eine Erinnrung?

Hollrieder: Ja.

La bella Cenci: Sie erregen meine Neugier.

Hollrieder: Das lag nicht in meiner Absicht.

La bella Cenci: Und wenn Sie mir nun damit . . . einen besondern Gefallen täten?

Hollrieder: Es ist mir peinlich, aber ich muß Sie bitten, davon abzubrechen.

La bella Cenci: Das ist deutlich. (Kleine Pause) Hat Ihnen Ihr Herr Freund schon etwas mitgeteilt?

Hollrieder: Von Ihrem Angebot.

La bella Cenci: Von meiner Bitte. Ich schätze Herrn Url, wie Sie ihn schätzen.

Hollrieder: Er . . . fing mal davon an.

La bella Cenci: Werden Sie ihm zureden?

Hollrieder (nach kurzem Zaubern): Nein.

La bella Cenci (befremdet): Warum denn nicht?

Hollrieder: Ich möchte Ihnen darauf nicht antworten.

La bella Cenci: Ich bitte darum.

Hollrieder: Sie würden die Antwort nicht vertragen.

La bella Cenci: Wer sagt Ihnen das?

Hollrieder: Sie würden sie mir übelnehmen.

La bella Cenci: Ich werde sie Ihnen nicht übelnehmen.

Hollrieder: Weil Sie ihn bald . . . zu Ihrem Affenpintscher machen würden.

La bella Cenci: . . . Warum . . . beleidigen Sie mich?

Hollrieder: Ich habe nur gesagt, was sein würde.

La bella Cenci: Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie von Ihrem Freunde . . . eine solche Meinung haben.

Hollrieder: Die Meinung, die ich von meinem Freund habe . . . und über die ich niemand Rechenschaft schulde . . . wird durch das, was ich gesagt habe, in keiner Weise tangiert. Nicht im geringsten!

La bella Cenci: Sondern?

Hollrieder: Er ist nur . . . ein schwacher Mensch.

La bella Cenci: Sie halten mich für so . . . gefährlich?

Hollrieder: Für meinen Freund . . . ja.

La bella Cenci: Sie haben eine eigentümliche Art, einem Komplimente an den Kopf zu werfen.

Hollrieder: Es ist kein Kompliment, wenn ich eine Stearinkerze eine Stearinkerze nenne und . . . eine Mücke eine Mücke.

Digitized by Google

La bella Cenci: Warum mißfalle ich Ihnen?

Hollrieder: Sie mißfallen mir nicht.

La bella Cenci (leicht): Ah so! ... Warum sind Sie dann nicht ... höflicher zu mir?

Hollrieder: Bin ich unhöflich?

La bella Cenci: Nun, es macht sich. (Pause) Warum malen Sie solche Bilder?

Hollrieder: Weil ich Maler bin.

La bella Cenci: Es gibt doch schönre Dinge auf der Welt.

Hollrieder: Es gibt überhaupt nur schöne Dinge auf der Welt. Man muß sie bloß richtig sehn.

La bella Cenci: Dann sehe ich sie nicht richtig.

Hollrieder: Mag schon sein.

La bella Cenci: Sie sind grob!

Hollrieder: Weil ich die Differenz unsrer Augen konstatiere?

La bella Cenci: Nein. Weil Sie's überhaupt sind!

Hollrieder: Danke.

La bella Cenci (nach einer kurzen Pause): Was zog Sie an Herrn Url so an? Weshalb haben Sie ihn, wenn ich dies so ausdrücken darf, „gerettet"?

Hollrieder (zuerst fast widerstrebend): Weil er ein ... feiner Mensch ist. Weil er mehr Kultur in sich hat, als von meiner Sorte 'n halbes Dutzend!

La bella Cenci: Trotzdem er weder malt, noch schreibt, noch sonst etwas? Trotzdem er, außer zu seinem bißchen Musik, wie er sagt, zu absolut gar nichts taugt?

Hollrieder: Das bliebe doch wohl erst abzuwarten. (Auf einen fragenden Blick von ihr) Er hat in mir, rein durch sein Wesen, Perspektiven geweckt, an die ich vordem nie auch nur gedacht hatte.

La bella Cenci: Dann hätten Sie also ... einer vom andern ... bereits beide gelernt?

Hollrieder: Es gibt zwischen Männern kein Band, das stärker knüpft.

La bella Cenci (mit einer Kopfbewegung nach der Tür rechts): Und Herr Musmann? (Hollrieder finster) Der bis in die letzte Zeit allen und jeden Vorteil von ihm gehabt hat? Der von jenen Zuwendungen vielleicht jetzt noch lebt? Warum hat der sich nicht um ihn bekümmert?

Hollrieder (unwillkürlich mit derselben Kopfbewegung): Der? ... Das wär nicht zu verlangen gewesen.

La bella Cenci: Sie sollten ... mit diesem Herrn (Hollrieder aufmerkend) wirklich ... etwas vorsichtiger sein!

Hollrieder: Also auch darüber hat Ihnen das alte Plappermaul ...? ...

La bella Cenci: Auch darüber.

Hollrieder: Dann sind Sie wohl so gut ... das wieder zu vergessen. Ich habe mich mit diesem meinem ehemaligen Kameraden jahrelang durchgehungert, er ist, solang er für sich verantwortlich war, in ehrlichster Weise mit mir durch dick und dünn gegangen, und ich möchte nun nicht ... Es gibt Angelegenheiten, die die Betreffenden am besten unter sich allein abmachen.

Digitized by Google

La bella Cenci: Dann will ich Ihnen nur wünschen ... daß Ihr rührendes Zartgefühl ...

Hollrieder (kurz abbrechend): Hoffen wir's! (Neue Pause)

La bella Cenci: Porträtieren Sie auch?

Hollrieder: Nur zu Studienzwecken.

La bella Cenci: Wieso?

Hollrieder: Weil mir meine Auftraggeber ihre Porträts sonst an den Kopf werfen würden. Leute, die zahlen, wollen geschmeichelt sein. Und dazu ist die Malerei nicht da. Dann hätte ich ebensogut Schuster werden können. (Mit einem Blick über seine Bilder hin) Und das wär vielleicht auch das Gescheiteste gewesen! ...

La bella Cenci: Vielleicht gibt es Menschen, die auch von Ihnen gemalt ... (Blick nach der Hille Bobbe-Alten) nicht allzu scheußlich aussehn würden.

Hollrieder: Vielleicht.

La bella Cenci: Ich brauche jetzt zum erstenmal ein Bild von mir zu einer Affiche. Würden Sie, wenn ich Sie darum bäte, einen solchen Auftrag annehmen?

Hollrieder: Für die „Sieben Verwandlungen" ...?

La bella Cenci: Ja.

Hollrieder: Als „Heilige Cäcilie" ...?

La bella Cenci: Ja.

Hollrieder: Vielleicht auch in Ihrer Schlußnummer: Als „Phryne" ...?!

La bella Cenci (nach kurzem Zaudern): Wie Sie wollen.

Hollrieder: Bedaure. Vielleicht wenden Sie sich an Herrn Musmann.

La bella Cenci: Sie sind abscheulich!

Hollrieder: Sie sind für mich weder eine römische Heilige, noch ... erlauben Sie ... eine griechische Hetäre. Ich würde Sie nur malen können, wie Sie sind.

La bella Cenci: Ich verzichte.

Hollrieder: Was mir leid tut.

La bella Cenci: Dann sind wir ja einig.

Hollrieder: Wir könnten einiger sein.

La bella Cenci: Nun, es lag ja wohl nur an mir.

Hollrieder: Zum Teil wenigstens.

La bella Cenci: Ich beneide Herrn Url nicht! Sie sind noch zehntausendmal schlimmer, als er mir gesagt hat!

Hollrieder (zuckt die Achseln, man hört von draußen Schritte).

La bella Cenci: Gott sei Dank, daß er da ist!

Url (sofort, nachdem er geklopft, eingetreten).

La bella Cenci (zu Hollrieder, während Url auf beide aufmerksam ist): Es waren mir sehr interessante fünf Minuten. (Zu Url; Schleier vor) Wir müssen uns beeilen.

Url: Bitte sehr.

Hollrieder (der sich stumm verbeugt hat; allein. Hört, wie sich beide entfernen. Schleudert seine Zigarre auf den Tisch in den Aschbecher, geht einigemal nervös auf und ab und wirft sich dann auf die Chaiselongue): Ich ... Rindvieh! ... (schnellt plötzlich auf, klinkt die Tür in dem

Digitized by Google

großen Atelierfenster auf und blickt vom Balkon auf die Straße hinab; jedoch möglichst so, daß er von unten aus nicht bemerkt werden kann).

[Das folgende Stück ist der Schluß des ersten Aktes. Url ist wiedergekommen (vergleiche erstes Stück); inzwischen hat Hollrieder mit Musmann einen Dialog gehabt.]

Hollrieder: Du bliebst lange.

Url (scheinbar gleichmütig; ihn aber dabei heimlich beobachtend): Es schien dir wohl nur so.

Hollrieder (nach einer erneuten kleinen Pause): Weißt du, an wen mich die Person im ersten Augenblick erinnert hat? . . .

Url (da Hollrieder nicht gleich fortfährt; gespannt): Willst du's mir nicht sagen?

Hollrieder: Eh! Is ja gleichgültig! . . . Is ja auch gleichgültig!

Url (unruhig): Hast du zu ihr . . . darüber gesprochen?

Hollrieder (verbissen): Zu der neugierigen Pute? . . . Es gibt wichtgere Dinge, die mich im Moment beschäftgen! . . . Nischt mehr hören, nischt mehr sehn! Einsame Insel und 'n paar Meter hoch Stacheldraht drum rum! . . .

Url (einmal auf und ab; dann hinter ihm stehnbleibend; veränderter Tonfall): Du wirst jetzt . . . deine Malschule aufgeben.

Hollrieder (halb zurückgewandt; rauh): Fängst du jetzt auch an?

Url: Du darfst für die nächste Ausstellung nicht ohne ein neues Bild sein. Du kannst dich nur dann durchsetzen . . .

Hollrieder (wieder nach dem Fenster): Wer will sich denn durchsetzen?

Url: Nach deinen . . . Mißerfolgen . . . Übrigens „Mißerfolge"! Als ob du schon je welche gehabt hättest! . . . Über dein Können sind sich die Leute einig! Wenigstens die, an deren Urteil dir einzig und allein was liegen darf! Weil sie selbst was können. Also darüber . . . (Geste, daß er sich nach der Richtung nicht zu beklagen braucht) Jedenfalls nach deinen, sagen wir also rein äußeren Mißerfolgen ist deine Stimmung ja begreiflich.

Hollrieder (ausbrechend): Stimmung? Was nun schon länger, als ein ausgeschlagenes Jahr bei mir anhält? Was an mir rumfrißt? Seit du mit deinem verklausulierten Enthusiasmus über den Schund den Stein damals ins Rollen gebracht hast? Was mich zum Kretin gemacht hat? Was mich seit Monaten keinen Pinsel mehr in die Hand nehmen läßt? (Nach den Bildern hin) An den . . . Stumpfsinn hab ich geglaubt! An den . . . Dreck hab ich mein Leben gesetzt! Wenn andre ihr Theater flunkerten, hab ich hinter einem alten Bauzaun gehockt und mich abgemartert, ein idiotisches Stück Vieh zu klexen, das in widerlichem Kehricht nach Lumpen harkt! Wenn andre ihre „Seligen Inseln" schmierten, war ich so hirnverbrannt, mich in irgend so'n Proletenwinkel zu verkrallen, vor dem mir jetzt die Haut schaudert! . . . Natur!! Das eine packt's nicht und das andere nicht! Das eine schießt rechts vorbei und das andre links! Wir sind alle Schwindler! Alle!! . . . Gib mir einen Grund, auf dem ich wieder stehn kann, eine Idee, an die ich wieder „glauben" darf, ein Einziges, das alles umfaßt,

Digitized by Google

die ganze Skala, und ... (erschöpft) ich würde es ... nochmal ... versuchen.

Url (nach einer Pause): Du wirst diese ... Synthese finden! Dir wird diese Idee ... aufgehn!

Hollrieder (zusammengesunken): Aus meinem Hirn ... wächst nichts mehr! Ein Kaputter mehr in einer Kunst, die vielleicht längst schon ...

Url: Zum alten Eisen gehört! Weil „der erste beste Grasfleck" etcetera! Deine neuste Verzweiflungstheorie! Mit solchen Anforderungen, wie du sie stellst, hättest du dich überhaupt nie ...

Hollrieder: Hättest!

Url: Also hörst du? Ich bestehe darauf! (Nach seinen Vasen hin) Ich brauch den Krempel nicht! Ich möchte wissen, was ich noch damit anfangen soll? Du mußt jetzt deine ganze Zeit haben! Und du wirst sie haben! Ich bleibe bei dir nicht einen Tag mehr, wenn du noch länger gegen dich in dieser Weise bis zur Selbstzerstörung wütest!

Hollrieder: Zehn Jahre! ... Gearbeitet wie ein Sträfling, Qualen ausgestanden wie ein Verdammter, und das ... der Schluß! ... Kunst! Greifen, was sich nicht greifen läßt, einem Phantom nachjagen, das unerreichbar ist, auf einer Nadelspitze tanzen, auf der noch nicht mal Raum für den zehntausendsten Teil eines Stäubchens ist! (Fast hysterisch; schon halb schluchzend) Auf solche ... Idiotie zu verfallen! ... (Sich wieder zusammenraffend; verbissen) „Kunst!!" (Kurzes, einmaliges Auflachen) ... Und unterdessen (höhnisch) leben andre das Leben!! ...

Url (bitter vor sich hin): „Leben!" Wie man's auch lebt ...

Hollrieder: Wie es der alte Lipsius gelebt hat! (Url aufblickend) Der hat's gelebt! Gründlichst! Der hat sich vor nichts geekelt! ... Trotz seiner bereits Sechs- oder Siebenundfünfzig! Der ist noch heute jünger, als wir beide zusammengenommen!

Url (durch seine Stimme, wider Willen, zittert Ekel): Du würdest ein solches Leben ...

Hollrieder: Weil ich zu dumm bin! Verpfuscht schon vor allem Anfang und noch mehr durch diese blödsinnigen ... (in ohnmächtiger Wut zu seinen Bildern hoch; dann halb nach der Tür rechts) durch die ich auch andre noch verpfuscht habe! ... (Wieder zu Url; von neuem; mit noch immer sich steigernder Heftigkeit) Und so ein Dummkopf ... siehst du?! (das Wort nochmal und allerheftigst) so ein Dummkopf ... bist du auch! ... Alles hättest du haben können! Alles! Und was hast du gehabt? Wie hast du dir die schönsten Jahre verfumfeit? ... Zwischen deinen Mappen hast du gehockt, in deine Bücher hast du dich gewühlt, in nichts wie in deinen ganzen Krimskrams warst du verdöst! Nichts, nichts, was nicht ödester, blödester Selbstbetrug war! Und jetzt? Jetzt bist du fertig! Fertig wie ich! Jetzt darfst du dort ... Stallknecht werden, wo wahrscheinlich andre ... im Sattel sitzen! Gratuliere!!

Url: Was habt ihr ... gehabt? Sie war außer sich! Sie will ihren Fuß nicht mehr über diese Schwelle setzen!

Hollrieder: Freut mich! Dann probt ihr in Zukunft eben anderswo! Sehr einfach!

Url: Ich werde die Stellung ... jetzt annehmen.

Hollrieder: Nimm sie und werde aus einem anständigen Kerl ein Pudel, der ihr die Schleppe nachträgt!

Digitized by Google

Url: Du selbst hast mir doch ...?

Hollrieder: Vor einer Viertelstunde! ... Jetzt kenne ich sie und weiß (mit letztem Grimm) was den, der ihr unter den Frachtwagen gerät, mit tödlichster Sicherheit erwartet. Ein Probestück, dem du, lieber Sohn, nicht gewachsen bist!

Url (unruhig): Sie scheint ja einen ... merkwürdigen Eindruck auf dich gemacht zu haben.

Hollrieder (grimmiger Hohn): Während sie dich ja ... ganz kalt gelassen hat.

Url (dem sein Verdacht zur schmerzlichsten Gewißheit wird): Das habe ich ... nie gesagt.

Hollrieder: Kommt einem mal wirklich was in die Quere, wo man fast ahnt, was einem das Dasein (wieder mit einem Blick über seine Bilder) statt dieses vertrottelnden Hinvegetierens alles zu bieten hätte, und man benimmt sich, wie'n ... (Abbrechend) Wir sind schon stupide Burschen alle beide! (Url wortlos von ihm abgewandt) ... Jawohl. Du wirst sie nicht kriegen, und ich werd sie nicht kriegen! Du, weil man dir alles verbuttert hat, und ich, weil ich der kompletteste Idiot bin. Also in die Perücken brauchen wir uns deshalb nicht zu geraten. Gott sei Dank nicht! (Da Url noch immer schweigt) Du! ... (Ihn an der Schulter packend) Url! ... Mensch! ... Sei doch vernünftig! ... Wegen solchem (durch die Zähne; das Wort nicht aussprechend).

Url (unter seiner Brutalität zusammengezuckt; einen Schritt zurück; ihm gegenüber): Wenn ich nicht ... genau wüßte ... daß du an deine ... Maßlosigkeiten selbst nie glaubst ...

Hollrieder (wieder vor dem Kalender): Elfter Januar! (Mit ohnmächtig geballten Fäusten) Elfter Januar!! ... Als ob sich alles gegen einen verschworen hätte! ... (Wieder auf und ab) So ein Pech! Mußtest du ihr auch gerade in den Weg rennen! Als ob es ausgerechnet nur die eine Straße gäbe! ... Was war denn das überhaupt für'n ... (stehngeblieben) Stiefel? ... Alt, oder jung? Schon 'n Tattrich, oder ... (sich plötzlich selbst unterbrechend. Nach dem Fenster hin, durch das über den inzwischen immer blauer gewordenen Schneedächern jetzt ein tiefroter Sonnenuntergang brennt) Herr Gott, die Sonne!! ...

Url (der auf der Chaiselongue sitzt; die Ellbogen auf den Knien, den Kopf in beiden Händen; aus seiner Stimmung vor sich hin): Finsternis.

Hollrieder (noch in derselben Stellung; plötzlich): Du!! Ihn packend) Ich hab's!! (Nach dem Fenster hin; fast keuchend) Sieh! ... Das ist noch nichts! ... Das ist noch gar nichts! ... Vor fünfzehn Jahren! ... Jene ... große Sonnenfinsternis!! ... Tausende, die früh auf den Kreuzberg gezogen waren ... aus allen Ständen, in allen Gruppen ... Menschen, Tiere ... der Himmel in hundert Farben, rund der qualmende Riesenhorizont ... das ganze Tempelhofer Feld, unabsehbar, eine wimmelnde Masse ... Erwartung ... aufschauernde Kühle, und dann, langsam ... das Grauen! Hier noch ein grelles Stück Sonnenlicht, leuchtendste Wipfel, Turmspitzen, die Gesichter lachend, fröhlich, dort schon die Dämmrung; die Tiere unruhig, die Menschen grünbleich, schwirrende Dunkelheit, Entsetzen! ... In diesem Moment stak alles! Alles!! ... Die ganze Skala! ... Da gab es

Digitized by Google

keinen, der nicht zitternd davon gepackt war! ... Das mal ich! ... (Hat sich inzwischen wieder umgedreht. Fast auf der Mitte der Bühne) Sollte ich wirklich ...? Sollte ich noch einmal ...? (vor dem Tisch schluchzend zusammenbrechend) ...

Url (erschüttert; ihm die Schulter streichelnd): Lieber, lieber Kerl! ... Es wird dir gelingen!

(Vorhang)

Hollrieder (zum Präsidenten der Sezession; nach Ausschnitt und Bild hin): Das ist nun die Probe auf mein Exempel! Wir können uns alle begraben lassen!

Der Präsident der Sezession (zu Beatrice): Wat d'nn?

Hollrieder (nach seinem Bild): Erde, Himmel, Menschen, Tiere, die ganze Menagerie aufgeboten, und dort ... ein Strauch, drei Birken und zwei Buchen!

Der Präsident der Sezession (wie vorhin): Da habn wir d'n Salat!

Hollrieder (sich mit höhnischer Verachtung im Raum umblickend): Dieser ganze Kitsch ist nicht wert ...

Beatrice: Beruhigen Sie sich doch!

Hollrieder: Haben Sie keine Augen?

Der Präsident der Sezession (durch diesen Ton verdutzt, von einem zum andern blickend; man merkt, wie ihm ein „Licht" aufgeht; zu Beatrice, die durch die Heftigkeit Hollrieders sichtlich getroffen noch immer an ihrem Platz steht, schnell doppelte, begütigende Handbewegung): Jut, jut! (Zu Hollrieder) Also denn lassen wir det Ding noch schnell zukleistern! ... Von außen de Tür zu, und inn'n 'n paar Lattn mit 'n bißkn Stoff drüber! ... So vill Zeit is noch! ... (Wieder halb zu Beatrice) Hat 'n Mensch schon sowas jehört!

Hollrieder: Glauben Sie, Sie könnten mir mit Ihren paar Latten und 'n bißchen Stoff drüber auch zugleich mein Gehirn zukleistern?

Der Präsident der Sezession (wie ungewiß, ob er recht gehört): Watt??

Hollrieder (in seiner Erregung weiter): Vor der mir jetzt endgültig klar gewordnen Erkenntnis, daß sich an ein Rechteck aus Sackleinwand kein Pinselstrich mehr lohnt?

Der Präsident der Sezession (scharf): Erloobn Sie mal!

Hollrieder: Weil für uns heute mit diesen überlebten Mitteln Eigentlichstes überhaupt nicht mehr erreichbar ist?

Der Präsident der Sezession: Sie könn'n doch nich verlangn ...

Hollrieder: Ich verlange, daß dieser Ausschnitt hier ... in Ihrer Sezession nicht das beste Bild ist!

Der Präsident der Sezession: Det verlangn Se man! ... (Jetzt ebenfalls wütend) Det Kunst keene Natur is ... wenn Se damit kommn, uff die Art könn'n wir natürlich alle inpacken! ... Da sind Sie der erste nich! ... (Unwillkürlich wieder zu Beatrice) Man sollte wirklich jlooben, mancher Mensch (wieder nach dem Ausschnitt) hätte in seinem Leben noch keenen Flieberboom jesehn!

Digitized by Google

Hollrieder (sich mit einem Ruck nach ihm umdrehend): Würden Sie ...? ...

Der Präsident der Sezession: Wat ick würde, kommt hier nich in Frage! ... Ick würde (zugleich nach dem Ausschnitt und dem Bilde hin) mir so'ne Mottn erst jahnich in Kopp setzn ... Det 'n jemalter Baum keen jewachsner is ... mein Jott!

Hollrieder: Alles oder nichts! Und da alles ...

Der Präsident der Sezession (mit der entsprechenden Geste nach dem Bilde hin): Nachdem man ihn jestern erst ...? ...

Hollrieder: Bitte, sagen Sie jenem Herrn, ich nehme sein Gebot an!

Der Präsident der Sezession (brüsk): Det sagn Se ihm man alleene! ...

Hollrieder (vor seinem Bild; veränderter Tonfall): Hat man sich zermürbt und gequält, hat man nicht einmal die geringsten Freuden gehabt ...

Der Präsident der Sezession: Und det Verjnüjn, det Ihn'n Ihre Arbeit immer selbst jemacht hat? ... Det zähln Se wohl nich?

Hollrieder (erbittertste Ironie): „Vergnügen!" ... Dieses beneidenswerte Gefühl, daß sich für einen Augenblick der Strick lockert, von dem man weiß, daß er einem schon im nächsten wieder die Kehle zudrücken wird!

Der Präsident der Sezession (achselzuckend): Cha! ... For umsonst wischt sich nich nachher jeder Hans ... (schneller Blick nach Beatrice rüber; sich mit Rücksicht auf sie noch flink verbessernd) jeder Hans Dämlack de Neese an Ihn ab!

Hollrieder: Die sogenannte „Entwicklung" weiterschieben! Sich das Gehirn aus dem Schädel schinden! „Kunst"werke fabrizieren! (Einmaliges, kurzes, grimmiges Auflachen) Hä!

Der Präsident der Sezession: Dazu sind wir doch noch jrade jut jenuch! ... (Wieder halb zu Beatrice) Ich möchte wissn, wat der sonst wollte!

Hollrieder: Leben!!

Der Präsident der Sezession: „Leben??" ... Sie?? ... Nachdem Se nu (nach dem Bilde hin) uff diese Weise schon länger als zehn Jahre nischt jetan habn, als det Se in een'n wech mit 'm Kopp jejn de Wand jerannt sind? ... Lassn Se man! ... Det könn'n Sie nich mehr, und det kann ick nich mehr! ... Det habn wir überhaupt alle beede nie gekonnt!

Hollrieder (immer verbissener): Dann werde ich für meinen Teil es jetzt eben noch lernen!

Der Präsident der Sezession (zorniger Lachlaut): Det versuchn Se man! ... Witt 'n scheenet Jemiese wern! Nee! ... N kleen'n Piepvogl ham wir alle! Ick schon überhaupt! Aber so een'n ... (Wieder zu Beatrice; sich dabei zerstreut nach der Tasche fühlend) Und meine Rede hab ich nu ooch bald zu haltn! ... Wo isse d'nn? ... (Das Manuskript wieder zurückgleiten lassend) Alles wat recht is, aber damit kann'k mir nu nich länger mehr uffhaltn! ... (Mit einem letzten Blick nach Hollrieder) Dem setzn Se man d'n Kopp zurecht! ... (Ärgerlich durch den zweiten Mittelraum nach rechts ab.)

Digitized by Google

Hollrieder (nach einer kurzen Pause zu Beatrice, die sich noch nicht von der Stelle gerührt hat): Falls Sie für Ihre Reise noch ... Vorbereitungen zu treffen haben? Sie werden sich verspäten! ...

Beatrice: So ... wollen Sie, daß ich ... von Ihnen gehe?

Hollrieder (achselzuckend).

Beatrice: Warum sollten wir nicht wenigstens ... als gute Freunde scheiden?

Hollrieder: Gewiß! Warum nicht? ... Können wir ja!

Beatrice: Also nicht einmal das!

Hollrieder (kurz): Nein.

Beatrice (nach einer kleinen Pause): Ihr Werk hält alles, was Sie sich von ihm versprochen haben.

Hollrieder (scheinbar zerstreut die übrigen Stücke musternd, sein eignes Bild immer vermeidend): So! ... Hm! ... Na ja! ... Da schein ich mir ja dann also nicht allzuviel versprochen zu haben!

Beatrice (nach einer erneuten kleinen Pause): Sie haben sich ... diese letzten drei Monate ... zu sehr überarbeitet! Sie werden vielleicht schon morgen ... oder doch hoffentlich ... in einigen Tagen ...

Hollrieder: Interessiert Sie das noch?

Beatrice: Vielleicht ... bin ich ... mit schuld daran, daß Sie jetzt in dieser Verzweiflung sind.

Hollrieder: „Verzweiflung?" ... Ich habe mich nie wohler befunden!

Beatrice (stumm).

Hollrieder: Es kann für jeden nur gesund sein, wenn er von seinen Illusionen geheilt wird! ... (da Beatrice auch jetzt noch schweigt) Von seinen Illusionen über sich und ... (unwillkürlich die Stimme etwas sinken lassend) über andere.

Beatrice (nach einem letzten Zaudern; mit plötzlicher Entschlossenheit; trotzdem noch stockend): Und wenn ich nun ... bliebe?

Hollrieder: Jetzt?? ... Nach dieser ... (zorniger Blick nach Ausschnitt und Bild hin) Niederlage?!

Beatrice (bestimmt): Ich bleibe!

Hollrieder (der sich nicht von der Stelle gerührt hat; nach einer kurzen Pause; bitter): Um den Gebrochnen zu trösten! Um den Geschundnen in Watte zu wickeln! Danke!! ... (Beatrice dabei nicht ansehend) Ich kann ... dieses Opfer nicht annehmen! ... Ich will's nicht!

Beatrice: Es ist kein Opfer!

Hollrieder (steht da und starrt sie groß an).

Beatrice: Und selbst ... wenn's eins wäre! ... (den Blick zu Boden; etwas leiser) Da ich's doch ... bringen will?

Hollrieder (nach einem letzten, kurzen Kampf mit sich; sie immer noch dabei ansehend; langsam): Wollen Sie mir das Geheimnis ... das sich hinter Ihrer leidenschaftlichen Anklage gestern ... barg ... jetzt aufdecken?

Beatrice (nach einer kurzen Pause; ihn offen anblickend; mit einem leichten, fast frohen Klang in der Stimme): Wozu? ... Uns bindet beide nichts! ... Wir sind frei! Und ich will nicht ... daß wir diese Freiheit ... jemals aufgeben!

Digitized by Google

Hollrieder (einen kleinen Schritt zurückgetreten; wie mit sich im Unklaren, ob er den Sinn ihrer Worte auch wirklich voll erfaßt und verstanden hat): Soll das . . . heißen . . .

Beatrice: Das soll heißen, Sie sollen sich durch nichts an mich gefesselt fühlen! Sie gehören sich und der Kunst! Was Sie jetzt auch peinigt und quält, Sie werden wieder zu ihr zurückfinden! Ich will in Ihrem Leben . . . (die Stimme sinken lassend) nur eine Episode gewesen sein!

Hollrieder (den Blick zur Seite; an seinen Worten wie würgend): Jener . . . Dinge wegen!

Beatrice (einen Schritt auf ihn zu; flehend): Lassen Sie . . . sie ruhn!

Hollrieder (finster).

Beatrice (noch einen weiteren Schritt auf ihn zu): Drückte mich eigne Schuld . . . ich würde sie Ihnen bekennen! . . . Glauben Sie mir! . . . (Warm; eindringlich; seinen Blick suchend) Sie machen sich alles viel zu schwer! . . . Vielleicht ist nichts in der Welt wert, daß man sich seinetwegen . . . um den Augenblick betrügt!

Hollrieder (der sie jetzt wieder groß ansieht; wie visionär): Um den Augenblick . . .!

Beatrice: Sie haben noch nie an ihn gedacht! Immer bloß an jene Handvoll Menschen, die dies bißchen Gegenwart mal so sehn soll, wie Sie es gesehn haben! Sie haben stets nur in einer fernen Zukunft gelebt!

Hollrieder (wie vorhin; noch gesteigert): Ich habe . . . überhaupt noch nicht . . . gelebt! . . . (Nach einigen Augenblicken; wie von seinen Worten aufs schmerzlichste gequält) Leben! Leben!! Alles übrige . . .

Beatrice (mit gleich starker Leidenschaft; fest): Sie werden Ihr Höchstes nur erreichen, wenn Sie sich mal ganz . . . dem Augenblick geben!

Hollrieder (nach einigen Sekunden, als ob er sich von etwas befreit hätte, mit ausgestreckten Händen auf sie zu): Du hast . . . recht! . . . (Er hält ihre Hände, beide sehn sich an) Der Augenblick! . . .

(Vorhang)

Rundschau

Allgemeineres

Vom Amerikanismus im deutschen Geistesleben der Gegenwart

Ein Kulturbrief *

Mein Freund in Plato; ich beglückwünsche Sie! Ihre „Bewiesenheit" in jeder Hinsicht hat Sie zum gesuchten Gast der Welt werden lassen, die sonst, von andern, gar sehr sich suchen läßt: der adeligen Hochfinanz und des finanzgesegneten Hochadels. Und dazu gratuliere ich dem Philosophen

* Die in diesem Aufsatze besprochenen Bücher führen die folgenden Titel: Prentice Mulford: Der Unfug des Sterbens. (Langen, München, geb. 3,50 M.) Charles Ferguson: Diesseits-Religion (br. 2,50, geb. 3,50 M.). Derselbe: Lebens-Bejahung (br. 2,50, geb. 3,50 M., beide Diederichs, Jena). Henry D. Tho-

Digitized by Google

in Ihnen, denn was für herrliche Studien über Anpassung können Sie da machen! Nicht wahr: die Tiefseefische bekommen abnorm große Augen, damit sie bei dem geringen Lichte, das in ihre Tiefen dringt, noch sehen können; das Rebhuhn nimmt die Farbe des Ackers an, auf dem es lebt — und so geht ein Zug durch das ganze Tierreich: Schärfung der Organe, die zum Erwerb des Unterhalts dienen, und Schutz des Organismus gegen Feinde und zerstörende Einflüsse. Und diese Tendenz macht vor der menschlichen Seele nicht Halt; auch die strebt, wie unser Spinoza sagt: suum esse conservare, und das heißt hier, sich unter möglichst geringem Energieverlust mit der Umgebung ins gleiche zu setzen. So mag denn auch die Seele derer, die die Macht der Welt in ihrer kompendiösesten Form in der Hand haben, Organe aus sich hervortreiben, durch die sie aus ihrer gewählten Umgebung das herausziehen können, was diese nur spärlichst bietet, wie Freundschaft und Ehrlichkeit, und so mögen solche Seelen als Ganze auf eine Form zustreben, die unter den gegebenen Umständen die höchste Beständigkeit verheißt und gegen all die zahlreichen Feinde und Vergiftungen (davon die schlimmste die Blasiertheit sein mag) möglichst gefeit ist. Ob solche Leute auch philosophieren? Ich habe immer geglaubt, sie müßten es, denn Philosophie ist durchgehend bei allem menschlichen Tun dasjenige, was aus dem gewohnten Kreise hinausführt. Nehmen Sie einen Mathematiker an! Solange der gegebene Aufgaben nach gegebenem Schema löst, ist er nur Fachmann. Nun lassen Sie ihn aber eine neue Rechnungsart erfinden, wie Leibniz und Graßmann: dann muß er zum Philosophen werden, denn nun muß er neue Methoden ersinnen, da ihn die alten verlassen, und diese Erfindung kann eben nicht ohne Philosophie, das ist ohne gewisse höchst allgemeine Vorstellungen vor sich gehen. Nun schreiben Sie mir einiges von den metaphysischen Hintergründen, die Sie hinter Tun und Lassen Ihrer jetzigen Umgebung bemerkt haben. Erlauben Sie mir, daß ich von vornherein bemerke: das, was wir in der Schulsprache das Ontologische nennen, das ist die Vorstellungen über Gott, Seele usw., scheint mir dort unglaublich primitiv zu sein. Aber das Ethische ist interessant: das ist in der Tat ein Anpassungsprodukt.

Ist dies jetzt auf ethische Formeln Gebrachte damals, als es uns gelebt, nicht formuliert wurde, das eben von uns so genannte „Philosophische“ gewesen, das ist dasjenige, was über den gewohnten Kreis der kaufmännischen Vorstellungen und Erfahrungsweisen hinausgeführt hat, und dann der Operator geworden in jenen weltumspannenden Mächten, mit deren Inhabern Sie jetzt zusammen sind? Ich wage die Frage weder zu verneinen noch zu bejahen. Sie aber meinen: jene Ethik sei durchaus made in America und schicken mir zum Beleg Ihrer Ansicht ein ganzes Paket Bücher, die in Ihrer Umgebung umlaufen und den Niederschlag aus deren geistiger Lebensluft bilden. — Ich kann diese Ansicht den Dokumenten

---

reau: Walden oder Leben in den Wäldern (Diederichs, br. 5,—, geb. 6,— M.). Walt Whitman: Grashalme (Diederichs, br. 5,—, geb. 6,— M.). Wilhelm Müller: Amerikanisches Volksbildungswesen (Diederichs, br. 2,50, geb. 3,50 M.).

Digitized by Google

zufolge nicht teilen. Der repräsentative Denker Amerikas, Emerson, ist erschöpfend zu begreifen als ein Ausläufer des deutschen Idealismus, und wenn die deutschen Gedanken bei ihm und seinen Nachfolgern auch anonym geworden sind, so hören sie doch darum nicht auf, deutsche Gedanken zu sein. Doch, über Emerson ein andermal, für heute zu Ihren Büchern. Da ist zunächst ein ganzer Stoß, den Sie in schwarzes Photographenpapier eingeschlagen haben. Vollkommen mit Recht, denn eine Beleuchtung verträgt das nicht, was sie enthalten. Denn dies ist das früher erwähnte Ontologische — amerikanische Ontologie. Habe ich recht verstanden? Unsre Gedanken sollen imaginäre Tiere sein, die ebenso in unsrer Seele herumschwimmen, wie die weißen Blutkörperchen in unsrem Blute? Diese Wesen sind an sich neutral, sie bekommen aber eine höchst kräftige Wirksamkeit dadurch, daß wir unsre Aufmerksamkeit auf sie richten und sie in unsern Willen aufnehmen? Dann können sie nämlich den Bereich unsres Leibes verlassen, und in der materiellen oder geistigen Welt zu unserm Nutzen oder Schaden wirken? Sie sind also, mit Verlaub: eine Art von inwendigen Kopfläusen, die sich erst am Blut unsrer Seele, das ist an unserm Willen Kraft trinken und dann unsre Mitchristen belästigen? Ich empfehle gegen sie das Insektenpulver der Lächerlichkeit.

Anfänglich war ich sehr geneigt, das Buch von Prentice Mulford „Der Unfug des Sterbens“ in die nächste Nähe dieser vagabundierenden Gedanken zu rücken, das wäre aber, wie mir das Lesen gezeigt hat, unrecht. Gewiß, das Ontologische ist wieder vollkommen unglaublich, aber das Buch als Ganzes ist beherrscht von der Absicht, eine neue Verkündung von der Allmacht des Menschenwillens über Gedanken und Sachen zu sein, und diese Absicht hat immer meine Liebe gehabt. Neu ist sie ja nicht, und als Deutscher darf ich vielleicht bescheidentlich daran erinnern, daß ein gewisser Immanuel Kant, wenn er auch sich und seiner Umgebung das Sterben nicht hat abgewöhnen können, dennoch einiges über die Macht des Gemütes durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden geschrieben hat, was auch jetzt, nachdem Mulford sein „Evangelium“ geschrieben hat, noch lesenswert ist.

Überhaupt: unter einem „Evangelium“ scheint man es da drüben nicht zu machen; Sie allein schicken mir nicht weniger als zwei zu. Charles Ferguson beschäftigt sich damit, eine Haltung der Seele zu finden und zu beschreiben, die dem Menschen erlaubt, tapfer um deswillen auf der Erde zu stehen, weil er sich im Unendlichen gegründet weiß. Ich verbeuge mich vor dem Pathos des Freiherrn von Leibniz, das, wie „das gestaltlose Sausen des Glockengeläutes“ (Hegel) aus den Prophetien Fergusons tönt; kann aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es dem Gesamteindruck des Buches nicht schädlich sein würde, wenn sein Verfasser auch wüßte, wo denn eigentlich die Glocken hängen, die aus seinem Buche, oft recht verworren, herausklingen. So schreibt Ferguson: „Es gibt einen vielgewürdigten sokratischen Lehrsatz, der besagt, daß der Mensch selbst das Maß aller Dinge sei . . .“ Um Vergebung, Herr Ferguson, jedes Konversationslexikon wird Ihnen bestätigen, daß dieser Satz von Protagoras herrührt und von Sokrates sehr lebhaft bestritten

Digitized by Google

worden ist. Überhaupt verdrießt das Ungepflegte dieser Essays. Die Manier, alles niederzuschreiben, was ihm einfällt (eine Nichtachtung des Lesers), die Ungeduld, nicht warten zu können, bis ein Einfall zu einem Gedanken ausgereift ist, kurz: dieser Naturalismus im Schriftstellern sät dem Verfasser viel Unkraut zwischen seinen Weizen und läßt allzuoft bunte, aber wertlose Blumen das Korn überwuchern. Immerhin ist vieles richtig, einiges überraschend gesehen. Und für den Philosophen von Fach ist es ganz sicher interessant, daß die Mission, der Träger der Weltzukunft (in einer ideellen Bedeutung) zu sein, die Fichte einst seinen Deutschen vorbehalten hatte, von Ferguson jetzt den Amerikanern zugewiesen wird. — „Wahre Prinzen aus Genieland zahlen bar, was sie verzehren" — ich sehe einstweilen noch nicht viele für Carnegies Volksbibliotheken zahlen, doch mag dies ja immerhin der Dünger für künftige Melonen sein.

Ich kann Ihnen, Verehrtester, darin nicht zustimmen, daß Sie Rousseau zu gar so etwas Exemplarischem und Niedagewesenen machen. Rousseau ist ein Funke gewesen, wie er immer dann in der Geschichte aufblitzte, wenn die Isolierschicht, die der Mensch zwischen sich und die animalischen Bedingungen seines Seins gelegt hatte, gar zu undurchdringlich wurde, und der stark wurde dadurch, daß er diese Isolierschicht durchschlug. Was sind die Zyniker im alten Athen anders gewesen als Reaktionäre zum Animalischen, wie es in der Höhenluft des Plato und Aristoteles nicht recht gedeihen konnte? Was beseelt die Hirtengesänge Virgils und was zog die römischen Leser zu Katull, zu Horatius Flakkus hin? Doch nichts andres als die Sehnsucht, aus diesem — ihnen gleichwohl unentbehrlichen — Leben der Künstlichkeit und der Surrogate, das sich Großstadtleben nennt, zu irgendeiner Natur zurückzukommen. — Nun, einen Rousseau mit Farmerpraxis, einen Sänger von Hirtengedichten und einen Zyniker in einer edelsten Bedeutung des Wortes kann ich Ihnen in Thoreau Walden vorstellen, der eine Rückkehr zur Natur nicht nur predigte, sondern in seiner eigenen Lebensführung verwirklichte. Dieser Mann aus dem Kreise Emersons hat einen Rat befolgt, den Schopenhauer einst für das Betrachten von Kunstwerken gegeben hat: man solle sich vor ein Kunstwerk hinstellen wie vor einen Grandseigneur und abwarten, bis es einem was sage. Dies Kunstwerk ist für Thoreau die Natur gewesen — und siehe da — sie hat ihm mancherlei gesagt. Naturschilderungen, die alle Formen der Poesie vom Drama bis zum Epos am „unbeseelten" Material durchführen, schlichte Gedanken, die sich in der unmittelbarsten Nähe des Erlebnisses halten, von dem sie abgezogen sind, und eine durchaus nicht gemachte, alles durchziehende Liebe für die „Brüder" in Wald und See machen das Lesen dieses Buchs bedeutend angenehmer, als das der grassierenden Evangelien, deren Verfasser es häufig noch nicht einmal dazu bringen, all die großen Denker der Vergangenheit, die in bescheidener Ungenanntheit ihre eigene Denkmaschine speisen, auf eine eigene Art zu mißverstehen.

Muß denn jede Ungewöhnlichkeit gleich ein zureichender Grund sein, den Mann, der sie vorstellt, ohne Nachprüfung seiner absoluten Kraft, gleich zu einer ungeheuren Kulturmacht mit positivem oder negativem Vorzeichen zu

Digitized by Google

machen? Diese Frage haben mir die Beurteilungen nahegelegt, die ich über Walt Whitman gelesen habe. Whitman hat für seine Lyrik nicht die aus der Heinezeit überkommenen Kulissen genommen, sondern hat die Wirklichkeit selber — die amerikanische Wirklichkeit mit Dampfhämmern und Dampfpflügen — zur Kulisse gemacht. Ist das wirklich so etwas Ungeheures? Ist es nicht vielmehr eine der Wirkungen des damals allgemein herrschenden sogenannten „Realismus"? (Wie Sie wissen, hasse ich diese ...ismen, denn es ist ein Unfug, zum Einteilungsprinzip in Kunstsachen Eigentümlichkeiten des behandelten Stoffes zu machen, statt es in charakteristischen Unterschieden der den Stoff überwindenden Form zu finden.) Nun, Whitman hat mit Kraft und Eigenart ein bekanntes Goethesches Rezept befolgt und hat vielerlei gepackt und gestaltet, das sich wohl sehen lassen kann. —

Welches Buch mir nun aus den gesandten am besten gefallen hat? Das letzte, das anspruchloseste: Wilhelm Müller: „Amerikanisches Volksbildungswesen". Was zunächst den materiellen Hintergrund der amerikanischen Volksbildung angeht, die gewaltigen Budgets, neben denen wir sehr abfallen, so bin ich hier sehr geneigt, den Berliner als Erzieher zu betrachten und mir nicht ohne Not imponieren zu lassen. Solange es Millionen von Amerikanern gibt, denen, wie wir das neulich gesehen haben, ein Preisboxen das größte geschichtliche Ereignis des Jahrhunderts ist, mag der Sieger von Königgrätz ruhig sein: die Instrumente allein machen noch kein Orchester. Aber ganz fraglos ist es, daß man von dem Experimentieren der Amerikaner mit allerlei, meist übrigens von Deutschen ersonnenen Bildungsmethoden die Ergebnisse kennen sollte, wozu das Müllersche Buch ausgezeichnete Dienste leisten kann. Und dann werden da allerlei neue und höchst anziehende Gedanken verwirklicht, von denen ich einige auf das Geratewohl herausgreifen will: Eine Schule für junge Mütter und solche, die es werden wollen; die besondere Kultur der linken Hand, die gegen die rechte bei unsrer Erziehungsweise ganz ungebührlich zurücktritt; die Fertigkeit, den schriftlichen Gedankenausdruck für Dinge zu finden, die in das tägliche Leben eingreifen; die Handhabung der Schuldisziplin durch die Schüler selbst. — Sie sehen: Müllers Buch bietet allen, die wie Sie und ich auf einer besorgten Flucht vor Weltanschauungsbüchern sind, eine belehrende Gastlichkeit. Auch hat es mich gefreut zu sehen, daß, wenn geistige Erzeugnisse auch einen Herkunftstempel trügen, dann auf den meisten amerikanischen Erziehungsgedanken, ebenso wie auf den brauchbaren Stücken ihrer Methaphysik stehen würde: made in Germany. Chauvinismus!? Mag sein, aber einzelne wie Nationen kommen oft durch ihre sogenannten Fehler weiter als durch ihre sogenannten Tugenden. Siehe Gleims Fabel vom Hirsch, der sich im Wasser besieht. Chauvinismus ist ein Instinkt nationaler Selbstbehauptung. England hat uns gezeigt, wie weit man mit ihm kommt, und ein Ausarten unsres Sinnes für nationale Selbstbehauptung in nationale Brutalität ist wirklich nicht zu befürchten. Ich schließe: dies eben war das „Bengalische", wie der alte Fontane zu sagen pflegte, das immer am Ende kommt.

Friedrich Kuntze

Digitized by Google

Um Schönherr

Seit Schönherrs „Glaube und Heimat“ über ein paar Dutzend Bühnen gegangen ist, verlief kaum eine Woche, ohne daß die Zeitungen irgend etwas von dem Autor zu melden hatten. Besuch in Kiel, kaiserliche Huld, Vortrag des Paters Schmidt, Schönherrs sehr derbe Erklärung über den Unterschied zwischen Mann und Frau, nämlich Karl Schönherr und Enrika von Handel-Mazzetti, endlich die überraschende Nachricht, Schönherr habe wegen Beleidigung durch einen offenbar ohne die Absicht der Schreiberin veröffentlichten Brief K l a g e erhoben.

Der Kunstwart, als ein Blatt für Ausdruckskultur, ist vielleicht der Ort, um ungestraft auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die in der übermäßigen Beschäftigung der öffentlichen Meinung mit dem Nebensächlichen einer neuen Erscheinung liegen.

Sie liegen einmal in der Mechanik des öffentlichen Lebens: mit wem man die großen Massen in solcher Weise beschäftigt, der läuft Gefahr, zum Modeartikel zu werden, der bald von einem andern Modeartikel abgelöst werden mag. Die Gegner, die jeder neue Mann hat, können sich nichts Besseres wünschen, als diese Übergipfelungen in das angesichts der Qualität der Werke völlig Unhaltbare hinauf: sie haben später mit einer zurückweisenden Kritik mehr Erfolg, als ihnen sachlich gebührt. Mindestens in einem Teil haben sie dann Recht, und es ist immer ärgerlich für die Vielen, wenn sie sich genasführt fühlen, — ihre Enttäuschung muß das Opfer entgelten.

Gefährlicher scheint mir das Treiben für den Dichter selbst. Mag es auch sehr gewagt sein, über die subjektive Seite öffentlicher Erlebnisse zu spekulieren, es sei doch versucht, ohne Eifer anzudeuten, wie ich gerade diese Gefahren sehe. In meiner Anzeige von „Glaube und Heimat“ im achten Hefte habe ich als die Gefahr von Schönherrs Talent das „Theater“ bezeichnet: „es kommt alles darauf an, ob Schönherrs eigentliches Poetentum diese Theatergefahren überwinden wird“. Ich habe damals mein Vertrauen auf Schönherrs meines Erachtens feinstes und „theaterreinstes“ Werk gegründet; bedenklich war auch dabei allerdings schon, daß er in der zweiten Auflage dieses Buch dichterisch geschädigt hat durch Änderungen, die vielleicht für das äußerlichste Bühnenglück förderlich scheinen konnten. Nun legt Schönherr in der Zeit seiner größten Popularität abermals ein Buch vor. Es sind Novellen und Skizzen, „A u s m e i n e m M e r k b u c h“ betitelt.* Ich glaube nicht, daß diese Veröffentlichung dem Dichter Schönherr nützen kann. Es soll, was er da gibt, nicht herabgesetzt werden; verglichen mit Durchschnittlichem läßt das Buch immer noch außergewöhnliche Kräfte verspüren. Man fühlt, daß Schönherr, indem er, meist in Tirol, allerlei bäurische und ländliche Begebenheiten beobachtet, weit schärfer als die meisten zugeblickt hat, inniger sich hineingefühlt. Aber es ist sehr bemerkenswert, w i e er hier, wo die formende Kunst zurücktritt, die Dinge darbietet. Die sozialen und individuellen Zustände könnten ganz einfach für sich sprechen, wie etwa in guten Reisebeschreibungen. Sie könnten aber auch mit deutlicher Absicht so hingestellt sein, wie sie ein leidenschaftliches Temperament sah, unter Verzicht auf Naturwiedergabe. Fühle

* Erschienen im Verlage L. Staackmann, Leipzig

Digitized by Google

ich recht, so möchte Schönherr das erste, er könnte wohl auch das zweite; sein Temperament hat aber etwas Tendenziöses, hie und da sogar Selbstgefälliges an sich, so daß er die Natur selten ohne posenhafte Aufmachung gibt. Wie er gewisse Beobachtungen ausbeutet und seine Auslegung dann ins Sentimentale übertreibt, das scheint mir sogar recht bedenklich. Kurz, dieses neue Buch empfiehlt sich niemand, der sich den Geschmack an Schönherrs bestem Teile erhalten will.* Daß er es herausgab, gerade jetzt herausgab, obwohl es anscheinend schon ziemlich alte Arbeiten enthält, darf man wohl mit der gegenwärtigen „Aktualität" des Dichters in Verbindung bringen. Hört man endlich, daß Schönherr neuestens sich zu einer größeren Vorlesungtournee entschlossen habe, so wird man vielleicht verstehen, welche Gefahren vorhin gemeint waren, und warum Freunde des Dichters in dem Tiroler Dramatiker dieser ganzen neueren Entwicklung nicht ohne Besorgnis zuschauen. Ez. Nidden

Des Knaben Wunderhorn

Eine neue, sehr schöne Ausgabe von „Des Knaben Wunderhorn" verdient aufrichtige Empfehlung. Es ist der dreibändige Faksimiledruck nach der ersten Heidelberger Ausgabe, den der Insel-Verlag zum Jahrhundertjubiläum dieses Werkes veranstaltet hat. Faksimiledrucke gibt es seit dem 18. Jahrhundert; einer der ältesten ist wohl der 1741 hergestellte mediceische Virgil zu Florenz. Die genaue Nachbildung der Urgestalt eines Buches ist, sparsam und nur für merkwürdige Werke angewendet, eine Form der Verehrung durch die Späteren, die gutzuheißen ist, die zwischen den Zeiten Brücken schlägt. — So empfing, vor jetzt hundert Jahren, Goethe das Buch durch die Romantiker: und gleichzeitig ist die Lebendigkeit der Lieder, ist unser dankbares Zurückblicken in jene Tage, unser Ehren ihrer Arbeit in der Tatsache dieses erneuerten Werkes ausgedrückt, auf dem noch kein Bibliotheksstaub liegt, das neu aus einer künstlerischen Druckerei und Binderei unsrer Tage hervorging! — Im Zusammenhang hiermit sei zweier anderer, billiger Neuausgaben des „Wunderhorns" gedacht, der ebenfalls im Insel-Verlag erschienenen kleinen Auswahl von Friedrich Ranke, und der größeren von Paul Ernst, bei Georg Müller in München.

Wilhelm von Scholz

* Angemerkt sei jedoch, daß auch zwei Stücke andrer Art in dem Buch sind, eine etwas pathetische, aber doch kräftige Prosa-Ballade, darstellend den Kampf am Iselberg 1809, und eine Raufszene von starker einfacher Naturgewalt.

Die Entwicklung schreitet „furt"

Hast du dich, Leser, nicht schon der genügsamen Kleinen gefreut, wenn sie sich über ein Versprechen oder, falls sie schon lesen konnten, einen Druckfehler ihrerseits so recht von Herzen freuten? Ich meine: über ein Versprechen rein als solches, nicht etwa, weil sich eine komische Beziehung ergab, nein, zum Beispiel wenn einer statt „gefunden" „gefonden" oder statt „Stunden" „Stonden" sagte? Nun haben wir seit einiger Zeit bekanntlich neben den Teppichen der Kopfclowns, die sich in Prosa betätigen, in einigen Zeitungen auch je ein Trapez für poetische. Eine Probe Gottliebischer Turnkunst aus dem „Tag":

Digitized by Google

„Von Paris flog er nach London,
Leicht umflattert, laut umschwirrt,
Und er hat den Weg gefonden,
Und er hat sich nicht verirrt.

Von Paris flog er nach London,
Landete in keinem Ort,
Und er brauchte nur vier Stonden,
Und es ist ein Weltrekord.

Wer es liest, erstaunt gelinde:
In vier Stonden war's getan?
Von Berlin nach Swinemünde
Fährt so lang die Eisenbahn.

Tapfer durch den Wolkenschleier,
Von dem Apparat umsurrt,
Strahlt der neue Mensch, Herr Prier, —
Die Entwicklung schreitet furt!"

So etwas muß gefallen, sonst käm's nicht so oft, an so etwas freut sich das intellektuelle Deutschland. Und so ist's einfach nicht wahr, daß wir anspruchsvoll seien, im Gegenteil, wir werden bescheiden wie die lieben Kindelein.

Eine Zentralstelle zur Bekämpfung der Schundliteratur

Der Kampf gegen den Schmutz und Schund beschäftigt ganz Deutschland. Überall hat man aus den örtlichen und besonderen Bedingungen heraus auf dem noch verhältnismäßig neuen Gebiete Erfahrungen gesammelt: wer den Kampf an irgendeiner Stelle von frischem beginnen will, kann bereits eine nicht geringe, von Männern aller Richtung geleistete Vorarbeit nützen. Einen Mangel bedeutet es aber, daß diese Vorarbeit zerstreut, zum Teil wenig bekannt, und minder Unterrichteten daher schwer zugänglich ist. Die Mitglieder des Dürerbundes fanden im „Dürerblatt" eine Sammel- und Aussprachstelle, die dem aufmerksamen Beobachter eine große Menge von Ratschlägen und praktisch brauchbaren Kenntnissen auch in diesen Fragen darbietet. Die Zeitschrift „Hochwacht" dient diesem Zwecke ausschließlich, und eine soeben bei Heymann erschienene Flugschrift stellt die bis jetzt durchgeführten Maßregeln zur Bekämpfung des Schundes zusammen. Im Anschluß an die „Zentralstelle für Volkswohlfahrt" ist nun ein Ausschuß zum Kampf gegen den Schmutz und Schund begründet worden, in dem die bedeutendsten Vereinigungen und Volksbildungsorganisationen Deutschlands, soweit sie bei dieser Arbeit mitwirken, ohne Unterschied ihrer sonstigen Richtung vertreten sind. Dieser Ausschuß wird die Aufgabe haben, möglichst alle Kenntnisse, die in den Bemühungen um die Verdrängung schlechter und die Verbreitung guter Literatur gewonnen werden, zu sammeln und als eine Zentralauskunftsstelle weiterzugeben. In der gründenden Versammlung wurde besonders nachdrücklich betont, daß der Ausschuß vor allem die Bildung von örtlichen Vereinigungen allenthalben, auch auf dem Lande, das bisher vielfach vernachlässigt worden ist, ermöglichen solle: nur persönlichste Arbeit im kleinen und kleinsten könne erfolgreich sein, aber allerdings womöglich von einer Zentralstelle aus systematisch beratene und angeregte. Sie sollte von Vertrauensmännern und Helferschaften geleistet werden, die unter sich (nach dem Muster von Stettin) engere Stadt- und Landbezirke aufteilten. Möglicherweise könnten sich diese örtlichen Organisationen an die Ausschüsse für Jugendpflege angliedern, die nach dem neuen Erlaß überall entstehen werden. Wie denn

Digitized by Google

überhaupt zu wünschen und zu hoffen ist: diese neuen Unternehmungen und Vorschläge möchten es dahin bringen, daß die Frage der Schundliteratur nicht mehr, wie vielfach geschehen, als eine Einzel- und Sonderaufgabe literarischer Natur, sondern allenthalben im Zusammenhang unsrer sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung unsrer Gesamtkultur, vor allem als eine soziale Aufgabe behandelt werde. U

Irrwege und Seitensprünge

Berliner Theater

Es waren trübe, nebelumsponnene Nachwintertage, als wir, vor drei Jahren, glaub ich, Ossip Dymows „Nju“ kennen lernten; der Flieder blühte, die Schwalben schossen zwitschernd über die Dächer, die Frühlingssonne lachte und lockte in den Gassen, die sich auf den ersten schönen Maiensonntag vorbereiteten, als wir auf seine „Irrwege“ geführt wurden — lag es an diesem Unterschied der Zeiten und Jahresstimmungen, daß uns das Schicksal der törichten kleinen Njura wie ein Gebilde aus hoffnungsvoller Dichterhand erschien, von dem ein letzter schmerzlich-melancholischer Nachhall noch heute nicht ganz verklungen, und daß hingegen dies neue Werk desselben jungen Russen wie eine wohlfeile Legierung aus abgestandenem Lyrismus und berechneter Theaterei auf uns wirkte? Oder sollen wir den veränderten Schauplatz mit seinen veränderten Mitteln und Möglichkeiten dafür verantwortlich machen? Damals waren es Reinhardts Kammerspiele mit Gertrud Eysoldt in der Titelrolle, die aus der scheinbar so nichtigen Alltagstragödie eines von schamlosem Dichteregoismus zertretenen Frauchens Stimmen der Tiefe lösten; diesmal hatte der „Verein für Kunst“ zu einer eiligen Sonderaufführung neben die beiden Träger der weniger wichtigen Männerrollen zwei Schauspielerinnen gestellt, die durch allerlei Klügeleien und Nachäffungen berühmter Muster vergebens ihre Ahnungslosigkeit zu verdecken suchten. Leicht freilich hatten sie's nicht. Sie sollen verständlich, bewegend oder gar erschütternd machen, daß Liebe oder doch das müde Gefühl, das diese vom Schicksal wissend gehetzten und genarrten Menschen so nennen, immer da hinfällt, wo es von den Dornen aufgespießt und von den Vögeln gefressen wird, während anderswo das Erdreich nach den Körnern lechzt, die ihm vorenthalten werden. Ein Labyrinth und ein unblutiges Massaker der Liebe, denen die rechts und links reichlich gepflanzten Blumen der Lyrik, der Diskussionen und Sentiments nichts von ihrer Dumpfheit nehmen. Auch dann nicht, wenn sich der osteuropäische Melancholiker plötzlich in einen schier westeuropäischen Theaterroutinier verwandelt. Man muß schon das Buch (Berlin, Ladyschnikow & Co.) zur Hand nehmen, um auch hier noch etwas von den feinen, leise verschwebenden, zart verhauchenden Mitteltönen seelischer Beziehungen zu spüren, die uns für die „Nju“ soviel Zärtlichkeit abgewannen. Zwar erinnern wir uns jetzt: auch dort knallten schon die Revolverschüsse des eifersüchtigen Gatten, aber das Pathos, das damals durch seine begütigende Ironie versöhnte, wird hier zu einem theatralischen Selbstzweck, dessen Handwerksmäßigkeit sich verstimmend mit billiger Sentimentalität mischt und hinterher selbst die kühne, überlegene Sicherheit der ersten Szenen Lügen straft.

Theater

Digitized by Google

Während dies zwiespältige Stück einer zwiespältigen Begabung abseits vom Wege um ein bißchen Liebe, aber auch schon um ein bißchen Sensation warb, setzt das zünftige Theater seine Kreuzungsversuche munter fort. Gestern hieß das Pärchen Tragödie und Zirkus, heute heißt es Burleske und Kinematograph. Und diese beiden haben nun nicht mehr nötig auszuwandern, um ihre Liebesfeier zu begehen: sie halten ihre Hochzeit gutbürgerlich zu Hause, im Neuen Schauspielhause. Alles, was der Brautvater oder sein Stellvertreter — denn der eigentliche Herr des Hauses ist ins Trianontheater übergesiedelt, um das „Prinzchen", einen mehr als schamlosen Liebesschwank von Robert Misch, zu spielen — da aufzubieten braucht, ist ein Lichtbildapparat oben im dritten Rang, gegenüber der Bühne. Der spart Zeit, Schauspieler, Statisten und Requisiten. Er ist wie der kleine Finger im Händchenspiel unsrer Kinderchen, geht hin und plaudert alles aus, was sich zwischen den Akten begibt, alle Episoden und Zwischenfälle, die sich auf der Jagd nach der „Million", das heißt dem in einem alten Jackett verloren gegangenen Lotterielos ereignen: Karambolagen, Prügeleien, Überfälle, Verhaftungen, Entführungen, Verkleidungen und was die Phantasie der Herren Georges Berr, Marcel Guillemand und Léon Gaumont — einer von ihnen repräsentiert eine ganze „Kinematographische Firma", aber ich sage nicht, welcher — sich sonst noch für diesen Wechselbalg ausgedacht hat. Endlich wird eine lebendige Person, um sie vor den Späheraugen der Polizei zu verbergen, als Kronleuchter, als eine Art männliches Leuchterweibchen mit dem Flaschenzug in die Höhe gezogen und unter der Decke aufgehängt — soll das etwa eine Allegorie auf das strangulierte Drama sein? Wie inhuman, mit einem Verendeten noch solche Witze zu treiben!

Friedrich Düsel

„Entgleisung" von Lothar Schmidt

Wiener Theater

In Berlin nach zwei lieblosen Aufführungen vom Spielplan abgesetzt, fand Lothar Schmidts reizvolles Lustspiel „Nur ein Traum" erst ein Jahr später in Wien, durch eine stattliche Aufführungszahl unterstützt, jene Fernwirkung, die es brauchte, um seinen Weg über andre deutsche Bühnen zu machen. War es Dankbarkeit, was Lothar Schmidt bestimmte, seine neue Komödie „Entgleisung" lieber gleich an der Donau als an der Spree vom Stapel zu lassen, war es Erfolgspolitik oder gar offene Auflehnung gegen die Launenhaftigkeit, womit in Berlin die Lose der Bühnenneuheiten gekiest werden? „Entgleisung" fand bei ihrer Uraufführung auf der Neuen Wiener Bühne eine überaus beifällige Aufnahme, und man darf auch dieser jüngsten Komödie Schmidts ein freundliches Geleitwort mit auf die Ausfahrt geben. Was an ihr zunächst erfreut, das ist das redliche Streben, sich den Einflußkreisen der Pariser Lustigmacherei zu entwinden und mit andern Mitteln zu unterhalten, als die Dutzendschwänke, die sich im ewigen Einerlei um gehemmte Liebesabenteuer und Seitensprünge drehen. Und was ihr auch in den minder gelungenen Teilen unsre Sympathie sichert, das ist eine Deutschheit, die sich äußerlich in der schmucklosen Führung der einfachen Handlung und innerlich in der liebevollen und lebensechten Schil-

Digitized by Google

derung eines tragikomischen Schicksals kundgibt und auch dort den menschlich schönen und warmen Grundton festhält, wo die satirische Laune des Verfassers ins Groteske abbiegt. Wer ein rechter Pechvogel ist, dem wenden sich selbst außerordentliche Glücksfälle zum Unheil: das tut die Komödie an einem armen Teufel dar, der wie durch ein Wunder aus einem Eisenbahnunglück errettet worden ist. Nur ein einziges Mal in seinem von Not und Mißgunst bedrängten Leben wollte er ein bißchen corriger la fortune, dazu erschien ihm sein Glück bei der Zugsentgleisung wie ein Fingerzeig von oben, zumal seine Ehrlichkeit bei der Bewerbung um eine Anstellung wieder einmal eine arge Enttäuschung erfahren hatte. So versucht er's denn mit einem kleinen Schwindel, er simuliert als Folge eines beim Eisenbahnunglück erlittenen Nervenchoks eine traumatische Neurose, um für sich und die Seinen wenigstens eine bescheidene Entschädigungsrente herauszuschlagen — aber er bewirkt damit nichts andres, als daß er einen nun wirklich winkenden Direktorposten verliert. So straft das Leben alles Halbe. Man schwindle oder man sei ehrlich — wer's mit beidem versucht, kommt zwischen zwei Stühle zu sitzen. Ohne jeglichen szenischen Apparat wird diese Anekdote in Handlung umgesetzt und mit einem dramatischen Witz durchgeführt, dessen satirisch-schmucklose Sachlichkeit unwillkürlich an die Komödien Molières erinnert, namentlich in den drastischen Szenen, die sich gegen die Justiz und die Nervenspezialisten wenden und die sich von der sorgfältig, fast zu sorgfältig durchgepinselten Ausmalung kleinbürgerlicher Familiensorgen doppelt wirksam abheben. Schade, daß das Scherzspiel nach der belustigenden Keckheit des zweiten Aktes Ziel und Richtung verliert und in dem Bestreben, der spießbürgerlichen Moral genugzutun, es weder zu einer banalen, noch zu einer ungewöhnlichen Schlußpointe bringt, sondern im Sande der Ratlosigkeit verrinnt. Entschließt sich Lothar Schmidt, den dritten Akt im Geiste seiner beiden Vorgänger umzugestalten, dann wird man seine neue Komödie auch anderswo als Erlösung von der ausgeklügelten Tollheit der privilegierten Possenreißer jenseits und diesseits der Vogesen begrüßen.

Theodor Antropp

Gertrud Eysoldt

Durch anbauernde Loberhebungen der Zeitungen ist es gelungen, die Meinung zu verbreiten, Gertrud Eysoldts Kunst bestehe darin, Wedekinds Lulu angemessen und geistreich zu verkörpern. Und so hätten wir den seltsamen Fall, daß eine hervorragende Leistung eine Künstlerin am Vollumfang ihres eignen Rufes schädigt. Denn was Frau Eysoldt in ganz andern Rollen darzubieten gelang, sollte meines Erachtens ebensowenig vergessen werden.

Unmittelbar fühlbar wird an ihrer Kunst für mich sogleich das Fertige, Feste, Gesicherte. Ich meine: man experimentiert heute so viel, man schwankt zwischen Naturalismen und einer verkleideten Versprache, zwischen groben und feinen Mitteln, man versucht so oft, impulsiv, und so selten, aus einer Überlegung über das Ganze zu spielen. Gertrud Eysoldt steht solcherlei Wirrnis fern. Sie ist durchaus nicht einem Stilprinzip untertan und heute durchaus unvergleichbar, — so viele Lebende auch von ihr gelernt haben. Sie experimentiert nicht. Ich habe

Digitized by Google

sie weder in kleinen noch in großen Rollen die Bretter je betreten sehen, ohne daß sie vollkommen zielsicher und klar das Wesen der gedichteten Gestalt herausstellte, wie sie es sah. Darum steckt in jeder ihrer Leistungen ungefähr die gleiche geistige Vorarbeit, die eminente geistige Beherrschung ihres Gedächtnisses, ihrer sehr prekären Darstellmittel, der Szene und des Gesamtwerkes. Diese Herrschgewalt des Geistes zu empfinden, ist an sich schon ein Genuß — der nur-Dichter-Liebhaber verzeihe, wenn hier auch einmal nur-Schauspielfreuden betont werden. Aus einem äußerst törichten Stück, Lysistrata genannt und angeblich antik, machte diese Überlegenheit einer klugen Frau über fünfzig andre Frauen ein seltsames Erlebnis. Gertrud Eysoldt kann nicht auf der Bühne erscheinen, ohne sogleich, und sei es gegen die Rollenbedeutung, Interesse zu erwecken. Nun gar wo sie führen und lenken soll, versinkt alles unter diesem scharfen Blick, diesen sparsamen aber vernichtenden oder gebietenden Gesten, unter diesem Wort, das leise, gemessen, jedoch klar und scharf erklingt und von allem darin liegenden Erleben wie von Obertönen mit erfüllt scheint.

Die vielbesprochene Abneigung gegen die „denkenden" Schauspieler kann man verstehen. Es gibt ihrer, die klug, gebildet, nachdenksam sind, aber das nicht verkörpern können, was sie wohl ausgesonnen haben. Kann es aber einer, dann ist natürlich ein großer Wurf sicher. Gertrud Eysoldt kann alles, was sie will, — wobei ununtersucht bleibe, wieviel Beschränkung sie ihrem Wollen im vorhinein auferlegt. Trotz einer kleinen, obzwar vieltonigen Stimme, ist sie in ihrem Ensemble fast am deutlichsten vernehmbar, die schnellste Sprecherin in dieser Gemeinschaft der Schwerzüngigen. Die Schmiegsamkeit und Leichtbeweglichkeit ihres kleinen Körpers entspricht jener geistigen Momentwechselkunst, von der die Rede war.* Eine jedesmal aufs neue überraschende Einheitlichkeit durchwaltet ihr ganzes Auftreten.

Manche Beurteiler werden alles Gesagte anerkennen, jedoch das Geleistete als „Kopfarbeit" kennzeichnen, während doch auf der Bühne die Kraft des Gemütes, hervorbrechender Innigkeit und Innerlichkeit nicht entbehrt werden kann. Zu erweisen, daß die künstlerische Art einer Darstellerin nicht Kopfarbeit allein sei, ist nun freilich schwer — so fest man davon überzeugt sein mag. Die Herzlosigkeit mancher bevorzugten Rolle, Puck, Titania, vor allem der überall bekannt gewordenen Lulu, mag so seltsamem Irrtum über Gertrud Eysoldt Vorschub geleistet haben. Ein ähnliches, oberflächliches Urteil über Albert Bassermann verkündet, daß er „nicht lieben könne". Und doch ward seit langer Zeit kein so verinnerlichter Othello gesehen. Frau Eysoldt belebte in seltnen Momenten sogar Lulus Kaltherzigkeit mit ganz kleinen Zügen einer grenzenlosen Hingabe; nicht an einen Mann; es schien mehr: an

* Dies wird am raschesten deutlich, wenn man die zahlreichen Rollenphotographien von ihr betrachtet, die alle die eindringliche Beherrschung aller Mittel aufweisen, wahre Wunder von Ausdruckreichtum. Jeder Photograph weiß zu erzählen, daß es auch unter den sehr begabten Darstellern den meisten unmöglich ist, eine Ausdruckstellung ohne Verzerrung der inneren Wahrheit willkürlich vor dem Apparat einzunehmen.

Digitized by Google

das Unendliche des Lebens. Eine Hingabe, die ursprünglichsten Naturwillens voll war, jedoch nach meinem Gefühl der Rolle zu viel Gewicht aufbürdete. In Rollen Maeterlincks und Stuckens gestaltete sie Ähnliches. In ihren schönsten Augenblicken aber erreicht auch Gertrud Eysoldt jene glänzenden Sphären, die allein dem „denkenden Schauspieler“ zugänglich sind und deren steter Eroberer Kainz war. Ich meine die Augenblicke, wo die Darstellung beinahe plötzlich wie von einem Ruck innerer Befreiung getrieben alles Wohlbedachte verliert, alle Erdgebundenheit hinter sich läßt, wo das kluge Wollen plötzlich in eine um keinen kleinsten geistvollen Zug verminderte, aber um leidenschaftliches Glühen vermehrte Intuition eingeht. Die Darstellung wird zur Darlebung, zu einem tief schauenden Offenbaren der letzten Gründe alles Wesens, und das Gefühl meint sich unmittelbar in einem Stromkreis mit den schaffenden Gewalten, die das dichterische Wort entstehen ließen. Ich habe diese strömende, ganz in Gestalt gelöste Kunst zuletzt an Kainzens Mephistopheles, dann erst wieder am Knaben Lenker und Euphorion der Gertrud Eysoldt gefühlt und mich selten Goethes innerstem Schöpferwirken so nahe gefühlt, wie an diesen beiden Abenden. Die Leitung dieses Stromkreises aber vermag ich nicht anders zu benennen, als mit dem Wort, das man dem Denkenden in Kunst und Leben so gern vorenthält: Liebe.

Wolfgang Schumann

Gustav Mahler †

Es ist nicht zu hoffen, daß Mahler sich noch einmal von seinem Krankenlager erhebt.

Es geht ein Aberglaube unter den Musikern um: daß niemandem nach Beethoven vergönnt sei, seine neunte Symphonie zu erleben und seine zehnte zu vollenden. Und wie um diese düstere Sage zu beglaubigen, ist uns Gustav Mahler jetzt in der Blüte seines Wirkens und Schaffens weggerafft worden, noch ehe seine Neunte je erklungen, noch ehe seine Zehnte fertig geworden ist. Ein tragisches Geschick hat da einen der bedeutendsten Vorkämpfer der modernen Musik ereilt und seinem heißen Streben nach dem Höchsten plötzlich ein Ziel gesetzt.

Wir haben in Gustav Mahler vor allem eine künstlerische Persönlichkeit individuellsten Gepräges verloren, einen Künstler, der in seinen Stärken und in seinen Schwächen doch immer ein ganzer Mann, ein Vollmensch blieb. Einen Künstler von einer Weite des Blickfeldes, einer Energie und Zähigkeit des Willens, einer beispiellosen Elastizität des Geistes, einer Strenge des Maßstabes, einer anregenden Kraft, der sich niemand entziehen konnte, der irgendwie mit ihm in Berührung kam. Es lag etwas Dämonisches in seinem Wesen, das die einen zu voller Hingegebenheit entzückte und die andern zu heftigstem Widerspruch aufpeitschte, obwohl oder weil er für gewöhnlich eine schroffe Art sich zu geben hatte, obzwar er sein Herz gern auf der Zunge trug und der Untüchtigkeit keinerlei Zugeständnisse machte. Aber wie immer man sich zu ihm stellte: Jeder tat es unter dem Eindruck, einem bedeutenden Menschen gegenüberzustehn, einem Menschen, der sowohl durch seinen außerordentlichen künstlerischen Instinkt wie durch die Schärfe seines Intellektes imponierte. Musik

Völlig unbestritten war Mahler der Dirigent, als solcher von

Digitized by Google

Freund und Gegner als einer der Allergrößten eingeschätzt. Wie kaum ein anderer Zeitgenosse hat er das Ideal eines Wagnerkapellmeisters erfüllt, der von seinem Pult aus Orchester und Szene beherrschen soll, und er hat dieses ideale Prinzip in dem ganzen Umkreise der Oper ausgeübt. Seine Methode war eine von unten aufbauende, die möglichste technische Vollendung des Details mußte der Durchgeistigung des Vortrags vorausgehen, daher sein Kultus der Probe, seine an Fanatismus grenzende Tendenz zur Genauigkeit, die ihn zum Schrecken seiner Orchester machte. Alles oberflächliche Musizieren, alles à peu près war ihm ein Greuel. Aber er wurde doch nie zum Pedanten, weil es ihm eben nicht auf den Buchstaben, sondern auf den Geist, auf die wohlverstandene Absicht des Komponisten ankam. In diesem Sinne hielt er sich auch für befugt, Retuschen an den Partituren der klassischen Meister vorzunehmen, alles in dem Verlangen, die wahre Intention der Urheber deutlich werden zu lassen. Gewiß, daß dabei Mahlers Individualität sich dem Kunstwerk schärfer aufprägte, als es mit seiner Grundabsicht verträglich war. Aber nur ein Mann von so unendlich verfeinerter, geradezu divinatorischer Empfindung für die Bahnen künstlerischer Phantasie konnte dieses Verfahren ausüben, ohne einen Sturm des allgemeinen Widerspruches gegen sich zu entfesseln. Dabei war seine Anpassung an fremde Stile und Individualitäten fast universal. Er war ein Mozartdirigent allerersten Ranges, er verstand seinen Weber wie wenige, und man kann ernstlich die Frage aufwerfen, ob seine Art der instrumentalen Kleinarbeit nicht noch bewundernswürdiger war als die Wucht und Drastik seiner Kraftstellen. Wie er als Techniker des Taktstockes von keinem übertroffen wurde, so verstand es auch keiner wie er, den abgespieltesten Repertoirestücken neuen Glanz zu geben. Es war immer, als hörte man sie zum ersten Male. Vor ihm galt keine Konvention und Überlieferung. „Tradition ist Schlamperei", lautete einer seiner Grundsätze, und so hatte er sich dazu erzogen, jedem Werke frei ins Gesicht zu sehn und ihm direkt das Geheimnis seiner Vortragsweise abzulauschen. Dies gab seinen Darbietungen eine Unmittelbarkeit, die unwiderstehlich packte, und da er nie ein Mann der halben Arbeit war und das als recht Erkannte mit eiserner Strenge durchsetzte, muß man seine Interpretationen wohl zu den vollkommensten zählen, welche der menschliche Geist auf diesem Gebiete erreicht hat.

Nicht so unangefochten, ja bis heute problematisch steht der Komponist Mahler da. Hier kommen viele über den Respekt vor einem kolossalen Wollen nicht hinaus. Mahler hat uns die abendfüllende, die Übersymphonie gebracht, welche gleichsam die Erfüllung des von unsrer Zeit erstrebten Einheits-Konzertprogrammes, ja in ihrer Vereinigung von Symphonie, Lied und Chorwerk geradezu einen musikalischen Mikrokosmus, ein ganzes Musikfest darstellt. Der unerhörten Häufung der Kunstmittel entspricht die unerhörte Erweiterung der Form. Kein Tondichter hat je gewaltigere Sätze gebaut und kühnere Bogen gespannt, keiner hat ihn in der Beherrschung der musikalischen Heerscharen übertroffen.

Bedenken gegen Mahlers schöpferische Tätigkeit richteten sich vorzugsweise gegen seine Tendenz, wirklich oder scheinbar unvereinbare

Digitized by Google

Gegensätze gewaltsam miteinander zu verbinden. Er konnte Nietzsches Seherhymnen mit den naiven Dichtungen aus des Knaben Wunderhorn, alte gregorianische Gesänge mit dem zweiten Teil von Goethes Faust unter einen Hut bringen, sich von der Menschheit Höhen, aus einer Wolke von Mystik und Ekstase, aus einer Welt künstlichster Kunstformen zur Heurigenmusik, zu den Tänzen, Märschen und Liedern des Volkes herablassen, er hatte das Gemüt eines Kindes gepaart mit schärfster Intelligenz, und er wagte es ohne ästhetische Gewissensbisse, in seine Werke, die den virtuosen Gipfel der modernen Konzertmusik bedeuten, die Freiluftmusik mit aufzunehmen, der Weihe der „einsamen Stunde" den Trubel und die Trivialität des Alltags zur Folie zu geben.

Es ist ihm nicht immer gelungen, eine überzeugende Synthese dieser sein geistiges Wesen beherrschenden Kontraste zu finden, es war auch nicht jedermanns Sache, diesem modernen Kapellmeister Kreisler auf allen Gewaltsprüngen seiner romantischen Phantasie zu folgen. Ein zweiter Widerspruch in Mahlers Schaffen entsprang dem Umstand, daß hier ein geborener Impressionskünstler kraft eines starken Kunstverstandes auf gigantisch ausgedehnte, aber strenge Formgebung bedacht war. Die Geschichte wird darüber zu entscheiden haben, welche bleibenden Werte diesen Werken innewohnen, die unter dem Taktstock des Komponisten oder der ihm geistesverwandten Dirigenten ohne Zweifel einen faszinierenden Eindruck auf viele von uns Zeitgenossen ausübten. Jedenfalls aber sind sie etwas anderes als Werke der Willkür, der geschickten Mache, sind sie in all ihren Gegensätzen Abbilder der hochidealen, aber herrischen, launischen, unberechenbaren Persönlichkeit Mahlers. Für diese aber sind die fassungslosen Ekstasen ebenso charakteristisch, wie die unartikulierten Schreie, die lebhaften rhythmischen Gestikulationen, die Orchesterzuckungen und Grimassen. Eine neue Seite seines Fühlens erschließen uns seine Wunderhornlieder: nämlich seine zugänglichste, volkstümlich schlichte Seite. Und nicht wenige dieser warm empfundenen, oft freilich mehr gewollt naiven Gesänge haben die Anwartschaft auf dauernde Popularität oder sollten, wie etwa die phantastische „Revelge", als Meisterstücke musikalischer Schilderung bekannt sein.

Das Biographische Mahlers bietet wenig bemerkenswerte Ereignisse. Im Jahre 1860, ein Altersgenosse Hugo Wolfs, zu Kalischt in Böhmen geboren, hat er in Wien den philosophischen Hörsaal bald mit dem Konservatorium vertauscht und sich dann jahrelang als Kapellmeister an kleineren und größeren Bühnen herumgeschlagen, überall streng die ideale Forderung erhebend, um, sobald man ihn darin behinderte, kurz entschlossen aus dem Amt zu scheiden und mit leichtem Musikantenblut ins Ungewisse hinauszuwandern. Aber sein gutes Glück und seine außerordentlichen Fähigkeiten als Dirigent ließen ihn immer gleich wieder einen neuen und größeren Wirkungskreis finden. Über Kassel, Prag, Leipzig, Budapest, Hamburg gelangte er so nach Wien, um die stark verwahrloste Hofoper zu reformieren. Die Herkulesarbeit glückte. Wien bekam Aufführungen der großen Meisterwerke zu sehen, wie sie in dieser Vollendung kein zweites Institut darbieten konnte, Mozart und Wagner bildeten die Säulen des Spielplans. In seiner etwas zu

Digitized by Google

vorsichtigen Novitätenpolitik hingegen war Mahler weniger vom Erfolg begünstigt, und schließlich ermüdete auch er unter den Kämpfen, die bei seinem hochidealen, aber herben, eigenwilligen Wesen nicht ausbleiben konnten, aber leider Formen annahmen, gegen die ihn seine ungemeinen Verdienste hätten schützen sollen. Die Vorgänge bei seinem Rücktritt zeigten aber, daß er nicht bloß fanatische Gegnerschaften geweckt, sondern auch rührende Treue und begeisterte Anhänglichkeit zu gewinnen vermocht hatte. „Statt eines Ganzen, Abgeschlossenen, wie ich geträumt, hinterlasse ich Stückwerk, Unvollendetes, wie es dem Menschen bestimmt ist", heißt es in seinem wehmütig resignierten, würdigen Abschiedsbrief an die Mitglieder der Hofoper.

Mahler konnte nunmehr seiner Neigung folgen und sich der Komposition widmen. Wenigstens im Sommer. Im Winter pflegte er nach Amerika zu gehen, um die Zukunft seiner Familie sicherzustellen. Die abgelaufene Spielzeit sollte seine letzte sein. Er hatte sich auf dem Semmering angekauft und wollte sich dort in die ländliche Stille zurückziehen. Da ereilte ihn die tückische Krankheit und rang ihn nieder.

Er war ein Seltener, ein Großer, ein Niveaubewahrer, der Hans von Bülow unsrer Tage, eine dämonische Gewalt im Musikleben der Gegenwart und, wenn auch ohne Dekret, doch der heimliche Generalmusikdirektor Österreichs. Sein viel zu früher Tod reißt eine Lücke, die sich so bald nicht wieder schließen wird. Was sterblich war an Mahler, wird in Bälde vergessen sein. Aber das Beispiel des großen, lauteren Idealisten, des unbeugsamen Vorkämpfers gegen alles Halbe und Laxe der Kunstpflege wird in der Geschichte fortwirken, um an ihm das Dichterwort zu erfüllen: „Er lebt unsterblich, wie er sterblich strebte."

Richard Batka

München, Offenbach und Wagner

Wotan, der Alberich die Schmiedeöfen Nibelheims heizt. Der gewaltigste Musikdramatiker, der von hochmögenden und von kleinen Kunstspekulanten unbarmherzig ausgewerkelt wird, bis sich der Theaterbesucher ein allgemeiner Wagnerüberdruß bemächtigt: dies Schauspiel werden wir von 1913 ab sich vollziehen sehen. Einstweilen nehmen die geschäftsgierigen Beutemacher die Maske des Tribunen, des Menschheitsbeglückers vor und rufen: „Die Schöpfungen des Meisters dem ganzen deutschen Volk! Mein Konkurrent will euch mit einem »Lohengrin« für zwei Mark erlaben; ich werde ihn für anderthalb geben. Wer setzt einen geringeren Preis an? Ich unterbiete ihn! Hereinspaziert: zum ersten, zweiten und dritten!" Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich vorzustellen, wie dieser Volks-Wagner beschaffen sein wird.

Aber es soll noch schlimmer kommen. Wir gedachten in zwei Jahren die Feststunden des 22. Mai still gesammelt zu begehen, uns ein wenig auf Herz und Nieren zu prüfen und uns die Frage vorzulegen: Was ist denn eigentlich von all dem verwirklicht worden, das der Meister für seine Nation erstrebte? Doch in die Weihe des Tages wird der Lärm des großen Jahrmarktes der Eitelkeiten schrill hineintönen. Von München her erklingt der Schall der lufterschütternden Riesentrompete, und an unser Ohr schlagen die bombastischen Worte: „Richard Wagner

Digitized by Google

Jahrhundertfeier München 1913!“ Von München her? Ach nein! Das hieße die liebe, herrliche Stadt verleumden, in der wahrlich genug ernste Männer ernsthaft schaffen, in der alle vornehmeren, unabhängigen Geister halb mit Betrübnis, halb mit Entrüstung auf das Treiben des Klüngels blicken, der eine lange, in redlicher Arbeit mühevoll Stein für Stein gefügte Kunstentwicklung zur höheren Ehre der Gastwirte, der Sensationsmacher und der Agenten ausschrotet.

Wenn je einer die billigen, tosenden Ovationen der einstweilen noch zwischen Gut und Böse, zwischen Beethoven und dem Tingeltangel haltlos schwankenden Masse verachtete, wenn je einer den Musikfestrummel mit seinen Massenbesetzungen und seinem Stargepränge haßte, so war es Richard Wagner. Just für ihn will man nun ungezählte Scharen von Sängern zusammentrommeln, um ihm — verzeihe, Meister! — die in der unwirksamsten Stimmlage gesetzte Chorpartie des „Kaisermarsches“ furioso ins Grab nachzubrüllen. Vielleicht auch das „Liebesmahl der Apostel“, mit dreifach verstärktem Blech nach dem Hinzutreten des Orchesters! Dazwischen dann wohl die Kolumbus- oder Polonia-Ouvertüre, oder die Jugendsymphonie in C-dur. Als Intermezzi: vor fünftausend Menschen die fünf Gedichte, jedes von einer anderen hochberühmten Sängerin vorgetragen; dazu das eine Albumblatt von Paderewski gesäuselt, das andere frei nach Wilhelmi von Sarasate gegeigt. Um Verzeihung: Sarasate ist ja tot. Wie schade! Also vielleicht vom jüngsten Wunderkinde in Kniehöschen. Es sollen ja allein — wie gnädig! — „die nichtdramatischen Schöpfungen Wagners zur Darbietung gelangen“. Da wir Musiker aber meinen, daß man von nichtdramatischen „Schöpfungen“ dessen, der lediglich Dramatiker war, überhaupt nicht reden kann, wenn anders „man“ nicht ein jämmerlicher Dilettant ist, so wird es schließlich darauf hinauslaufen, daß man, dem Grundgedanken des Wagnerischen Kunstwerks zum Hohn, aus den Bühnenpartituren wieder einmal gewaltsam ein paar Fetzen herausreißt und sie widerrechtlich in die Konzert-Arena schleppt.

Konzert-Arena wäre in diesem Fall ein viel zu liebenswürdiger Ausdruck. Internationaler Reklamezirkus schiene mir zutreffender. Denn „man“ beabsichtigt die „Feier“ in der architektonisch völlig mißratenen Ausstellungsriesenhalle vor sich gehen zu lassen, die sich für musikalische Veranstaltungen schon deshalb ganz unbrauchbar erweist, weil sie die elendeste Akustik von der Welt hat. Es werden dort abwechselnd dressierte Schulpferde und Clownspäße vorgeführt, Musikfeste inszeniert, Volksfestspiele „arrangiert“. Welche Spiele sind dazu bestimmt, das Volk heuer zu erfreuen? Die „Orestie“ des Aschylus — wie der Ödipus à la Reinhardt vernewert — und — — Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt“. „Das entzückende Meisterwerk Offenbachs wird einer gründlichen Bearbeitung unterzogen, welche es von den mannigfachen oberflächlichen Beeinträchtigungen befreit, die es im Laufe der Jahre über sich ergehen lassen mußte, und welche die starken monumentalen Motive, die es enthält, zur Geltung bringt.“ Also das, sagen wir, Tändeln des Jupiter mit der Fliege wird als „monumentales“ Motiv von fünftausend zur Brunst erhitzten Menschen jedes Standes und Alters bejubelt werden. Kein Mißverständnis, wenn ich bitten

Digitized by Google

darf: Offenbachs Stück, in dem kleinen Hause der „Bouffes Parisiennes“ von Franzosen für Franzosen aufgeführt, ist ein Juwel der Parodie. Aber schon es übersetzen, heißt es zur Unkenntlichkeit vergröbern; und es in einer Monsterhalle auseinanderzerren, heißt ein Dreckspiel aus ihm machen. Also liebe Leute: 1911 werdet ihr im Weiheraum der Theresienhöhe euch in Offenbach wälzen, 1913 werdet ihr ebendort den Manen Wagners ein groteskes Totenopfer bringen. „Es kann gar kein Zweifel obwalten, daß der Meister selbst einer solchen, aus reinster deutscher Kunstschöpfung geborenen Veranstaltung vor jeder anderen weit den Vorzug geben würde.“ Täte er's nicht, so wäre er freilich der Undankbarste der Undankbaren. Denn die monströse Halle soll ja von Münchner Künstlern dekoriert werden. Um Vergebung: kein Maler oder Bildhauer der Welt kann durch die schönsten Zutaten einer Feier Stimmung verleihen, die in eine Scheune von Eisen und Glas gebannt ist. Wagner würde demgemäß, wie Mephisto in der Hexenküche, die der einfachsten Voraussetzungen Wagnerischer Kultur völlig unkundigen Volksbeglücker „mit einer unanständigen Gebärde“ nach Verdienst abfinden, darauf aber wahrscheinlich den zweiten Teil seiner „Kapitulation“ schreiben, nämlich die Kapitulation des Münchner Kunstgeistes vor der Geschäftsmache. Mit erneuten Komplimenten für Jaques Offenbach, den inzwischen volkstümlich gewordenen deutschen Klassiker der Theresienhöhe.

Ja richtig! Eventuell soll genannten Vorführungen noch eine „Jahrhundertausstellung“ angegliedert werden. Mit allen möglichen Bildnissen, Originalniederschriften Wagners, Liszts und ihrer „Mitkämpfer“, mit szenischen Entwürfen und Modellen. „Hier könnte vor allem auch gezeigt werden, welche Umwälzungen das allgemeine Musikleben und sogar die der musikalischen Kunst dienenden Industriezweige durch das Auftreten Richard Wagners erfahren haben.“ Jetzt kommt unversehens der Pferdefuß zutage. Ohne Mithilfe von Industriellen, die eine oft gesalzene Platzmiete bezahlen und sich auch anderweitig praktisch nützlich machen, ist nämlich eine Ausstellung, die das große Publikum heranzieht, nicht ins Leben zu rufen. Wie auf der Wiener Theater- und Musikausstellung von 1893, wie auf der Berliner Theaterausstellung von 1910 werden wir also 1913 in München Reliquien bedeutender Tondichter im friedlichen Verein mit patentierten Bühnenhosenträgern und Schminkbüchsen den dreisten Blicken einer zerstreuungssüchtigen Menge ausgeliefert sehen. Vielleicht sogar die Entwürfe zu den von der bekannten Wiener Modistin für den Meister komponierten Schlafröcken. „Gegenstände aller Art, welche die Persönlichkeiten des Meisters und seiner Freunde dem Herzen der Heutigen nahezubringen geeignet sind.“

Unmaßgeblich: ich könnte mir eine Wagnergedenkfeier zu München von etwas anderem Charakter vorstellen. Wie wäre es, wenn die Munifizenz des bayrischen Königshauses und die werktätige Beihilfe reicher Mäzene es Baron von Speidel und Felix Mottl ermöglichten, im Prinzregenten-Theater eine Reihe von Aufführungen Wagnerischer Werke ausschließlich für würdige und empfängliche, aber minderbegüterte Kunstfreunde zu veranstalten?

Digitized by Google

Im übrigen: wie Wagner im Jahre 1913 zu ehren sei, darüber zu entscheiden steht in erster Linie Bayreuth zu. Der banausische Programmentwurf wäre nie gedruckt worden, wenn an der Isar noch Männer wie Oskar Merz und Heinrich Porges lebten. Seitdem sie dahingeschieden, scheint an einigen Stellen der richtige „Wagnertakt" abhanden gekommen zu sein. Hoffentlich findet er sich trotz alledem noch wieder. München müßte sonst das Beschämende erfahren, daß aufrichtige Wagnerverehrer aller Zungen gegen eine höchst unwagnerische, mit seinem Stadtwappen gezierte Veranstaltung aufs schärfste Stellung nehmen. Paul Marsop

Kampf gegen musikalische Schundliteratur

Unter diesem Titel kündigt Anton Penkert eine Reihe von Flugschriften an, die bei Breitkopf & Härtel verlegt werden und von denen die erste, welche die Vignette der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung trägt, die über „Das Gassenlied", bereits vorliegt. Damit ist ein kräftiger neuer Vorstoß gewagt in einem Feldzug, an dessen Vorpostengefechten auch der Kunstwart oftmals teilgenommen hat. Penkert tritt zunächst vom Standpunkte einer gesunden Volkskultur an die Frage heran. „Das ist es, was den kritischen Zuhörer zuinnerst bedrückt, daß diese Gassenliedliteratur alles in den Kreis ihrer Betrachtung zieht, alle Regungen der Volksseele, Heimat und Vaterhaus, Liebe und Haß, Diesseits und Jenseits, Erde und Himmel . . . Zunächst kann nur geschehen, daß man das Gassenlied endlich einmal als eine ernst zu nehmende, ernsthaft zu kritisierende Nebenerscheinung großstädtischen Kulturlebens auffaßt." Der Verfasser beginnt nunmehr die Qualitätsprobe. Zunächst jene der Texte. Ergebnis: schlecht wie der Inhalt ist auch seine poetische, besser poesielose Einkleidung. Die Sprache ist meist gewöhnlich. Die Reime sind häufig alltäglich, wenn nicht bis zur Lächerlichkeit mangelhaft, ebenso die Rhythmik. „Einzelne Autoren schwingen sich zu einer gewählteren Sprache auf, aber Worte und Bilder kommen dem kritischen Leser meist gestohlen, verirrt vor. Andere der Lieder arten in einfältigen oder sinnlosen Klingklang aus." Nachdem dies durch eine Fülle von Beispielen belegt worden, werden als Gegenbeispiele einige ältere Volkslieder zitiert und deren ruhige schlichte Sprache, deren wenige, aber anschauliche, tief empfundene Bilder aus der Echtheit des zugrunde liegenden Gefühls erklärt. Die Gassenhauer hingegen ergehen sich in den äußersten Gegensätzen, in einer affektierten Frivolität oder in schwächlicher, tränenseliger Sentimentalität.

Dieser glänzend durchgeführten Philippika schließt sich eine Untersuchung der musikalischen Seite des Gassenhauers an. „Welch eine tiefe Kluft spannt sich zwischen der Freudigkeit wahrhaft großer, gesundtüchtiger Menschen und dem Lebensgenuß, wie ihn das Gassenlied und die schlechte Operette preisen, die die Begriffe von Ehre und Sitte lockern und ins Gegenteil verkehren, den Geschmack an echter Kunst verderben helfen und gewöhnen an grobe, gedanklich und formell schlechte Musik und Literatur." Wenn man einwendet, daß „eine leichte, übermütige, witzige, humorvolle Welt als Gegengewicht gegen den Ernst und die Schwere des Lebens" im biologischen Haushalt notwendig sei, so erwidert Pen-

Digitized by Google

kert: Ja. Aber „alle Kunst muß es vertragen können, es sogar wollen, daß sie in die Nähe der edlen Vertreter ihrer Richtung gerückt und mit ihnen verglichen werde... Nirgend darf die Kluft so groß sein, daß das eine Kunstwerk neben einem andern der gleichen Richtung leer an innerem geistigen Gehalt erscheint und den Eindruck der Dürftigkeit, der Armseligkeit und Unfähigkeit macht". Unsre populäre, heitere Musik ist „überaus arm an Witz, Geist und Humor, ebenso arm wie die Gassenhauertexte. Mancher Witz mag dem Textdichter glücken, manch heitere, lustige Figur dem Komponisten. Humor, Naivität und geistvollen Scherz, der sich nirgend unter den Horizont eines guten Geschmackes und eines nicht nur elementar, sondern mit Ernst fortgebildeten Geistes senkt, findet man fast nirgend. Wohl sind die frohen Formen da, die leichten zwei- und dreiteiligen Tanzrhythmen, vor allem der Walzer; wohl sind viele leicht sangbar und gefällig, aber die duftigsten wie die geistvollsten, die feurigsten wie die weichsten, die frohesten wie die sehnsüchtigsten Melodien birgt die „klassische Musik". Zum Beweise dieser Behauptung werden Reihen von weltläufigen Walzerweisen in melodischer und harmonischer Hinsicht geprüft. Und was stellt sich heraus? „Die Autoren sind bange, nicht sogleich beim ersten Hören »verstanden«, aufgefaßt, behalten zu werden, und wagen deshalb keine größere Anzahl von Motiven als dringend erforderlich, um nicht langweilig zu werden, keine größere Abänderung (Umbildung) der Motive, als durchaus nötig, um doch noch sofort behalten zu werden, keine weitere Ausspinnung, als sie vom Ungebildeten und Bequemen noch eben vertragen wird, keine größeren seelischen Steigerungen, als die Gemütsruhe des Publikums verträgt. So stützt sich die Gassenliedmusik auf die niedersten Ausmaße geistigen und gefühlsmäßigen Seelenlebens. Unbildung und Bequemlichkeit oder intellektuelle Schwäche und Mangel an Idealität sind der Fruchtboden, den sie sucht und beleben will." „Melodisch ist immer nur die Oberstimme gesetzt; außer dem ruhig und ergeben mitlaufenden Baß und den dazugehörigen nachschlagenden Vierteln findet man zur Oberstimme bald eine, bald zwei Seitentöne im Diskant, ohne erkennbare Logik. Von konsequent durchgeführten, begleitenden oder kontrapunktierenden Stimmen ist nichts vorhanden; es existiert nicht einmal eine melodisch geführte Baßstimme." Die Verfertiger der Gassenhauer zielen auf nichts, als auf den Erfolg bei den Massen. „Daher stammen die melodischen, rhythmisch häufig durchaus nicht ganz uninteressanten Einfälle, die aber bleiben, was sie sind: kurze Einfälle, von denen man etwas erwarten könnte in ihrem Aufbau; der aber zeigt bequeme Wiederholung und eine so wenig anstrengende Entwicklung, daß jeder Gebildete und deshalb in gutem Sinne des Wortes Anspruchsvolle sich enttäuscht findet und nur der ungebildete und bequeme Geist sich für den Moment gebannt fühlt durch den anfänglichen Einfall, der ihn immer wieder reizt und lockt; und weil der Fortgang so wenig Neues und Unerwartetes bietet, nennt er die neue Melodie bald sein Eigen, freut sich über den neuen Besitz, fühlt sich als musikalisch Begabter und singt sie wieder und wieder."

Wir haben hier die Kernsätze der Penkertschen Schrift mitgeteilt,

Digitized by Google

deren Begründung und Belegung man in dem Büchlein selbst nachlesen möge. Die folgenden Glossen, die vorzugsweise den musikalischen Teil der Frage betreffen, sollen nicht als Widerlegungen, sondern nur als Einwände zu dem Zwecke gelten, das Problem noch bestimmter zu stellen und zu fassen. Zunächst darf der Gassenhauer nicht ausschließlich als eine großstädtische Erscheinung betrachtet werden, auch nicht als ein Erzeugnis der neueren Kultur, sondern neben dem poetisch und musikalisch wertvollen Volksliede (dem „Edelvolkslied") hat es zu allen Zeiten ordinäre, unflätige Bänkel gegeben, die der Tag erzeugte und die wieder mit dem Tage vergingen. Ferner ist es noch sehr die Frage, ob wir aus der Frivolität und Seichtheit der Gassenhauer, die unser Volk singt, ohne weiteres auf diese Eigenschaften als die unser Volk beherrschenden zurückschließen dürfen. Aristoteles erblickt die Katharsis, die reinigende Wirkung des Dramas darin, daß Leidenschaften des Menschen, denen er keine Macht über sich gestatten möchte, sich im Drama rein phantasiemäßig austoben und so befriedigen. Wäre es nicht denkbar, daß es ein Frivolitäts-, ein Seichtheitsbedürfnis auch des gebildeten Menschen gäbe, dem der Gassenhauer gleichsam das Ventil darbietet? Daß ferner die „klassische" oder sagen wir besser: die gehaltvolle Musik die Entspannung der Seelenkräfte, nach denen das ermüdete Nervensystem zu verlangen scheint, nicht in dem Grade besorgt, der gewünscht wird? In dem Bestreben nach allgemeinster Verständlichkeit würde ich noch keine Versündigung erblicken, denn schließlich ist es ja die Bestimmung des Gassenhauers, der nie mit dem Anspruch auf unvergänglichen Kunstwert auftritt, bequem eingänglich zu sein, Massen zu suggerieren. Vollends bedenklich erscheint mir ihm gegenüber auch die Forderung harmonischer und kontrapunktistischer Künstlichkeit. Auch die meisten Edelvolkslieder ruhen nur auf der Grundlage der zwei oder drei Stammakkorde, und anderseits kann man den trivialsten Gassenhauer harmonisch dergestalt würzen und durch Nebenstimmen interessant machen, daß das verwöhnteste Ohr die „Reizwerte" nicht vermissen dürfte. Nein. Große Einfachheit und Kunstlosigkeit schließt eine edle ästhetische Wirkung nicht aus. Gibt es etwas Einfacheres als Goethes „Über allen Wipfeln"? Keine komplizierte Strophe, kein etwa durch seine Anschaulichkeit auffallendes Bild, und doch gehört es zu den kostbarsten Kristallen unsrer Lyrik. Ich glaube nicht, daß einer der beliebten Gassenhauer an harmonischer Anspruchslosigkeit hinter „Wenn ich ein Vöglein wär" oder „Jetzt gang i ans Brünnele" zurückbleibt, und doch, welche ergreifende Gemütswirkung hier! Es kann also die Künstlichkeit der technischen Aufmachung nicht den Ausschlag geben, es muß an Umständen liegen, die sich dem Maßstabe des Verstandes entziehen, aber dem Gefühl ohne weiteres verständlich sind, wenn wir hier von elenden Gassenhauern, dort von herrlichen Volksliedern sprechen. Dieses Gefühl zu beleben und zu bestärken, darin liegt die große Aufgabe. Sie wird erreicht werden nicht an erster Stelle durch einen puritanischen Kampf gegen die Schundmusik, sondern vor allem dadurch, daß man der guten Musik überall eine Gasse bricht und das weitere dem durch sie geweckten Unterscheidungsvermögen der Volksseele überläßt. Je stiller, unauffälliger dies durch

Digitized by Google

unsre ästhetische Heilsarmee geschieht, desto größer scheint mir die Gewähr, auch der mit Noten gedruckten Schundliteratur das Wasser abzugraben. Richard Batka

Bildende Kunst

Neue Ziele in der Malerei

Unsre Malerei befindet sich in einer Sackgasse. Ihr Entwicklungsgang seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts zielte zunächst auf Eroberung der Farbe ab. Am klarsten ist das zu ersehen an der französischen Malerei. Nicht, als ob das Verdienst hierin allein Frankreich zukäme: die Engländer Constable, Bonington, Turner, der Spanier Goya, die Deutschen Menzel und Blechen gaben zum Teil den Anstoß oder nahmen überhaupt die Resultate dieser Entwicklung längst voraus. Sie stehen aber in der Kunstgeschichte ihres Landes als vereinzelte Erscheinungen da, während in Frankreich der Entwicklungsgang durchaus logisch und ununterbrochen ist. Er setzte, wie ja ein Extrem das andere fordert, schon gleich mit der Schule des Klassizisten David ein und geht über Géricault, Delacroix, die Schule von Fontainebleau, Manet, Millet, zu den Impressionisten Monet, Renoir, Pissarro bis zu den heutigen Neoimpressionisten, Pointillisten und wie sich diese Richtungen sonst zu nennen belieben. Es ist eine fortschreitende Auflösung der Form. Die Farben werden zerlegt. Die Kontur wird verzehrt und verschwindet. Licht, Luft und Bewegung sind die Forderungen dieser modernen Kunst. Die Wiedergabe des augenblicklichen Gesamteindrucks wird Ziel. Die künstlerische Wirkung stützt sich nur auf die farbige Erscheinung, ja, die Farbe wird Selbstzweck, gegen den Motiv, Empfindung und Gestaltung kaum noch in Frage kommen. Das Bild wird zur mit Farbflecken bedeckten Fläche. Es erstrebt die Wirkung der Tapete.

Diese Entwicklung hatte ihre innere Notwendigkeit. Die Ausdrucksmöglichkeiten der Farbe mußten einmal erschöpft werden. Wir sind indessen heute auf einem Punkte angelangt, der eine weitere Entwicklung in dieser Bahn nicht mehr zuläßt. Wiederholungen aber sind vom Übel. Mit Cézanne und zuletzt mit van Gogh ist ein Ende erreicht. Was die neuesten Franzosen und ihre deutschen Nachahmer bringen, ist vollkommene künstlerische Anarchie. Unsre Malerei ist direktionslos.

Was kann sie aus diesem Zustand retten? Nicht eine Rückkehr zu alten Idealen, aber eine Erstarkung des Gefühles für die Form. Diese findet ihre sublimste Erscheinung in Linie und Rhythmus. Dafür ist der Sinn verloren gegangen. Man empfindet nicht mehr den Wohllaut der Linie, die Musik des Rhythmus. Das ist in mehr als einer Hinsicht bedauerlich. Was ist es, das uns beim Anblick der Parthenongiebel und -friese mit einem seligen Entzücken erfüllt? Ist es nicht die durchgeistigte Harmonie aller Glieder und Bewegungen, die noch das letzte Fingerglied belebt? Eine Harmonie, die auf eine Kultur zurückschließen läßt, die den höchsten Ausgleich aller geistigen und körperlichen Kräfte darstellt? Wir sind aber stumpf geworden für den Wohllaut einer Arm- oder Kopfbewegung, für die Schönheit des Schreitens, der ruhigen oder bewegten Stellung. Alles das schmeckt uns nach Pose, als ob es nicht auch mit Empfindung erfüllt sein könnte. Daß wir das nicht mehr vermögen, zeigt, wie arm wir geworden sind. Unser ganzes Leben hat sich im Kopfe konzentriert, der

Digitized by Google

Leib hat seine Sprache verloren. Der einzige Mensch, bei dem heute der Körper, nicht nur das Gesicht einen Gesamtgedanken ausspricht, ist der Soldat. Sein Anblick ist erfreulich, weil der ganze Mensch in Haltung, Ausdruck und Empfindung einem einzigen Ziele untergeordnet ist: er macht den Eindruck eines Ganzen. Aber abgesehen davon, daß diese seine Erscheinungsform nicht individualisiert, sondern für alle die gleiche ist, dürfte sie mit künstlerischer Schönheit nicht allzuviel zu schaffen haben. Ihr Zweck wie ihr Ursprung ist die Pflicht, nicht die Schönheit.

Nun ist ja Schönheit ein Wort, das man vor einem modernen Künstler kaum aussprechen darf. Schönheit ist etwas, das man fliehen muß, wie den Tod. Sie ist unsäglich fade und leer. Soweit man über die Farbe hinausgeht, ist Charakteristik das Feldgeschrei. Nicht aber die beseelte Charakteristik eines Organismus, sondern die der äußeren Form, die man noch dazu am besten zu treffen meint, wenn man sie bis zur Karikatur übertreibt. Überhaupt liegt ja, nebenbei gesagt, unsrer ganzen modernen Kunst die Karikatur zugrunde. Die menschliche Gestalt ist zum Experiment geworden. Es ist eine Art Wettlauf entstanden, ihre schlichte Hoheit in jeder Hinsicht zu verzerren. Die inneren und Zeitursachen einer solchen Auffassung darzulegen, mag ein andermal versucht werden.

Was wir heute nicht nur in der Kunst, sondern auch im Leben brauchen, ist Ruhe, Gleichmaß, Schönheit, Harmonie. Statt dessen überschreit jede Empfindung die andere. Jene Ruhe aber, die wir suchen, ist nicht die der Erschöpfung, sie ist vielmehr das Ergebnis einer vollendeten inneren Kultur. Dies gilt, wie gesagt, nicht nur für die Kunst, sondern auch für den Menschen, wie ja die Kunst, ihrem innersten Wesen nach, das Spiegelbild ihrer Zeit ist. In diesem Sinne, in dem Streben nach jenen Zielen, ist sie ein Erziehungsmittel und zwar, da sie die feinste Blüte menschlichen Geistes ist, das höchste. Sie stellt dar, was wir nie ganz erreichen werden, sie gibt die Essenz unsrer Existenz und ist so ein Jungbrunnen alles dessen in uns, was den eigentlichen Wert unsres Lebens ausmacht. Unsre heutige Kunst aber ist großenteils, soweit sie nicht kalte technische Berechnung ist, Rausch und Krampf. Sie ist nicht Kultur- sondern Betäubungsmittel. Statt der Harmonie gibt sie die Dissonanz. Diese ist Zersetzung, nicht Schöpfung, ist negativ, nicht positiv.

Hatte nun jene ganze Entwicklung ihre Berechtigung insofern, als sie die Ausdrucksmittel erweiterte und die Reizsamkeit der Sinne erhöhte, so ist doch festzuhalten, daß dies immer nur ein Mittel ist, kein Ziel. Es verhält sich ähnlich wie mit der Spezialisierung der Wissenschaften: sie ist notwendig für die Erweiterung unsrer Erkenntnis, für die Gesamtgestaltung unsres Weltbildes, aber sie ist nur Vorarbeit. Eine Kunst, welche, statt eine höhere Einheit anzustreben, einseitig eine einzelne Ausdrucksmöglichkeit verfolgt, ja, diese schließlich als Zweck an sich nimmt, löst sich selbst in ihre Elemente auf. Ein ähnliches Extrem zeigt eine gewisse symbolistische Poesie in Frankreich, die durch Häufung bestimmter Vokale einen Stimmungseindruck hervorzurufen sucht. Eine solche Übertreibung eines Wirkungsmittels, das, sparsam und am richtigen Orte verwendet, den Eindruck verstärkt, hebt den Begriff der Dichtung überhaupt auf.

Digitized by Google

Es ist also an der Zeit, daß die Malerei, wenn sie eine Zukunft haben will, umkehre und sich aus der Sackgasse, in die sie sich verrannt hat, herausarbeite. Das kann nur geschehen, wenn sie umwendet und den Adel der Form, in Linie und Rhythmus, anstrebt. Man sage nicht, das sei ein plastisches Ideal. Die Kunst spricht in vielen Zungen. Auch kann die Linie so gut Stimmungsträger sein, wie die Farbe. Zeichnungen von Carstens, Flaxman und Genelli lösen bei dem, dem der Sinn für den Wohllaut des Konturs und des Rhythmus nicht verloren gegangen ist, ebenso tiefe künstlerische Empfindungen aus, wie ein ganz auf Farbe gestelltes Bild. Es gehört dazu freilich dieselbe Reizsamkeit für die Linie, wie sie für die malerische Erscheinung erfordert wird. Dazu zu erziehen, ist nicht von minderem Werte, als die Erziehung zur Empfindung der Farbe, die schon rein stofflich wirkt.

Nun ist gewiß der Sinn für den Wert der farbigen Erscheinung der eigentliche Vorzug der germanischen Kunst im Gegensatz zur romanischen, deren Wert in der Form liegt. Die germanische Kunst ist malerisch, die romanische plastisch. Würden wir also nicht unser Eigentümlichstes und Bestes aufgeben? Davon kann keine Rede sein. Es handelt sich nur um eine Bereicherung unsres künstlerischen Empfindens. Jede Kunstrichtung, einseitig verfolgt, gelangt zu dem Punkte, wo sie sich selbst aufhebt. Die linear-formale Kunst birgt die Gefahr in sich, in der Typik ihres Ideals leere Form zu werden, die lediglich malerische aber führt zu einer nur auf farbig-stoffliche Wirkungen ausgehenden Formlosigkeit. Ist eine Verschmelzung dieser beiden Elemente möglich?

Es soll hier keinem neuen Eklektizismus das Wort geredet werden. Eine Kunst, die gesund sein soll, muß sich organisch entwickeln. Wenn ich vorhin Carstens, Flaxman und Genelli nannte, so geschah es nicht, um sie als das erstrebenswerte Ziel hinzustellen. Sie stehen an der äußersten Spitze einer Kunstauffassung, da, wo die Empfindung für die sinnliche Erscheinung, auf der alle Kunst beruht, anfängt, sich ganz in Geist zu verflüchtigen. Deshalb aber zeigen sie gerade am klarsten und unzweideutigsten die Wirkungsmittel dieser Richtung: den Fluß der schönen Linie, die Rhythmik der Bewegung und Anordnung, die Verteilung im Raume, nicht in japanischer Bizarrerie des Ausschnitts, sondern in wohlabgewogener, harmonischer Füllung der Fläche. Hier liegen Gesundungsmittel für unsre Kunst, wenn sie neue Lebens- und Ausdrucksmöglichkeiten gewinnen will. Sie muß, indem sie sich aus der farbigen Zerlegung und Zerflossenheit emporringt, sich wieder mit dem Bewußtsein des Wertes und der Wirkung der gestalteten Form erfüllen. Schon machen sich ja hier und da die Anzeichen einer Umkehr bemerkbar. Ich erinnere an Hodler, der ja bewußt auf die suggestive Gewalt rhythmischer Bewegung ausgeht. Welche Wucht des Eindrucks die Linie besitzen kann, zeigte unter anderen sein „Holzhauer“ auf der vorigen Ausstellung der Berliner Sezession. Er wirkt nur oft gar zu bewußt. Hier aber ist ein Weg. Der Bewegungsreichtum der menschlichen Gestalt, die Eindruckskraft der Geste ist unerschöpflich, sie bedarf, um zu ihrer Zeit zu sprechen, nur eines neuen, empfindungsgesättigten Inhalts. Diesen zu geben ist Sache der einzelnen starken Persönlichkeit. Gewinnt aber die

Digitized by Google

Sprache der menschlichen Gestalt wieder den Raum, so dürfen wir hoffen, daß sich auf diesem Wege vielleicht — man erlaube das verpönte Wort — ein neues, vertieftes und bereichertes Schönheitsideal, und zwar kein übernommenes, sondern ein errungenes, entwickelt.

Gustav Renner

Das neue Krankenhaus München-Schwabing

Die Errichtung gesunder Krankenhäuser bildet eine der wichtigsten Aufgaben unsrer Zeit. Einst wandelte man nicht selten alte Bauanlagen: Klöster, Kirchen usw., die inmitten des ältesten Teiles der Stadt lagen, zu Krankenhäusern und Spitälern um und schuf damit die eigentlichen Seuchen- und Infektionsherde. Jetzt baut man Kranken- und Heilanstalten vor die Stadt hinaus ins Grüne. Ruhe und Sauberkeit, ausgiebige Licht- und Luftquellen werden als unumgängliche Voraussetzungen des modernen Krankenhauses gefordert. Die Ausbildung des Krankenhauses hat sowohl nach der hygienisch-technischen wie auch nach der architektonischen Seite hin große Fortschritte gemacht, aber auch an Größe, Umfang und Kosten zugenommen. Die größeren deutschen Städte suchen einander in der Ausführung großartiger Anlagen zu übertreffen. Ein paar Beispiele: Das Berliner Rudolf-Virchow-Krankenhaus vereinigt auf einem Baugelände von 257 000 Quadratmetern 57 Bauten mit 2000 Krankenbetten und beherbergt einschließlich des Personals und der Pflegerinnenschule etwa 2800 Personen, ungefähr soviel Menschen, wie eine kleine Stadt. Diesem Aufwande entspricht eine Bausumme von etwa 19 Millionen Mark. Das Hamburger Ettendorfer Krankenhaus ist aber noch größer. Es sind 85 Bauten, die im vergangenen Jahre mit 2100 Betten belegt waren, so daß in der Anstalt mit dem Pflegepersonal über 3000 Personen untergebracht waren. Damit dürfte die Grenze der Ausdehnungsfähigkeit solcher Betriebe erreicht sein. Das neue Münchner Krankenhaus enthält auf einer Grundfläche von 178 000 Quadratmetern 31 Bauten. Ein Teil ist noch nicht ausgeführt. Nach dem vollständigen Ausbau können etwa 1300—1400 Kranke Aufnahme finden. Die Unkosten wurden im Jahre 1904 auf 14 Millionen Mark veranschlagt.

Das von dem Stadtbaurat Richard Schachner erbaute dritte Krankenhaus München-Schwabing nimmt unter den neuen deutschen Krankenanstalten hinsichtlich der Gesamtanlage und der baulichen Ausgestaltung im einzelnen eine besondere Stellung ein. Es weicht insofern von dem üblichen Schema ab, als man anstatt großer Krankensäle mit 16 und mehr Betten es vorgezogen hat, die Kranken in Räume mit einem bis höchstens zwölf Betten zu verteilen. Daraus ergibt sich für die bauliche Anlage statt dem Saalbau- oder Pavillonsystem das System der Seitenganganlage. Dagegen hat man in München keine Bedenken gehegt, die allgemeinen Krankenbauten wesentlich umfangreicher zu gestalten als dies bei andern neuen deutschen Krankenhäusern üblich ist. An Stelle von ein- und zweigeschossigen Bauten treten hier Gebäude von 100 Meter Länge und drei Stockwerken Höhe, die zur Aufnahme von 150 Kranken eingerichtet sind, während gewöhnlich nur 70 Kranke in den einzelnen Stationen untergebracht werden. Den Grund dazu gaben die günstigen Erfahrungen, die man mit solchen Gebäuden bei den alten Münchner Krankenhäusern gemacht

Digitized by Google

hatte und die klimatischen Verhältnisse Münchens (518 Meter über der Nordsee), die eine Verteilung der Kranken in kleine Pavillons nicht ratsam erscheinen lassen. Diese Anordnung bietet überdies den Vorteil, daß sie der Individualität einzelner Kranker weit mehr entspricht und auch eine individuellere ärztliche Behandlungsweise zuläßt, zudem die Absonderung verschiedenartiger Kranker leicht ermöglicht.

Von besonderer Bedeutung und auch neu in ihrer Art sind die Verbindungsgänge zwischen den einzelnen Bauten. Diese Verbindungsgänge, die sonst vor allem englische Krankenhäuser haben, die dort aber offen angelegt sind, sind hier des Klimas wegen geschlossen gehalten und heizbar. Sie dienen dem Verkehr der Ärzte und des Personals und ermöglichen bei jeder Witterung den Transport und Verkehr der Kranken zum Operationsgebäude, dem Badehaus und dem medico-mechanischen Institut. Außerdem dienen sie in dem unterkellerten Geschoß dem Transport von Leichen und unreinen Sachen und in einer dritten Unterkellerung der Heizungsanlage und Warmwasserleitung.

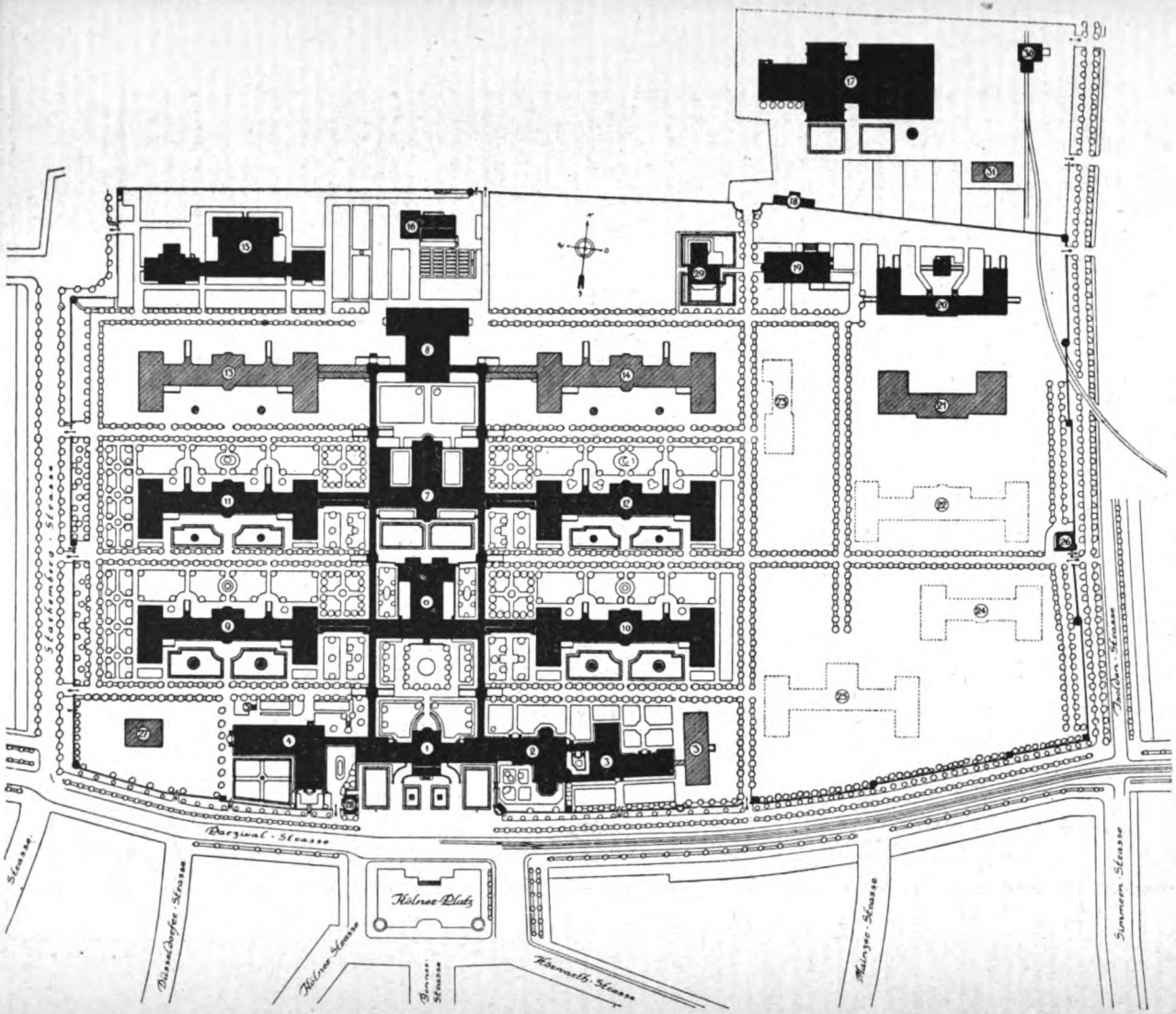
Die Abstände der parallel hintereinander liegenden Gebäude betragen ungefähr 40 Meter, so daß auch beim tiefsten Stand der Wintersonne das Licht noch bis zum Erdgeschoß hinabreicht. Fast alle Krankenzimmer haben Südlage. Durch die nach Westen und nach Osten geöffneten Höfe hat die Luft freien Zutritt. Regelmäßig gegliederte gärtnerische Anlagen mit stattlichen Baumreihen, grünem Rasen und Fliederbüschen verleihen diesen Höfen ein freundliches Aussehen. Bei der Einrichtung der Krankenstuben ist vor allem auf die Sauberhaltung Rücksicht genommen und alles vermieden, was Schmutz und Staub ansetzt. Der Boden in den Zimmern und Gängen ist mit einem fugenlosen Stück Linoleum belegt, die Wände sind weiß gestrichen. Alle Einrichtungsgegenstände in den Krankenzimmern sind so konstruiert, daß sie leicht zerlegt, gewechselt und gereinigt werden können. In den Operationssälen sind die Wände bis zur Decke mit großen Platten weißer Wandfliesen belegt, unmittelbar daran schließt sich eine Glasdecke, auch die Fensterwand besteht nur aus Glas und Eisen. Den Boden bedecken ebenfalls glasierte Fliesen. Eine sinnreiche Einrichtung von 24 Bogenlampen, über dem Oberlicht aufgehangen, bewirkt eine tagähnliche Nachtbeleuchtung. Nicht weniger ausgiebig als die Lichtversorgung ist die Verwendung des Wassers zu Bädern und zu in ihrer Art ganz neuen Waschvorrichtungen für Ärzte.

Die Operationssäle haben eine besonders lichtvolle, sorgfältige Durchbildung. In diesen Räumen, in denen das Leben der Kranken am stärksten gefährdet ist, herrscht vollkommene Asepsis.

Abgeschlossen von diesen Gebäudetrakten, die nur der Krankenbehandlung dienen, sind das Kochküchengebäude mit seinen freundlich anmutenden Innenräumen, das Desinfektions- und Wäschereigebäude, die Prosektur und das Haus für Infektionskrankheiten.

Der Grundplan zeigt wie eine graphische Projektion die ganze sinnvolle Anordnung des modernen Krankenhausbetriebes. Aus dem Grundplan leuchtet aber neben der Erfüllung des bloß Zweckhaften und Sachlichen eine schöne Baugesinnung hervor, die sich in der gemütlichen, wohnlichen Einrichtung der einzelnen Räume und selbst in den Gängen äußert, die mit Bildern aus

Digitized by Google



1. Hauptgebäude
2. Kapellenbau
3. Schwesternhaus
4. Verwaltungs- und Apotheken-Gebäude
5. Benzinhäuschen
6. Operationsgebäude
7. Zentralbad
8. Küchengebäude
9. Gebäude für äußerlich kranke Männer
10. „ „ „ „ Frauen
11. „ „ innerlich „ Männer
12. „ „ „ „ Frauen
13. „ „ „ „ Männer
14. „ „ „ „ Frauen
15. Desinfektionsanstalt u. Wäschereianlage
16. Gärtnerei und Werkstättengebäude
17. Kessel- und Maschinenhaus
18. Stallung für Versuchstiere
19. Prosekturgebäude
20. Absonderungsgebäude
21. Gebäude für Infektionskranke
22. „ „ Haut- u. Geschlechtskranke
23. „ „ Geisteskranke
24. „ „ Kinder
25. „ „ Gynäkolog-Kranke
26. Torwarthaus
27. Direktor-Wohnhaus
28. Öffentliche Bedürfnisanstalt
29. Zentralregulierraum und Wohnhaus
30. Kohlenkipperhaus
31. Dienstwohngebäude der städt. Elektrizitäts-Werke

AUS DEM KUNSTWART

DAS NEUE KRANKENHAUS MÜNCHEN-SCHWABING: GRUNDPLAN

Digitized by Google

Digitized by Google

Alt-München und mit Künstlersteinzeichnungen geschmückt sind. Ein reicher Blumenschmuck vor den Fenstern der Krankenzimmer bringt auch an diese Stätten ein bißchen Freude. Ein gewisser Komfort tritt in der Ausstattung des Arztekasinos, des Refektoriums der Anstaltsschwestern und in der Ausstattung der Apotheke zutage. Für den Luxus rein dekorativer Kunst war in diesen Räumen kein Platz. Darum ist aber „die Kunst" doch nicht ausgeschaltet. Sie waltet im Kirchenraume, wo der Architekt trotz Verzicht auf alle überkommene Stilformen eine überaus würdevolle, feierliche Wirkung erzielt hat. Die äußere Gestaltung der Gebäude hat nichts von dem beängstigenden Eindruck einer Krankenanstalt an sich, sie bietet eine gemütlich anheimelnde Schau. Die roten Ziegeldächer, der warme gelbe Ton des Putzes, das frische Grün, das die Mauern umschlingt, die reizvollen lauschigen Ecken, Gartenhäuschen und Brünnchen lassen nicht sogleich an eine Krankenanstalt denken, wohl aber die ragenden Steinsäulen vor dem Eingange, die mit ihren Schalen und der Äskulapschlange an die Bedeutung und an den Zweck des Hauses erinnern.

A. Heilmeyer

Geschichte des Kunstgewerbes

Es ist noch nicht sehr lange her, daß das Kunstgewerbe als eine Art subalterner Kunst angesehen wurde. Demgemäß wurde es auch von der Wissenschaft stiefmütterlich behandelt. In den letzten Jahrzehnten erst hat sich eine Wandlung vollzogen. Wir haben einsehen gelernt, daß eine antike Gemme oder ein venezianisches Glas künstlerisch wertvoller sein kann als manche von professoraler Hand geschmückte Leinwand. Und im praktischen Leben der Gegenwart spielt das Kunstgewerbe vielfach eine größere, wichtigere Rolle als die „hohe Kunst".

Nun wandten sich auch die Kunstgelehrten immer eifriger dem Studium der kunstgewerblichen Arbeiten zu, und nach der Erledigung zahlloser Vorarbeiten konnte endlich der Versuch gewagt werden, eine umfassende Geschichte des Kunstgewerbes zu veröffentlichen. Georg Lehnert hat in Verbindung mit mehreren hervorragenden Spezialforschern dieses Wagnis unternommen und ein historisches Kompendium des Kunstgewerbes geschaffen.*

Mehr als tausend Textabbildungen und zahlreiche Tafeln schmücken das Werk und bieten auch dem Laien und Kunstfreund Gelegenheit zu nutzbringendem Studium. Die Illustrationen geben die schönsten und berühmtesten Arbeiten wieder. Eine derartig strenge Auswahl hat freilich auch ihre Schattenseiten. Sie zeigt uns nur die Höhepunkte der Entwicklung, nicht die weiten Niederungen, während uns doch oft schlichte, weniger prunkhafte Arbeiten einen deutlicheren Begriff von dem Geschmack und den künstlerischen Bedürfnissen einer Epoche geben. In dem vorliegenden Werke ist die Neuzeit sehr ausführlich behandelt. Allein die Möbel und anderen Gebrauchsgegenstände, die vorgeführt werden, entstammen fast ausschließlich der Welt der oberen Zehntausend. Die Erzeugnisse der Volkskunst werden daneben kaum in Betracht gezogen. Diese Lücke wird besonders von den jungen Leuten empfunden werden, die sich aus die-

* Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes in zwei Bänden, herausgegeben von G. Lehnert. Verlag von Martin Oldenbourg, Berlin.

Digitized by Google

ser kunstgewerblichen Bibel Anregungen für ihr Schaffen holen wollen.

Trotz dieses Bedenkens kann das große Werk auf das wärmste empfohlen werden; es ist eine wahre Fundgrube für den Wissensdurstigen. Georg Martin Richter

Heimatpflege

Das Admiralsgartenbad

Als die Zeitungen meldeten, daß das altbekannte Admiralsgartenbad in der Friedrichstraße neue Gestalt erhalten sollte, und als in Aussicht genommener Erbauer ein Architekt genannt wurde, von dem ich einmal gehört, daß er aus Messels Schule hervorgegangen, begannen in meinem naiven Gemüt fröhliche Hoffnungen zu keimen: das architektonische Berlin wird bald um eine Schönheit bereichert sein. Es handelte sich bei diesem Bauprojekt um eine noch neue reizvolle Aufgabe, nämlich darum: einer Stätte den Rahmen zu schaffen, die der neuen Form des Vergnügens dienen sollte, dieses Vergnügens, bei dem Hygiene, Sport, Geselligkeit, Kunst und Zerstreuung zu einer schönen Einheit von kraftvoll-graziösem Lebensgenuß verschmolzen sind. Das ließ meine Hoffnungen phantastisch in die Blüte schießen. So dachte ich: Ein Messelschüler wird die gute feine Tradition, die sein Meister so glücklich wieder entdeckt und dem neuen Berliner Architekturstil gleichsam als Gewissen einverleibt hat, nicht schmählich vergessen und also ein Bauwerk schaffen, das wenigstens einen Hauch spüren läßt von dem Willen des neuen Berlins, aus dem Parvenü herauszukommen. Der ganz moderne Zweck aber, dem er den baukünstlerischen Ausdruck zu geben hat, wird ihn zugleich davor bewahren, aus dem gründerzeitlichen Kropfstil nun etwa in einen gar zu epigonenhaften Zopfstil zu verfallen, wie einige unselbständige Messelschüler, die nur das Äußerliche ihres Meisters zu fassen vermochten. Ja, in dieser Aufgabe wird das Streben, aus der überlieferten fertigen Form wieder auf die Quelle des gestaltenden Geistes zurückzufinden und das Heil in der organischen Erneuerung zu suchen, noch über den genialen Lehrmeister hinauswachsen. Der blieb doch noch immer etwas ältlich am Ziergedanken peripherischen Spiels, am ornamentalen Reichtum hängen. Hier fordert vom Schüler schon die Sache ein weiteres Streben, ein noch moderneres Gefühl: das Ornament noch mehr zu opfern, es noch mehr in die Struktur hineinzuziehn zu lebendiger Tätigkeit. Die Sache fordert's. Die Hygiene hat uns von den Verschnürungen formalistischer Erstarrung erlöst, der Sport uns befreit von den Fett- und Ornamentverschwulstungen. Sie haben lebhaft dazu beigetragen, daß der Schönheitsbegriff einen mehr struktivischen Sinn, der Begriff der Grazie mehr den Sinn von leichter klarer Bewegung in der Wohlgeordnetheit natürlicher Verhältnisse bekommen hat. Das neue Admiralsgartenbad wird von diesen Wandlungen im Rhythmus seiner Architektur Zeugnis ablegen. Und (dacht ich weiter) hat dieses alte Berliner Etablissement nicht auch in gesellschaftlicher Hinsicht eine Überlieferung, eine gewisse Verpflichtung zu wahren? Sein guter Ruf stammt ja aus der Zeit, als es in Berlin noch so etwas wie eine Gesellschaft, als Kulturform, gab, als noch nicht der Parvenügeist die Zersetzung herbeigeführt und den kitschigen Ton ins Großstadtleben gebracht. Vielleicht wird also auch in diesem Punkte das Gewissen der Tradition die üblen Auswüchse hindern, und es wird etwas entstehen, das bei aller Berechnung auf

Digitized by Google

den Massenbetrieb doch soviel Solidität und Wert enthält, daß auch ein in kultureller Beziehung anspruchsvollerer Besucher sich dort wohlfühlen kann. Dacht ich.

O du naives Gemüt! Als der Bauzaun fiel, fiel auch ich, auf den Rücken. Nehmt alles nur in allem: eine Schießbude. Man kann sich die weitere Kritik ersparen. Eine Schießbude mitten in der Friedrichstraße. Die zwischen klobige dorische Säulen gespannten, plakatwandartig ganz mit gräzisierenden Reliefs, Köpfen, Vasen, Faunen und Nymphen bedeckten Wände schreien jedem Vorübergehenden in die Ohren: Hier ist das neueste, eleganteste, stilvollmodernste, feenhafteste Prunk-, Pracht- und Allerweltstingeltangel! „Messels Einfluß ist nicht zu verkennen", stand denn auch in den Zeitungen . . . Diese herrlichen imitiert griechischen Reliefs; auf den sogenannten Rummelplätzen, diesen für Berlin so charakteristischen (für die Hygiene der Volksinstinkte allerdings nicht ganz unbedenklichen) Volksvergnügungsstätten findet man auch bisweilen eine Bude mit schöngemalten, griechischen Flötenspielern und Tänzerinnen über dem Eingang, „Klassisch griechisches Theater" lautet die Aufschrift, und der Ausrufer erläutert das durch den Zusatz: Wanderungen durch das Pariser Nachtleben. Nehmt alles nur in allem: ein mondäner Rummelplatz. Daß der bescheidene Name „Admiralsgartenbad" in „Admiralspalast" umgewandelt wurde, versteht sich dabei am Rande.

Eine Bemerkung bleibt noch übrig. Die Presse betreffend. Zu den festlichen Einweihungen solcher Sehenswürdigkeiten pflegen die Bratenreporter der Zeitungen geladen zu werden. Herr Schmock aber ist ein höflicher und dankbarer Mann, der weiß, was er schuldig ist. Und so sehen wir ihn denn beim Lob nachher das Maul genau so voll nehmen, wie er's bei der Tafel getan. Das ist natürlich ganz in der Ordnung. Wünschenswert aber wär es, wenn sich der schwungvolle Paneghriker dabei in den Grenzen seines Ressorts hielte, das sich doch auf Personalien, Braten und Damentoiletten beschränkt, und die Exkursionen in das ästhetische und kunstkritische Gebiet unterließe. Es wirkt doch etwas komisch, wenn dann in den Berichten sämtlicher Zeitungen das Ergebnis der ästhetischen Analyse, die der kritische Verstand der Herrn Reporter vorgenommen, so Wort für Wort übereinstimmt, daß man gleich erkennt, wie es ihnen fix und fertig mit dem Braten serviert worden ist. Hier oder da nur zeigt sich ein leiser originaler Eingriff durch irgendeine ergötzliche Verwechslung der Begriffe. Haben es denn wirklich große Zeitungen nötig, die unter dem Strich die ernsthafteste Kunstkritik pflegen, über dem Strich immer wieder dem Leser überschwänglichen Unsinn vorzusetzen? Es gibt doch Leute, die wirklich glauben, daß die Presse nicht nur der Reklame, sondern, wie sie selbst sagt, den Kulturinteressen dient.

E. V.

Wald und Stadt

Naturschutz

Tragödien pflegen sich am ergreifendsten abzuspielen zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brüdern oder Schwestern, zwischen Freund und Freund, Mann und Weib, zwischen solchen, die sich nahestehen und die durch ihren Widerstreit selbst im Tiefsten entwurzelt und vernichtet werden. Sie sind mit ihren edelsten Bedürfnissen aufeinander angewiesen, und was ihnen das Leiden bringt, ist auch wieder ihr Bestes: die Treue wan-

Digitized by Google

delt sich zur Untreue, und aus der Liebe wächst der Haß.

Der treueste, der beste Freund der Stadt ist der Wald. Wenn sie in Sonnenglut verschmachten will, kommt er mit seinem kühlen Hauch und belebt die Ohnmächtige mit würzigem Duft, wenn ihre Teiche vertrocknen und modern, sendet er frisches Wasser aus seinen dunkeln Gründen. Wie hat er das heiße Rom mit kühlen Wasseradern gesegnet! Er ladet jung und alt in seinen Schatten, hilft ihnen sich auszuruhen mit leisen Schlummerliedern und ermuntert sie zum Verstecken und lustigen Laufspiel. Wo Feld und Wiese sich endlos dehnen, da verbirgt und entschleiert er immer neue Geheimnisse und lockt, daß wir wandern müssen. Wenn aber die scharfen Winde wehen, dann stellt er sich als starker Beschützer um die Stadt herum und treibt die Winterstürme, daß sie in hohem Bogen weit die Häuser überspringen. Und so ist die Stadt, die einen Wald zum Freunde hat, gesund, geschützt, und reiche Fremde werden in ihr Gäste und Bürger.

Wie aber dankt sie ihm? Wenn er sich ihr nähert, weist sie ihn zurück, wenn er seine Arme ihr entgegenstreckt, schneidet sie ab und zerstückt, wo sie kann. Dann freilich reut es sie, und nun beginnt erst die Tragödie. Aus der Sehnsucht wird die Begierde, und aus der plötzlich erwachten Liebe wird verzehrende Leidenschaft. Nun will die Stadt im Walde sein. Sie durchschneidet ihn mit Wegen und Straßen, sie knebelt seine Freiheit mit Gittern und Zäunen, und wenn dann die Maurer kommen, fällt Baum um Baum. Aus der Vereinigung beider, aus den Trümmern dieser überhitzten Leidenschaft entsteht dann weder Park noch Garten, weder Stadt noch Dorf, sondern als unglückliches Kind die „Villenkolonie im Walde". Auf Feld und Wiese am Waldesrand eine Gartenstadt schaffen ist eine der schönsten Aufgaben, denn hier schaffen wir neues junges Leben, und so bescheiden das Grün beginnen mag, hier haben wir Elternfreude. Wer aber aus Wäldern Städte machen will, der ist ein Mörder. Und die Rache des Waldes bleibt nicht aus.

Das Zusammenleben von Stadt und Wald bedeutet eine Aufgabe und also ein Problem, wie die Ehe. Es kann weder auf Leidenschaft, noch auf Feindschaft gegründet sein, sondern nur auf gegenseitige Achtung und Liebe. Gustav Langen

Handel und Gewerbe

Stellung und Einkommen

Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz hat kürzlich in einem in der „Deutschen Revue" (vgl. Kw. XXIV, 15) erschienenen Aufsatz über „Stellung und Einkommen" die Not der kommandierenden Generale geschildert, die mit einem Jahreseinkommen von 30,000 Mark schlecht auskommen, weil die unumgänglichen Repräsentationspflichten soviel davon verschlingen, daß für die eigenen Lebensansprüche und die der Familienangehörigen viel zu wenig übrigbleibt. Man prüfte diese Darlegung, prüfte sie wieder, machte an ihrer fingierten Rechnung über die Unkosten des Daseins eines preußischen kommandierenden Generals soviel Abstriche wie möglich, und mußte schließlich doch bestätigen, daß das Bild von einem glänzenden Elend im großen ganzen der Wirklichkeit entspreche. Trotzdem läßt das Verlangen nach Abhilfe die meisten kalt. Die Klage des Freiherrn von der Goltz ging bald unter im Stimmengewirr vieler anderen Beschwerden aus Kreisen höherer und mittlerer Be-

Digitized by Google

amten, die zum Teil bisher ihre Leiden vor der Öffentlichkeit schamhaft verborgen hatten. Die öffentliche Erörterung des Themas „Stellung und Einkommen“ durch einen der höchsten Offiziere hat in allen Kreisen der Heeres- und Staatsverwaltung die letzte Scheu, der breitesten Öffentlichkeit materielle Sorgen zu berichten, beseitigt.

Vor zwei Jahren machte einmal ein hervorragender konservativer Parlamentarier in öffentlicher Versammlung bei Erörterung von Beamtenwünschen die Bemerkung: „Die Beamten sollen nicht vergessen, daß sie von den Steuerzahlern ernährt werden.“ Als einige Zeit danach in Berlin der „Erste deutsche Beamtentag“ statthatte, erinnerte einer von dessen Rednern daran und rief damit sogleich einen Sturm von Pfuirufen hervor. „Wenn mehr Vertreter der Beamtenschaft in den Parlamenten säßen,“ fuhr der Redner fort, „dann könnte ein solcher Unsinn nicht mehr geschwätzt werden.“ Das stark betonte Wort Unsinn fand tosenden Beifall. Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz steht gewiß dem „Bunde der Festbesoldeten“ so fern wie möglich. Dessen Bestrebungen billigt er gewiß nicht. Er bemerkt ausdrücklich, daß ihn nur das Schicksal der hohen Staatswürdenträger kümmere, ihm nur deren Befreiung von allen materiellen Sorgen erwünscht sei. Um so auffallender ist es, wie auch in seinen Ausführungen fortwährend eine Entrüstung darüber hervorbricht, daß im Volke die Auffassung herrscht, der Staatsdiener „erhalte“ (mühelos) sein Einkommen von der Regierung, während jeder im freien Erwerbsleben Tätige sich das seinige (mühsam) „verdiene“. Diese allgemeine Empfindlichkeit bei hoch und niedrig in den Kreisen der Bureaukratie gegenüber einem im Volksbewußtsein tief eingewurzelten Vorurteil verdient aufmerksamste Beachtung. Es war einmal berechtigt, das Einkommen eines Beamten im allgemeinen als müheloſen Erwerb zu werten. Der Beamte hatte ursprünglich vor allem den Staat zu repräsentieren, „Staat“ zu machen, was er für das Volk tat, galt weniger als seine Pflicht denn vielmehr als sein guter Wille. Der äußere Glanz einer Staatsstellung war eines der Mittel, durch das ihr Inhaber Abstand vom niederen Volk hielt. „Ich bin eine obrigkeitliche Person; ich muß doch Figur machen“, sagt der Amtmann in Iffands Schauspiel „Die Jäger“. Heute möchte der Beamte gern auf dieses „Figur machen“ verzichten, weil er selber darunter zu leiden hat. Einst war der Staat reich und das Volk arm, heute ist der Staat arm und das Volk reich und weil dem stark verschuldeten Staat die Mittel fehlen, um das ursprüngliche Verhältnis zwischen dem Einkommen seiner Beamten und der Lebenshaltung des untertänigen Volkes unabhängig von freien Willensäußerungen im Volke aufrechtzuerhalten, so fangen die Beamten an, unter ihren Repräsentationspflichten und ihrem kastenmäßigen Sonderleben überhaupt zu leiden, weil dadurch das reiche Volk über ihre wahre Lage getäuscht und in seiner herkömmlichen Abneigung bestärkt wird, während sie doch nun alle Ursache haben, auf das Wohlwollen des reichen Volkes mehr zu geben als auf das des armen Staates. Nur geht das nicht so leicht und so schnell. Jahrhundertealte Vorurteile sind nicht so bald ausgerottet und schließlich müssen auch in dieser Beziehung erst die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied

Digitized by Google

heimgesucht worden sein, bevor sich die alten Verhältnisse gründlich ändern können. Wenn Familien, die einst im Staats- und Heeresdienste zu Reichtum, Macht und Einfluß gelangten, darin heute in mehreren Geschlechtern wieder verarmen, so gehört das vielleicht zu jenen logischen Revisionen der Geschichte, von denen Bismarck sagte, daß sie noch genauer seien als die unserer Oberrechnungskammer.

An und für sich ist es natürlich nur freudig zu begrüßen, daß die Beamtenschaft aufhört, sich als herrschende Kaste im Dienste des „Staates", das heißt der über die politischen Machtmittel jeweils verfügenden Gesellschaftskreise, zu fühlen und anfängt, sich der Volksgesamtheit als dienendes Glied unterzuordnen. Nur berechtigt diese Sinnesänderung allein noch nicht zu einer höheren Bewertung der Beamtentätigkeit. Die alte Auffassung, wonach das Entgelt für die Leistungen eines Beamten unabhängig von ihrem ökonomischen Nutzen nach dem Gutdünken der jeweiligen Machthaber zu bemessen war, hat zu jener Kraftvergeudung geführt, die noch heute mit jeder Staatsinitiative unvermeidlich verbunden ist. Will man also den Wert eines Beamten nicht mehr nach seinen Diensten, sondern nach seinen Verdiensten bemessen, so kommt der einzelne dabei noch schlecht weg. An den Ergebnissen des freien bürgerlichen Erwerbslebens gemessen, entsprechen die Leistungen des Beamtentums keineswegs den Besoldungen, geschweige den Ansprüchen. Lehrt doch die Erfahrung immer wieder, daß fiskalische Betriebe bedeutend kostspieliger sind als private. Nur deswegen sind heute Beamte gleichwohl im allgemeinen schlechter gestellt als Angehörige freier Berufe mit entsprechender Vorbildung und Fähigkeit, weil der kategorische Imperativ, der das Beamtentum regelt, ein schlechtes Mittel ist, menschliche Arbeit zu nützen.

Der moderne Beamte, der wie der Proletarier Anspruch auf den vollen Arbeitsertrag erhebt, kann daher auf Erfolg hierfür nur rechnen, wenn eine gesunde Verwaltungsreform einerseits und eine gesunde Steuerreform anderseits es ihm überhaupt möglich machen, mit seiner Arbeitskraft ökonomisch umzugehen, das heißt für den größten Zweck immer das kleinste Mittel zu wählen. Irgendwann muß es einmal zu grundstürzenden Reformen im Staatsleben kommen, da das bisherige Verfahren, mit politischen Dingen wirtschaften zu wollen, den Bankerott an der Stirn trägt. Irgendwann muß der Fiskus sich dazu bequemen, das Wesen der kaufmännischen Arbeitsweise und Buchführung mehr als oberflächlich kennen zu lernen und mit Steuern auszukommen, die den wirklichen Leistungen entsprechen und an deren Berechtigung sich sowenig drehen und deuteln läßt, wie an kaufmännischen Rechnungen. Wem solches Verlangen unsinnig erscheint, der möge bedenken, daß der private Unternehmungsgeist in unserer Kulturzone schon manche Verwaltungsorganisation geschaffen hat, die kunstvoller ist als die irgendeines Staates, ohne daß solche sich auf andere Weise erhielten, als durch den friedlichen, zwanglosen Tausch von Arbeitskräften, deren Preise sich nach Angebot und Nachfrage automatisch regeln. Es ist Zeit, daß wir uns unsere bisherige Überschätzung des Staates abgewöhnen, aufhören, den Staat anstatt des Volkes, das ihn bildet, das Geschöpf anstatt des Schöpfers als Hauptsache anzusehn. „Es ist

Digitized by Google

nicht der Staat," um mit Herbert Spencer zu reden, „dem wir die Mannigfaltigkeit nützlicher Erfindungen vom Spaten an bis zum Telephon verdanken; es war nicht der Staat, welcher die Ausdehnung der Schiffahrt durch Entwicklung der Astronomie möglich machte; es war nicht der Staat, welcher die physikalischen, chemischen und andern Entdeckungen machte, von denen sich moderne Fabrikanten leiten lassen; es war nicht der Staat, welcher die Maschinerie ersann, um Erzeugnisse jeder Art herzustellen, Menschen und Dinge von einem Orte zum andern zu befördern und auf tausenderlei Weise für unsere Behaglichkeit zu sorgen; die weltumspannenden Geschäfte, die in den Kaufmannskontoren geleitet werden, der Verkehrsdrang, der unsere Straßen füllt, das Verteilungssystem, welches uns das fürs Leben Nötige täglich ins Haus bringt, alle verdanken ihren Ursprung nicht dem Staate." Und ebenso beherzigenswert für uns ist, was ein anderer großer Engländer, John Stuart Mill, sagt: „Auf die Dauer besteht der Wert eines Staates aus dem Wert der Individuen, die ihn bilden; und ein Staat, welcher die Entwicklung der geistigen Kräfte zugunsten von bloßer Verwaltungsroutine vernachlässigt, ein Staat, der seine Männer im Wachstum hindert, damit sie um so gefügigere Werkzeuge in seinen Händen seien — sollte es auch zu guten Zwecken geschehen —, wird finden, daß sich mit kleinen Menschen nichts wirklich Großes erreichen läßt, und daß die Vollkommenheit der Maschinerie, der er alles geopfert hat, ihm am Ende keinen Nutzen bringen wird, weil die lebendige Kraft fehlt, die er verbannt hat, damit die Maschine gleichmäßiger arbeitet."

Otto Corbach

Nationalökonomie*

Die Reichswertzuwachssteuer, von der in den letzten Wochen soviel gesprochen wurde, erscheint der „öffentlichen Meinung" in doppelt falschem Licht, nämlich einmal, als ob der Kampf um sie von zwei gleich zu wertenden Interessentengruppen — hie Bodenrechtsausbeuter, hie Bodenrechtsreformer — ausgefochten würde, sodann, als ob jene Steuer das letzte oder doch wichtigste Ziel dieser zweiten Gruppe wäre. In Wahrheit handelt sich's hier nur um ein einzelnes Gefecht in dem großen Kriege unsrer neudeutschen zwischen Einzeltum (Individualismus) und Staatstum (Kommunismus) immer reiner sich ausbildenden gesamttümlichen (sozialen) Lebensauffassung gegen volksfeindliches Einzeltum in seinen verschiedensten Erscheinungsformen. Ferner ist die Reichswertzuwachssteuer in Wahrheit nichts weniger als das letzte oder wichtigste Ziel der Bewegung. Den besten Einblick in ihre wirklichen Ziele und in ihr eigentliches Wesen gibt Damaschkes Geschichte der Nationalökonomie. Sie stellt in neun Kapiteln die wirtschaftlichen Meinungen und Bewegungen des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, ihre Erfolge und Mißerfolge dar und gibt im zehnten die erste Entwicklung der deutschen Bodenreformbewegung. Erfreulich an diesem Buch ist, daß es sich freihält von aller verhüllenden Gelehrsamkeit, ohne daß es darum das Werk eines Ungelehrten wäre; vielmehr bezeugt die reiche Auswahl aus der Fülle der geschichtlichen

* „Geschichte der Nationalökonomie". Eine erste Einführung von Adolf Damaschke. (Bei Gustav Fischer, Jena. Preis 4, geb. 5 M. 4. Aufl. 8.—10. Tausend.)

Digitized by Google

Tatsachen eine weitreichende Herrschaft des Verfassers über den Stoff. Er ist ohne überflüssiges Reflektieren und Kritisieren dargestellt; aber die wohldurchdachte Anordnung rückt die Vorzüge und Mängel jeder Richtung wie von selbst in die deutlichste Beleuchtung; zu allen wesentlichen Fragen gibt der Verfasser auch sein eigenes durchdachtes und besonnenes Urteil ab, ohne daß dadurch die Sachlichkeit beeinträchtigt würde. Wer den Menschen und Redner Damaschke kennt, erkennt auch in diesem Buch nicht nur sein Wissen, sondern auch sein Wesen wieder, und ich glaube, auch wer ihn nicht kennt, wird beim Lesen dieses Buches seines Geistes mehr als einen Hauch verspüren.

Karl Polenske

Gesellschaft

Hygieneausstellung und Trunk

Einen größern Feind der Volksgesundheit, des Volkswohles als den Alkohol gibt es nicht — wer das heute sagt, läuft über einen Gemeinplatz, denn wer bestreitet es noch, der die Tatsachen kennt, ihnen nachgedacht hat und nicht etwa in irgendeiner Weise voreingenommen ist? Gibt es noch solch einen Weltfremden, unter den Veranstaltern einer Hygieneausstellung dürft er kaum und unter den Leitern einer großen internationalen Ausstellung solcher Art doch wohl sicher nicht zu suchen sein. Also versteht sich's von selber, daß die Dresdner große Schau des Weltkampfes gegen das Menschenelend mit feurigsten Zungen gegen den Alkohol spricht.

Das tut sie auch innerhalb der eigentlichen Ausstellungsbauten, wenngleich schon hier eine da und dort überraschende Toleranz gegen Interessenten der Gärungsgewerbe zutage tritt. Von einer wirklich entsprechenden Vertretung des Kampfs gegen den Alkohol kann gar keine Rede sein. Und wie steht's draußen, vor den Mauern, doch durchaus noch innerhalb der Gehege?

Verehrlicher Leser, vielleicht ist dir's gelungen, irgendwo eine alkoholfreie Speisewirtschaft zu finden, mir trotz zweimaligen redlichen Absuchens nicht. Gibt's eine, so gibt es sie höchstens in irgendeinem Winkel, auch nach dem Plane zu urteilen vermut ich aber: es gibt überhaupt keine hier. Schnaps, Sekt und vor allem Bier, Bier in jederlei Gestalt durchrieseln dagegen nicht nur den ganzen Vergnügungspark, sondern sie bilden darüber hinaus noch alkoholische Seen vom äußersten Winkel im Osten bis zum äußersten im Westen des ganzen großen Geländes. Es ist, als wenn die Quintessenz der Freuden, welche die erste große Volksgesundheits-Ausstellung der Welt zu bieten wüßte, sich in den berühmten Ruf sammeln ließe: eins, zwei, drei, gesoffen!

Diese Tatsache erlaube ich mir ohne viel Verschleierung als einen Skandal zu bezeichnen. Die Ausstellung bietet Vieles und Vortreffliches, und daß auch wir dies warm anzuerkennen wissen, wird sich im weiteren zeigen. Ich hätt es auch sehr wohl begreifen können, daß man ein, zwei und meinethalb drei Bierwirtschaften zugelassen hätte für die, so das noch nicht entbehren mögen. Meinethalben ebenso viele, wie Wirtschaften ohne Alkohol. Aber wo sind die? Nichts hätte dem großen Gedanken der Volkshygiene so unmittelbar gedient, wie der praktische Beweis, wie fröhlich man in Vergnügungsanlagen ohne Suff sein kann. Die nordischen Länder und die Schweiz (man denke zum Beispiel ans alko-

Digitized by Google

holfreie Kurhaus auf dem Zürichberg) wiesen ja den Weg, man hätte Speisewirtschaften mit billigem Ausschank guter alkoholfreier Getränke mit allerlei harmloser Volksunterhaltung verbinden sollen, und man wäre seines Erfolgs so sicher gewesen, wie anderswo. Wie's jetzt ist, drängt dasselbe große Unternehmen, das mit zahlreichen Darbietungen den Trunk bekämpft, die also Belehrten, die sich erholen wollen, selber zum Trunk. Dadurch ist nicht nur eine kaum wiederkehrende große Gelegenheit verpaßt. Vielmehr: die Praxis erweckt in Zahlreichen den Glauben, daß man's mit der Theorie eigentlich nicht so ernst nehme, und daß als letztes Gebot doch auch über der Hygieneausstellung das Wort leuchte: um jeden Preis mach Geschäfte! A

Wie wird's mit der Männertracht?

Der kleine Aufsatz, der reichlich vor einem Jahre im Kunstwart erschien (XXIII, 13), hat mir eine Reihe von Zuschriften eingebracht, die erkennen lassen, daß das Bedürfnis nach einer Vervollkommnung unsrer Tracht und das Bestreben, sie anzubahnen, sich an den verschiedensten Stellen regt, nicht nur in Deutschland, auch im Ausland, nicht nur in der Großstadt, auch auf dem ländlichen Gutshof. Aus Rotterdam und Ventimiglia, London und Belgrad, aus Basel und vom Berge Athos in Griechenland, ja sogar aus Samoa erhielt ich Zustimmungskundgebungen. Auch in der Presse sind entsprechende Äußerungen in der Zwischenzeit noch zutage getreten. Insbesondere sei auf einen sehr lesenswerten Aufsatz hingewiesen, der — aus der Feder eines Herrn Professor Dr. E. Heyck — im „Tag" (Berlin) vom 10. September v. J. erschienen ist und vom Standpunkt des Ästhetikers aus unsre Männerkleidung scharf kritisiert: „Überall, wo der Körper nach Bewegung verlangt," heißt es da, „schichten wir ihm verstärkte Stofflagen und ungelenke Versteifungen auf. Wo wir nur können, heben wir die natürlichen Körperlinien auf und wirken ihnen entgegen. Die Horizontale heben wir auf durch falsche Schrägungen, durch Keillinien und Vertikalen. Wo dagegen der natürliche Bau des Mannes schlank und senkrecht zu wirken sucht, wie in den Hüften, bringen wir herausstehende Glockenränder an. Kurzum, wo die männliche Form gerade und aufrecht ist, bringen wir weibische Schwingungen und Schwellungen in sie hinein, und wo sie fein geschwungen und gegliedert ist, da kommen wir mit der Brettform, der Schachtel und der Röhre.... In unsrer Tracht versöhnt auch gar nichts, nicht Form, nicht Rhythmus, nicht irgendwelche kompositionelle Idee, nicht der Stoff als solcher, nicht eine ästhetisch und würdig bemessene Farbenwahl. — Nur zusammengestoppelte Reminiszenzen aus abgestorbenen einstigen Formen."

Sehr interessant ist, daß man sich auch in Konfektionärkreisen mit der Angelegenheit zu beschäftigen begann: Die Fachzeitschrift „Die Textil-Woche" „interviewte" mich und veranstaltete im Anschluß daran eine kleine Rundfrage über das im Kunstwart angeregte Thema, indem sie mehrere Großkonfektionäre um ihre Meinungsäußerung dazu bat.

Diese ließen nun allerdings erkennen, welche Verständnislosigkeit der „Fachmann" der Idee heute noch entgegenbringt. Abgesehen davon, daß man uns lediglich als ein paar unduldsame Sonderlinge

Digitized by Google

einschätzt, die ihre Spezialliebhabereien der Menschheit aufzudrängen suchen: man begreift auch schlechterdings nicht, daß und wieso jemand an der herrschenden Tracht irgend etwas unvollkommen finden kann. „Was die Herren wollen, ist meines Erachtens erreicht," schreibt eine Firma, „soweit die Durchlässigkeit der Stoffe, die Bequemlichkeit des Kleidungsstückes und die Abwechslungsmöglichkeit in Frage kommen. Gerade die Ausgestaltung der Mode, wie wir sie heute haben, gibt dem, der sich elegant, zweckmäßig und hübsch kleiden will, die beste Gelegenheit, seine Wünsche zu befriedigen und uns Herrenkonfektionären die Möglichkeit, jedem Geschmack und jeder Eigenart der Figur Rechnung zu tragen." Ganz in gleicher naiver Verwunderung schreibt eine andere Firma: „Was will man denn von der heutigen Herrentracht? Sie läßt für jeden besonderen Zweck eine besondere Machart zu, ... sie leistet Gewähr für eine Mannigfaltigkeit, die sich selbst auf die Unterkleidung ausdehnt. Heute trägt man einen besonders geschnittenen Überzieher zum Jackettanzug, einen anders gearbeiteten zum Gehrock, und selbst für den Überzieher, der zum Frack gehört, hat man eine besondere Form." — Das also bringt man als Gegeneinwand gegen unsre Sätze!

Gegen unsre Forderung: „Die Kleidung soll den Anforderungen der Ästhetik in Form und Farbe in höherem Grade entsprechen", wird geltend gemacht, daß der farbige Frack sich nicht eingeführt habe! Der Schauspieler Giampetro, an den als an einen für todschick bekannten Vertreter des guten Geschmacks auf dem Gebiet der Herrenkleidung, sich das Blatt schließlich noch wendete, tut aber diese Forderung noch einfacher mit dem Argument ab: „Ich warne vor der Einführung des farbigen Herrengewandes, denn was dann geleistet werden würde an Geschmacklosigkeiten, läßt sich noch gar nicht vorhersagen, wäre aber auf jeden Fall ungeheuer." Warum zieht Herr Giampetro nicht die naheliegende Konsequenz, die Kleidung des weiblichen Geschlechtes in Acht und Bann zu tun? Sie ist ja durchweg farbig! „Erziehen Sie erst das Publikum dazu," fährt er fort, „daß es sich kleiden lernt." Freilich, das wollen wir. Und zur Illustration erzählt Giampetro: „Ich traf jüngst einen Kollegen und traute meinen Augen nicht. Fünf Uhr nachmittags war es und er trug einen Frack! — Unglaublich! Bringen wir unserer Herrenwelt erst einmal die Regel bei: Am Vormittag keinen Smoking und vor sieben Uhr abends keinen Frack! Wenn sie das lernt, sind wir wieder ein gutes Stück vorwärts gekommen."

Als Widerlegung der Bestrebungen zur Reform der Männertracht scheinen mir diese Ausführungen nicht allzu schlüssig.

Nicht viel weniger verblüffend ist der Einwand desselben Experten gegen die Kniehose als gefällige Tracht im Vergleich zur Knöchelhose: „Wenn sie zum Gesetz erhoben werden soll, dann müssen Sie vor allem auch die erforderlichen Waden dazu liefern. Stellen Sie sich doch vor: oben mächtiger Spitzbauch, kurzer Fetthals und unten ein paar Beine wie Streichhölzer, und dazu Kniehosen mit Jacke, stellen Sie sich das vor? Nein, es ist besser, daß manches von der heutigen Kleidung verhüllt bleibt; und darum, meine ich, leistet unsere heutige Tracht der Ästhetik gute Dienste.

Digitized by Google

Man soll sie im wesentlichen so lassen, wie sie ist.“ Ich vermute: an den nicht genügend dicken Waden mancher älteren und jüngeren Greise dürfte eine Kniehosentracht ebensowenig scheitern, wie die Vorschrift tiefer Dekolletierung bei Hof- und anderen Festlichkeiten an der Busenlosigkeit oder Busenüberfülle der Damen. Tatsächlich ist die Kniehose ja doch, trotz manchen Mannes dünner Waden, Jahrhunderte hindurch in Deutschland und anderswo Tracht gewesen und bekanntlich zu Zeiten, deren Geschmack nach allgemeiner Annahme wirklich nicht tiefer stand als der heutige. Übrigens: wer verlangt den Zwang? Wir verlangen Erlaubnis für Kniehosen.

Erfrischend in ihrer naiven Offenherzigkeit ist die Erklärung einer Firma: „Eine Umgestaltung der Herrentracht, wie sie das Programm vorsieht, liegt nicht im Interesse der Herrenkonfektionäre und muß in erster Hinsicht aus diesem Grunde von ihnen abgelehnt werden. Die offen ausgesprochene Absicht, die Herrentracht einfacher zu gestalten und so einzurichten, daß sie, wie es heißt, »möglichst wenig Schneiderarbeit enthält, demgemäß in höherem Grade selbst herstellbar ist«, diese Absicht schon fordert unseren Widerspruch heraus.“ Der Mann hat natürlich von seinem Standpunkt aus ganz recht. Der Glaser hat ja auch ein sehr begreifliches Interesse daran, daß möglichst viel Scheiben zerschlagen werden; das hindert aber nicht, daß der Hausbesitzer anders darüber denkt. Etwas weniger klar und verständlich ist es, wenn dieselbe Firma die erstrebte Verringerung der Zahl der Kleidungsstücke interpretiert als „eine Mode, die der Neigung des einzelnen von vorneherein vorgreift und der Möglichkeit, innerhalb der Mode durch freie Wahl den persönlichen Geschmack zur Geltung zu bringen, den Weg verbaut.“ Sogar sehr wenig verständlich, da es ja einfach Unsinn ist.

Ernster zu nehmen ist der Einwand einer Firma, daß „diese reformierte Bekleidung keinen ausreichenden Unterschied zwischen Werktagskostüm und Festgewand zulasse.“ Es ist in der Tat eine Eigenheit unserer gegenwärtigen modernen Tracht, daß sie diesen Unterschied durch einen verschiedenen Schnitt der Kleidung markiert, während alle früheren Trachten, soweit ich unterrichtet bin, und die Frauentracht ja eigentlich heute noch (abgesehen von der Schleppe und der Dekolletierung) die Festgewandung lediglich durch kostbarere Stoffe und prunkvollere Ausstattung hervorhebt.* Unter diesem Gesichtspunkt liegt in unserer geltenden Herrentracht etwas erfreulich Demokratisches, Antikapitalistisches, was der Erhaltung wert scheint. Sie stammt eben nicht umsonst aus der Zeit und dem Milieu der französischen Revolution. Indessen sehe ich vorläufig noch nicht, wieso eine zweckmäßigere Ausgestaltung der Tracht in unserem Sinne die Möglichkeit jenes Unterschieds vernichten sollte. Ich könnte mir sehr wohl vorstellen, daß auch bei einer reformierten Tracht der feierlichere Gesellschaftsanzug sich durch ein bis zum

* Eine merkwürdige Ausnahme machen die schottischen Clans, die zumeist je zwei verschiedene Tartanmuster haben: eines als Festgewand und eines als Alltagskleid, bei sonst gleichem Schnitt und gleicher Ausstattung.

Digitized by Google

Knie reichendes längeres Gewand auszeichnet, ähnlich wie heute der Gehrock vor dem Jackett. Jedenfalls aber ist dieser Punkt wohl insofern im Auge zu behalten, als man gut tun wird, die praktischen Versuche und theoretischen Forderungen der Reformtracht vorläufig auf Alltags-, Sport- usw. Tracht zu beschränken. Das dürfte freilich ohnehin geschehen.

Amüsant ist die verwunderte Frage einer Firma: „Was will man denn von der heutigen Herrentracht", das heißt: Was kann man dieser „idealen" Tracht denn vorwerfen? — Ich greife nur einige Einzelheiten heraus:

Die heutige Herrentracht ist erstens einmal in verschiedener Hinsicht in Widerspruch mit den Anforderungen, die vom heutigen Standpunkt der Hygiene an die menschliche Kleidung gestellt werden müssen. Ich erinnere an die steife Hemdbrust, welche die Ausdünstung verhindert, oder an die Formen der übereinanderliegenden Weste und Jacke, wodurch stellenweise überstarke Erhitzung hervorgerufen, stellenweise der Zugluft wieder freiester Zutritt geöffnet wird, ferner an den Haar- und Filzhut, der die Kopfhaut einseitig erhitzt und der Ventilation beraubt, an den hohen Kragen, der den Hals verweichlicht, an die Unmöglichkeit, die Oberkleidung durch Wäsche gründlich zu reinigen usw.

Sie ist zweitens nicht in Einklang mit dem wirtschaftlichen Grundprinzip unsrer Zeit, das da lautet: „Zeit ist Geld." Denn sie ist in verschiedener Hinsicht unnötig verwickelt, so daß das An-, Aus- und Umkleiden unverhältnismäßig zeitraubend ist, was bei Festkleidung gerechtfertigt sein mag, nicht aber bei Arbeits- oder Sportkleidung.

Sie kollidiert drittens in manchen Punkten mit unserer Lebensweise. Die langen Beinkleider zum Beispiel sind nicht nur beim Radfahren hinderlich, wo sie an den Rädern und der Kette hängenbleiben, sondern auch beim Tennis, beim Bergsteigen, ja schon bei größeren Spaziergängen, bei wiederholtem Treppensteigen, bei allen Verrichtungen, die ein Knien erfordern usw. Man muß einmal die Kniehosen kennen gelernt haben, um die Lästigkeit der Knöchelhose zu empfinden. Ebenso unzweckmäßig sind die bis an den Handteller reichenden und weiten Ärmel. Sie werden unverhältnismäßig leicht beschmutzt (das merkt man, wenn man zum Beispiel einen weißen Leinenanzug trägt), man bleibt damit hängen (unglaublich lästig zum Beispiel bei den meisten Arbeiten im Garten), man belästigt andere damit (zum Beispiel bei ärztlichen Untersuchungen oder beim Darbieten von Speisen). Dasselbe gilt etwa auch für die offenen Schöße des Jacketts oder gar Gehrockes.

Viertens endlich widerspricht Verschiedenes der heutigen Herrentracht unserem modernen ästhetischen Empfinden. Letzteres verwirft zum Beispiel grundsätzlich und auf allen Gebieten Formen und Materialien, die etwas anderes vortäuschen, als sie wirklich sind. Porzellanteller, welche die Gestalt und Farbe eines Blattes haben, oder Wandbekleidungen aus Kalk, die wie Holztäfelung oder Marmor angestrichen sind, sind unserm Empfinden ein Greuel. Entsprechendes tun aber zum Beispiel die Kragen und Manschetten. Sie beide täuschen dem Auge vor, daß sie die Randteile des Hemdes sind. In Wirklichkeit sind dies die Kragen so gut wie nie, die Manschetten selten. (Begreiflicherweise: denn feste Manschetten sind

Digitized by Google

für jeden, der mit den Händen zugreifen muß, sei es auch nur, um ein Aktenstück zu durchblättern oder Unterschriften zu geben, vom Übel; sie schmutzen „im Handumdrehen“ ein, was sehr peinlich sein kann, wenn man dann plötzlich einen unvorhergesehenen Besuch machen oder empfangen muß oder dergleichen.) Dasselbe gilt vom „genähten“ Schlips und der Krawatte. Auch die „Schmuck“-Knöpfe am Ärmel und Schoßansatz gehören hierher, die früher einmal ein integrierender Bestandteil des Rocks waren, als man die Ärmel und Schöße noch tatsächlich umschlug und anknöpfte, heute aber nur ein sinnloses Anhängsel sind, mit dem man hängenbleibt.

Überhaupt möge man das eine doch nicht vergessen, daß unsere heutige Tracht nichts weniger ist als eine den weisen Erfahrungen langer Generationen entsprossene langbewährte und darum unantastbare Einrichtung. Sie ist in den meisten Stücken kaum hundert Jahre alt oder noch weniger. Insbesondere die langen Hosen sind erst seit Ende des 18. Jahrhunderts, als die englische Kleidung die französische verdrängte, aufgekommen, ebenso der Gehrock und der Frack, auch der Zylinderhut. Die Stärkwäsche ist noch jüngeren Datums. Es ist also gar nichts so besonders Revolutionäres, das hier droht, sondern nur ein Vorgang, der sich in der einen oder anderen Form alle paar Geschlechter einmal zu wiederholen pflegt. Heute hält man die Weste, die Stärkwäsche mit Schlips u. a. für ebenso unentbehrlich, wie früher einmal Spitzenkragen, Jabot und hohe Schaftstiefel, oder Zopf und Allongeperücke. Und doch werden Nachfahren darüber ebenso die Köpfe schütteln, wie wir über manche Kleidungsstücke unsrer Voreltern.

Eine weitere Firma äußert sich — im Prinzip reformfreundlich — folgendermaßen: „Das kurze Beinkleid würden die meisten Herren freudig begrüßen, nur diejenigen, die noch nie ein solches getragen haben, wissen seine Annehmlichkeit nicht zu schätzen. Ein wichtiger Punkt bei der Reform der Männerkleidung ist der Hosenträger. Ist ein Herr daran gewöhnt, daß seine Beinkleider gut im Schnitt passen, so muß er seine Hosenträger ziemlich straff anziehen und hat dadurch stets ein beengendes Gefühl auf der Schulter und Brust. Hier müßte die Reform einsetzen in der Weise, daß Beinkleider und Weste von einem Stück gearbeitet werden und dadurch der Hosenträger in Wegfall kommt. Es müßte ein angenehmes Gefühl sein, den lästigen Druck los zu sein.“

Das kann ich vollständig unterschreiben (vorausgesetzt, daß die Weste dann zu einem Brust und Rücken durch tiefen Ausschnitt freilassenden Untergewandstück wird).

Ich möchte im Zusammenhang damit noch mitteilen, daß ich bei mir zu Hause einen „Reformanzug“ trage, der lediglich aus zwei Stücken besteht, nämlich einem „russischen Kittel“ (mit viereckigem Ausschnitt und einer schmalen Borte herum, um Kragen und Schlips überflüssig zu machen) und einer Kniehose, die mit ein paar großen Hornknöpfen innen in der Gürtelgegend an den Kittel angeknöpft wird, was sehr leicht und bequem sitzt. Der nur leicht zusammengezogene, am Kittel festsitzende Gürtel verhindert ein lästiges Flattern oder Aufbauschen des sehr losen Kittels. Darunter kann ein Nachthemd mit gesticktem Umlegekragen und Ärmelabschluß

Digitized by Google

am Handgelenk so getragen werden, daß es oben am Halsausschnitt und rechts und links aus den beiden (nur bis zum Ellbogen reichenden) weiten Ärmeln des Kittels hinausschaut, was recht gut aussieht. Doch läßt sich auch ein ärmelloses gewöhnliches Hemd dazu tragen, von dem man nichts gewahr wird. — Ich hoffe, diesen Anzug und einige andere Proben individueller Kleidung auf der „Internationalen Hygiene-Ausstellung" zu Dresden im Sommer dieses Jahres ausstellen zu können, deren Leitung sich für unsre Bestrebungen interessiert und uns ihre Berücksichtigung innerhalb der Ausstellungsgruppe „Kleidung" in Aussicht gestellt hat.

Zum Schluß noch eine Bemerkung grundsätzlicher Art: Es handelt sich bei dieser Bewegung nicht, wie man so vielfach mißverständlich auffaßt, um die „Einführung einer neuen Herren-Mode", sondern um eine sich anbahnende Änderung der Herren-„Tracht". Das ist ein sehr wesentlicher Unterschied. Unter „Tracht" versteht man die Grundsätze, auf denen die Kleidung einer menschlichen Gruppe aufgebaut ist, unter „Mode" Geschmackseinrichtungen innerhalb einer „Tracht". Die Mode ist unberechenbar, launisch, wechselnd ohne inneren Grund. Die Tracht ist abhängig von den herrschenden Lebensformen und Lebensanschauungen, daher verhältnismäßig stabil, sie ändert sich nur allmählich, in größeren Zeiträumen und nur aus triftigen Gründen. Die farbige Weste, der Stehumlegkragen, die Topfhüte der Damen gehören zur „Mode". Das durch hygienische Erwägungen verursachte Aufgeben des Korsetts, der den Bedingungen des Radfahrens angepaßte Radfahranzug mit Kniehose und westenloser Joppe, die den Arbeitsverhältnissen in der Fabrik angepaßte Arbeiterbluse gehören zur „Tracht". Hieraus ergibt sich schon, daß zwar eine „neue Mode" von hervorragenden autoritativen Personen, von Konfektionären usw. „geschaffen" werden kann, nicht aber eine „Tracht". Änderungen in der „Tracht" können nur „entstehen", indem auf Grund geänderter Lebensformen und Anschauungen gewisse Prinzipien der überkommenen Kleidung in immer weiteren Kreisen als ungesund, unbequem, häßlich, anstößig empfunden werden und die Versuche sich mehren, diesem Mißstande so oder so abzuhelfen. Ich und andere sind nun der Ansicht, daß auch gegenwärtig solche Wandlungen sich vorbereiten. Was wir dabei tun wollen, ist nichts weniger, als irgendeine neue von diesem oder jenem „ausgedachte" Tracht (die vielleicht ihm gefällt, andern aber nicht) „einzuführen". Das würde „über unsere Kraft" sein. Wir suchen lediglich solche Herren, welche gleich uns gewisse Grundsätze der überkommenen Männerkleidung als änderungsbedürftig empfinden, in Verbindung mit uns und miteinander zu bringen, unsere Ansichten darüber auszutauschen und zu klären, durch praktische Versuche Proben zu machen und auf diese Weise eine Trachtänderung, die wir auch ohne unser Zutun erwarten zu müssen glauben, zu fördern und vielleicht zu beschleunigen. Der vorjährige Aufsatz im „Kunstwart" zog lediglich die Summe aus den Klagen und Wünschen, die uns bislang bekannt geworden sind, um auch weitere Kreise darauf aufmerksam zu machen, daß u. E. eine Änderung der Tracht sich vorbereitet und in welcher Richtung ungefähr sie sich bewegen dürfte. Nichts liegt uns ferner, als irgend-

Digitized by Google

welche Einzelheiten irgend jemand aufoktroyieren zu wollen. Die Zukunft wird ja lehren, ob die Bewegung sachlich gerechtfertigt ist (dann wird sie sich ausdehnen und allmählich konkretere Gestalt gewinnen und aller — egoistischer wie idealistischer — Widerstand wird nichts dagegen tun können) oder ob sie nur individuellen Einbildungen entsprungen ist (dann wird sie im Sande verlaufen, mag man sie noch so sehr zu lancieren suchen). Der Umstand, daß an so zahlreichen Stellen, ganz unabhängig voneinander, die gleichen Bestrebungen zutage treten, läßt es wahrscheinlich erscheinen, daß es sich tatsächlich um die ersten Anzeichen einer in den Verhältnissen begründeten elementaren Bewegung handelt und nicht nur um die Launen dieses und jenes Eigenbrödlers. Ich hoffe, es wird in Kürze möglich sein, die Interessenten — wenn auch in ganz loser Form — organisatorisch zusammenzufassen, um so eine stärkere Einwirkung auf die Öffentlichkeit ausüben zu können. Zu diesem Zwecke bitte ich auch hier noch wieder alle, die an dem Gegenstand Interesse haben, sich mit mir in Verbindung zu setzen. In unitate robur!

Walter Borgius
Groß-Lichterfelde b. Berlin, Haus Karma

Politische „Idealisten"

In seltsamer Übereinstimmung pflegen gegenwärtig führende Leute in den verschiedensten Parteilagern unaufhörlich über die „unselige Ausschaltung aller ideellen Fragen aus dem politischen Leben", „die Konzentrierung des politischen Kampfes auf lediglich wirtschaftliche Fragen" zu klagen. Und selten vergessen sie dabei, hinzuzufügen, dies „einseitige Hervorkehren wirtschaftlicher und rein materieller Fragen" sei allein daran schuld, daß unsere innerpolitischen Verhältnisse so zerfahren, die politischen Umgangsformen so verroht, die Gegensätze so verschärft seien. Zuweilen entschlüpft solchem Jeremias aber auch ein Bedauern, daß die Kassen der Berufsorganisationen sich infolge des materiellen Zuges der Zeit stärker füllen als die Kassen der Parteien, und daß wirtschaftliche Fachleute immer mehr politische aus öffentlichen Stellungen verdrängen. Letzteres erinnert dann an die Bedenken über das „Aufsteigen des Laientums", welche die orthodoxe katholische Geistlichkeit zum Kampf gegen die angeblich allzu weltliche Politik des Volksvereins für das katholische Deutschland antreiben. Liegt da nicht die Vermutung nahe, die gleichartige Taktik der Dogmatiker im politischen und im kirchlichen Leben möchte einen gleichartigen Ursprung haben?

Die große Umwälzung im zeitgenössischen gesellschaftlichen Leben, die den Parteipolitikern so sehr gegen den Strich geht, wird von dem Verfasser der Kampfschrift „Köln eine innere Gefahr für das katholische Deutschland", das heißt einem der ärgsten Feinde dieser Entwicklung mit löblichem Freimut klar und bestimmt also umschrieben: „Unsere alten Parteien sind aus den verschiedensten sozialen Schichten zusammengetreten, aus Männern, die eben über dem sie beherrschenden Weltanschauungsgedanken die trennenden Standesinteressen zurückgestellt haben. Die Stände wurden zersplittert durch die Zusammengehörigkeit der Weltanschauung. — Heute setzt die entgegengesetzte Bewegung ein. Die Koalition der sozial gleich Interessierten, die Koalition unter beruflichen Gesichtspunkten ist zum ersten und drän-

Zu den Tagesereignissen

Digitized by Google

gendsten Ziel geworden, die materiellen Interessen beherrschen die Äußerungen des Gemeinschaftsgedankens. Eine Reaktion tritt ein: die Weltanschauungsparteien werden zersplittert durch die Zusammengehörigkeit der Stände."

Ist es nicht merkwürdig, daß in Deutschland gerade die Kreise, die sich für „liberal" und „fortschrittlich" halten, bei diesem mit unerbittlicher Notwendigkeit sich vollziehenden Vorgange entweder den Kopf in den Sand stecken, oder ihn mit ohnmächtigen Worten aufhalten oder ihn umkehren wollen, während die Roeren und Bitter, die Vertreter der konfessionellen Tonart im Zentrumslager, sich mit jener großen Wandlung als einem unvermeidlichen Schicksale abfinden, dem sie sich nur anzupassen suchen? Sie wollen verhüten, „daß das Volk die katholische Sphäre *verlassen* muß, um sich soziale Standespolitik zu ermöglichen". Darum sollen im katholischen Volke selbst für die wirtschaftliche Gliederung „die Formen geschaffen, beziehungsweise ausgebaut werden, in welche die nach Gefäßen und sozialer Standespolitik suchenden Massen sich hineingießen können". Das ist der Wille der „Richtung Roeren"; die auf den Volksverein für das katholische Deutschland sich stützende „Richtung Bachem" hingegen möchte den Weltanschauungscharakter und die Vertretung der kirchlichen Interessen des katholischen Volksteiles preisgeben, um das Zentrum als wirtschaftliche Sammelpartei der Zukunft zu erhalten. Beide Richtungen im Zentrum berühren sich also in dem stillschweigenden Zugeständnis, daß sich keine Parteipolitik mehr lange mit Erfolg treiben läßt, die dem Streben der breiten Massen, sich nach gemeinsamen Interessen, statt nach gemeinsamen „Idealen" zu gruppieren, offen entgegenarbeitet. Würde bei uns in politischen Kreisen auch sonst die neue Entwicklung des Gesellschaftslebens gleich unbefangen beurteilt, so möchte es bald außer dem konfessionellen Zwiespalt und dem Klassenunterschiede zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern — alle politischen Kämpfe zwischen verschiedenen Berufsgruppen lassen sich aus dieser einen Wurzel ableiten — keine großen politischen Gegensätze geben, dem Ideal einer kulturellen Einigung des Volkes wären wir um ein bedeutendes Stück näher gerückt.

Denn in Wirklichkeit sind es die heutigen politischen Parteien und nicht die Berufsorganisationen, die der Verinnerlichung der Einheit des Volkes widerstreben, die verhindern, daß an und für sich gesunde Meinungskämpfe zu einer Klärung führen und eine gemeinsame Handlung einleiten, die vielmehr durch Sophistereien die Geister immer mehr gegeneinander zu erbittern, zu immer neuer Zwietracht aufzustacheln suchen. Immer ist es ein gemeinsamer Haß, keine gemeinsame Liebe, was die Mitglieder einer politischen Partei zusammenhält, und nur weil ein großer Haß viel kleinen Haß verzehren kann, kommt es zu Zusammenschlüssen verschiedener Parteien.

Was hat das wirtschaftliche Leben mit dem konfessionellen Hader im Volke zu tun? Vom Standpunkte des wirtschaftenden Menschen aus betrachtet, darf wahrlich jeder nach seiner Fasson selig werden. Kein evangelischer Fabrikant wird als Fabrikant eine katholische Kundschaft verschmähen, kein katholischer Arbeiter aus seinem Erwerbstriebe heraus die Beschäftigung bei einem evangelischen Arbeitgeber, sobald die Gegenleistung den eigenen Ansprüchen genügt. Immer sind es kon-

Digitized by Google

fessionelle oder politische Motive, die Anhänger verschiedener Glaubensbekenntnisse wider einander in Harnisch bringen. Was hat ferner das wirtschaftliche Leben zum Beispiel mit dem Gegensatz zwischen dem Bund der Landwirte und dem Bauernbunde zu tun? Gemeinsame wirtschaftliche Interessen waren es gewesen, die Junker und Bauern auf politischem Gebiete zusammenführten; verschiedene politische Interessen trennten sie wieder. Und was hat das Wirtschaftsleben mit dem Klassengegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu tun? Rein wirtschaftlich betrachtet sind die Interessen beider Teile vollkommen solidarisch, denn sie hängen immer von denselben Erwerbsgelegenheiten ab. Der Streit über die Verteilung der Ergebnisse gemeinsamer Tätigkeit ist politischer Natur; denn ohne daß politische Gewalten störend in das Wirtschaftsleben eingriffen, würde das Genossenschaftsprinzip in Landwirtschaft wie Industrie allgemein zur Geltung gelangen, wie das zum Beispiel in China längst der Fall ist, wo selbst ein Laufbursche am Gewinn des Unternehmens Anteil hat, für das er tätig ist. Unter den Sinologen herrscht kaum noch eine Meinungsverschiedenheit darüber, daß China in dieser Hinsicht endgültig ein großes Problem gelöst hat, das bei uns die meisten für unlösbar halten, so rückständig die Verhältnisse im Reiche der Mitte auch in vielen andern Beziehungen gelten dürfen. Jedenfalls kann niemand leugnen, daß das Wirtschaftsleben in der Gewinnbeteiligung ein Mittel an der Hand hat, die Kluft, die heute zwischen den Inhabern der Produktionsmittel und den Trägern der Ware Arbeitskraft gähnt, zu überbrücken, während keine politische Partei, die Sozialdemokratie nicht ausgenommen, sich der „sozialen Frage“ gegenüber anders zu helfen weiß, als daß sie die „politische Macht“ zu mißbrauchen trachtet, um das Verhältnis zwischen „Kapital und Arbeit“ in ihrem beschränkten Parteiverstande gewaltsam zu regeln. Otto Corbach

Kriegswesen und Volkswohlfahrt* Heer und Flotte

Wir haben wieder eine Militärdebatte gehabt. Wie so oft sammelte sich die allgemeine Teilnahme der Bevölkerung auf die Frage, wie die Bevorzugung der Adeligen und die Benachteiligung der Juden mit den Grundsätzen eines Volksheeres zu vereinigen seien. Weniger Aufmerksamkeit wandte man den militärischen und den kriegswirtschaftlichen Fragen zu. Gerade über diesen Punkt genauer unterrichtet zu werden, muß aber der Wunsch jedes Staatsbürgers sein: hat doch die Mittel für den Krieg, welchen verfassungsgemäß der Bundesrat beschließt, er, der Staatsbürger zu bewilligen.

Wir wollen uns unabhängig von allen Parteimeinungen mit der Frage beschäftigen, wie ein Krieg zwischen zivilisierten Staaten auf die Lebenshaltung der Bürger wirkt. In den Phrasen des Tages wird nur allzuoft das Schicksal des Staates mit dem der Bürger vermengt. Es kann aber heutzutage ein Staat untergehen, ohne daß die Bürger in ihrer Lebenshaltung irgendwie geschädigt werden. Während anderseits Änderungen des staatlichen Verbandes unabhängig von den Einkommen die Bürger aufs tiefste erschüttern können. Der Sieger genießt die Siegesfreude.* Er fühlt sein

* Zur Orientierung: Voelcker:

Digitized by Google

Selbstvertrauen gehoben, wenn er Länder erobert, auch wenn er sie nicht wie ehedem ausplündern kann. Sein Selbstbewußtsein regt ihn nicht selten zu trefflichen Leistungen auf allen Gebieten an, es ist freilich auch oft die Ursache kulturfeindlicher Überhebung, die sogar dazu führen kann, Verwaltung und Erziehung nach rein militärischen Gesichtspunkten zu beurteilen. Die Unterlegenen, insbesondere die Bewohner eroberter Gebiete büßen oft lieb gewordene Traditionen ein, es wird ihnen nicht selten verwehrt, die Kinder in der Sprache der Ahnen zu unterrichten. Als politisch Verdächtige werden sie oft in ihrer staatlichen Wirksamkeit beschränkt.

Die Kriegsgegner weisen vor allem auf die Toten und Verwundeten hin. Gegenüber dieser oft sentimental gefärbten Anschauung, die vorwiegend die ja zutage liegenden Übelstände betont, haben die Verteidiger des Krieges meist leichtes Spiel gehabt. Sie zeigten zum Beispiel, daß in den Fabriken und Bergwerken — oft bei der Produktion von reinen Luxusartikeln — mehr Menschen Gesundheit und Leben einbüßen, als in den doch recht seltenen Kriegen. Die Bürger, welche ins Feld zögen, seien oft von Sorgen gequält gewesen. Die meisten von ihnen empfänden die Arbeit als eine ekle Last; eine Arbeit, die sie lieben könnten, müßte sie nicht bis zum Überdruß verrichtet werden.* Der Krieg befreie wenigstens für kurze Zeit von den Jämmerlichkeiten des Alltags und erzeuge eine sonst nicht gekannte höhere Begeisterung. Der durch einen siegreichen Krieg ermöglichte materielle Aufschwung ersetze zehnfach alles, was der Krieg zerstört habe. Die infolge des wachsenden Wohlstandes verringerte Sterblichkeit sei nicht hoch genug einzuschätzen. Diese Argumente der Kriegsfreunde können aber denen wenig anhaben, welche in gleicher Weise Kriegsübel und Friedensübel bekämpfen — zum Teil von der Anschauung aus, daß beide eng miteinander zusammenhängen und daß jede Reform, welche der Not und dem Elend zuleibe rücke, auch die Quellen des Krieges verstopfen helfe. Not und Krieg, meinen sie, seien beide Folgen unsrer trostlosen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse.

Diejenigen, welche die Kosten verteidigen wollen, die Armee und Flotte verursachen, preisen einerseits den „frischen fröhlichen" Krieg, der den Charakter bilde und erziehe, anderseits suchen sie nachzuweisen, daß nur durch die Rüstungen der

---

„Die deutsche Volkswirtschaft im Kriegsfall". (Schlicht geschrieben, erfordert es keine Vorbildung.) Angell: „Die große Täuschung". (Einseitig, oft geradezu bizarr, aber die Hauptprobleme tiefer erfassend.) J. Riesser: „Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegsführung". (Für Vorgeschrittene.) Steinmetz: „Philosophie des Krieges". (Eine energische Apologie des Krieges.) Vieles findet sich in systematischen Werken, so in Naumanns „Neudeutscher Wirtschaftspolitik". Weitere Literaturangaben im „Ratgeber" und im „Jahresbericht" des Dürerbundes.

* Diese Schilderungen ergänzt Wolgast in der Preisschrift „Ganze Menschen", vergleiche die Abschnitte: „Arbeitsteilung", „Heimatlosigkeit", „Der ungelernte Arbeiter und seine Liebhaberarbeit", „Wiederherstellung des verkümmerten Menschentums".

Digitized by Google

Frieden erhalten, daß nur so der Bürger vor dem verrohenden Einfluß des Krieges bewahrt werde. Die Auslagen für das Heerwesen seien nichts anderes, als eine Art Versicherungsprämie.

Demgegenüber weisen wieder andre darauf hin, daß die Kriegsrüstungen produktive Kräfte aller Art aufsaugen, daß eine große Zahl kräftiger Menschen von der Arbeit abgehalten würden.

Wir aber haben zu fragen: von welchem Wert sind solche Argumente, die ohne Verbindung mit Darlegungen über die Gesamtwirtschaft des Reiches vorgebracht werden?

Die Folgen eines Krieges kann man nur dann einigermaßen abschätzen, wenn man sich ein Bild von den wirtschaftlichen Zusammenhängen zu machen sucht. Es ist kein Zweifel, daß zu Beginn eines Krieges erhebliche Störungen im Wirtschaftsleben zu verzeichnen sind. Gläubiger kündigen Kredite, Warenlager sind schwer zu veräußern, die Lebensmittelpreise steigen oft übermäßig an, es klagen alle Schichten der Bevölkerung. Daneben hat man aber bereits seit vielen Jahrzehnten beobachten können, daß nicht selten nach dieser ersten Zeit erheblicher Störungen, und zwar noch bevor es zu Sieg oder Niederlage kam, ein allgemeiner Aufschwung beobachtet werden kann. Es konnte eine Niederlage schwerster Art oft mit einer geringen wirtschaftlichen Schädigung enden und ein Sieg nur mäßigen oder gar keinen Vorteil bringen. Wie sind diese merkwürdigen Tatsachen zu erklären?

Wir können hier nur anzudeuten versuchen, welche Schwierigkeiten vorliegen. Es ist schon viel erreicht, wenn man sich über die Problemstellung klar ist, und darüber, vor welchen naheliegenden Irrtümern man sich zu bewahren hat.

Der erwähnte Aufschwung rührt zum Teil davon her, daß die Einberufung vieler Arbeiter zu den Fahnen den Lohn der zurückbleibenden erhöht, was auf den Warenumsatz günstig zurückwirkt. Die durch den Krieg bedingte Absperrung der Zufuhr befreit manche Industriezweige von lästigen Konkurrenten. Gleich einem Schutzzoll läßt der Krieg nicht selten neue Industrien entstehen. Sind auf manchen Gebieten infolge des Krieges Produktionseinschränkungen nötig, so steigt infolge der erhöhten Preise dennoch nicht selten das Einkommen der Unternehmer, auch können sie leichter höhere Löhne auszahlen (vergleiche Kw. XXIV, II, S. 352). Es kann so zu einem regeren Güterumsatz, zu einem allgemeinen Aufschwung noch während des Kriegs kommen. Erhöhte Preise sind eben nicht ohne weiteres ein Nachteil für die Konsumenten, wie es anderseits kurzsichtig wäre, in jedem Preisfall einen Vorteil für die Bevölkerung zu erblicken. Was nützt der Import billiger Waren, wenn dadurch Industrien vernichtet werden, welche ihre Arbeiter und Angestellten entlassen müssen?* „Was hilft's, daß der Ochs

* Näheres über dies wichtige Problem in dem leicht geschriebenen Hauptwerk des großen deutschen Nationalökonomen Friedrich List: „Das nationale System der politischen Ökonomie". Vergleiche auch Wilhelm Neurath: „Gemeinverständliche nationalökonomische Vorträge". Insbesondere: „Die wahren Ursachen der Überproduktionskrisen sowie der Erwerbs- und Arbeitslosigkeit", „Das Hauptproblem der modernen Volkswirtschaft".

Digitized by Google

einen Groschen kostet, und du hast den Groschen nicht?“ Die wirtschaftlichen Erscheinungen sind eben überaus verwickelt.

Man kann nicht gut gerade dem Heere einen Vorwurf aus der Aufsaugung der Arbeitskräfte machen, solange bei uns die Kartelle regelmäßig die Produktion künstlich einschränken* und solange jahraus jahrein Tausende und Abertausende von Arbeitern Europa verlassen und Arbeitslose in Massen die großen Städte bevölkern. Es ist inkonsequent, an einer Stelle gegen Menschenverschwendung zu protestieren, wohl gar unter Hinweis auf die Industrie, während unsre ganze Wirtschaftsordnung an allen Stellen mißbrauchte Menschenkraft aufweist, und während überall die Menschen vom fruchttragenden Boden weggedrängt werden. Unsre Volkswirtschaft ist nicht wie ein großer Bauernhof, auf dem jeder Ausfall an Arbeitskraft schwer getragen, jeder Mehrertrag an Früchten freudig begrüßt wird. Wir gelangen mittelbar in den Besitz der Güter, indem wir zunächst Geld erwerben und uns das kaufen, was wir benötigen. Dieser Umweg ist nun in unsrer Wirtschaftsordnung die Ursache vieler Übel. So wird, um den Geldertrag zu erhöhen, nicht selten der Ertrag der Produktion an Gütern verringert. Wir produzieren regelmäßig weniger als wir produzieren und konsumieren könnten. Unsre Wirtschaftsordnung pendelt zwischen zwei Übeln hin und her. Produzieren wir, ohne den Geldertrag immer im Auge zu haben, so sind geschäftliche Zusammenbrüche die Folge, da die Schulden mit den Zinsen nicht rechtzeitig abgezahlt werden können, Arbeiter werden entlassen, und damit wird die Kaufkraft noch weiter geschädigt, es tritt eine sogenannte Krise mit all ihren Folgen ein; oder aber man sorgt rechtzeitig dafür, daß die Gesamtheit anbauernd nur ungenügend befriedigt wird, sei es durch Schutzzölle oder durch Kartellabmachungen, welche die Produktion einschränken. Wenn man einen Vorwurf erheben will, so muß er also gegen die gesamte Wirtschaftsordnung gerichtet sein, welche solche Ergebnisse zeitigt, nicht gegen das Heerwesen allein.

Die wenigen Andeutungen zeigen auch, daß der Krieg nur deswegen nicht so schwer empfunden wird, weil unsre Wirtschaft Mängel aufweist. Sie kann eben nie alle Güter verwerten, die sie erzeugen kann, sie kann nicht alle Menschen verwenden, die geboren werden, obgleich Brot genug für sie hergestellt werden könnte, obgleich Bedarf nach Gütern aller Art vorhanden ist.

Warum sind die Vorteile eines siegreichen Krieges nicht allzu groß? Man kann heute nicht mehr wie ehedem dem Besiegten alles wegnehmen und die Bewohner zu Sklaven machen; die Schädigung des Besiegten wäre auch deswegen sehr wenig angezeigt, weil er gleichzeitig ein Abnehmer von Waren, eventuell ein Kreditgeber ist. Selbst die Okkupation von Landesteilen bringt den siegreichen Bürgern wenig Gewinn, da man doch diese Gebiete nicht mit erhöhten Steuern belegen kann. Und selbst die größten Kriegsentschädigungen können ein Land nicht erheblich fördern. Schließlich sind es doch die Güter, welche ein Land reich oder arm machen und nicht

* Vergleiche Tschierschky: „Kartelle und Truste“ in der billigen und handlichen Sammlung Göschen.

Digitized by Google

die Geldstücke. Das Geld, welches der besiegte Staat zahlen muß, leiht er sich zum Teil von andern Staaten aus und zahlt es ratenweise zurück, im Inland fehlt es ihm nicht an Geld, da er das Metallgeld jederzeit durch Papiergeld ersetzen kann. Oft entfaltet das besiegte Land eine fieberhafte Tätigkeit, um die Kriegsentschädigung bald abzahlen zu können und schreitet so wirtschaftlich mächtig vorwärts. Wir wissen alle, daß sich Frankreich nach dem Jahre 1870/71 rasch wieder erholte und in kurzem zum Geldgeber von ganz Europa wurde.

Wie wirken nun die großen Geldmassen im Lande des Siegers? Kommen sie gleich in Umlauf, so erhöhen sie zunächst jedenfalls die Preise aller Artikel, da die Produktion nicht entsprechend rasch sich erweitern kann. Soweit aber die Produktion angeregt wird, entsteht bald ein Aufschwung, der in kurzer Zeit zu einer Krise führen kann, wie sie Deutschland nach dem Kriege mit Frankreich, Japan nach dem Kriege mit China erlebten.

Selbst im günstigsten Falle kann der Sieger heute nicht allzuviel in einem Kriege gewinnen. Der besiegte Staat ist meist gleichzeitig Konkurrent, Abnehmer, Verkäufer, Geldgeber und Geldnehmer. Schädigt man ihn als Konkurrenten, so schädigt man ihn auch als Geldgeber, als Abnehmer und gefährdet alle jene Gelder, welche die eigenen Bürger leihweise dort angelegt haben, ehe der Krieg begann.

Wenn diese kurzen Darlegungen schon zeigen, um wie verwickelte Probleme es sich handelt, so muß man doppelt unbegreiflich finden, daß die Staaten so wenig für die wirtschaftliche Aufklärung der Bürger tun, die doch mit Gut und Blut den Krieg führen müssen. Es ist eine Forderung der Gerechtigkeit, daß derartige Fragen eingehender als bisher in den Parlamenten behandelt werden, daß in den Schulen der Sinn für solche Dinge geweckt wird. Die kulturelle Zukunft eines Volkes kann davon abhängen, ob es bewußt solchen Problemen gegenübersteht oder ob es im kriegsfreundlichen oder kriegsfeindlichen Sinne Phrasen aller Art auf sich wirken läßt; eins ist ebenso verderblich wie das andre. In einem Staatswesen, wie dem unseren, das eine allgemeine Volksvertretung kennt, ist jeder mitschuldig an der ungenügenden wirtschaftlichen Aufklärung, unter der wir alle ebenso leiden, wie unter dem mangelnden politischen Sinn.

Wer verstehen will, wie Kriegswesen und Volkswohlfahrt zusammenhängen, muß das Selbstvertrauen haben, daß er auch eine schwierigere Frage der Volkswirtschaft sich klarzumachen vermöge. Wir würden uns der politischen Freiheit unwürdig erweisen, sollten wir nicht in unserm wirtschaftlichen Denken mündig werden können. Dumpfes Dahinleben auf diesem Gebiete widerstrebt den Besten der Nation ebenso, wie auf dem der Politik. Karl Wilhelm

Gipfelturnerei

Körperpflege

Damit pflegt man jene alles Gewohnte und Natürliche überbietenden Bravourleistungen zu bezeichnen, mit denen — besonders am Reck — die Auserwählten unter den Preisturnern glänzen. Der simple Turnersmann mit seinen harmlosen Künsten steht staunend, der uneingeweihte Zuschauer verblüfft dabei. Vom volkstümlichen Turnplatz glaubt man sich in die Arena versetzt. Dort — im Zirkus — herrschen die nervenerregenden Tricks, die Totenschwünge, die Sal-

Digitized by Google

tos. Von diesen, von den einfachen, den doppelten bis dreifachen, bis zu dem Wahnsinn des „Looping the loop“ ist es nicht gar zu weit. Schon sieht man sie bei den Wettkämpfen der Turnfeste, und bei den Bühnenvorführungen der Vereinsabende fangen sie an, zum üblichen turnerischen Speisezettel zu gehören. Weiß sich dabei das Publikum, das hier dem hirnlosen Treiben lauten Beifall klatscht, noch von dem des Zirkus zu unterscheiden? Und diese Turner? Jagen sie nicht in kühnem Wetteifer dem Höchsten nach? Sehen sie nicht wohl schon auf den Artisten des Zirkus herab, weil der bei jedem Hochschnellen im Riesenschwung noch mit den Knien zuckt, wo sie selbst doch die Beine stramm, straff, linealsteif gestreckt halten, wie es der turnerische Kanon vorschreibt? Ein Sonderling muß ihnen scheinen, wer hier noch zweifeln kann, wem der Kranz gebühre, und ein feindlicher Nörgler und Pedant, wer die ganze Gaukelei verboten sehen möchte. Frei von der niedern Erdenschwere der Philister, lassen wir in der „Riesenfelge“ unten beim Vorschwung — natürlich im peinlich genau abgepaßten, rechten Augenblick! — die Hände los, folgen der allen Schulbuben wohlbekannten Zentrifugalkraft, indem wir in der Richtung der Tangente wegfliegen, und vollführen so, ohne daß unser Wille und unsere Muskeln besonders nennenswert ins Spiel treten, in der Luft schwebend, vollkommen ruhig und sicher einen Überschlag rückwärts, „ganze Drehung um die Breitenachse“, und landen wohlbehalten mit vorschriftsmäßiger Kniebeuge auf dem Erdboden: ein Triumph der aller Dynamik innewohnenden Logik! Welch Hochgefühl, noch einmal sei es gesagt: frei von aller Schwere! Oder doch wenigstens f a s t frei. Denn nicht immer hält die geheiligte Zentrifugalkraft, was sie zu versprechen schien, und dann gibt es ein Unglück. Aber das kommt uns im Rausch des Fliegens nicht zum Bewußtsein, daran denken wir nicht. Der einfache freie Überschlag ist uns mit der Zeit schon viel zu einfach geworden. Bei ihm kamen wir (wie es aus Bild 1 zu schließen ist) so auf den Boden nieder, daß wir dem Reck den Rücken zuwandten. Sollen wir nicht einen neuen Trick versuchen? Wie wär's, wenn wir die Kehrtwendung („halbe Drehung um die Längenachse“), die der Soldat in Reih und Glied auf festem Boden oder der gewöhnliche Sterbliche auch wohl beim Tanzen oder im Schlaf liegend beim Umwälzen von einer zur andern Seite auszuführen pflegt, wenn wir noch diese Drehung jener andern hinzufügen, auch frei in der Luft und — da liegt das Geniale an unserm Beginnen! — nicht mit den Füßen nach unten, sondern umgekehrt, nach oben: just in dem Augenblick, wo bei jenem einfachen Salto der Kopf unten schwebt? Gedacht, getan! (Bild 2.) Wer es zuerst gewagt, wir wissen's nicht. Aber wir riskieren's, und es geht, muß gehen! Tosender Beifall zeigt uns, daß wir unsern Freunden da vor der Bühne tief an Herz und Nieren gegriffen haben!

Ich habe hier nur Tatsachen geschildert. Seit frühen Knabenjahren habe ich die Luft des deutschen Turnplatzes mit vollen Zügen geatmet und entsinne mich heute mit dem jedem Manne eigenen Stolz manches kühnen, ja allzu kühnen Sprunges und Schwunges, den der Jüngling einst wagte. Der Wahn des Alters, daß die Jugend langsam und bedächtig gehen müsse, wie es selbst, liegt mir völlig fern, und mein gymnastisches und pädagogi-

Digitized by Google

sches Glaubensbekenntnis ist noch immer das Wort: „Knabenstreiche müssen gewagt werden!“ Aber gewagt werden um vernünftiger Lebensziele willen, und in der turnerischen Erziehung im Verhältnis zu ihrer Entwicklung und mit der Möglichkeit, zwischen mutigem Wollen und kraftvoll geschicktem Können eine natürliche und sittliche Harmonie herzustellen! — Die „Riesenschwünge“ mögen hingehen und die „Handstände“ will ich keinem, der Vergnügen daran findet, verwehren — obwohl ich ein Turnsystem, das ohne sie nicht auskommen kann, noch in den Kinderschuhen stecken sehe —, aber wo der menschliche Körper zum Spielball unbeherrschbarer Schwung- und Schwerkräfte wird, da hört die Vernunft auf, und fängt für mich ein Hinüberlaufen zur Not des Artistenstandes an, der allabendlich seine „Arbeit“ darauf einrichten muß, daß das Publikum sensationslüstern zu ihm ins „Varieté“ kommt und fürs Genickbruchrisiko sein „Entree“ bezahlt. Soll solche Not nun auch heimisch werden auf den nationalen Übungsplätzen, die nach den Worten des Turnvaters der deutschen Jugend geweiht sein sollen, einer Jugend, „tugendsam und tüchtig, rein und ringfertig, keusch und kühn, wahrhaft und wehrhaft im Wandel?“ Vergessen sind heute die Vorurteile und Angriffe, die das Turnen einst in den Zeiten seines Entstehens zu überwinden hatte. Wie längst verschollene Sage klingt es an unser Ohr, daß die Turnerei einst als „Unfug“, als eine „Eiterbeule“ im Staatsleben verschrien und daß Jahn als der „Erfinder der gefährlichen Lehre von der deutschen Einheit“ vom Krankenlager seines Kindes weg in den

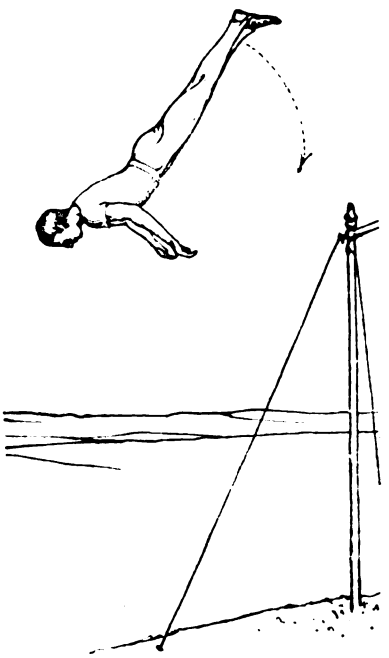


Bild 1

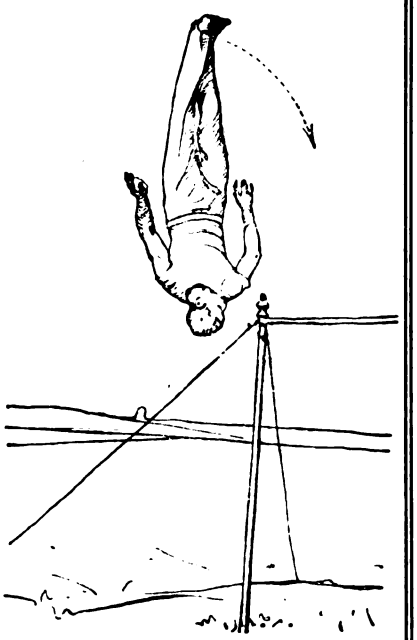


Bild 2

Digitized by Google

Kerker geführt wurde. Heute erregt es uns nicht mehr, wenn wir lesen, was dereinst der alte Widersacher der Burschenschaft und des Turnens, was August von Kotzebue in seinem Wochenblatt schrieb: „Wenn Jahn seine Zöglinge an den Beinen aufhängt, daß alles Blut ihnen in die Köpfe schießt, so möchten wir eben keiner Mutter raten, ihren Sohn dazu herzuleihen. Jahn sagt freilich: »In jedem rechten Turnerleben regt sich eine Welt!« Warum denn aber die verkehrte Welt? Er sagt ferner: »Frühe mit seinesgleichen und unter seinesgleichen leben ist die Wiege der Größe für den Mann.« Leben, das lassen wir gelten, aber frühe mit seinesgleichen und unter seinesgleichen sich an den Beinen aufhängen, das möchte eher zum Grabe als zu jener Wiege führen.“ Heute lächeln wir über solche pathetische Überängstlichkeit. Aber immerhin: ich mag lächeln, ich mag mich darauf besinnen, daß Goethe den Verfasser dieses hämischen Ergusses „einen der gründlichsten Schufte, die Gott erschuf“ nannte und Schiller über ihn einmal „vor innerem Ekel fast krank“ wurde — trotz allem will mir das eine Wort, daß man keiner Mutter Sohn dazu herleihen solle, nicht aus dem Sinn. Muß dieses Wort, das vor dem harmlosen Kopfübern des Jahnschen Turnplatzes als ein weibisches Hilferufen erscheint, nicht vor der heutigen Gipfelturnerei wieder lebendig werden? Ich frage mich, was solch Artistentum mit dem deutschen Turngedanken zu tun habe, frage mich, ob alle Wohlgesinnten diese Herabwürdigung des Jahnschen Werkes gelassen ansehen sollen. Die Rolle eines verächtlichen Kotzebue-Redivivus braucht nicht zu fürchten, wer sich hier auf den Turnvater selbst berufen kann, der vom Turnwart sagte, daß er „der Jugend zum Bewahrer und Berater, zum Hort und Halt und zum Anwalt ihres künftigen Lebens verpflichtet“ sei. Und in seinem Sinne bin ich der Meinung, daß alle Leiter von Turnanstalten diese Art von Gipfelturnerei energisch unterdrücken sollten. Was könnte es nützen, wenn wir uns damit herausreden wollten, daß es ja nur die Tüchtigsten seien, die auf solche Weise ihren Hals wagen, und daß niemand sie zwinge zu solchem Tun? Nichts könnte das verschlagen, gar nichts, wenn wir selbst doch diesen Waghalsigen einmütig Beifall spenden, wenn wir von ihren Künsten in unseren Turnzeitungen Momentphotographien bringen, mit ihnen immer wieder vor der Öffentlichkeit paradieren und in den Tageszeitungen von ihren „phänomenalen“ Leistungen stolz schwärmen. Und sehr zu Unrecht sitzen wir über die Entartungen des immer wieder einseitig gescholtenen Sports zu Gericht, solange wir in unsern eigenen Reihen solchen Zirkussport dulden. Ich kann mir denken, daß die Vorstände und Leitungen der Turnplätze und Vereine dereinst einen Bildungsgrad einnehmen werden, vor dem das nichtige Streben, durch Akrobaten- und Artistenkunststücke zu brillieren, keinen „Hort und Halt“ mehr finden wird und — wie von selbst! — verschwinden muß.

Karl Möller

Bildung und Schule

Freiheit in der Erziehung

In seinem Büchlein über „Moderne Erziehung in Haus und Schule“ vertritt J. Tews die Meinung, daß Erziehung in ihrem Wesen eigentlich nichts andres ist als „das Überströmen der Eigenschaften des gewordenen Geschlechts auf das werdende“, und daß darum

Digitized by Google

die Jugend weniger durch unsre bewußten, willkürlichen und wohlberechneten Maßnahmen erzogen wird als vielmehr durch das, „was wir sind, denken, reden und tun". „Das Beispiel ist in der Erziehung alles." „Jede praktische Pädagogik, die nicht damit anfängt, dem Erziehenden zu sagen: So und so mußt du sein, um erziehen zu können, ist eine Widersinnigkeit."

Diese Gedanken sind zwar modern, aber keineswegs neu. Vives, John Locke, Herder, Fichte, Jean Paul, Fechner, auch Kehr und Kellner haben sie bereits ausgesprochen. Am energischsten vielleicht Diesterweg: „Keiner kann einem andern etwas geben, was er nicht selbst besitzt." „Man leistet mehr durch das, was man ist, als durch das, was man weiß" — lehrt sein „Wegweiser".

Die „moderne Erziehung" sucht ihre Maßnahmen in der Hauptsache vom Kinde aus zu orientieren. Entwicklungsgetreu, kindesgemäß soll der Unterricht gestaltet werden. Die natürlichen Rechte des Kindes müssen den Ausschlag geben. In solchen Forderungen gründet unsre Schulreform.

Auf den ersten Blick hin scheint es, als wäre im „Jahrhundert des Kindes" die Lehrerpersönlichkeit ausgeschaltet, als sei das Verhalten des Erziehers nur negativer Art, als habe er seine Freiheit der des Zöglings zu opfern, als habe er nur die Pflicht, in gemessenem Abstande zu folgen, zu beobachten, zu verhüten, in keinem Falle aber das Recht, aktiv einzugreifen, zu befehlen oder vorzuleben und zur Nacheiferung aufzufordern. Das könnte der kindlichen Originalität, der Selbsttätigkeit und freien Entwicklung des werdenden Menschen schaden.

So möchte es dem Fernstehenden scheinen. Wer jedoch die ernsthafteren Reformbestrebungen in ihrem eigentlichen Wesen zu ergründen strebt, wer den Blick von unmöglichen Hypothesen ab- und dem praktisch Brauchbaren zuwendet, der wird finden, daß gerade diese „moderne Erziehung", die scheinbar nur eines kennt, um das sich alles dreht — das Kind —, doch nur da in idealer Weise zustande kommen kann, wo die rechte Lehrerpersönlichkeit jene neuen Ideen in pädagogische Tat umsetzt.

Man greife zu den reifsten literarischen Erzeugnissen auf dem Gebiete der Schulreform. Von Tews' Büchlein sprach ich bereits. Man nehme das von der Zentrale des Deutschen Lehrervereins herausgegebene „Pädag. Jahrbuch 1911", an dem eine Reihe tüchtiger Reformer gearbeitet hat — so sehr sich jeder einzelne Autor bemüht, dem Kinde gerecht zu werden, seine Vorschläge der kindlichen Entwicklungsstufe anzupassen, seine Methode von der kindlichen Eigenart bestimmen zu lassen, immer und immer wieder gipfeln seine Darlegungen in der Erkenntnis, daß die Qualität der Erzieherpersönlichkeit alles andre an Wichtigkeit und Bedeutung übertrifft, daß also, so paradox es klingen mag, in der Erziehung eigentlich doch der Lehrer das Ausschlaggebende ist.

Es steckt in diesem scheinbaren Widerspruch ohne Zweifel ein gesunder Kern. Das beweist schon das Alter dieser eigenartigen Schlußfolgerung. Auch unsre modernsten Reformer, so sehr sie sich bemühen, dem Kinde zu entsprechen, fühlen mit dem angeborenen Instinkt des wahren Pädagogen, daß das Kind eben seiner Entwicklungsstufe wegen eine starke, überlegene Erzieherpersönlichkeit braucht, daß es mannigfache An-

Digitized by Google

regung und Anleitung nötig hat, wenn es sich naturgemäß entwickeln soll, so nötig wie die Pflanze Wärme, Luft und Licht. Daß es vor allem eines Beispiels bedarf, eines lebendigen Ideals, und daß es in der Tat widersinnig ist, dem Erzieher immer nur zu sagen, was er tun und lassen soll, und nicht: das mußt du sein!

Darum ist es im Grunde nicht weniger unpädagogisch, wenn eine Schulbehörde die modernen Forderungen gut heißt und ihren Lehrern ans Herz legt, das Kind zur Selbsttätigkeit und Selbständigkeit zu erziehen, ihm Freiheit zu gewähren, wenn sie allen äußerlichen Zwang verwirft, Schulstrafen verpönt — und gleichzeitig den Lehrern selbst alles das versagt, was sie dem Kinde zu geben befiehlt: die Freiheit und die Selbständigkeit.

Immer mehr ins Einzelne gehn die Lehrpläne, immer minutiöser werden die Vorschriften für das Verhalten des Lehrers — was soll er nicht alles tun und unterlassen! —, und wehe dem Verwegenen, der sich über derartige Erlasse selbstherrlich hinwegsetzen möchte! Eine Phalanx von Disziplinarartikeln starrt ihm drohend entgegen.

Widerspruch und Widersinn! Wer glaubt, daß durch derartig gegängelte Lehrpersönlichkeiten, durch geängstigte und eingeschüchterte Subalternbeamte, denen jeder freie Entschluß innerhalb ihres Berufs unmöglich gemacht wird, die man unter ständiger Aufsicht hält, — wer glaubt, daß durch sie das künftige Geschlecht zu freier Selbständigkeit erzogen werden kann, der irrt sich gründlich.

Freiheit der Entwicklung ist das Lebenselement nicht nur für den Schüler, sondern auch für den Lehrer. Stärker als alle Lehre, gewaltiger als alle Ermahnungen und Verbote wirkt das lebendige Beispiel. Wer freie Menschen erziehen will, muß selbst frei sein. Man schaffe einen freien Lehrerstand mit einem starken Pflichtbewußtsein gegenüber den erzieherischen Idealen — und wir erhalten ein freies, schaffensfreudiges, selbständiges Volk; denn „keiner kann einem andern etwas geben, was er nicht selbst besitzt".

Ernst Weber

Unter uns

Bruchschrift oder Rundschrift?

So sollten wir doch lieber sagen, obgleich es auch nicht ganz stimmt, denn „Fraktur" heißt ja zu deutsch „Bruchschrift", das Wort „Antiqua" trägt Vorstellungen von Altertümlichem mit, die irreführen, der Gegensatz „deutsche" oder „lateinische" Schrift trifft aber erst recht nicht zu und weckt obendrein Gefühlsverbindungen, die hemmen. Unsre Bruchschrift ist bekanntlich dem Herkommen nach sowenig deutsch, wie die Rundschrift. Wäre sie's aber, so würde eine wahre Vaterlandsliebe doch verlangen, daß man sie aufgäbe, wenn eine andre Schrift ihre Aufgabe besser erfüllte. Denn die Schrift ist ja nicht als Sache für sich, ist in allem Wesentlichen nur als Mittel des Ausdrucks, des Austausches der Gedanken und Gefühle zu bewerten, und wir dienen unserm völkischen Geistesleben sicherlich je besser, je zweckmäßiger seine Ausdrucksmittel sind.

Von den Gründen für und wider liegen bei solcher Auffassung die Schönheitsgründe natürlich nicht im Vordergrunde. Wie steht's aber um die? Die Bruchschrift ist im Stile mehr von der Handschrift bestimmt (auch die römischen Wandinschriften Pompejis zeigen trotz

Digitized by Google

allen Lateins eine Bruchschrift!), die Rundschrift von den Meißelungen der alten Monumente. Die Druckschriften beruhen also eigentlich alle auf Imitation von etwas Fremdartigem; den Charakter des Schnitts, welcher der Drucktype ursprünglich zugrunde liegt, hat eigentlich weder „Fraktur“ noch „Antiqua“, haben am ehesten einige Mischgattungen, zum Beispiel die „Schwabacher“. Demnach wird, rein augenkünstlich angesehn, hier die Bruch-, dort die Rundschrift besser am Platze sein. So brauchen ja auch für gewisse Zierschriften Völker, die sonst das „römische“ Alphabet benutzen, unbekümmert Fraktur, während es selbst bei uns noch kaum jemand eingefallen ist, Denkmalsinschriften in Fraktur zu meißeln.

Eine andre Gruppe von Gründen. Man sagt: die deutsche Schrift ist leichter zu lesen, weil sie besondre Zeichen, wie zum Beispiel den Strich überm u hat, das ß usw. Diese Zeichen könnte man auch bei der Antiqua verwenden, und manche tun's, wie ja auch das französische, das spanische und manches slawische Antiqua-ABC ein paar besondre Zeichen für sich haben. Übrigens verhält sich die Lesbarkeit nicht sozusagen proportional zur Klarheit und Einfachheit der Zeichnung. Man fordere einmal jemanden auf, er möchte ein paar der größeren deutschen Druckbuchstaben auf dem Papiere nachbilden — man wird sein Wunder erleben, was dabei herauskommt! Trotzdem wird sich der Mann nie verlesen. Vielleicht würde er das nicht einmal bei Inschriften aus lauter „großen“ deutschen Buchstaben — wenn er an solche Inschriften gewöhnt wäre. Will man die Unleserlichkeit des Deutschen dadurch beweisen, daß man ganze Wörter oder Zeilen hier aus deutschen, dort aus lateinischen Anfangsbuchstaben setzt, so denkt man gewöhnlich nicht daran, daß dem Leser auf der einen Seite die Übung fehlt, die er auf der andern hat.

Dann drittens: man sagt, die Fraktur erschwert der deutschen Literatur das Eindringen ins Ausland. Das kann ich mir nur in recht bescheidenem Maße vorstellen, denn wer die große Arbeit übernimmt, die schwierige deutsche Sprache zu lernen, den wird die im Verhältnis so lächerlich kleine Mühe auch nicht abschrecken, ihre 24 Schriftzeichen sich einzuprägen. Drei Stunden höchstens, und man kann deutsch lesen, drei Jahre, und man radebrecht erst deutsch. Für viele hat übrigens das Erlernen fremder Alphabete sogar einen besondern Reiz. Ich beispielsweise kann russisch und cyrillisch und sonst noch dies und das lesen, nur leider verstehe ich das Gelesene nicht. Liest man schwedisch und dänisch wirklich im Auslande mehr, weil man dort die Fraktur aufgegeben hat?

Viertens. Man sagt, die Fraktur, wenn auch keine eigentlich deutsche Schrift, ist doch so innig mit im Deutschtum überlieferten Gefühlswerten verbunden, daß zum Beispiel der Druck unsrer Dichtungen in Antiqua für viele Menschen ihnen einen ganz besonderen traulichen Duft wegnimmt. Das ist richtig. „Also weg mit der Antiqua!“ Aber würde sich's da um mehr als einen Übergang handeln?

Fünftens. Man sagt: das Erlernen der beiden Schriften bedeutet für unsre Kinder eine Mehrbelastung mit der Plackerei vieler Stunden, die viel produktiver verwendet werden könnten. Das ist auch richtig. „Also weg mit der Fraktur!“

Welchen Schluß aus all dem

Digitized by Google

Widersprechenden sollen wir nun ziehen? Ich glaube, nicht wir, nicht einzelne, noch auch ein einzelnes Geschlecht, sondern die Geschichte selbst wird die Folgerung langsam herausarbeiten, der Zwang der Dinge. Wir zurückhaltenden Deutschen werden allmählich zu einer Vorherrschaft der Rundschrift kommen, wie alle übrigen germanischen Völker des Nordens allmählich dazugekommen sind. Der Vorschlag der Reichstagskommission, den ersten Schreibleseunterricht auf die Rundschrift zu beschränken, scheint auch mir zweckmäßig zu sein. Den *ersten* Schreibleseunterricht! Ein Zwang, auf zweierlei Art das *Schreiben* zu lernen, ist wohl auch für später nicht nötig. Bruchschrift *lesen* zu lernen ist für den, der Rundschrift schon lesen kann, eine höchst leichte Sache, wenn Lust zum Dinge da ist. Für diese Lust und Liebe wird aber bei allen heilen Köpfen noch auf lange, lange hinaus einfach die Fülle der Druckwerke sorgen, die der Junge oder das Mädel vorfindet und gern lesen möchte. Unser Volk in seinen großen Massen wird noch lange in Bruchschrift gedruckte Bücher gemütlicher finden und hat eben deshalb ein Recht auf sie. Allmählich könnten vermittelnde Schriften eintreten, wie ich sie zum Beispiel in meinen Hausbüchern verwendet habe. Der Übergang könnte geschehen, ganz ohne daß man es merkte, so würden auch am sichersten die alten Gefühlswerte gerettet. Zudem: Assoziationen lösen sich, bilden sich aber auch neu, eine Frage des Volksheils ist die Frage: „Rundschrift oder Bruchschrift?“ nicht.

Dies auf die Erkundigung vieler Leser nach meiner persönlichen Meinung. Mehr als eine ganz persönliche soll damit durchaus nicht gegeben werden. A

Unbekanntes von Hölderlin

(Freudiges Verstehen)

Aus Freude mußt du das Reine, überhaupt die Menschen in andern Wesen verstehen, alles Wesentliche und Bezeichnende derselben ... auffassen und alle Verhältnisse nacheinander erkennen und seine Bestandteile in ihrem Zusammenhange so lange dir wiederholen, bis wieder dir lebendige Anschauung objektiver aus dem Gedanken hervorgeht; aus Freude ehe die Not eintritt; der Verstand, der bloß aus Not kommt, ist immer einseitig, schief.

Dahingegen die Liebe gern zart entdeckt (wenn nicht Gemüt und Sinne scheu und trüb geworden sind durch harte Schicksale und Mönchsmoral), und nichts übersehen mag, und wo sie sogenannte Irren oder Fehler findet, das ganze nur desto inniger fühlt und anschaut. Deswegen sollte alles Erkennen vom Studium des Schönen anfangen. Denn der hat viel gewonnen, der das Leben verstehen kann, ohne zu trauern.

(Lebendiges Wirken)

Es kommt alles darauf an, daß die Vortrefflichern das Inferieure, die Schönern das Barbarische nicht zu sehr von sich ausschließen, sich aber auch nicht zu sehr damit vermischen, daß sie die Distanz, die zwischen ihnen und den andern ist, bestimmt und leidenschaftslos erkennen, und aus dieser Erkenntnis wirken und dulden. Isolieren sie sich zu sehr, so ist die Wirksamkeit verloren und sie gehen in ihrer Einsamkeit unter. Vermischen sie sich zu sehr, so ist auch wieder keine rechte Wirksamkeit möglich, denn entweder sprechen und handeln sie gegen die andern wie gegen ihresgleichen und übersehen den Punkt,

Digitized by Google

wo diesen es fehlt und wo sie zunächst ergriffen werden müssen, oder sie richten sich zu sehr nach diesen und wiederholen die Unart, die sie reinigen sollten; in beiden Fällen wirken sie nichts und müssen vergehen, weil sie entweder immer ohne Widerklang sich in den Tag hinein äußern und einsam bleiben mit allem Ringen und Bitten, oder auch, weil sie das Fremde, Gemeinere zu dienstbar in sich aufnehmen und sich damit ersticken.

Vortreffliche Menschen müssen auch wissen, daß sie es sind, und sich wohl unterscheiden von allen, die unter ihnen sind. Eine zu große Bescheidenheit hat oft die edelsten Naturen zugrunde gerichtet, wenn sie ihrer größeren oder feineren Gesinnungen sich schämten und meinten, sie müßten der ungezogenen Menge sich gleichstellen. Freilich wird man auf der andern Seite leicht zu stolz und hart und hält zuviel von sich und von den andern zuwenig. Aber wir haben in uns ein Urbild alles Schönen, dem kein einzelner gleicht. Vor diesem wird der echt Vortreffliche sich beugen und die Demut lernen, die er in der Welt verlernt.

(„Natürlichkeit“)

Man ist manchmal bei sich selber uneins über die Vorzüge verschiedener Menschen. Jedes hat seine Vortrefflichkeit und dabei seinen eigenen Mangel. Dieser gefällt uns durch die Einfachheit und Akkuratesse und Unbefangenheit, womit er in einer bestimmten Richtung lebt, fortgeht, der er sich hingab. Die Momente seines Lebens folgen sich ununterbrochen und leicht, alles hat bei ihm seine Stelle und seine Zeit, nichts schwankt, nichts stört sich, und weil er beim Gewöhnlichen bleibt, so ist er auch selten großer Mühe und großem Zweifel ausgesetzt. Immer gerade und moderat, und der Stelle und dem Augenblicke angemessen und ganz in der Gegenwart, ist er, nur wenn wir nicht zu gespannt und hochgestimmt sind, auch niemals ungelegen; er läßt uns wie wir sind, wir vertragen uns leicht mit ihm, er bringt uns nicht gerade um vieles weiter, interessiert uns eigentlich auch nicht tief; aber dies wünschen wir ja auch nicht immer und besonders unter gewaltsamen Erschütterungen haben wir vorerst kein echteres Bedürfnis, als einen solchen Umgang, einen solchen Gegenstand, bei dem wir uns am leichtesten in einem Gleichgewicht, in Ruhe und Klarheit wiederfinden.

Wir nennen den beschriebenen Charakter vorzugsweise natürlich und haben mit dieser Huldigung wenigstens so sehr recht, als einer der sieben Weisen, welcher in seiner Sprache und Vorstellungsweise behauptet, alles sei aus Wasser entstanden. Denn wenn in der sittlichen Welt, die Natur, wie es wirklich scheint, in ihrem Fortschritt immer von den einfachsten Verhältnissen und Lebensarten ausgeht, so sind jene schlichten Charaktere nicht ohne Grund die ursprünglichen, die natürlichen zu nennen.

[Diese noch so gut wie unbekannten Worte Hölderlins sind einer neuen Ausgabe seiner Werke in drei Bänden entnommen, die Wilhelm Böhm im Verlage von Eugen Diederichs, Jena, herausgegeben hat. Sie entstammen einigen bisher kaum gelesenen Aufsätzen Hölderlins, die in die neue Auflage aufgenommen wurden. Die Ausgabe ist sehr vornehm ausgestattet und kann Liebhabern empfohlen werden, obwohl die große Anzahl von Gedichten aus Hölderlins geisteskranker Zeit auf Viele störend wirken wird. Dagegen ist sie bis auf

Digitized by Google

einige mit gutem Grunde ausgelassene Jugendgedichte so ziemlich vollständig und enthält sogar die Übersetzungen Hölderlins aus dem Griechischen (Sophokles und Pindar), dazu eine Menge Fragmente zu seinen Werken, so daß man sich in deren Entstehung hineinarbeiten kann. Freilich werden viele Leser dieses ganze philologisch angeordnete Material nicht benützen; aber es stört kaum. Der Herausgeber versucht in einer mehr als hundertseitigen Einleitung Hölderlins Leben und Schaffen zu charakterisieren, philologisch und historisch aufzuklären. Er schreibt ein Deutsch, dessen Gewundenheit und Abstraktheit es mir häufig unmöglich gemacht hat, hinter seine Ansichten und Absichten zu kommen, so daß anzunehmen ist, es werde minder lesegeübten Käufern ähnlich ergehen. Doch — solche Einleitungen, die nicht einführen und einstimmen, sondern erklären und kritisch registrieren, werden ja erfahrunggemäß ohnehin überschlagen. Wer Hölderlins Wesen im tiefsten gefaßt und dargestellt haben will, findet das in Diltheys „Erlebnis und Dichtung" ja in unvergänglich schöner Form. So soll denn auch ihre Einleitung nicht abhalten, diese schöne und reichhaltige Ausgabe den Liebhabern zur Gemütergötzung zu empfehlen.

Ezard Nibden]

Unsre Bilder und Noten

Das Selbstbildnis Anselm Feuerbachs, das wir den Lesern aus der Feuerbach-Mappe des Kunstwarts mitgeben, zeigt den Meister des Jahres 1873, da die Iphigenien und Medeen abgeschlossen waren, die zweite Amazonenschlacht und das zweite Gastmahl vollendet, der Titanensturz entworfen wurde — es zeigt Feuerbach auf dem Gipfel des Meistertums und der schöpferischen Kraft. Was den Menschen betrifft: den beruhigten und all seiner Werte gewissen, aber auch den, der das Entsagen gelernt hat, das stolze Entsagen. Das Bild ist unsres Erachtens bisher viel zu wenig beachtet worden, obgleich es doch, allen zugänglich, in der Berliner Nationalgalerie hängt. Henriette Feuerbach hat ein andres als noch ähnlicher bezeichnet, das lenkte die Aufmerksamkeit vom unsrigen ab, dieses aber gibt den Künstler so charakteristisch wie kaum ein zweites, es gibt uns Kunstfreunden den Feuerbach. Dabei zeigt auch sein Kolorit den edelsten Feuerbachischen Silberton.

Wir geben weiter drei graphische Blätter.

Erich Kuithans „Feuersbrunst", aus einer Publikation von Fischer & Franke, übersetzt den Natureindruck sehr glücklich mit den Mitteln des Strichs. Das erstaunliche Leben des Bildes wird aber nicht nur durch den Kontrast von Hell und Dunkel, Bewegung und Starrheit hervorgebracht, sondern vor allem auch durch die Linienführung. Man beachte, wie die Rauchlinien mit denen des aufbäumenden Pferdes verbunden sind. Die Komposition selber lodert gleichsam in der Mitte

Digitized by Google

des Bildes empor und trennt es nicht so sehr in zwei Hälften, wie in drei dunklere Vierteile der Flucht und in ein letztes Viertel, in dem der Brand schon Alleinherrscher ist.

Von Meta Voigt brachten wir vor einiger Zeit eine sehr feine Radierung, Kinder mit Lampions. Die heut gebotene atmet das Künstler-Behagen an diesem Hüttenvorplatz mit seinem Zaun- und Baumgerümpel, das ein Stück für uns Städter seltsamen kleinbäuerlichen Lebens nicht ohne einiges gemütliche Gruseln ahnen läßt. Die schwarze Katze im Vordergrunde setzt für die Stimmung den Tupfer übers i.

Wilhelm Steinhausen der Radierer erstrebt mit den Mitteln dieser Technik genauestens dieselben Wirkungen, die der Maler Wilhelm Steinhausen mit Pinsel und Farbe anstrebt. Der Natureindruck ist ihm Kunstmittel, nicht Kunstinhalt hier wie dort, er gibt nicht ihn, er gibt durch ihn Stimmungen seiner Seele, die nach Verkörperung wie nach Sprache suchen. Aber wie Steinhausen „trotzdem" als Maler auch ein Könner ist, ist er auch einer als Radierer. Man merkt dabei, daß er den Niederlanden nahe wohnt. Der Kunst Rembrandts nahe und dort, wo der Sinn für den Zauber der Ebene gedeiht. Wie fein das Buschwerk links gezeichnet und das Korn zur Rechten angedeutet ist, der ganze Vordergrund scheint doch nur da, um den Hintergrund nicht als nichts, sondern als Luft, Duft, Licht empfinden zu lassen. Die kleine Gestalt dient zu Dreifachem: sie läßt durch ihre Senkrechte die große Horizontale und durch ihr Dunkel das weite Licht ringsum stärker wirken, dann aber: sie veranlaßt, sich in sie einzufühlen, als ständen wir selbst an dieser Stelle und genössen, was dieser Betrachter genießt.

Unsre Illustrationsbeilage gehört zu dem Aufsatze im Text. Zur Eröffnung der Dresdner Hygiene-Ausstellung will auch die Musik etwas „beisteuern": Hier geben wir „Preziosas Sprüchlein gegen Kopfweh" in der Komposition von Peter Cornelius (es gibt noch eine zweite vortreffliche von Hugo Wolf) — versuch einmal einer unsrer Leser, ob es wirkt! Ich meine: gegen Kopfweh. Für die gute Wirkung auf Ohr und Geist möchte ich mich verbürgen. Die Deklamation ist in der energischen Befehlsform gehalten, worin offenbar die suggestive Kraft aller solchen „Sprüchlein" liegt. Auf Seite 2 oben beginnt das zauberstarke eigentliche Hauptthema, das auch das Nachspiel beherrscht. Man glaubt die beschwörenden Handbewegungen der schönen Zigeunerin und in dem chromatischen Gang des Basses das Weh sacht verrinnen und entweichen zu sehn. Nach außen hin alles sehr feierlich und ernst. Ein Stück, das eben inwendig voller Humor ist. — Ganz anders, nämlich durchaus tief und ernst soll uns hingegen das erste Lied anmuten. Es rührt von Friedrich Mayer her und hat Martin Greifs „An

Digitized by Google

die Nacht“ zur Grundlage. Eine stille, heiße Sehnsucht nach dem Schmerzenlöser, dem Schlaf, spricht sich darin aus, es scheint ein Kranker auf der Lagerstatt, oder zum mindesten ein Leidbeschwerter zu sein, der hier das Land der Träume mit der Seele sucht. Ein heißes, inniges Verlangen, im Verein mit einer großen, weiten pathetischen Stimmung spricht sich in diesen chromatisch schreitenden Intervallen und Harmonien aus. Das sanft sich beruhigende Nachspiel singt uns schließlich die tröstliche Gewißheit, daß der Schlummerlose nun doch den Frieden, nach dem er verlangte, gefunden hat. Als das Charakteristische dieser Musik möchte ich das Zwiespältige der inneren Erregtheit und des Ruhebedürfnisses bezeichnen, und die Absicht des Musikers war es offenbar, diese beiden Empfindungen gleichzeitig zu erwecken, die eine als tatsächlich gegebene, die andre als das Ziel des sehnsüchtigen Wunsches. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

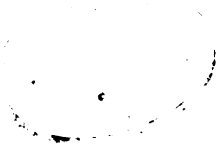
Digitized by Google

60.

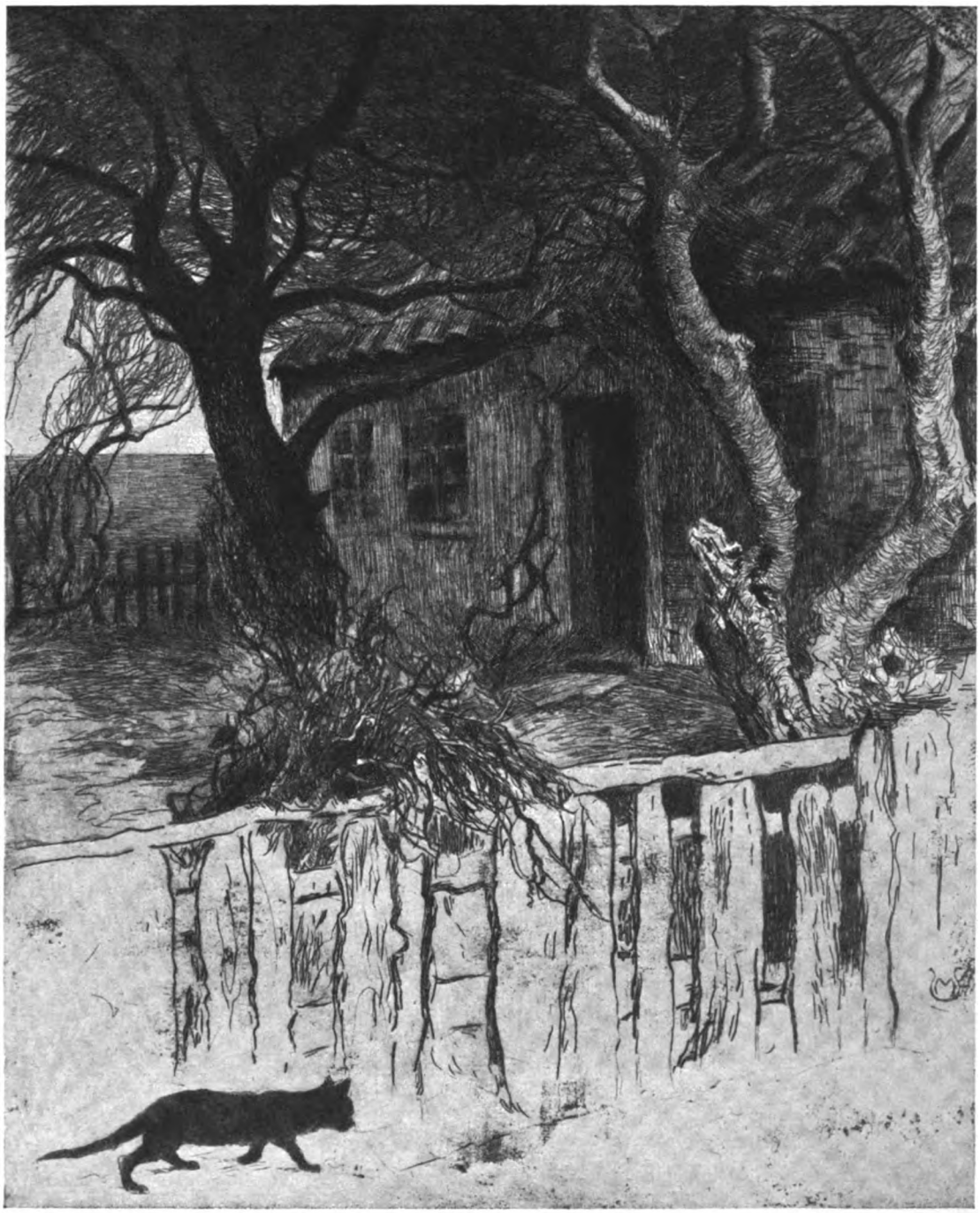
AUS DEM KUNSTWART

ERICH KUITHAN

Digitized by Google



Digitized by Google



KW

META VOIGT

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DAS NEUE KRANKENHAUS MÜNCHEN-SCHWABING (ARCH. RICH. SCHACHNER)

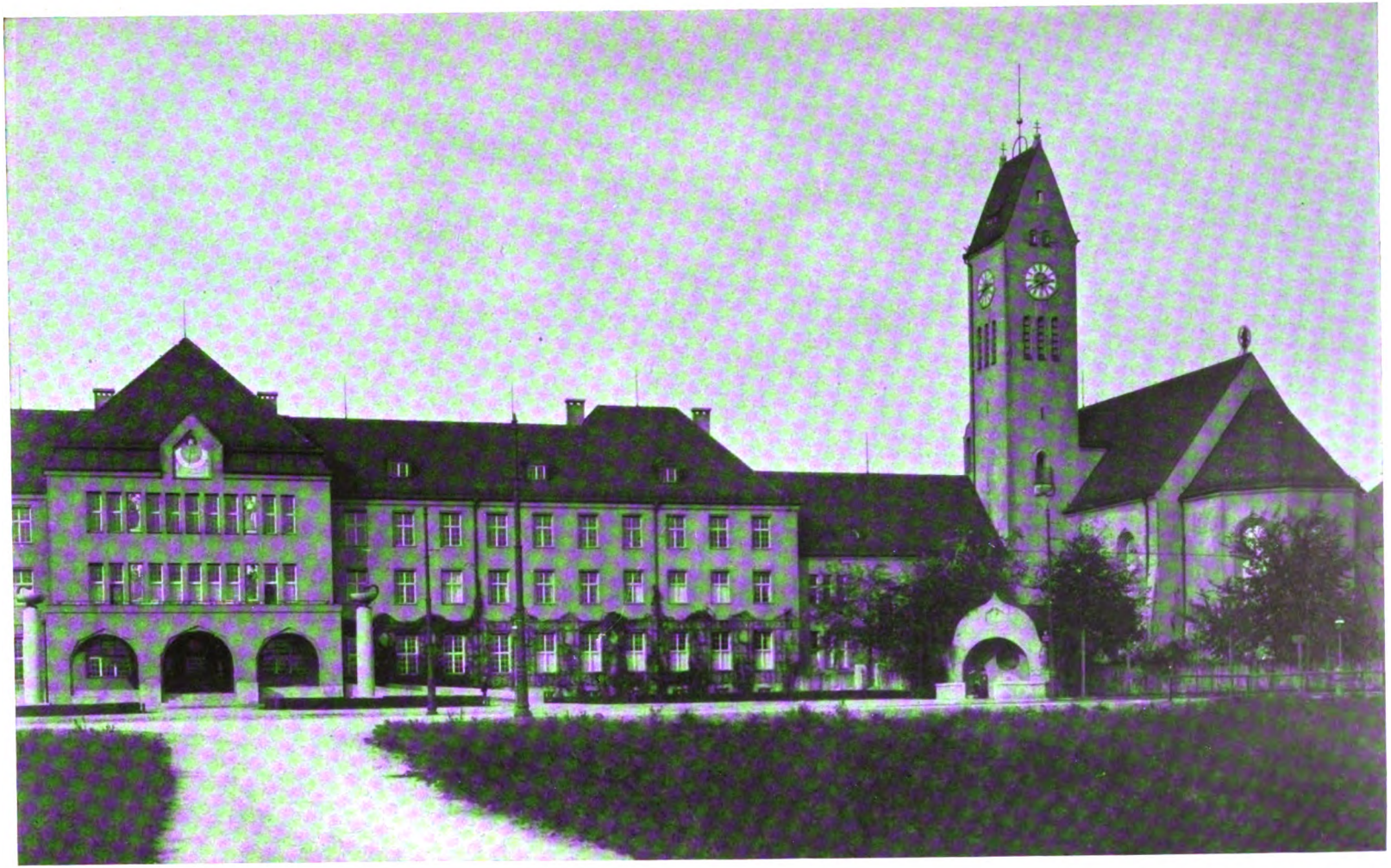


ABB. 1: HAUPTGEBÄUDE UND KIRCHE

Digitized by Google

ABB. 2: HAUPTGEBÄUDE UND AUFFAHRTSHALLE

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DAS NEUE KRANKENHAUS MÜNCHEN-SCHWABING (ARCH. R. SCHACHNER)

AUS DEM KUNSTWART

ABB. 3: KIRCHE UND UMFRIEDUNGSMAUER

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DAS NEUE KRANKENHAUS MÜNCHEN-SCHWABING (ARCH. RICH. SCHACHNER)

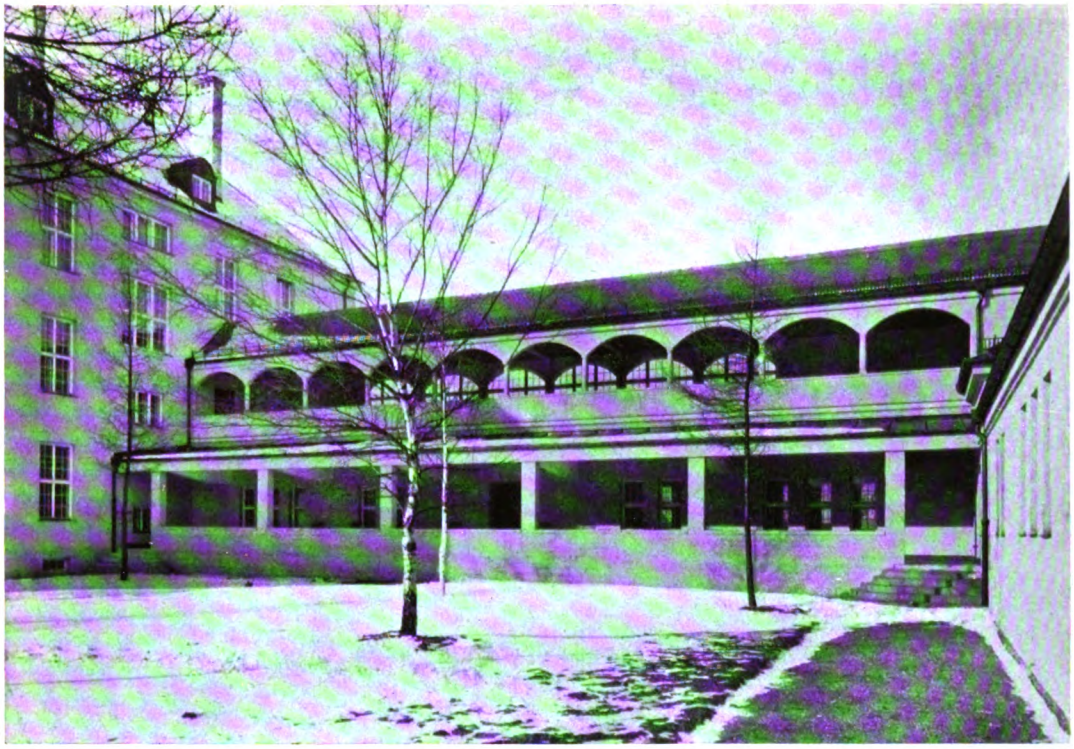


ABB. 4: LIEGEHALLE UND VERBINDUNGSGANG

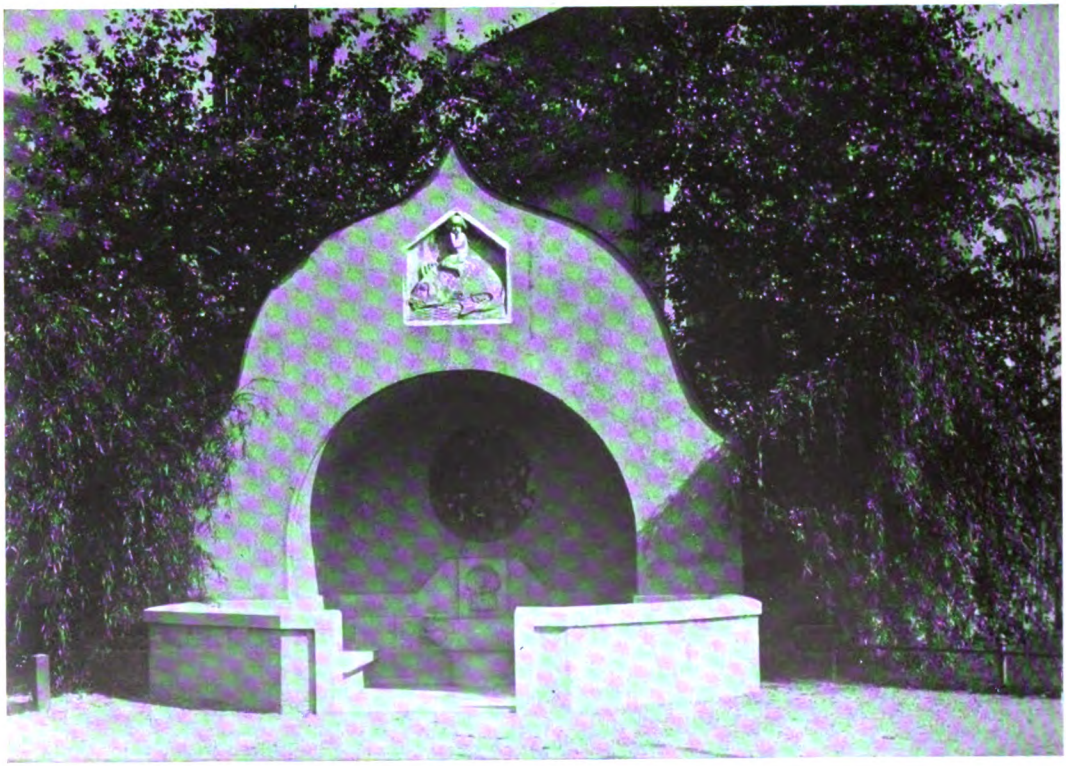


ABB. 5: IN DIE UMFRIEDUNG EINGEBAUTER BRUNNEN

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DAS NEUE KRANKENHAUS MÜNCHEN-SCHWABING (ARCH. R. SCHACHNER)

OBEN: ABB. 6: KEGELSTUBE
UNTEN: ABB. 7: GANG

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DAS NEUE KRANKENHAUS MÜNCHEN-SCHWABING (ARCH. R. SCHACHNER)

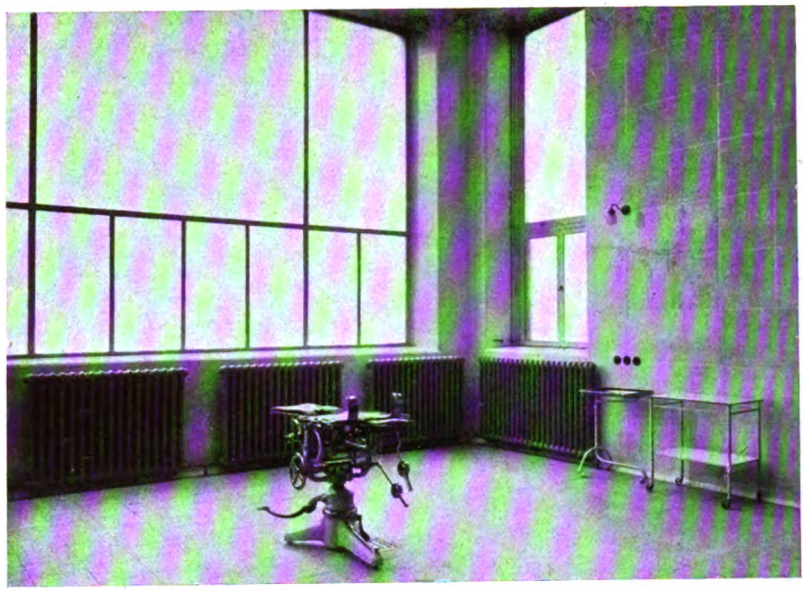


ABB. 8: ASEPTISCHER OPERATIONSRAUM

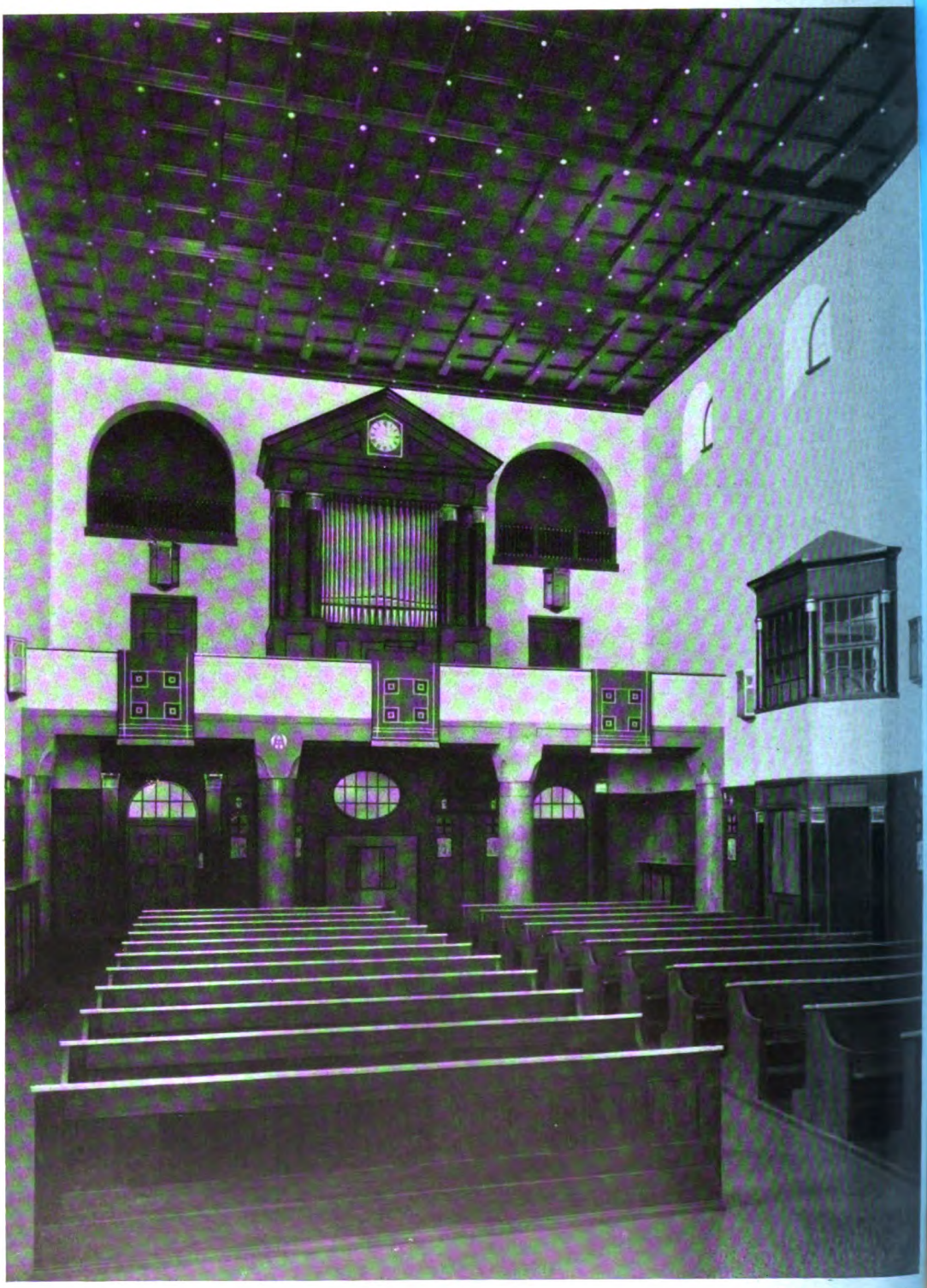
ABB. 9: ÄRZTE-WASCHTISCH

Digitized by Google

Digitized by Google

ABB. 10: SPEISESAAL DES ÄRZTEKASINOS

ZU DEM BEITRAGE: DAS NEUE KRANKENHAUS MÜNCHEN-SCHWABING (ARCH. R. SCHACHNER)



AUS DEM KUNSTWART

ABB. 11: INNERES DER KIRCHE

Digitized by Google

Digitized by Google

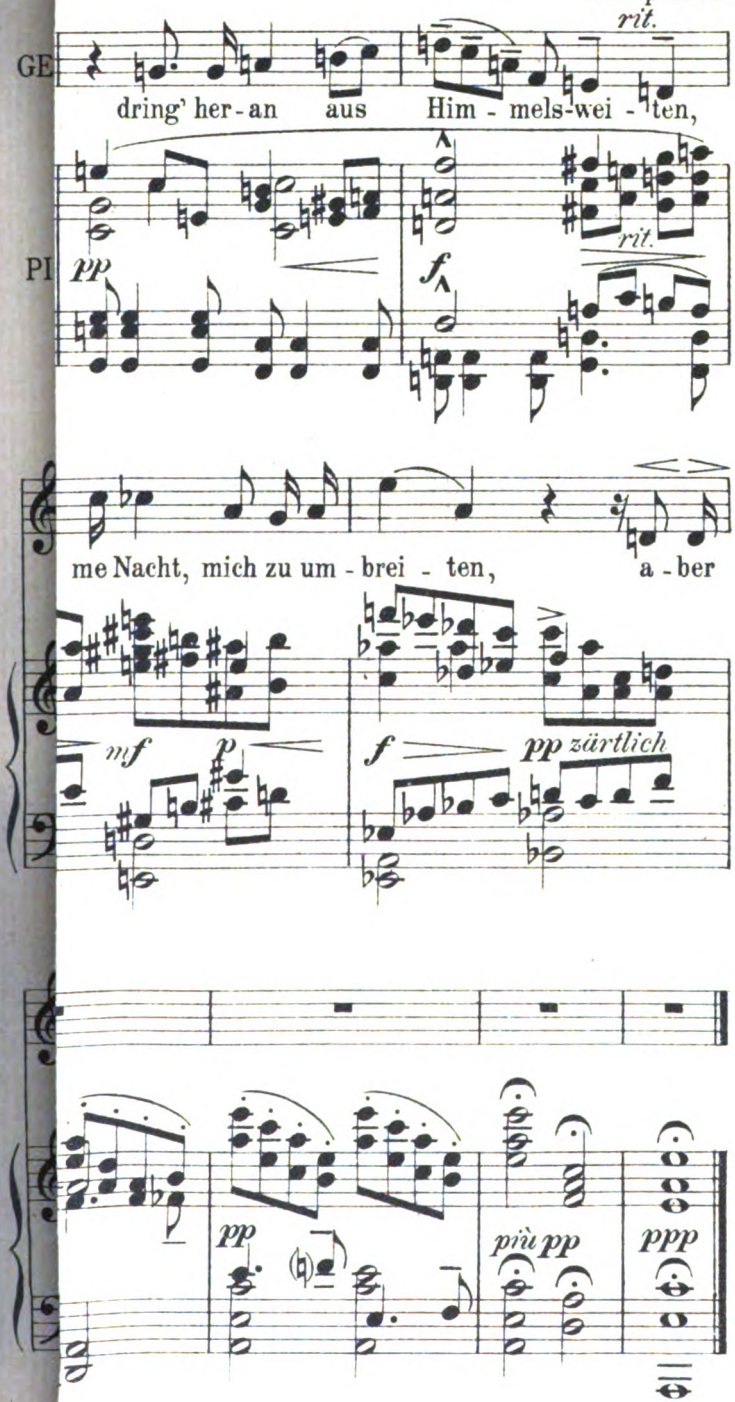
ER KIRCHE

Digitized by Google

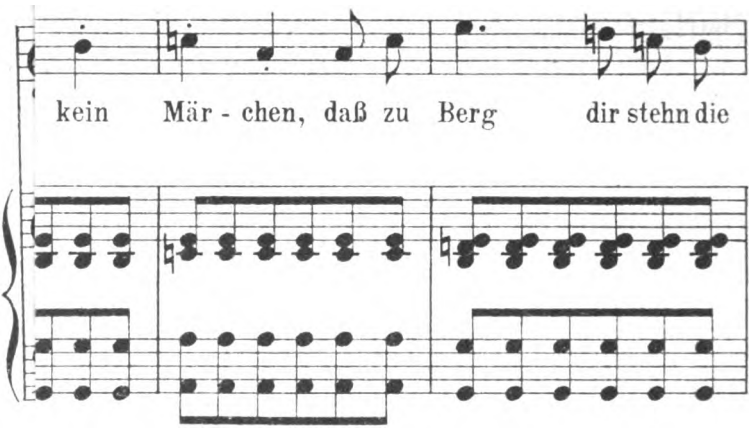
FRIEDRICH MAYER

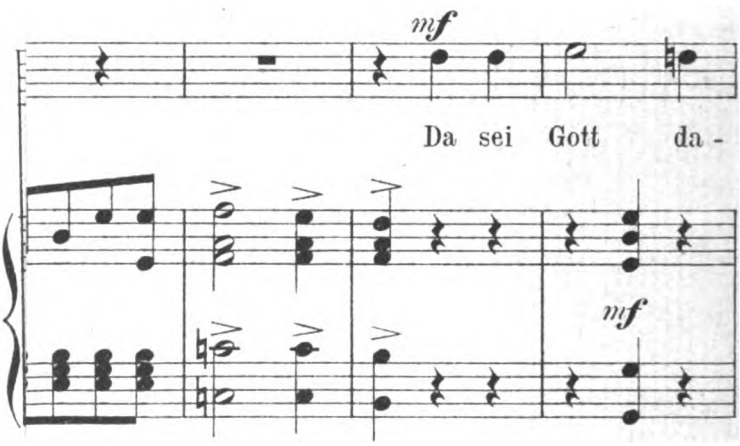
Martin Greif:
AN DIE NACHT

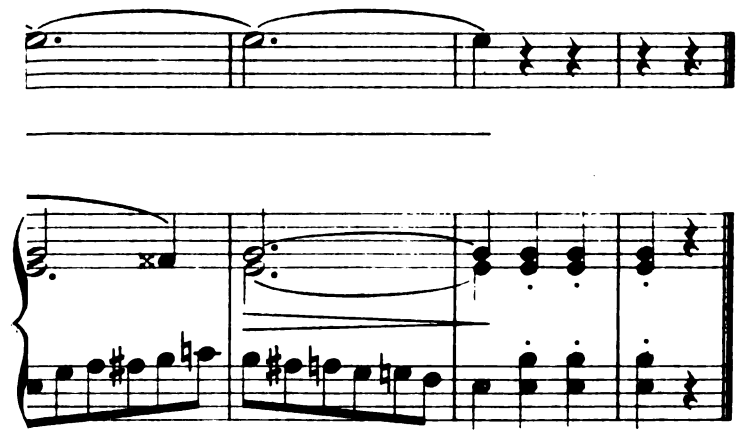
Komp. 1909



Digitized by Google







Digitized by Google

Digitized by Google

HANS THOMA

KW

Digitized by Google

Jahrg. 24 Zweites Ju...

Heimgefühl und R...

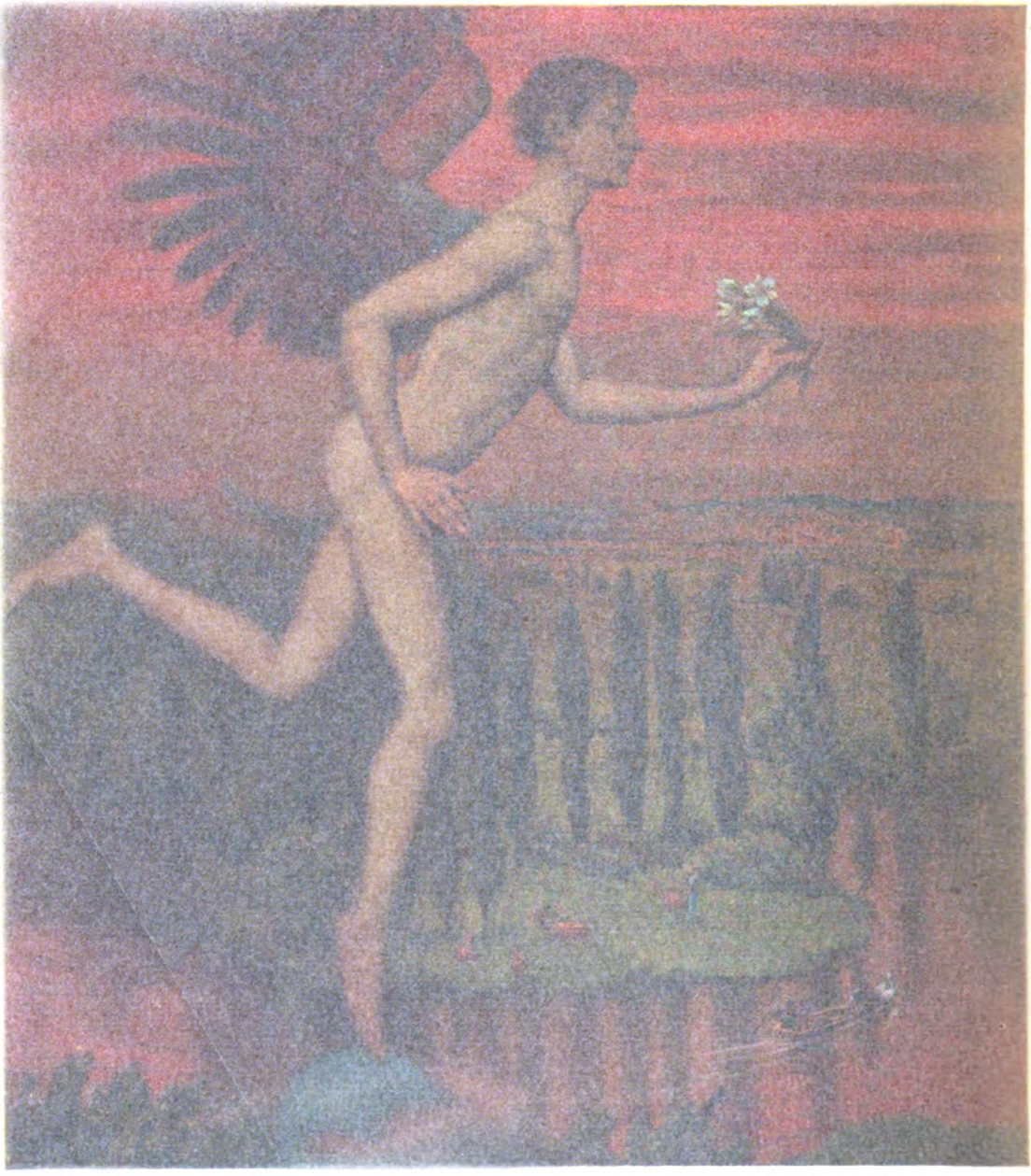
zum „Reiseheft“ des Kun...

Sollte es ein ...fall sein, daß die hei...
die sich das e... ...ne Wort Heimweh ge...
eines der wan... ...igsten Völker auf Er...
Zufälle glauben, hier... ...Leben sinnloser ...
erscheinen kann. Zu... ...n Er...
ein starkes inneres ...
lichen Streben ...
heit, nach gründlichem E...
zur Breite hi... Wir Deutsche...
manen das Heim als gleichgülti...
Alltagszwecke anzusehen; wir ma...
grenzen nicht zur chinesischen Mau...
wie die politisch-geographischen. ...
in unserm Heimgefühl und unserm
den wenigsten bewußt sein mag, tut ni...

Die Wechselwirkung zwischen be...
vielerlei Gestalt, drinnen wie drauß...
sich dabei, daß Heimgefühl und Rei...
zu ergänzen, daß also mindestens für ...
Ackerscholle verwachsen sind, nur durch ...
Abwechslung zwischen Daheimsein u...
Lebensgefühl zu erreichen ist. Die b...
heilende Kraft des Luftveränderns u...
verkannt werden. Die Grundwirkung im ...
scheint uns aber eben in der bloßen ...
liegen.

Schon von diesem Gesichtspunkt a...
Unart getadelt werden, mit der viele ...
Reisen festhalten. Unser Deutschtum ...
in der Fremde verleugnen. ...
einer mehr oder minder deutsche...
derartigen Gasthof oder gar ei...
lands ausländische Manieren der
leibe nicht gefallen lassen! Ganz w...
pflogenheit, überall auf Reisen sich ...
zu versteifen und bloß die vom ...
Museumsbewunderung mitzumachen, ...
dagegen zu mißbilligen, weil es ande...

Wer im Ausland „sein“ Bier und ...
und „seine“ Dampfheizung, „seine“ Be...
weg vermißt, der hat die Anfangsgrü...
erfaßt. Der nimmt das Kleinliche der ...
möglich auch nur die offenkundigen Rei...



HANS THOMA

KW

Digitized by Google

Jahrg. 24 Zweites Juniheft 1911 Heft 18

Heimgefühl und Reisetrieb

Zum „Reiseheft" des Kunstwarts

Sollte es ein Zufall sein, daß die heimversessenen Deutschen, die sich das einsame Wort Heimweh geschaffen haben, zugleich eines der wanderlustigsten Völker auf Erden sind? An solche Zufälle glauben, hieße das Leben sinnloser machen, als es ohnehin erscheinen kann. Zwischen beiden Erscheinungen läßt sich vielmehr ein starkes inneres Band erkennen. Beide beruhen auf dem natürlichen Streben einer starken, wirklichkeitfrohen Gemütskraft nach Ganzheit, nach gründlichem Erfassen dieser Welt sowohl zur Tiefe wie zur Breite hin. Wir Deutschen vermögen so wenig wie andere Germanen das Heim als gleichgültigen Ort für unvermeidliche praktische Alltagszwecke anzusehen; wir machen uns die Landes- oder Reichsgrenzen nicht zur chinesischen Mauer, die geistigen Grenzen so wenig wie die politisch-geographischen. Es ist ein einheitlicher Sinn in unserm Heimgefühl und unserm Wandertriebe; daß die Einheit den wenigsten bewußt sein mag, tut nichts zur Sache.

Die Wechselwirkung zwischen beiden Neigungen zeigt sich in vielerlei Gestalt, drinnen wie draußen. Immer aufs neue erweist sich dabei, daß Heimgefühl und Reisetrieb bestimmt sind, einander zu ergänzen, daß also mindestens für alle, die nicht mehr mit der Ackerscholle verwachsen sind, nur durch eine (vernünftig abzustufende) Abwechslung zwischen Daheimsein und Reisen ein harmonisches Lebensgefühl zu erreichen ist. Die bildende Kraft des Reisens, die heilende Kraft des Luftveränderns und des Wanderns sollen nicht verkannt werden. Die Grundwirkung im Nutzbringenden aller Reiserei scheint uns aber eben in der bloßen Macht der Abwechslung zu liegen.

Schon von diesem Gesichtspunkt aus muß die Art oder vielmehr Unart getadelt werden, mit der viele liebe Landsleute Heimisches auf Reisen festhalten. Unser Deutschtum sollen wir wahrlich nirgends in der Fremde verleugnen. Wer auf einem deutschen Schiff, in einer mehr oder minder deutschen Pension des Auslandes oder einem derartigen Gasthof oder gar etwa in einem „Grand Hôtel" des Inlands ausländische Manieren der Leitung trifft, der soll sich das beileibe nicht gefallen lassen! Ganz was anderes aber ist's mit der Gepflogenheit, überall auf Reisen sich auf seine heimatliche Gewöhnung zu versteifen und bloß die vom Reisehandbuch vorgeschriebene Museumsbewunderung mitzumachen, das fremde Leben und Treiben dagegen zu mißbilligen, weil es anders ist.

Wer im Ausland „sein" Bier und „seine" Knödl, „sein" Keilkissen und „seine" Dampfheizung, „seine" Bettelpolizei und „seinen" Asphaltweg vermißt, der hat die Anfangsgründe der Reisekunst noch nicht erfaßt. Der nimmt das Kleinliche der Heimat mit und kann unmöglich auch nur die offenkundigen Reize des fremden Stadtlebens

Digitized by Google

oder der fremden Landschaft unbefangen genießen, geschweige denn durch Vergleichen fremdvölkischer und heimischer Wesensart sein Welterkennen erweitern. Wer unbelehrbar ist, alles bekritteln muß, immerzu das Bedürfnis hat, besserzuwissen und herabzusetzen, der sollte lieber im dunkelsten Winkel seines Zuhause bleiben. Vorzüglich der schuldlosen andern wegen; denn leider ärgern diese Zeitgenossen nicht bloß sich, sondern auch die umgänglicheren Mitreisenden und die fremden Eingeborenen.

Jedes Jahr gegen Ende der Reisezeit dringen Stimmen des Auslands zu uns, die ernst oder höhnisch das Verhalten reisender Deutscher tadeln. Ein gut Teil dieser Beschwerden ist gewiß auch bei strengster Selbstkritik so schnell zu erledigen, wie etwa die dreisten „Urteile" des Japaners, der sich kürzlich in einer deutschen Zeitschrift mißbilligend über die elend-unjapanischen Zustände Deutschlands ausließ und dem im Kunstwart geantwortet wurde. Die Ausländer leiden ja natürlich gleichfalls oft an schwerer Kurzsichtigkeit, Engherzigkeit und chronischer Verallgemeinerungsucht. Und neuerdings — vielleicht eben durch die fortgesetzte öffentliche Kritik — haben wir uns schon einigermaßen gebessert. Bedauerlicherweise bleibt jedoch ein Teil der Vorwürfe noch unwiderleglich. Möge das nicht mehr auf lange sein!

Schon muß das Ausland hie und da anerkennen, daß der deutsche Gast nicht knausert, wie oft der reisende Engländer, und im Grunde nicht so leicht übertriebene Ansprüche stellt, wie manche Angehörige andrer Nationen. Mit der langsam fortschreitenden Klärung der neuen Tracht wird auch die schreckliche „Sparsamkeit" überwunden werden, die das graugrüne Lodengewand nicht bloß zum Wander- und Kletterkleid, sondern zum Universalreisekleid für Alpen und Seegestade, Waldeinsamkeit und Großstadttheater gedeihen ließ. Immerhin, das war nicht das Schlimmste. Der böse „forsche" Ton, der namentlich von Norddeutschen seit einem Menschenalter angewandt wurde, scheint in neuerer Zeit doch nachzulassen. „Böse" war er ja im Grunde nicht gemeint. Als ein Ergebnis gesellschaftlicher Unsicherheit in einer Bevölkerung, die national endlich wieder „sich fühlen" durfte, kam er auf. Er muß schwinden in demselben Maße, in dem daheim das neue Kulturgefühl sich ausbreitet und auch „amusischen" Köpfen beibringt, daß äußere Forschheit nicht einmal für äußern Fortschritt eine Gewähr bietet und erst recht nicht für innere Kultur oder auch nur — für äußere.

In ein fremdes Land soll man genau so bescheiden und ruhig treten wie in eine fremde Wohnung. Bescheiden — nicht würdelos. Das Extrem des Ewig-Entzücktseins, des Verhimmelns der Fremde auf Kosten der Heimat ist bei reisenden Deutschen wohl auch nicht gerade selten; es verrät genau so viel Unreife wie das andre Extrem des ewigen Mäkelns und Überlegentuns. Alles in allem: man nehme vom deutschen Heimgefühl nur den guten Kern mit auf Reisen: die bejahende Wirklichkeitliebe und den Trieb nach Erweiterung des Erkennens. Bringt man als Ausbeute vermehrte Duldsamkeit und verminderten Kastengeist mit und den Nachgenuß fremdartigen Lebens nebst der Anregung zu neuen Beschäftigungen, so bekommt das der Heimat bedeutend besser, als wenn man draußen das heimische Phi-

Digitized by Google

listertum „hochgehalten“ hat. Erneute Freude des einzelnen Zurückgekehrten an der Heimat wird auf alle Fälle nicht ausbleiben. Beim Spießer, der auf der schönsten Reise nichts wahrhaft zu erleben vermochte, wird diese Freude sich beschränken auf ein: Gott sei Dank, nun hat man wieder seine Ordnung! Beim Kulturmenschen, der Augen und Ohren und Herz und Geist offen hielt, wird das Gefühl ein wenig verwickelter sein: die Freude an der wiedergefundenen Heimat wird nötig sein, um das Bedauern über den Abschluß des Reiseglücks, über den Verzicht auf unbegrenztes Schauen und Sicherneuern auszugleichen; oder die Fremde hat ihm den Blick für neue Reize und Werte der Heimat geöffnet.

Wir armen Großstädter haben ja zum guten Teil unsre Kindheitstätte anderswo. Da tritt das Sonderbare ein, daß die eigentliche Heimat und die Fremde zusammenfallen können. Bleibt nun die ferne Heimat sich selber treu, so wird sie dem verbannten Sohn immer schöner erscheinen, immer teurer werden, je öfter er sie in größeren Zwischenräumen wiedersieht. Die verlassene Heimat kann einem aber auch zur fremdesten Fremde werden, wenn sie sich allzu heftig im mechanischen Sinn der Zivilisationmenschen entwickelt hat. Wir wissen von einem, dem Heimatliebe sehr tief sitzt und der schmerzlichst darunter leidet, daß seine Vaterstadt immer — prächtiger wird. Es ist nämlich ein berühmter Fremdenort: die aufgeblühte Fremdenindustrie (eines der ehrlichsten und gräßlichsten Worte!) hat aufgeräumt mit der Idylle von ehemals und zugleich so ziemlich mit allem Eigenen des Stadtbildes. Derselbe Mann aber hat sich einen Trost geschaffen, der in gleicher Lage den meisten, wenn auch mit unterschiedlicher Stärke, zu Gebot stehen wird. Er gab die Stadt seiner Jugend auf und erhob zur alleinigen Heimat die umgebende Landschaft, die trotz allem kapitalistischen Eifer doch noch nicht wesentlich zu verschandeln war: die weiten, mindestens am Werktag noch immer menschenleeren Bergwälder und den ewigjungen Strom. Und so erlebt er an sich auf seine Art Herrn Walters Worte: „O weh, wohin verschwanden alle meine Jahr? War es mir geträumet, oder ist es wahr? ... Und flösse nicht das Wasser, wie es einstens floß, fürwahr, ich könnte meinen, mein Unglück wäre groß ...“

Die unverkünstelt gebliebene Landschaft fern von den Städten und fern auch von den meisten Kurorten steigt immer mehr an innerm Wert, je mehr die Großstadtzivilisation sich auch aufs Land zu erstrecken sucht, aufs sommerliche und neuerdings, im Gefolge des Schneesports, sogar aufs winterliche Land. Es ist der Fluch dieser Zivilisation, daß sie sich nicht dabei bescheiden kann, die paar vernünftigsten Bequemlichkeiten, wie elektrisches Licht und Kanalisation, aufs Land zu tragen, sondern daß sie stets früher oder später in Luxus ausarten muß. Überall wo der Mensch auf Reisen dem Luxus verfällt, haben wir einen irregeleiteten Reisetrieb vor uns. Man könnte auch sagen: überall dort haben wir wieder das irrige Mitnehmen von Heimischem.

Es läßt sich noch begreifen, wenn etwa Leute, die dauernd in einem Ackerbürgerstädtchen oder auf einem Gut wohnen, in ihrer Erholungzeit nach dem Genuß des großstädtischen Luxus streben.

Digitized by Google

Da vollzieht sich eben wieder die Ergänzung durch Gegensätzliches. Unbegreiflich aber, daß Großstädter auf Erholungreisen auch außerhalb der Großstädte den Luxus mitmachen, der ihnen in ihrem sogenannten Heim schon aufdringlich zu Leibe rückt. Bei einer kleinen Minderheit, bei den platten Luxusmenschen von gediegenem oder ungediegenem Reichtum, kann das freilich keinen Menschenkenner wundern; allein daß so viele andere, mit größeren oder geringeren Opfern, den Luxusbetrieb unterstützen und ermöglichen, das ist anders als aus Nachahmungtrieb, Eitelkeit, gesellschaftlicher Feigheit nicht zu erklären.

Diese „Promenaden" der Kurorte und „fashionablen" Sommerfrischen mit ihrem kläglichen Markt der Eitelkeiten, wo alles herumlungert und die Weibswesen meist nur dem einen Gedanken obzuliegen scheinen: wie sie die liebe Nächste ausstechen könnten. Diese Fortsetzung des Kleiderluxus, des Dirnentreibens, der städtisch nüchternen Festlichkeiten, der Kinderverkünstelung, diese Erweiterung der Mahlzeiten, die bei der sportbeflissenen Minderheit das gute Ergebnis körperlicher Bewegung teilweise wieder aufhebt und bei den reinen Luxusnaturen die krankhafte Überernährung noch steigert... Wer sich in der außergewöhnlichen Zeit seines Jahres so wenig um Ergänzung seines naturfremden Lebens, um wirkliche Auffrischung seiner selbst bemüht, dem muß wohl weder echtes Heimgefühl noch echte Wanderlust gegeben sein. Er braucht die Abwechslung zwischen Daheimsein und Reisen nicht aus einem tiefern Drange nach Ganzheit, und er braucht kein harmonisches Lebensgefühl. Er ist bereits zu sehr mechanisiert, um einen wahren Gegensatz zu seiner gewohnten Lebensführung zu wünschen oder zu ertragen. Und von der Luftveränderung will er, außer etwaigen gesundheitlichen Vorteilen, nichts als Vertreibung seiner wohlverdienten Langeweile, nichts als Betäubung.

Um solcher Unnatur und Unkultur abzuhelfen, kann natürlich durch Erziehungversuche am reisenden Subjekt nichts Wesentliches geschehen. Auch hier verweist die einzelne Aufgabe auf die allgemeine Kulturarbeit zurück. In künstlichen Zeitläuften ist es keine selbstverständliche Kunst, natürlich und ersprießlich zu reisen. Ohne Zweifel empfiehlt es sich, den Unterricht in dieser Kunst so früh wie möglich zu beginnen, also beim Kinde. Daraus ergibt sich wieder einmal, daß für das Reisen der Schuljugend noch unvergleichlich mehr als bisher getan werden muß. Doch dies steht auf einem andern Brett.

Wolfgang Riedner

Lose Blätter

Aus den „Glocken der Heimat" von Müller-Guttenbrunn

[Unsre Romanliteratur verbreitet sich über alle Gebiete des gegenwärtigen deutschen Lebens und sucht alle Konflikte ab, die unsre Wirklichkeit darbietet. Da ist es denn recht auffällig, wie wenig bis jetzt noch ein so gewaltiger, von starken und tiefmenschlichen Leiden und Leidenschaften bewegter Stoff wie der Kampf um die Heimaterde und die Muttersprache literarisch behandelt worden ist. Die „Sprachen-

Digitized by Google

kämpfe", wie man (etwas äußerlich) den ganzen Zusammenhang von wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Veränderungen an den Grenzen des Deutschtums, namentlich in Österreich-Ungarn nennt, konnten eben von denen, die drin standen, bis jetzt kaum praktisch bewältigt, geschweige denn übersehen und objektiv festgehalten werden; von den Draußenstehenden aber wurden sie wenig beachtet und so gut wie gar nicht gekannt. Beides beginnt nun allmählich anders zu werden. Die bedrängten Grenzdeutschen haben genug äußere Erfahrung über ihre Lage gesammelt, haben den Gegner und sich selbst genugsam kennengelernt, um nun auch zur Überschau des großen geschichtlichen Geschehens zu kommen, dessen Zeugen, mitunter auch Blutzeugen sie sind. Und anderseits: die nicht unmittelbar beteiligten Deutschen im Reich fühlen doch schon hie und da, daß auch ihr nationales Wohl und Wehe dort an den Grenzen gefördert oder geschädigt wird, daß es sich um Vorpostenkämpfe handelt, die für das ganze große Heer nicht ohne Bedeutung sein können. Noch entwickelt sich freilich diese Erkenntnis nicht ungehemmt, noch drängt sich viel Vorurteil und falsche Meinung zwischen die Deutschen in Österreich und im Reich. Und es ist jede Arbeit aufs freudigste zu begrüßen, die sachlich und ehrlich das Verständnis für die Volksgenossen in der Fremde fördert.

Müller-Guttenbrunns Roman „Glocken der Heimat" berichtet von den Banater Schwaben, jenen tapfern deutschen Bauern, die weitab vom Mutterlande, mitten zwischen Feinden, ganz auf sich selbst angewiesen, treu und zäh an ihrem Volkstum festhalten. Vor zwei Jahrhunderten von den Herrschern selbst in das öde, versumpfte Land gerufen, haben sie sich mit eisernem Fleiß inmitten halbwilder Völkerschaften eine blühende Heimat geschaffen und wurden so die Erzieher ihrer Nachbarn. Aber unter dem Druck der seit 1867 immer gewaltsamer herrschenden ungarisch-nationalen Politik werden sie jetzt, da sie weniger fest geschlossen sind als die Siebenbürger Sachsen, aufs äußerste von der Gefahr der Madjarisierung bedroht. Man drängt ihnen ungarische Lehrer und Priester, ungarische Namen und Beamte auf, man nimmt ihnen alle deutschen höheren Bildungsmöglichkeiten und zwingt ihre Kinder, Madjaren zu werden oder ins Ausland zu gehn oder Bauern zu bleiben.* Was Müller-Guttenbrunn zuerst in dem „Kulturbild aus Ungarn", dem politischen Roman „Götzendämmerung" im großen zu zeichnen versucht hatte, das stellt er hier an dem Schicksal eines schwäbischen Dorfes im kleinen mit viel Liebe und Glück dar. Karlsdorf liegt an der gefährdetsten Stelle des Landes, zwischen Theiß und Donau, von deren Fluten in jedem Frühjahr mit Untergang bedroht. Der madjarische Stromingenieur vernachlässigt die Dämme, bei den Behörden finden die deutschen Bauern, aus deren Mitte die prächtige Gestalt des Dorfschulzen, des Klugsbaltzer ragt, kein Gehör. Noch schwerere Gefahr als die Theiß bedeuten dem deutschen Dorfe die stetig steigenden und nagenden Fluten des Völkerhasses ringsum. In freundlichem Wohlstand, im Segen der fruchtbaren Erde hat jahrzehntelang die Gemeinde alles drohende Unheil

* Wer sich über das geistige Leben an diesem deutschen Außenposten unterrichten will, dem sei die kleine „Heimatzeitschrift" „Von der Heide", herausgegeben von Orendi-Hommenau in Temesvar, empfohlen.

Digitized by Google

vergessen: jetzt kündigt es sich mit doppelter Macht an. Es geschieht nichts übermäßig Gewaltsames: ein madjarischer Lehrer lehrt die Kinder madjarische Lieder, ein Schulinspektor macht einen verdienten alten deutschen Erzieher unmöglich, ein Bauernsohn wird in der Stadt so trefflich zum „Patrioten“ erzogen, daß er sich bei seiner Heimkehr schämt, mit der Mutter deutsch zu reden, der madjarische Pfarrer verfeindet sich mit der Gemeinde. Die Dämme lockern sich, sie bröckeln ab; sie sind nicht mehr „zeitgemäß“, nicht fest genug für diese neuen schlimmen Zeiten. Die schwäbischen Bauern verlassen sich ein wenig zu viel auf den Staat, sie scheinen zu vergessen, was sie „inmitten der halborientalischen Faulheit und Nichtsnutzigkeit“ emporgebracht hat: daß sie auf nichts vertraut haben als die eigne Kraft. Und ihr Dorf wird unter den Frühlingsfluten nach verzweifeltem Kampfe begraben. Trotz alledem, nun wollen sie nicht nachlassen, und müßten sie ihren Heimatboden mit den Fingern aus dem Theißschlamm graben. Sie kehren wieder und bauen das Dorf besser, fester, hinter neuen, zeitgemäßen Dämmen.

Neben und in diesem großgezeichneten, aber in vielen feinen Einzelheiten liebevoll erfaßten Schicksal der tapfern Bauerngemeinde spielen noch eine Menge persönlicher Leiden und Freuden. Das Rankenwerk, das wohl das Gesamtbild belebt, scheint mir gelegentlich etwas zu üppig geraten. Aber das stille arbeitsfrohe Dasein des blühenden Schwabendorfes, und wie es verknüpft ist mit der großen unruhigen Welt draußen und dem Walten der Elemente: das hätte nicht leicht besser dargestellt werden können. Soviel Verdienst bei diesem Buche auch schon die Wahl des Stoffes bedeutet: wir täten ihm bitter unrecht, wenn wir darüber seine formalen Vorzüge vergäßen. Die warme Heimat- und Volksliebe einer reifen männlichen Persönlichkeit, die abzuwägen versteht und das Chaos der politischen Kämpfe mit dem Blick auf Gerechtigkeit durchdringt, es spricht sich ohne gewaltsames Pathos, in gesunder Schlichtheit, in wohltuender Frische aus. Und wenn wir das Buch empfehlen, so tun wir das nicht wegen seines nationalpolitischen Inhalts schlechthin, sondern weil es diesen an allen Stellen zum edelsten menschlichen Gehalt zu vertiefen weiß.

Wir geben als kennzeichnend die Abschnitte wieder, in denen das Schicksal des Dorfes sich ankündigt und vollendet. Das Buch ist bei L. Staackmann in Leipzig erschienen. Hermann Ullmann]

Es hatte Alarm gegeben heute nacht. Schon seit zwei Tagen war bekannt geworden, daß das Wasser der Donau ungewöhnlich steige. So milde auch hier im Süden der Winter gewesen, droben in Österreich und in Bayern war er hart und hatte viel Schnee gebracht. Jetzt auf einmal spien die Alpenflüsse ungeahnte Wassermengen aus, und diese jagten nach dem Süden. Es war nur ein Glück, daß die heimatlichen Flüsse, die Theiß und die Maroſch, nicht auch zu viel Wasser hatten, daß sie sich schon seit Wochen in einem Normalzustand befanden. Die Stromingenieure konnten also ihre ganze Kraft dem einen Angriffspunkt zuwenden. Die alten, zwei- und dreifach gegliederten Erddämme hielten noch, und es war seit dem großen Unglück von Szegedin viel geschehen zu ihrer Kräftigung. Man kannte die bedrohtesten

Digitized by Google

Punkte ganz genau, und Karlsdorf lag an einem solchen. Sieben von den kolonisierten Gemeinden im Grenzgebiet der großen Flüsse mußten wieder abgesiedelt werden im Laufe eines Jahrhunderts, aber die Karlsdorfer hielten sich. Sie standen aufrecht. Viermal waren auch bei ihnen im Laufe dieser Zeit die Dämme geborsten, einmal war es die Theiß, dreimal die Donau, die das Unheil brachte, und wenn auch im Gedächtnis des heutigen Geschlechtes nur mehr eine blasse Erinnerung an die Schrecknisse der letzten Überflutung von 1868 lebte, der Instinkt des Volkes witterte immer eine Gefahr, wenn es hinter den meilenlangen Riesendämmen dort an der Donau zu brausen und zu donnern begann. So still ging dieses Wasser das ganze Jahr seinen Weg, fast so unhörbar wie das der Theiß, aber zu gewissen Zeiten, namentlich wenn der Eisstoß abging, oder später, zur Zeit der Schneeschmelze im Hochgebirge, und auch im Herbst, nach langen Regenwochen, da bekam die Donau eine Stimme, da hörte man ihr Gebrülle oft stundenweit. Besonders nachts, wenn alles Leben schwieg, war es dann schauerlich.

Die Wasser- und Feuerwehr des Dorfes wurde schon gestern vom Stromingenieur aufgeboten, an dem alten Dammbruch, der immer schweißte und durchlässig war, zu arbeiten. Das ganze Dorf sollte überhaupt in Bereitschaft sein, trommelte der Straubmichl aus, und auf das Zeichen horchen. Wenn die Sturmglocke gezogen werde, brauche er noch hundert Mann.

Und um ein Uhr nachts erklang der schauerliche Ton der fernen Unheilsglocke. Die Nachtwächter des Dorfes — in jedem Viertel hielt allnächtlich ein anderer Bauer die Wache — stießen nun auch ins Horn, und alles sprang aus den Betten. Alsbald rasselten die Wagen durch die stillen Gassen, Laternen schwankten dahin; ein lautes Stimmengewirr ängstlicher Frauen nur blieb zurück. Kein Haus, in dem nicht Licht brannte, und da und dort wurden die Kinder geweckt, um zu beten. Nicht die Knechte hatte man fortgeschickt zur Hilfsarbeit, die besten jungen Männer des Dorfes gehörten zur Wasserwehr. Galt es doch, die eigene Scholle zu schützen, das teure Stück Erde, das die Väter hier den Sümpfen und den großen Flüssen abgetrotzt, zu bewahren.

Die Nacht wurde schlaflos verbracht, und am frühesten Morgen gab es große Verwirrung. Sollte man das Vieh auf die Weide schicken oder es daheim behalten? Um fünf läutete so wie sonst die Glocke zum Morgengebet und rief die Gemeinde auf zum Tagewerk. Alsbald schritten die Pferdehirten, in lange Köpenjeks* gehüllt und von großen Hunden gefolgt, die Dorfgassen hinauf. Es waren Slowaken, die ihre Ansiedlung vor dem Dorf draußen hatten, auf der Hochfläche gegen Josefsfeld. Sie hatten die Gemeindestiere und Hengste in ihrer Obhut, und ihrer Aufsicht war der vieltausendköpfige Viehstand der Schwabengemeinde anvertraut. An den Kreuzungspunkten der Gassen hielten sie an und bliesen in ihre Ochsenhörner. Tu — tu — tuuu — tuu klang es bald da, bald dort. Dann warteten die Hirten. Aber es kamen keine Pferde. Einzelne Bauern traten vor die Häuser hinaus und sahen nach ihren Nachbarn.

„Schickscht du bei Gäul uf di Waadt?“ fragte der Franz Geibel den

* Mäntel aus Roßhaaren

Digitized by Google

Nachbar Christian Lauterbach, der Weiland Hannes den Thurn, der Kirchner den Eisele. Keiner wußte, was er tun sollte. Die Hirten, ernste, feierliche slowakische Prachtgestalten, mit lang herabfallenden Haaren und breiten schwarzen Hüten, wurden befragt, was sie wohl meinten. Sie zuckten mit den Achseln. Eine Verantwortung wollten sie nicht übernehmen. Die Weideplätze lagen tief, die Donauauen waren nicht ohne Gefahr.

Nach einer geraumen Weile trabten neue Hirtengestalten heran. Sie schienen verwundert zu sein, daß die anderen noch nicht abgetrieben hatten, aber sie taten ihre Pflicht und stießen ihren hellen, hohen Hornruf aus, der den Kühen und Kälbern galt. Zu den Männern vor den Haustoren gesellten sich jetzt die Frauen, die Mägde, die Bas Evi, die Bas Margreb, die Haffnerssusi, die Klugsnantschi und viele, viele andere.

„Schickscht du bei Küh uf die Waadt?"

„Ich nitta! Oh naa!" erscholl da und dort die Antwort.

Ein behäbiger Bauer in mittleren Jahren, mit kräftigem braunen Schnurrbart und ernsten Augen kam in Begleitung eines blonden Riesen von der Kirche die Hauptstraße herab. Er war in dunkles Tuch gekleidet, als ob es Sonntag wäre, und hatte auch einen Hut auf, der für den Alltag, für die Arbeitszeit, zu gut schien. Die Männer grüßten ihn von allen Seiten durch Zuruf, die Viehhirten aber, die „Halter", zogen ihre Hüte tief vor ihm. Es war der Klugsbaltzer (Balthasar Klug), der Dorfrichter. Und der Michael Straub, das Gemeindefaktotum, begleitete ihn.

„Ich maan, er Leut*, mer lossa des Veeh heunt drhaam", sagte der Richter, indem er gelassen weiterschritt, von Gruppe zu Gruppe, „un bleiwa selber a drhaam."

Die Leute stimmten ihm zu, sein Wort war richtunggebend für alle. Er genoß das Ansehen eines tüchtigen Bauers und eines kräftigen Anwaltes der Gemeindeinteressen. Man hatte ihn, dessen Großväter schon Dorfschulzen waren, vor drei Jahren zum Richter gewählt, und sein erster Schritt war eine Tat. Auch Karlsdorf hatte, um einer patriotischen Mode willen, vor Jahren den Beschluß gefaßt, die Staatssprache zur Protokollsprache in der Gemeinde zu machen. Die deutsche Stadt Temesvar war vorausgegangen mit dem feigen Beschluß, und die Notäre auf den Bauerndörfern ruhten nicht, bis auch diese folgten. Nun war man seit Jahren in einer Sackgasse. Niemand im Dorf als der Pfarrer, der Notär, ein oder zwei Lehrer und die paar Herrischen verstanden madjarisch. Kein bodenständiger Würdenträger der Gemeinde konnte das amtliche Protokoll lesen. Der Klugsbaltzer war kaum Richter, als er diesen alten Gemeindebeschluß aufheben ließ, der ihn an Händen und Füßen band und ihn dem Notär auslieferte. Und er setzte es mit Nachdruck und Bescheidenheit durch, daß das Komitat diesen neuen Beschluß anerkannte und das Recht der Gemeinde, in der Muttersprache seiner Bewohner zu amtieren, gelten ließ.

Das dankte man diesem schlichten, deutschen Bauern. Sein Ansehen war schon darum nicht gering, und man hatte ihn erst kürzlich wieder auf drei Jahre zum Dorfrichter gewählt. Alles hörte auf ihn, alles glaubte an ihn.

Sein ältester Sohn, der Klugsmatz, war auch draußen am großen

* Ich meine, ihr Leute

Digitized by Google

Donaudamm, sowie der des Haffnerslippl und all der anderen großen Bauern des Dorfes. Man vertraute auch heuer wieder auf die Stärke der alten Dämme und baute auf Gott. Aber man mußte doch vorsichtig sein und in Bereitschaft. Es hieß abwarten, bis die Männer, die jedes Haus gestellt hatte, wieder heimkämen. Es wußte ja eigentlich niemand, wie die Sache stand, und das Vertrauen zu dem neuen Stromingenieur, den man vor zwei Jahren da hergesetzt hatte, war gering.

„Mer bleiwa all drhaam", hieß es jetzt rechts und links in den Häusern, und die einzelnen zogen sich wieder zurück und gingen ihren Arbeiten nach.

Jetzt erschienen nacheinander auch die anderen „Halter": der Schweinehirt, der Schaf- und der Ziegenhirt. Aber sie brauchten gar nicht mehr zu blasen, sie wußten schon, daß heut Feiertag wäre; denn niemand ließ sein Vieh aus den Ställen, niemand fuhr aus zur Feldarbeit. Und so zogen die Hirten samt ihren vielen Hunden alsbald wieder hinaus vor das Dorf, in ihre armen, strohgedeckten Hütten und legten sich auf die faule Haut. Sie bildeten da draußen eine eigene kleine Gemeinde für sich, und auch Zigeuner duldeten sie in ihrem Umkreis, denn die brachten ihnen als Zins so manchen guten Bissen. Wer fragte darnach, woher sie ihn hatten?

Als die Glocke zur Frühmesse rief, kam das halbe Dorf. Es war wie am Sonntag; der Weg zum lieben Gott lag heute allen am nächsten. Und der Pfarrer sprach ein altes Gebet, das sie viele Jahre nicht mehr gehört hatten, das gegen Pest und Hungersnot, gegen Feuers- und Wassergefahr gerichtet war. Die Ältesten kannten es wohl. Schon ihre Urväter hatten es gebetet, wenn die Theiß anschwoll und der Donaudamm zu reißen drohte. Und der zweiundneunzigjährige Wichnersepp, der vorne im ersten Kirchenstuhl kniete, betete am lautesten mit; seine schnarrende Stimme, die schon jedes Metall eingebüßt hatte, übertönte die ganze Gemeinde. Ein wunderlicher Mann, dieser Alte, der wohl bartlos war, aber lange Kopfhaare hatte und sie mit einem Kamme, wie ein Weib, unter dem breiten Hut hinaufgesteckt trug. Als ihn der Oberlehrer einmal fragte, warum er dies tue, gab er zur Antwort, daß auch sein Vater und Großvater sich so getragen hätten. Das müsse wohl „die Modi" gewesen sein in Lothringen, als die Urväter dort auswanderten. Und er wollte sich nie von seinem Zopfe trennen. Er wußte wohl, warum er so laut und so inbrünstig betete. Er hatte die grauenhafte Überschwemmung des Dorfes von 1830 noch mitgemacht und war bei jeder späteren auch dabei. So wie er, wußte niemand, was da drohte. . . .

War die Tagesordnung des Dorfes auch gestört, die Schule ließ sich nicht stören. Der Oberlehrer Nikolaus Heckmüller führte ein strenges Regiment, und er duldete keine Schulschwänzereien. Auch heute nicht. Er ließ die helle Schulglocke, die sonst immer nur um ein Uhr mittags vom Kirchturm geläutet wurde, heute schon zum morgendlichen Unterricht ertönen. Jedermann im Dorfe kannte sie, jedes Kind verstand ihre Sprache. Gerade weil alle Ordnung gestört schien im häuslichen Leben, berief Heckmüller die Jugend zu sich. Das war ein Tag, an dem man den Kindern so manches in der Schule sagen konnte, was sonst wenig Gehör fand. Und Nikolaus Heckmüller ließ sich solche An-

Digitized by Google

läſſe, auf ſeine Jugend zu wirken, nicht entgehen. Er ging heute von Klaſſe zu Klaſſe und hielt wieder einmal eine kleine Anſprache über die Geſchichte des Heimatdorfes, ſeine Gründung und die vielen Gefahren, denen es oft ausgeſetzt war. Er erzählte ihnen, was in den alten Pfarrbüchern verzeichnet ſtand, von den vier großen Überſchwemmungen, denen die Heimat ausgeſetzt geweſen, wieviel Menſchen und Tiere ertranken, wieviel Häuſer einſtürzten, und welche Hungersnot es einmal gab, weil alle Felder verſandet und auf Jahre hinaus unfruchtbar geworden waren. Das Jahr 1830 ſollten ſie ſich merken, als das des höchſten Waſſerſtandes von Theiß und Donau in den älteren Zeiten, und das Jahr 1868 als das der letzten Kataſtrophe. Alles Leben und alle Saaten wurden damals vernichtet auf ihrem ganzen Gebiet. Er erzählte ihnen ausführlich auch von den beſonderen Heldentaten, die damals verübt wurden durch ihre Großväter. Der damalige Dorfpfarrer habe jeden verzeichnet, der ſich hervorgetan.

Auch den Namen des Dorfes erklärte er ihnen wieder einmal. Es ſei zu Ehren jenes großen kaiſerlichen Feldherrn, des Herzogs Karl von Lothringen, der zuerſt die Türken beſiegte und ſie von Wien bis nach Bosnien zurücktrieb, Karlsdorf genannt worden. Ein Neffe dieſes Herzogs habe dann die Kaiſerin Maria Thereſia geheiratet, und ſo ſei das Haus Habsburg-Lothringen, das auch über Ungarn herrſche, entſtanden. Und weil die Mehrheit des Dorfes aus alemanniſchen Lothringern beſtand, habe man um den Namen Karlsdorf gebeten und ihn auch bewilligt erhalten. „Es war ja *unſer* Herzog, der zuerſt dieſes Land zurückeroberte, er ſoll unſer Schutzpatron ſein!“ ſagten die deutſchen Bauern.

Dieſe Art des Geſchichtsunterrichtes aus den Quellen des heimatlichen Dorfes und ſeiner Schickſale erwies ſich als überaus anregend und fruchtbar. Jedes Wort fiel in die Herzen, wie ein Samenkorn in die Ackerfurche. Jüngere Lehrer meinten zwar, das ſei kein patriotiſcher Unterricht. Man müſſe der Jugend mehr erzählen von Ungartum und ſeiner Größe. Und einer von ihnen, Arpád Halmos (er hieß früher Alfred Halm), arbeitete in der dritten Klaſſe nach dieſer Richtung. Als der Oberlehrer ſeinen Vortrag beendet und das Schulzimmer verlaſſen hatte, erzählte Halmos ſeinen Schülern die heimatliche Geſchichte unter ganz anderen Geſichtspunkten. Daß die kaiſerlichen Generäle dieſes Land einſt den Türken wieder abgenommen haben, ſei gewiß ſehr tapfer geweſen, aber der Wiener Hof hätte es nicht einſtecken dürfen, er hätte es an die ungariſche Krone zurückerſtatten müſſen. Er war nicht berechtigt, Deutſche hierher zu berufen und das Land an ſie zu vergeben. Das hätte nur der ungariſche Reichstag tun dürfen. Den aber habe man gar nicht befragt, und erſt ein Jahrhundert ſpäter ſeien das Banat und die Bacska wieder dem Königreich einverleibt worden. „Euern Vätern gehört dieſer Boden, das iſt wahr,“ ſagte Halmos, „aber ihr ſeid doch nur die Gäſte Ungarns. Erſt wenn ihr einſt aufgegangen ſein werdet in das edle madjariſche Volk, erſt dann ſeid ihr vollberechtigte Bürger dieſes Landes. Darum lernt Ungariſch, werdet Madjaren!“

Und Arpád Halmos fuhr fort: „Ihr werdet bemerkt haben, daß unſer lieber Herr Oberlehrer, der ſchon ein ſehr alter Herr iſt, euer Heimatsdorf noch immer Karlsdorf nennt. Ich aber habe euch ſchon oft geſagt, daß es nicht mehr ſo heißt. Wie heißt es?“

Digitized by Google

„Károlyfalva! Károlyfalva!“ ertönte es aus allen Bänken.

„So ist es“, sprach Halmos. „Unsere weise Regierung hat ein Ortsnamengesetz herausgegeben und die ungarische Landkarte von ihrem buntscheckigen Wirrwarr mit einem Schlag gereinigt. Auch das Taufmatrikelwesen ist geregelt. Viele von euch heißen noch Jörgl, Hannes, Michl, Balthasar, Matthias, Joseph, Franz oder Ferdinand. Das gibt es in Zukunft nicht mehr. Es wird kein Kind in Ungarn mehr getauft werden auf einen anderen als einen ungarischen Namen. Und auch eure Namen werden einmal sämtlich madjarisiert werden, entweder wenn ihr Soldaten werdet, oder wenn ihr heiratet, oder wenn ihr das erste Steuerbüchel als Bauern bekommt. Wer mit einer Behörde in Berührung kommt, der erhält seinen neuen Namen. Es ist also besser, ihr gewöhnt euch schon jetzt daran. Sage mir du, Franz Magenbauer, wie wirst du künftig heißen?“

„Magenbauer Györgyi!“

„Falsch!“ bonnerte der Lehrer. „Ferencz wirst du heißen. Und du? Und du? Sagt mir einmal eure Namen der Reihe nach.“

Die hellen Knabenstimmen ertönten alsbald, und der Lehrer hatte seine Freude dran.

„Gössl János!“, „Kipper Antal!“, „Wichner Mihály!“, „Dornstauder Sándor!“, „Kirchner Gyula!“, „Pfeifauf István“, „Krach Pista!“, so ging es fort. Wenn sich einer irrte, wurde er mit Hohn verbessert. Die Buben hatten ihre Freude an den schönen Namen. Und erst die Mädeln! Der fremde bunte Lappen, der ihrem Deutschtum da aufgeklebt wurde, gefiel ihnen ganz besonders. Arpád Halmos aber war stolz auf das Ergebnis dieses Vormittags. Er hatte dem „Alten“ wieder einmal gehörig das Wasser getrübt.

Nikolaus Heckmüller hörte davon, aber er war machtlos. Die Gemeinde hielt ja im stillen zu ihm, doch sie wollte keinen Streit, und vom Pfarrhof aus wurde die patriotische Richtung eifrig begünstigt im Unterricht. Heckmüller mußte sogar daran denken, wie er selbst mit seiner Klasse, der vierten, vor der Prüfungskommission bestehen würde, wenn einmal ein „patriotischer“ Landesschulinspektor den Vorsitz führte.

Die Große Kommission des Komitates, die von der Gemeinde verlangt worden war, erschien im Dorfe. Der Oberstuhlrichter Olay war auch angemeldet. Und er wußte besser, warum die Schwaben solchen Lärm geschlagen hatten, mitten im Sommer. Sie waren angestiftet worden durch den Jzé, den Trauttmann aus Rosenthal. O, dieser Pangermane, dieser Agitator, der die friedlichen Leute aufwiegelte gegen die Behörden! Er sei sehr ungnädig gesinnt gegen Karlsdorf, berichtete der Notär, den er zu sich zitiert hatte. Und der Gergely Vilmos lächelte gar boshaft, als er das hörte. In seiner Abwesenheit hatte man so etwas gemacht! Nur aus Haß, weil er einen Lümmel des Dorfes hatte einsperren lassen. Na, die werden sich wundern, was solch eine Kommission kostet. Eine eigens verlangte „Große“ Kommission.

Der Notär, ein schlauer Streber, der die Welt zu nehmen wußte, schlug dem Richter vor, etwas zu tun, um den Oberstuhlrichter zu versöhnen. Man müsse ihn empfangen wie einen Obergespan oder einen

Digitized by Google

beliebten Abgeordneten bei der Wahl. Berittene Banderien, Musik und Fahnen sollten zeigen, daß Karlsdorf so patriotisch gestimmt sei als irgendeine Gemeinde des Landes. Und ein Festessen im Großen Wirtshaus sollte den Beschluß machen.

Und der Klugsbaltzer ließ sich bereden, das anzuordnen. Er lud die männliche Jugend ein, die Große Kommission an der Hottergrenze zu Pferde zu erwarten, und er schickte die besten Wagen des Dorfes, jene, die Ledersitze mit Sprungfedern hatten, an die Eisenbahnstation, die Herren zu holen. Und er selbst spannte auch sein bestes Gefährte ein. Und die Häuser der Hauptstraße wurden beflaggt.

Das Wetter war günstig, und es ging alles wie am Schnürchen; außer den beiden Haffner weigerte sich niemand mitzutun. Die reichsten Bauern hatten eingespannt. Alles fuhr vierspännig; die großen Buben, vierzig an der Zahl, setzten ihre buntbebänderten Kirweihhüte auf, schmückten die Mähnen ihrer Pferde mit Bändern in den ungarischen Nationalfarben und ritten hinaus bis zur Grenze, wo der Hotter von Josefsfeld an den von Karlsdorf stößt. Mit Eljenrufen, als wären sie ungarische Csikos, begrüßten sie die herankommenden Viererzüge und schwenkten die Hüte. Ein Banderium von zehn Reitern flog voraus, zwanzig verteilten sich zu beiden Seiten der Wagen und zehn bildeten den Abschluß des festlichen Zuges.

So zog die Große Kommission, die aus zehn Komitatsherren bestand, in fünf vierspännigen Wagen in das Dorf ein. Beim Großen Wirtshaus, wo die Herren abstiegen, spielte die Musikbande, und auf dem Platz hinter der Kirche knallten die Böller. Vor den Häusern aber standen die Schwäbinnen im Sonntagsstaat und lächelten den Herren zu. Die Männer hinter ihnen rückten Hüte und Kappen.

Der Notär, der der Kommission mit dem Richter und Gergely bis zur Bahnstation entgegengefahren war, sollte recht behalten mit seinem klugen Rat. Der Oberstuhlrichter, der sich zuerst sehr zugeknöpft verhielt und wortkarg, war schon beim Anblick der berittenen Banderien höchst angenehm überrascht, und der festliche Einzug in das große Schwabendorf heiterte ihn vollends auf. Er wurde immer freundlicher und leutseliger, und sein feistes Gesicht strahlte. Auch bequemten sich die Herren, deutsch zu reden. Das war schon viel. Vor dem Pfarrhause, wo die Fenster auch besetzt waren und die Juliska den Herren lebhaft zuwinkte, zogen sie alle die Hüte. Einige sahen sich flugs nach dem hübschen Mädchen um, das jeder schon einmal irgendwo gesehen zu haben meinte.

Ein kurzes Frühstück im Großen Wirtshaus, bei dem die schönsten Bauernmädchen des Dorfes die Herren bedienten, der Richter und Gergely die Honneurs machten, sollte die gute Stimmung noch befestigen. Nach einer Stunde bestieg man endlich die bereitgestellten, zweispännigen Wagen und fuhr hinaus zu den Schutzdämmen. Gergely hatte sich der Kollegen vom Komitat bemächtigt, die in ihm den Neffen ihres Chefs, des Vizegespans, ehrten. Der Richter fuhr mit dem Oberstuhlrichter voraus und suchte ihm schonend und vorsichtig zu erzählen, was Georg Trauttmann ihnen im Sommer gesagt habe. Herr Gergely sei mit Unrecht erbost auf den ihm unbekannten Fremden; er lasse nichts gelten, was jener gesagt habe, und der Herr Oberstuhlrichter sollte da doch ein Machtwort sprechen.

Digitized by Google

„Hat der Jzé, der Trauttmann, auch gefragt, wer euer Abgeordneter ist? Hat er sich hier auch um Politik gekümmert, wie in den anderen Dörfern?“ fragte der Oberstuhlrichter.

„Keine zehn Wort häwe mr davon geredt“, sagte der Klugsbaltzer.

„Denken Sie nur nach, Herr Richter. Was hat er darüber gesprochen?“ fragte forschend und mißtrauisch Herr von Olah.

„Na ja, Herr Oberstuhlrichter, er hot uns gerate, immer nur ein deutsche Mann zu wähle“, entgegnete Klug.

„Gazember!“* rief der Oberstuhlrichter gereizt. „Das tut er überall. Als Jngenieur schleicht er sich ein und ist ein Agitator. Was geht ihn das an? Jch werd ihn schon erwischen.“

Man fuhr auf dem Kopf des Donaudammes dahin, und der Wind blies rauh und kalt über die Eisfläche. Ganze Ketten von Wildgänsen flogen kreischend auf.

Daß die schüttere Pflasterung des Dammes schadhaft war, voller Löcher und Senkungen, spürte man an dem Holterpolter. Aber es stieg niemand aus. Erst bei der Hütte, in der die schwere Dampfpumpe untergebracht war, verließ Gergely den Wagen und mit ihm drei Komitatsingenieure. Der Richter stieg auch aus; doch blieb der Oberstuhlrichter sitzen und hüllte sich nur besser in seinen Pelz. Klug begab sich zu der Gruppe. Die Herren besahen sich die alte Bruchstelle des Dammes, wo die große Pumpe auch im Frühjahre gearbeitet hatte. Wie ein Fragezeichen krümmte sich da die Donau, und ihr mächtigster Anprall war immer dort zu verspüren. Das Hinterland des Dammes blieb dort auch stets naß; Kanäle und Abflußrohre führten durch den Damm. Sie entwässerten den Grund, wenn die Donau sank, und sie milderten den Anprall, wenn sie hochging, weil sie freiwillig Wasser aufnahmen. Dieses Opfer mußte gebracht werden; viele Joch Hutweide waren unbrauchbar und hatten sich in Auen verwandelt.

Der Richter erlaubte sich zu bemerken, daß an dieser Ecke ein englischer Damm mit einem Tegelkern eingefügt werden müßte. Die Hutweide wäre zu retten, die Kanäle und Röhren müßten verschwinden. Und der ganze Damm könnte überhaupt um einen Meter höher sein.

„Amerikanische Weisheit!“ rief Gergely den Kollegen zu.

„Ach so!“ sagten diese. Und einer, ein bebrillter, dicker Herr meinte, wenn die Gemeinde sehr viel Geld habe, könne sie ja um die Erlaubnis einkommen, das machen zu dürfen. Auf Landeskosten könne man solche Luxussachen nicht empfehlen. Und er notierte sich einiges, was zu machen wäre, und redete madjarisch mit Gergely. Der Richter verlangte wasserseitige Steinpackungen als Dammsicherung an dieser Stelle. Und wieder rief Gergely: „Amerikanische Weisheit!“

„Es tut's auch ein neues Weidenflechtwerk“, meinte der frühere Sprecher. „Wir müssen mit landesüblichen Mitteln arbeiten. Sie wollen zu hoch hinaus, Herr Richter. Das hat Jhnen wer in den Kopf gesetzt.“

Und damit ließ er den Klugsbaltzer stehen.

Dieser ging voraus, zum Wagen des Oberstuhlrichters, der schon Auftrag gegeben hatte, daß man weiterfahre, hinüber zu dem Schutzdamm an der Theiß. Jhn fror, und er langweilte sich.

Der Dorfrichter stieg in den Wagen, und man fuhr auf dem Kopf

* Schuft

Digitized by Google

eines Querdammes nördlich weiter. „No hát, wie steht die Sache?“ fragte der Oberstuhlrichter.

„Is schon der Fene drin!“ rief mißmutig der Klugsbaltzer. „Wenn Ihr Euch nit annehmt um uns, Herr Oberstuhlrichter, die Herre sin all uf dr Seit des Gergely.“

„Lieber Fraind, ich verstehe doch davon gar nichts. Ich bin nur gekommen, weil das Komitat es gewünscht hat, daß ich Ihre Gemeinde visitiere und sehe, was da vorgeht. Mehrere Anzeigen liegen bei mir. Ein fremder Agitator, der nichts hier zu suchen hat, hetzt Euch auf. Er hat nicht umsonst beim Haffner gewohnt, den der Gergely hat einsperren lassen. Daher kommt alles.“

„Er ist doch ein Schwab von hier, der Herr Trauttmann.“

„Dehogy,* ist er ein Schwab. Wer zwanzig Jahre fort war, hat hier nichts mehr zu suchen. Und auch sonst . . . Der Postmeister rebelliert gegen die patriotischen Lehrer, der Herr Oberlehrer lehrt den Kindern pangermanische Lieder. „Bizony Isten,** es ist nicht alles, wie es sein soll in Ihrer Gemeinde.“

„Herr Oberstuhlrichter, glaube Se nit, was die Spione sage!“ erwiderte Klug betroffen.

„Lieber Fraind,“ fuhr der Oberstuhlrichter jovial fort, „Ihr Empfang heute hat mir bewiesen, daß Sie wissen, was ungarische Sitte ist. Das war sehr schön. Ich will gar nichts weiter wissen und hören, will ein Auge zudrücken. Machen Sie jetzt keine weiteren Geschichten und schauen Sie, daß wir zum Essen kommen, ich habe großen Appetit.“

„Ja, ja,“ fiel Klug rasch ein, „äwer redde muß mr doch über alls.“

„Aber nain, lieber Fraind, ich will nicht. Der Postmeister wird ein bißl eingesperrt, den Oberlehrer werden Sie nächstes Jahr pensionieren, und die Dämme werden geflickt, wo sie ein Loch haben. Und dann bleiben wir gute Frainde.“

Dem Dorfrichter stand der Schweiß auf der Stirn. Das sollte das Ergebnis der Großen Kommission sein, auf die man die Gemeinde ein halbes Jahr warten ließ? Er sah sich um, als sie sich jetzt nördlich wendeten, und zählte die Anwesenden ab. Da fehlten ja drei Herren! Es waren nur sieben anstatt zehn und er machte den Oberstuhlrichter darauf aufmerksam. Ein Wagen war offenbar zurückgeblieben. War denn eine Achse gebrochen oder sonst etwas geschehen? Er saß mit dem Oberstuhlrichter im ersten Wagen und hatte sich nicht um die anderen gekümmert. Daß sie folgten, war doch selbstverständlich.

Nun wendete auch der Oberstuhlrichter den Kopf. „Wer fehlt denn?“ fragte er. Und er lachte laut auf, als er dies festgestellt hatte. „No ja, der Schriftführer. Was soll er hier? Protokoll wird doch dort diktiert werden im Wirtshaus. Aber die anderen zwei . . . „Énye, énye,*** hätt ich nicht gedacht.“ Und er lächelte in sich hinein. „Macht nichts. Drei Ingenieure sind doch genug. Was sain muß, wird gemacht. Main Wort darauf.“

Und die Fahrt über den Theißdamm wurde noch rascher beendet als die über den Donaudamm. Es gab auch dort zwei alte Bruchstellen, die immer schweißten und nie ganz zuverlässig waren; der Kopf des Haupt-

* Bewahre! ** Bei Gott! *** Schau, schau!

Digitized by Google

dammes aber war nur beschottert. Und auch, was Trauttmann ganz besonders bemängelt hatte, um einen Fuß niederer war er als der Wasserstand von 1868. Das dürfe nicht sein. Man müsse sich solches Wissen zunutze machen. Was vierzig Jahre nicht war, könne morgen wieder sein. Die dort in Reserve stehenden Pumpmaschinen aber waren alt und noch auf Handbetrieb angewiesen. Lauter Fragen, die Trauttmann aufgeworfen, lauter Gespenster, vor denen er gewarnt. Der Dorfrichter war wieder ausgestiegen und zu den Ingenieuren zurückgegangen. Sie redeten madjarisch miteinander und hörten nicht weiter auf ihn. Was er vorbrachte, wurde belächelt. Der eine, der bebrillte, machte sich aber doch wenigstens Notizen für das Protokoll.

Im Großen Wirtshaus gab es eine Festtafel für die Kommission und die Honoratioren des Dorfes, und die Dorfmusik spielte auf. Aber ehe man sich setzte, ging der Oberstuhlrichter selbst und suchte die verlorenen drei Kollegen. Lachend kam er aus einem Seitenzimmer zurück; er hielt sich den Bauch und brüllte. Die drei saßen da drin und färbelten. Sie wollten noch nachkommen und wunderten sich sehr, daß man schon zurück war.

Nun lachten die Herren alle mit. Aber wenn ein Bauer in die Nähe kam, machten sie „Pst! Pst!“ und suchten die Sache zu vertuschen.

Bei Tisch war alles vollzählig, und es ging hoch her. Der Oberstuhlrichter hielt eine Rede, dankte für den Empfang und versicherte, daß alle billigen Wünsche der Gemeinde erfüllt werden sollten. Aber er warnte auch vor den fremden Emissären. An ihn möge man sich halten und an das Komitat; dieses werde eine so fleißige, wohlhabende Gemeinde, die so steuerkräftig sei und immer so patriotisch war, nie verlassen. Sein Eljen galt dieser Gemeinde.

Die Gerichtsbeisitzer und sonstigen Würdenträger der Gemeinde tranken alle dem Klugsbaltzer zu, gewissermaßen um ihn, der ihnen verstimmt vorkam, aufzumuntern und seine Schwarzseherei zu verspotten. Der aber murmelte nur immer in sich hinein: „Is schun der Fene drin... Is schun der Fene drin . . .“

Der Herr Pfarrer und Oberlehrer Heckmüller saßen auch an der Tafel, und der Lehrer Halmos machte sich sehr bemerkbar. Er hatte seinen Knabenchor herbestellt und ließ den Herren ein paar madjarische Lieder vorsingen. Der Oberstuhlrichter belobte das, winkte aber ab. Er erinnerte sich, vor Jahren einmal eine schwäbische Musikbande gehört zu haben, die wunderschöne, alte Liedertänze spielte und dazu sang. Ob es das noch gebe, fragte er die Leute.

„Des is aus er Modi kumma“, antwortete man ihm.

„Das sei aber sehr schade“, meinte er.

Der Oberlehrer Heckmüller hörte von der Frage des Oberstuhlrichters und ging erfreut zu den Musikanten. Sie berieten untereinander und verständigten sich. Dann meldete der Oberlehrer dem Herrn Oberstuhlrichter, daß man „eine Polka mit Gesang“ spielen werde. Und alsbald begannen die Bauernmusikanten zu spielen und sangen dazu im Polkatakt:

„Mei guter Michel liewet mich
Aus deutscher Reblichkeit,
So wie er liebt, liebt sicherlich
Koi Schätzle weit und breit.

Digitized by Google

Er sitzt bei mir die halwi Nacht
Und spinnt mei Garn so fein,
Daß herzlich oft mei Motter lacht,
Sie denkt, ich spinn's allein.

Nochbrsch Gretl ärgert sich, ärgert sich,
Denkt wunnersch, wer er sei.
Ich denk mir: Gretl ärger dich,
Es gilt mir einerlei.

Du kriesch mei Michle doch net dran,
Ich kenn ihn zu genau.
Wann Fasching kimmt, werd er der Mann
Und ich wer halt sei Frau."

Das gefiel den Herren vom Komitat ganz ausnehmend. Der Oberstuhlrichter gab das Zeichen zum Beifall, und alles klatschte und trommelte mit den Füßen.

Es herrschte heller Jubel, und Heckmüller bedankte sich beim Oberstuhlrichter, daß er ihn heute so kräftig unterstützt habe bei seinen bescheidenen Bestrebungen zur Erhaltung alter Sitten und Bräuche.

Herr von Olay machte ein gar seltsames Gesicht. Aber er war ehrlich — das hatte ihm gefallen. Viel besser als der lächerliche ungarische Papageiengesang der Schwabenbuben. Sagen durfte er das freilich nicht.

Indessen hatten sich die Komitatsingenieure mit Gergely zurückgezogen, und der Bebrillte diktierte das Protokoll der Großen Kommission. Der Klugsbaltzer war hinzugeeilt, doch er verstand keine drei Worte von dem ganzen Text. Er verlangte, daß es auch deutsch abgefaßt werde, doch der diktierende Ingenieur weigerte sich, das zu tun. Der Notär mußte den Dorfrichter beschwören, die Ruhe zu bewahren. Er werde ihm schon eine Übersetzung machen.

Und alle Beteiligten unterschrieben das Protokoll, ohne es weiter zu lesen. Der Oberstuhlrichter als erster. Aber als es dann zum Klugsbaltzer kam, versagte der seine Unterschrift.

Die Herren waren bereits im Aufbruch begriffen; man hatte es eilig zur Bahn, es dämmerte schon. Dem Oberstuhlrichter mußte der Zwischenfall aber doch gemeldet werden.

Er trat auf Klug zu: „Was höre ich, Herr Richter? Sie wollen uns diesen schönen Tag verderben? Lieber Fraind, was sain das für Geschichten?"

„Ich konn nit!" sagte dieser schroff.

„Az ebadta, warum?"

„Weil ich nit waaß, was drin steiht."

„Sie werden bekommen die Abschrift. Und die übersetzen Sie sich!"

„Dann hat's ja Zeit, Herr Oberstuhlrichter."

„Jolvan,* Herr Dorfrichter, jolvan. Ich werde Sie vorladen, und Sie werden bei mir unterschreiben", sagte der Zürnende.

„Wann ich's galesa häbb, valleicht", entgegnete Klug. Dann erhob

* Gut ist's

Digitized by Google

er die Stimme: „Und wann die ausgschtrecha sein, die do im Wertshaus Karta gschpeelt häwa, anstatt mit uns zu geihn", rief er; und alles an ihm zitterte.

Herr von Olay sah ihn betroffen an und ging dann rasch davon.

So endete die Große Kommission mit einem groben Mißton, und die schwäbischen Musikanten bemühten sich vergeblich, zum Abschied den Rakoczymarsch recht feierlich zu blasen. Es war einmal der „Fene" drin in der Geschichte.

Das war der letzte Abend, den die Leute von Karlsdorf gemeinsam verbracht haben, an dem sie sich noch als eine starke Einheit fühlten in Leid und Freud, an dem sie sogar noch lachten.

Zwischen der majestätischen Donau, diesem Urweltstrom, der durch das Herz Europas rauscht und die Wasser der deutschen Alpen bis an die Küste von Asien hinspült, und der tückisch schleichenden, ewig bohrenden Theiß lag ihre Welt, lagen ihre Gräber und ihre Zukunftshoffnungen. Immer war Krieg bei ihnen, jedes Kolonistenjahr zählte doppelt in diesem gesegneten und ständig bedrohten Stück Erde. Und jetzt hatten sie wieder einmal eine große Schlacht verloren . . .

Erst am zweitnächsten Tage war der Klugsbalzer mit dem Peterl heimgekehrt von seiner Rundfahrt, und es folgten ihm Helfer von überall. Aber auch sie konnten das Unheil nicht mehr abwenden. Die Ereignisse vollzogen sich wie nach einem vorbestimmten Verhängnis.

Der Donaudamm hatte zuerst einen Bruch bekommen. Aber der Komitatsingenieur Stepan mit den dreihundert Männern aus Josefsfeld besiegte die Gefahr. Und es eilten ihm zwei Kompagnien Pioniere zu Hilfe, die den Damm in seiner ganzen Ausdehnung besetzten und hüteten. Die Josefsfelder hatten zwei Tote zu beklagen, ehe die Hilfe kam.

In nervöser Überreizung, in einer Art Verzweiflung war der Oberstuhlrichter nach Karlsdorf geeilt. Und kaum hörte er von den Verlusten an Menschenleben, wollte er auf dem äußeren Theißdamm jede Arbeit verbieten. Er sei verantwortlich, rief er den Karlsdorfern zu, denen am Spitz schon drei Männer waren fortgespült worden; er befehle ihnen, die Arbeit einzustellen. Sie hörten nicht auf ihn. Wie ein brandendes Meer tobten dort die Fluten, und der Südwind peitschte sie über die Köpfe der Arbeiter hinweg. Nur mit Gendarmen könne man sie von da wegholen, ließen sie ihm sagen.

Der Vizegespan, Herr von Tallianffy, kam ebenfalls. Und er hieß den Oberstuhlrichter schweigen, als dieser seine Autorität anrief. Er begriff, was diese Männer verteidigten, und warum sie nicht weichen wollten. Der Klugsbalzer berichtete ihm über die Lage, so gut er's vermochte; seinen Neffen Gergely aber, der unablässig auf den Oberstuhlrichter einredete, übersah er. Und während Herr von Tallianffy da auf dem zweiten Damm stand, inmitten all der erdeschaufelnden und karrenschiebenden Bauern, gellte auf einmal ein Schrei des Entsetzens aus hundert Kehlen durch die Luft, und alle Hände deuteten nach einer Richtung. Dort rückwärts war der äußere Damm gebrochen, während er vorne, beim Spitz, mit Löwenmut verteidigt wurde. Kaum drei Fuß breit war der Riß, durch den das lehmige gelbe Wasser plötzlich hereinbrach und von der Dammhöhe in die Riedfelder niederrauschte. Aber

Digitized by Google

die Lücke wurde im Nu doppelt so groß und ein Bach sauste hindurch. Jetzt kam das Unheil, jetzt mußten die inneren Dämme ihre Widerstandskraft beweisen.

Herr von Tallianffy war ganz bleich geworden. „Dort wäre dein Platz!“ herrschte er seinen Neffen an, den er bisher keines Blickes gewürdigt hatte. „Dort! Dort!“

Aber schon waren die Karlsdorfer herbeigeeilt. Der Entsetzensschrei der Zuschauer riß sie zum Äußersten fort. Der riesige Straubmichel und die beiden Haffner stürzten sich ohne Besinnen in die Lücke und boten dem Wasser die Brust. Männer und Buben in bunter Reihe folgten ihnen; sie bildeten eine doppelte, eine dreifache Mauer, und füllten die Lücke mit ihren Leibern. Das Wasser schäumte an ihnen empor, zerstob über ihren Köpfen, aber es kam nicht mehr hindurch. Da sanken sie unmerklich tiefer; man fühlte, wie das Wasser unter ihren Füßen das Erdreich wegfraß; schon war nur mehr der Kopf des Straubmichel zu sehen, und ein kalter Schauer ging durch die Seelen von Hunderten.

„Sie ertrinken alle!“ schrie der Oberstuhlrichter.

Aber die ersten Sandsäcke waren schon da und wurden rasch vor ihnen versenkt; die Männer setzten die Füße drauf. Und so kam Sack um Sack, und ihr Grund wurde sicherer. Man schlug Pflöcke vor ihnen ein und legte Baumstämme dazwischen, füllte die Lücken mit Erdsäcken, und die flinken Dorfbuben brachten biegsame junge Weiden aus den Auen herbei und flochten sie als Wand in die Pflöcke. Nach einer Stunde konnten die Männer ihre Todeskette wieder lösen. Einige mußten mit Slibowitz gelabt werden, viele erbrachen erst jetzt das grausliche Wasser, das sie geschluckt hatten.

Eine Tat war vollbracht. Man hatte wieder Zeit gewonnen. Und Herr von Tallianffy ritt auf einem Bauernpferd durch die aufgeweichten, in dem trüben Wasser ertrinkenden Saatfelder hinüber zum äußeren Damm, um den Tapferen die Hände zu schütteln.

Ganz durchnäßt kam er zurück. Man hatte ein Telegramm für ihn gebracht, und er las es hastig. „In Budapest beginnt die Donau schon zu fallen!“ rief er.

„Da steigt sie hier noch dreißig Stunden“, sagte der Klugsbaltzer betrübt. „An uns muß alles vorüber!“

„Mut, Herr Richter, Mut, wir müssen es zwingen! Ihre Leute sind Helden!“ sprach der Vizegespan.

Und er begab sich von Gruppe zu Gruppe, von Damm zu Damm; belobte, eiferte an und griff selbst zu, wo er einen Erschöpften traf. So befeuerte er den Mut und die Zuversicht der Leute, und dabei versprach er dem Richter für die Zukunft jedwede Förderung. Das sei der letzte Kampf, den sie auf solche Weise zu führen hätten. Er werde dafür sorgen.

Das glättete manche Zornesfalte, das richtete manches zaghafte Gemüt wieder auf.

„Nur noch sechzehn Stunden kann das Wasser der Donau steigen!“ sagte man sich bei Sonnenuntergang dieses schwersten Tages. Dann wird man die Pioniere und die Josefsfelder mit vereinter Kraft gegen die Theiß aufbieten können, „dann kommt Ablösung!“ seufzten schon viele der Karlsdorfer.

Digitized by Google

Blutigrot sank die Sonne hinter eine grau-schwarze Wolkenwand. So plötzlich war sie dahin, als ob sie der Hand des Herrn entfallen wäre und nimmer wiederkäme. Es herrschte eine unheimliche Stille in den Lüften. So ruhig war es, daß man selbst die Stimme der Theiß hörte, die sonst nur gluckste und gurgelte. Es war ein Reiben und Mahlen, als ob eine unsichtbare Weltenmühle in Tätigkeit wäre, die Sand und Erde zerrieb. Ein tückischer Urlaut des Elementes, für dessen Wiedergabe noch kein Vokal gebildet wurde. An das Geheul der Donau war man längst gewöhnt, dieser Ton aber war neu. Ein Ungeheuer rieb und fraß und nagte dumpf und gleichmäßig hinter dem Damm.

Jetzt aber hob sich der Wind, ein schweres Gewitter zog herauf. Die ersten Blitze knatterten, und der Donner rollte. Es kam von jenseits der Donau, aus den slawonischen Bergen und warf sich mit elementarem Ungestüm in die Ebene. Wie rasend geworden heulte der Sturm dahin, bildete Wirbel und Wasserhosen, die sich wie Riesensäulen zum Himmel erhoben und alles mitrissen, was in ihren Kreis geriet, Mensch und Tier, Wagen und Pferde.

Das Gewitter der Ebene! Nichts ist so furchtbar, als seine Macht. Frei, ohne Schranken toben die Elemente, und nichts widersteht ihnen.

Blitz auf Blitz krachte nieder, wie umgekehrte Raketen, die der hinter den Wolken nach der Erde schießt. Wie glühende Donnerkeile zischten die Schläge in die unabsehbare Wasserfläche. Alles duckte sich hinter die Dämme oder legte sich flach zur Erde; keiner wollte ein Hindernis sein gegenüber solchen Gewalten. Hoch oben, wie Orgelklang im Weltendom, rollte und hallte der Donner. Und endlich prasselte der Regen nieder, wie von Furien gepeitscht, wie aus zerspellten und geborstenen Wolken. In wilden Stößen, als ob der Sturm immer erst Atem schöpfen müßte zu neuen Taten, tobte das Wetter. Und jede Sturzflut warf ein paar Männer nach rückwärts über den Damm, kopfüber flogen sie in die Pfützen. Die Nacht war rabenschwarz, alle Lichter verlöschten, und man sah sich nur, wenn es blitzte. Wie viele schon fehlen mochten? Niemand wußte es. Keiner hatte mehr einen Ton in der Kehle, man war heiser geschrien und müde bis auf den Tod.

Nach Mitternacht hatte das Wetter sich ausgetobt, es war die Theiß hinaufgezogen, dem Wasser entgegen; das Donnerrollen klang immer dumpfer und ruhiger. Aber ein Rauschen und Sausen lag in der Luft, das man vorher nie vernommen.

War es ein Dammbruch?

Fast stumpfsinnig horchten die Männer.

Der Haffnersjörgl, dem der Vater von der Seite fortgespült worden war wie ein Stück Holz, und der Straubmichel wollten den Grund des seltsamen Geräusches erforschen. Sie tasteten sich an der inneren Dammböschung vorsichtig weiter in der Dunkelheit und kamen dem Lärm immer näher und näher. Nach einer Jochlänge stießen sie auf den nächsten Querdamm, den Grünzeugdamm, auf dem die Wagen in langer Reihe standen und die müden Gäule schnauften, die auch diese Sturmnacht ohne Schutz verbracht hatten. Und von da ging es weiter in den Lärm hinein. Der Mond trat aus den Wolken, und die beiden Männer sahen das Furchtbare bestätigt, das sie ja ahnten. Weit droben war der Damm

Digitized by Google

gebrochen, dreimal gebrochen, und die Wasser sausten in Sturzbächen in die Tiefe.

Jetzt war es aus ... Wie lange konnte es dauern und die drei Bruchstellen waren eine einzige. Es konnte sich nur mehr darum handeln, die inneren Dämme zu halten und das Dorf selbst zu schützen.

Einer Ohnmacht nahe krochen sie wieder zurück bis zum Grünzeugdamm.

Es war alles verloren ...

Als erster war der Dorfrichter mit den beiden Haffner vor einer Woche hinausgefahren, als letzter fuhr er jetzt heim, aber der Platz neben ihm war leer — sein Gevatter fehlte. Und sechs andere Männer waren verschollen!

Und sie waren alle umsonst gestorben.

Es war eine stumme, traurige Heimfahrt. Und das Wasser folgte ihnen. Nicht stürmisch, nicht wild und tödlich, denn es kam nicht der Fluß, es war nur Stauwasser das dem Dorfe zutrieb. Langsam anschwellend, aber greifbar sich nähernd, still und schleichend kam die Theiß hinter ihnen her. Es war gar nicht nötig, daß sich neuerlich der böse Südwind hob und das Wasser vor sich her peitschte, damit es nur ja früher ins Dorf käme als der Richter und der tieftraurige Haffnersjörgl. Die Keller standen daheim ohnehin schon unter Wasser, die Mauern zahlreicher Häuser waren unterwaschen und aufgeweicht von dem endlosen Regen — sie werden jetzt alle einstürzen und Hab und Gut der Ärmsten unter sich begraben. Doch was lag schließlich an dem Dorf und an den Häusern, die man wieder aufbauen konnte. Waren doch ihre Fluren verschlammt und versandet, die sie alle ernähren und erhalten sollten, war doch die Ernte vieler Jahre dahin und aller Glaube an den Bestand der Gemeinde.

Welch ein Jammer! Welch ein tausendfältiges Leid! Hatten sie diese Heimsuchung verdient?

Träne um Träne rollte still und unbemerkt über die gebräunten Wangen des Klugsbaltzer, und er wußte wohl selbst kaum, daß er sie vergoß, so tief war er verloren in Gedanken. Er war sich keiner Schuld bewußt, keiner Unterlassung. Wenn von Schuld gesprochen werden durfte, dann lag sie ganz wo anders ... Oder war man vielleicht zu weichmütig geworden und zu vertrauensselig in dem Menschenalter, das keine Heimsuchung mehr gebracht hatte? Ein anderes Regiment mußte beginnen, ein neues, starkes Kolonistengeschlecht erzogen werden; auf niemand durfte man künftig bauen als auf die eigene Kraft. Inmitten der halborientalischen Faulheit und Nichtsnutzigkeit, von der man umringt war, und in die man selber zu versinken drohte, wenn man abließ von der Väter Art und Sitte, von der Väter Tüchtigkeit und Redlichkeit — da mußte man seiner Sendung bewußt bleiben und durfte den Schwabentrotz und den Schwabenmut nicht sinken lassen.

Kopf auf, mag auch die Sintflut kommen!

Drei Tage stieg das Wasser nur langsam und allmählich, man konnte bergen und retten. Dann aber mußte ein letzter, innerer Dammbruch erfolgt sein, denn das Wasser kam in Wellen daher, stürzte durch Türen und Fenster und warf Mauern um. Weiber und Kinder flüchteten, in

Digitized by Google

den Ställen brüllte das Vieh in Todesnöten und konnte nicht überall befreit werden. Im Pfarrhof und Schulhaus, Gemeindehaus und Großen Wirtshaus, in der Kirche selbst drängten sich die Flüchtenden zusammen. Nur fünfzehn Häuser im Mittelpunkt blieben unversehrt, dreihundert stürzten ein oder waren doch für lange unbewohnbar.

Zu Hunderten kampierten die Menschen im Freien, Dampfschiffe kamen und führten sie fort; man teilte sie indessen auf in andere Gemeinden. Und eine Gruppe von Verzweifelten hatte sich gebildet, die den Ruf ausstieß: „Auf nach Amerika!"

Wie auf einer Insel lebten die Zurückgebliebenen, und man erfuhr endlich, daß der Gergely nicht heimgekehrt war zu den Seinen . . .

Als das Wasser zu sinken begann, umschlichen die Auswanderungsagenten wie die Hyänen das Dorf, und zu ihnen gesellten sich übereifrige patriotische Sendlinge. Die einen hofften auf ein fettes Geschäft, die anderen lauerten auf größere Beute — sie warteten auf den Beschluß der Gemeinde, sich aufzulösen. Da war dann Raum für eine nationale Siedelung auf Staatskosten im Mittelpunkt deutschen Lebens. Aber die einen und die anderen fielen ab mit ihren Hoffnungen und Wünschen.

Wohl löste sich die Gemeinde auf für einen Sommer, nur wenige Familien konnten zurückbleiben. Aber nach Amerika wollte keiner, dem noch ein Stück Feld gehörte unter dem Schlamm der Theiß. Und hätte er sein Vätererbe mit den Fingern aus diesem Schlamm hervorgraben müssen, preis gab er es nicht.

Als Knechte und Mägde mußten sich viele verdingen, als Schnitter in die großen Schwabendörfer gehen, um sich das Brot zu verdienen für dieses verlorene Jahr. Dann aber, wenn die Wasser dieser Sintflut wieder abgelaufen waren, dann wollten sie alle, alle wiederkommen und ihr Lebenswerk von vorne beginnen. Sie waren nicht niederzuringen, die Schwaben von Karlsdorf, weder durch die Menschen, noch durch die Elemente.

Und ehe sie auseinandergingen, hielt ihnen der Pfarrer noch ein feierliches Hochamt, versammelte er die Gemeinde noch einmal um sich zu einer Predigt. Der alte Heckmüller, der ja nur vom Schuldienst enthoben war, spielte die Orgel. Der Klugsbaltzer aber hatte dem Pfarrer die Bitte vorgetragen, daß nach Schluß des Gottesdienstes, zum Abschied, das Schwabenlied in der Kirche gesungen werden dürfe. Der Pfarrer las den Text aufmerksam durch und gewährte die Bitte.

Die Jugend sang das Lied, die Alten kannten es noch nicht. Aber als die feierliche Schlußstrophe wiederholt wurde, da erhoben auch sie ihre Stimmen und sangen tief erschüttert mit:

„O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot,
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod."

Nie haben die Glocken der Heimat so erhaben in ihnen allen geläutet wie in dieser Scheidestunde, nie war ihnen ihr blühendes Dorf so teuer wie das vielgeprüfte, das zerstörte.

Digitized by Google

Rundschau

Allgemeineres

Reisen und Müßiggehn

Fragt man Männer und Frauen, jung und alt: „Was tätet ihr, wenn euch der Haupttreffer zufiele?“, so tönt uns im Chor entgegen: „Reisen!“ Wie erklärt sich die große Häufigkeit dieser Antwort?

Für viele Menschen besteht das Leben aus zwei scharf getrennten Teilen, aus „Pflichterfüllung“ und „Erholung“. Sie empfinden nicht den ganzen Lebenslauf als eine Einheit, die sie möglichst erfreulich zu gestalten suchen. Sie erkennen von vornherein oder nach inneren Kämpfen einen Zwiespalt an, sei es, daß sie ihn als unvermeidlich ansehen oder die heutige Gesellschaftsordnung für ihn verantwortlich machen. Wem der Beruf, die von Schule und Haus viel gerühmte „Pflichterfüllung“ keine innere Befriedigung zu geben vermag, den kann nur noch die Betätigung in der Ruhezeit erretten. Wie die Muße verwendet wird, davon hängt daher heute der Kulturstand weiter Bevölkerungskreise zu großem Teile ab. Die Freude an Kunst und Wissenschaft, an der schönen Literatur, nicht zuletzt das Behagen an unsrer Wohnung, an der Art unsres Daseins in den freien Stunden muß jene Erhebung ersetzen helfen, welche der Beruf so oft vermissen läßt. Und wenn auch die Berufstätigkeit gerade das gesellschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl entfalten hilft und zur Vereinigung jener Menschen Veranlassung gibt, welche eine Verbesserung der Gesellschaftsordnung ernsthaft und andauernd anstreben, so vermag sie dennoch in ihrer heutigen Form meist kein rechtes Menschenleben ganz auszufüllen. Leider berücksichtigen aber Schule und Haus vor allem die Berufsausbildung, die Erziehung zur Pflicht, zur Ordnung, zum Gehorsam — sie berühren nur flüchtig und unzureichend die Erholung. Sich erholen zu lehren fällt nur wenigen ein, obgleich heute nur innerhalb der Erholung eine höhere Kultur verbreitet werden kann. Ein Zeitalter, welches eine harmonische Berufsbetätigung dem einzelnen im allgemeinen unmöglich macht, müßte ihn darin unterweisen, wie er seine Mußestunden zur Begründung eines zweiten Lebens verwenden könne. Heute sind die meisten jungen Leute, denen die Berufstätigkeit ein Schrecken ist, die in ihren freien Stunden nicht an sie denken, dennoch meist Stümper im Müßiggehn. Was sie in ihrer freien Zeit anfangen, vermag meist nur die paar Stunden Freizeit selber zu füllen, weist nicht darüber hinaus, drängt sie nicht zur weiteren Ausbreitung dieser Tätigkeit. Kartenspielen, Theaterbesuchen, lustige Gesellschaft aufsuchen, Romane lesen, zum Rennen gehn, all das vermag nicht einmal in der Vorstellung Monate und Jahre auszufüllen. Wenn man daher einen Menschen dieser Art fragt, was er täte, wenn er vom Berufszwang frei wäre, so kann er keine dieser Tätigkeiten nennen. Nur das Reisen ist für viele von ihnen eine Daseinsform, die wenigstens in ihrer Vorstellung dauern und demnach ununterbrochen eine Quelle des Wohlbehagens sein könnte. Ohne erhebliche Anstrengungen kann man das Reisen genießen, Erschöpfung und Übersättigung kann man sich dabei oft nicht einmal vor-

Digitized by Google

stellen, — haben doch die wenigsten Menschen je Gelegenheit gehabt, bis zum Überdruß zu reisen, wie sie vielleicht gelegentlich einmal bis zum Überdruß tranken, bis zum Überdruß sich dem Liebesspiel hingaben, bis zum Überdrusse Romane lasen. Aber nicht nur solchen erscheint das Reisen ersehnenswert, die jeder Berufstätigkeit feindlich gegenüberstehn. Auch die ursprünglich einen andern Beruf wünschten, als den sie ergreifen mußten, pflegen das Reisen zu lieben, haben sie doch meist bald die Fähigkeit eingebüßt, ihr früheres Ziel noch ernsthaft anzustreben. Das Reisen befreit solche von der Qual des Augenblicks und von der Qual, welche die Erinnerung an Wünsche bereitet, die kraftlos geworden sind. Aber selbst denen, die einen Beruf erwählten, der ihren Anlagen und Wünschen zusagt, sind oft enttäuscht, da sie eine Arbeit, die ihnen lieb sein könnte, bis zum Überdruß verrichten müssen, ohne daß ihnen ein Wechsel der Beschäftigung als Erquickung winkt. Das Reisen befreit sie während seiner ganzen Dauer von allen alten Eindrücken.

Reisen ist aber auch für viele Berufsmenschen die einzige Form des Müßiggangs, die sie wirklich auszukosten vermögen. Wenn Berufsmenschen ins Theater gehen, ein Buch lesen, sich in Gesellschaft befinden, werden sie nicht selten von Gedanken verfolgt, die mit ihrem Beruf zusammenhängen. Sie gestatten sich auch oft nicht mit bewußter Absicht eine genügend lange Ruhepause, sie haben oft nicht gelernt, sich wirklich zweckmäßig zu erholen. Wie viele unsrer Bekannten sind außerstande, innerhalb ihrer vier Wände sich mit Behagen fesselos des Daseins zu freuen! Schon die Wohnungen sind meist gar nicht darnach eingerichtet. Selbst wenn der Raum genügt, so fehlen oft die Einrichtungen, die vollste Erquickung ermöglichen, gilt doch die „gute Stube“ für viel wichtiger als ein Erholungsraum. Erfahrene Ärzte wissen recht gut, daß die Reisen ins Bad, aufs Land und ins Gebirge nicht immer gerade dadurch nützlich sind, daß man den Leib in einem bestimmten Wässerlein befeuchtet oder eine gewisse Luft atmet, sondern vor allem dadurch, daß sie vielen Menschen erst volle Entspannung der Kräfte und genußreichen Müßiggang ermöglichen. Dem Menschen, der es nie gelernt hat, sich in seiner freien Zeit freudig zu entfalten und mit Bewußtsein auszuruhen, bleibt Reisen eine letzte Zuflucht, wenn ihn trübe Gedanken quälen und seine leiblichen und geistigen Kräfte zu versagen drohen. Derselbe Mensch, der nur selten daran denkt, daß wohliges Dahindämmern auf einer gut gebauten Liegestatt, die reichlich Raum zu freier Bewegung gewährt, Leib und Seele erfrischt, wird mit Entzücken davon berichten, wie herrlich es sei, auf dem Lande stundenlang im Grase zu liegen. Er meint, das Gras und die Luft hätten es allein getan, und doch „taten“ es vor allem die Stunden ungestörten Liegens in träumerischer Stimmung. So ist für viele das Reisen die vollkommenste Form des Müßiggangs, die sie kennen. Freilich gibt es auch Menschen, die nicht einmal mit Genuß den Müßiggang der Reise auszukosten verstehen.

Wer aus den angegebenen Gründen reist, verschafft sich also einen Genuß, den Menschen bei entsprechender Erziehung und Ausbildung sich auf andre Weise bereiten können. Aber freilich, das gilt natürlich nicht von jener

Digitized by Google

Freude, die uns neue Naturbilder, der Anblick fremder Menschen, Gewohnheiten, Sitten, Bauten usw. bereitet. Aber das Reisen gewährt auch eigenartige Genüsse unabhängig von dem Inhalt der Erlebnisse. Ohne große nachfolgende Ermüdung fühlen wir unsre Kraft gehoben, wenn immer neue Bilder an uns vorüberziehen, sei es, daß wir in die Berge hinaufsteigen, immer wieder andre Gegenden überschauend, sei es, daß wir in der Eisenbahn durch die Länder eilen. Es ist ein Gefühl der Befreiung, ein Gefühl der Herrschaft, ähnlich jenem, wie es der Künstler, der Gelehrte empfinden, wenn sie ihre Werke schaffen, wie es der frohe Handwerker verspürt, dem eine Arbeit gelingt, der Bauer, der den Boden bezwingt, solange sie nicht zu Knechten einzelner oder der Gesamtheit geworden sind. Ganz ersetzt kann aber durch andres diese Empfindung des Reisens nicht werden, jenes Gefühl des Dahingetragenwerdens, wie es in den Träumen unsrer Jugend uns ergriff, in denen wir fliegend über die Länder schwebten. Keiner hat die Seligkeit dieses höchsten Gefühls der Raumüberwindung herrlicher geschildert, als Goethe in den berühmten Versen im Faust vom „göttergleichen Flug“, den „der wilde Berg mit allen seinen Schluchten“ nicht hemmt, dieses Gefühls, das „jedem eingeboren“ und das den Zaubermantel, der in fremde Länder trägt, nicht um den Königsmantel tauschen mag.

Karl Wilhelm

Eisenbahn und Pferd

„Die Entwicklung schreitet furt“, so haben die Kunstwart-Leser noch vor vierzehn Tagen wieder gelesen. Gleichviel, ob dies nun einmal in der Form bourgeois-freundlicher Versgymnastik oder in dröhnender Politikertirade oder im stolzen Feierabendgespräch des Aviatikers ausgesprochen werde, — der Inhalt des Satzes wird heute allgemein hingenommen, wie Kurrentmünze, und die Frage belächelt, die sich daran knüpft. Die Wahrheit des Gedankens erscheint so evident, daß es scheint, vernünftigerweise könne sie gar nicht in Frage gestellt werden. Und doch hat man nichts, rein nichts dabei in der Hand. Entwicklung ist ein Prozeß, welcher, weil er einer ist, prozediert, fortschreitet. Wer würde je sagen: die Verwaltung verwaltet, die Regierung regiert, ohne ein Gefühl der Lächerlichkeit zu befürchten?

Man meint also wie mit so vielen Schlagwörtern so mit dem von der fortschreitenden Entwicklung nicht das, was im Wort liegt, sondern etwas andres. Es läßt sich erraten, daß die Freude an der Förderung gemeint ist, die uns der Fortschritt bringt. Und diese Förderung wird anscheinend als ebenfalls evident empfunden, wenn auch nicht im gleichen Grade wie das Schlagwort, dessen noch stärkere Einleuchtkraft es vielleicht am Leben erhalten hat. Bewegen wir uns denn einmal ein bißchen auf Gemeinplätzen, um den Fortschritt noch einmal im Geiste mitzuschreiten: vor hundert Jahren ging das Reisen langsam; man brauchte Pferde und Kutschen, die oft gewechselt wurden, war Unfällen ausgesetzt und auf elende Gasthöfe angewiesen; oder man ritt; später kam die Eisenbahn, die nun unser Eiltempo verbürgt. Das stolze Staatbürgergefühl, von Berlin nach Swinemünde nunmehr in vierthalb Stunden fahren zu können, das ist es, welches die Behauptung vom Fortschritt in so unbestrittene Höhen entrückt.

Digitized by Google

Wir verbleiben im Binsenbereich der Wahrheit mit den Gegenerwägungen: ist es nicht Täuschung, was da gepriesen wird? War die Postkutschenreise nicht viel bequemer, viel bildender, viel — poetischer als unsre Eisenbahnfahrt? War der lebendige Zusammenhang mit dem Pferd nicht weitaus gewinnreicher als die hilflose Fortgetragenheit des technisch Ahnungslosen von anno 1911? Laudatio temporis acti pflegt man solche Erwägungen zu nennen, zu deutsch: romantische Sehnsucht nach der guten alten Zeit. Da wir es aber nicht als unzart empfinden, unsre Altvordern als zurückgebliebene Tröpfe zu betrachten, und da romantische Sehnsucht in unserm Zeitalter eo ipso als verdächtig und absurd gilt, ist durch solche Gegnerschaft unser fortschrittlicher Gemeinplatz erst recht ins Licht gerückt.

Wie gewöhnlich protestieren ein paar Philosophen von der Nebelwarte ihrer Tagfremdheit gegen ihn. Sie behaupten den Fortschritt nicht erblicken zu können. Das Pferd habe jene älteren Leute so glücklich gemacht wie uns die Eisenholzwagen. Wechsel spiele, kein Schritt schreite voran. Dagegen andere: niemand kann verkennen, wie gewaltig ethische Idealität in historischer Zeit vom Geist der ganzen Menschheit Besitz ergriffen hat. Schließen wir uns diesen an, — was hat das aber mit den Pferden und der Dampfschienenfahrt zu tun? Ich glaube, kein Philosoph ergründet das.

Endlich ernst gesprochen: Fortschritt, Fortschrittgewinn in jeder technischen Entwicklung zu suchen und stolz zu preisen, hat gar keinen Sinn. Es bedarf keiner Sehnsucht nach vergangenen Lieblichkeiten, durchaus keiner Romantik, um zu sehen, daß der technische Fortschritt an sehr vielen Stellen, wo er mit Emphase auftritt, wirklich und wahrhaftig einen menschlich-ethischen Verlust bedeutet, wobei der etwa als Gegenwert gewonnene Gewinn noch sehr fraglich ist.

Das rührt aber nicht von der immanenten Zerstörkraft des Fortschritts, sondern von der bourgeoisen Phrase her, die ihn vergöttert. Denn es liegt an sich nicht im Begriff der Eisenbahn, daß durch das mit ihrer Entstehung in die Welt gekommene Gift alle Pferde dem bittern Tode geweiht würden. Man entsetzte sie aber ihres Amtes. Entsetzte sie ohne Bedenken, im erwähnten Hochgefühl, nun fortgeschritten zu sein. Und übersah dabei, daß es gar nicht nötig war, so grausam zu verfahren. Wollten denn alle Reisenden eilen? Alle Rauch und Ruß schlucken? Alle die durchreiste Landschaft oberflächlich durchfliegen, fremd werden im Vaterland? Mußte die Möglichkeit genommen werden, lebendig fühlsam von Ort zu Ort zu gelangen? Denn wer kann heute noch reisen wie Goethe reiste, außer dem Hochbegüterten, der Gefährt und Zugtier selbst bezahlen kann! Ähnliches haben wir oft erlebt. Kaum war der Freilauf erfunden, so geriet das starrachsige Zweirad in Mißkredit, das so viel haltbarer und für viele Zwecke so viel brauchbarer ist. An wieviel Stellen mag elektrisches Licht die trauliche Lampe verdrängt haben, wo sie allein den wirklichen Bedürfnissen genügte? Verdrängt mit Hilfe des Fortschrittwahns?

Gegen den Fortschritt, der so barbarisch vorgeschritten ist, wird man sich als Heilmittel den Rückschritt denken. Aber es liefe dabei ein Irrtum unter. Wir können nicht gut zurück. Heute sind Pferde teuer! Nicht zehn Prozent der Gastwirte verstehen ihre Pflege,

Digitized by Google

haben Stallung. Die Postfahrt ist nicht mehr organisiert. Der Fortschritt hat es getan. Zugunsten ungezählter lebendiger Stunden und tausend froher Genüsse sollte ein Gebot ergehen, ihn nicht mehr zu preisen, da er dadurch an Hypertrophie des Selbstbewußtseins erkrankt. Und, wer gründet mit mir einen Deutschen Bund zur Bekämpfung des Fortschritts, zur Verbilligung des Pferdemarktes und der Wagenfabrikation nebst Gründung wohlbestallter Gasthöfe?

Hans Herter

Von der Sprache

Geht den Dialekten nach!

Die Leser werden vielleicht zunächst erschrecken und an die Greuel denken, die sie als duldende Zuhörer erlebt haben, wenn ein norddeutscher Reisebegleiter im Süden „weanerisch“ oder „boarisch“ zu reden anhub. Man denkt an das Gespräch mit der Kellnerin auf dem Alpenfeste: „Deandel, wia hoaßt denn?“ „Oller Dusel, Sie sin doch ooch aus Pankow!“ Und meint, daß man solchen Sport lieber eindämmen als befördern sollte. Solchen Sport eindämmen wollen wir auch. Aber zum wirklichen *Kennenlernen* von Dialekten möchten wir auffordern. Wer einen kennenlernt, wird es voraussichtlich aufgeben, ihn nach zwei Wochen Sommerfrische überlegen beherrschen zu wollen. Er wird bei *jedem* einen solchen Reichtum an feinen Einzelzügen, an organisch notwendigen und ästhetisch reizvollen Besonderheiten antreffen, daß er genug zu tun hat, sich darin bescheidentlich zurechtzufinden. Ich muß dabei an die Geschichte aus dem „grünen Heinrich“ denken: wie der junge Maler hochgemut und siegessicher sich daranmacht, einen Baum zu zeichnen, und am Abend zwar mit leerem Blatt, aber mit staunenden und zu vollerem Leben geweckten Sinnen heimkehrt. Vielleicht sind's dieselben Werte, auf die es uns hier wie dort ankommt. Wir können und wollen nicht für unsre Sommerwanderung Dialektforscher werden. Einige Kenntnisse werden sehr wertvoll und nicht schwer zu erlangen sein. Aber es wird sich uns vor allem um das lebendige Er-Fahren handeln. Das gehört ja mit zu den feinsten Reizen des Wandererlebens: über dem Paß im nächsten Tal wieder neuen Lauten und Worten zu begegnen. Richtig beobachtet, um nicht zu sagen: angeschaut, verwächst der Dialekt zu einer genußvollen Einheit mit dem Gesamtbild der Landschaft und der Menschen und fügt ihm oft ganz wesentliche Züge hinzu, die wir in unsrer Erinnerung nicht missen möchten. Von diesem Zusammenhang aber abgesehen, der sich ja doch nur bei längerem Aufenthalt vollkommener herstellt: wieviel Kraft der Anschauung und des Bildens in den Dialekten lebt, in jedem nach seiner besonderen Art, geht uns, wenn wir's auch schon vorher wußten, doch so recht erst auf der Wanderung, im lebendigen Umgang mit der Sprache selbst auf. Man wird manches Wort, manche Redensart geradezu als einen gewichtigen kleinen besondern Reisegewinn mit fortnehmen. Wir können ja derlei Spracherfrischung, und wenn sie nur darin besteht, daß uns die Ärmlichkeit unsres Papierdeutsches recht bewußt wird, sehr gut brauchen; ein Stück sinnlich-geistige Erholung, wie wir sie ja in den Ferien suchen, ist zum allermindesten dabei. Drittens und für diesmal letztens aber: man kann kaum liebevoller eine Landschaft genießen als mit einem echten Heimatdichter

Digitized by Google

als Begleiter. Hebels alemannische Gedichte, im Rucksack mitgeführt und abends im Gasthaus oder sonst auf der Rast durchblättert, geben einer Wanderung zwischen dem Feldberg und Basel ganz besondere Werte. Der Dichter macht uns die Augen blank für manche heimliche Schönheit, an der wir ohne ihn vorbeigelaufen wären.

Denen Wandervögeln und fahrenden Gesellen und „neuen" Wanderern allen ergibt sich ja unsre „Forderung" von selbst. Wie überhaupt jedem, der nicht mit dem D-Zug nach Italien reist, ehe er — wie's jedem jungen Studenten und sonstigen heranwachsenden Staatsbürger gebührt — in der Heimat und im weiten deutschen Vaterland Einkehr gehalten hat. U

Nochmals „vom klaren Denken"

Mein Aufsatz im 2. Maihefte hat der Kunstwartleitung und mir eine Reihe Zuschriften eingetragen, die sich allerdings nicht mit dem Kern meiner Ausführungen, sondern nur mit der einen noch dazu beiläufigen Behauptung befassen: Kaiser Wilhelm bekunde recht oft eine Gleichgültigkeit gegen das Logische in der Sprache und habe in dieser Hinsicht nicht die ihm von byzantinischer Aufdringlichkeit vorbehaltlos angedichtete Gabe der freien Rede. Dieser Meinung wird kategorisch die andere entgegengestellt, es sei doch eine allgemein anerkannte und „deshalb" nicht zu bestreitende Tatsache, daß Se. Majestät unter die größten Redner aller Zeiten gehöre. Und wieder wird von „hinreißender meisterhafter Diktion" gesprochen, von „herrlicher, formvollendeter Sprache" und von der Unzulässigkeit, einzelne Entgleisungen, wie sie auch dem genialsten Redner einmal unterlaufen, „festzunageln". — Diese sicherlich sehr gut, ja „patriotisch" gemeinten Zuschriften bestätigen durchaus, was ich über die relative Seltenheit sprachlich-logischer Instinkte ausgeführt habe. Nur einer der Einsender — ein höherer Jurist — versucht eine ernsthafte Widerlegung, wendet sich aber dabei nur gegen die Analyse des einen aus der Rede im Kloster Beuron angeführten Satzes:

„In dem Erdmannschen Aufsatz vom klaren Denken wird ein Satz aus einer Rede des Kaisers im Kloster Beuron als unlogisch hingestellt, weil es nicht möglich sei, durch die Stiftung eines Kruzifixes zu beweisen, daß die Regierungen christlicher Fürsten nur im Sinne des Herrn geführt werden können und daß sie helfen sollen usf. Der Satz aber erscheint nur dann unlogisch, wenn man das Wort »beweisen« in dem engeren, wissenschaftlichen Sinne logischer Deduktion auffaßt. Das Wort »beweisen« hat aber doch auch die Bedeutung »an den Tag legen«, »zu erkennen geben«, »offenbaren«. Im Bibeldeutsch Luthers wird es doch oft in diesem Sinne verwendet: »Ich will vor aller Welt beweisen.« Faßt man aber das Wort so auf, wie es nach dem Zusammenhang offenbar gemeint ist, dann ist der Satz nicht unlogisch."

Kein Verständiger wird in der Alltagssprache für das Wort „beweisen" jene strenge Bedeutung fordern, die es in den exakten Wissenschaften hat. Daß es aber auch heute noch in einem so allgemeinen Sinn wie „offenbaren" gebräuchlich wäre, entspricht nicht meinen Erfahrungen. Lassen wir aber einmal diese Deutung zu, ist dann wirklich der in Rede stehende

Digitized by Google

Satz einwandfrei geworden? Ich für meine Person kann's nicht finden. Und nehmen wir's trotzdem an, so würde wohl die Wahl des Beispiels als unzweckmäßig nachgewiesen, nicht aber die Ansicht bestritten sein, die ich über die stilistischen Gepflogenheiten des Kaisers glaubte äußern zu dürfen.

Im übrigen muß ich daran erinnern, daß nicht sowohl die Sprache Kaiser Wilhelms, sondern ihre schiefe Beurteilung durch einen großen Teil unsres Volkes Gegenstand meiner Kritik war. Dabei bin ich freilich von der Voraussetzung ausgegangen, es gelte unter gebildeten Lesern des Kunstwarts als eine längst ausgemachte, gar nicht mehr zur Debatte stehende Tatsache, daß der Kaiser in seiner lebhaften und raschen Art sich sehr souverän über die sprachlich logischen Formen hinwegzusetzen pflege und in diesem Sinne nichts weniger als ein geborener Stegreifredner sei. Zu meinem großen Erstaunen sehe ich, daß ich mich in meiner Voraussetzung geirrt habe: auch den gebildetsten Kreisen angehörige Männer und Frauen finden es unerhört, daß ich mich der Vergötterung der kaiserlichen Redekunst nicht anschließe, und sind ernsthaft der Ansicht, ich verallgemeinere unberechtigterweise einzelne Fälle oder lege gar den Worten des Kaisers einen zu engen Sinn unter, um an seiner Sprache mäkeln zu können. Da kann ich mich freilich nicht der Pflicht entziehen, zum Beweise meiner Behauptung einige Beispiele anzuführen, selbst auf die Gefahr hin, daß man mir unterschiebt, ich lege der Frage eine besondere Wichtigkeit bei. Ich greife auf gut Glück einige Sätze heraus, die mir beim flüchtigen Durchblättern der Reclamschen Sammlung der Kaiserreden aufgefallen sind, und kann nur versichern, daß sich mit Leichtigkeit hundert ebenso und noch mehr charakteristische Stellen anführen ließen. Der Text ist nach den offiziellen Quellen wiedergegeben.

„Aber nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch in friedensreicher Arbeit und in der Erziehung von Führern hat sich das Regiment ausgezeichnet, und wenn ich alle die Generale und Stabsoffiziere sehe, alte und junge, die aus dem Regiment hervorgegangen und hier versammelt sind oder aber am Erscheinen verhindert waren, so ist das ein Beweis für den Geist, der in diesem Regimente lebt."

„Im Hinblick hierauf hat das Regiment sich eine Gabe ausgedacht, die zu überreichen mir obliegt; sie soll darstellen einen Grenadier des Regiments, der die des Tuches schon längst entbehrende Fahnenstange in der Hand hält, die von der Geschichte der heutigen Zeit ein beredtes Wort redet, die die Zeit durchgemacht hat, besonders die Zeit, der es Ihnen vergönnt ist, nachzufliegen, und der es vergönnt ist, den blutigen Lorbeer um die Stirn zu schlingen."

„Ich glaube ohne Übertreibung sagen zu können, daß ich ein guter Richter sein kann über die Empfänge in den Städten, die ich zur Zeit meines Großvaters und Vaters, auch seit der Zeit, da ich regiere, mitgemacht. Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß die Geschicklichkeit, die Anordnung und der Schmuck in einer Weise sich hervorgetan haben, wie ich selten gesehen, daß die Stadt Hannover sich am heutigen Tage in einem Gewande gezeigt, wie keine andere deutsche Stadt. Ich bin durchaus

Digitized by Google

nicht davon überrascht, denn der deutsche Sinn, der Flug in die Ferne, das offene Auge für alles, was die Zeit bewegt, das schnelle Erfassen der großen Gedanken und Aufgaben seitens der Stadt und der Provinz Hannover habe ich kennengelernt."

„Ich fand eine Marine vor, deren vortreffliches Material in bezug auf das Offizierkorps nicht das volle Gefühl hatte der absoluten Zugehörigkeit zu der Person des Allerhöchsten Kriegsherrn. Es konnte auch nicht anders sein bei der historischen und bei der militärisch-politischen Entwicklung unsrer Wehrmacht, die es also mit sich gebracht; und es ist mir, wie ich es heute übersehe, in jeder Beziehung geglückt."

„Sie haben die Güte gehabt, die Gedanken zu erwähnen, welche Sie bewegten bei früherer Gelegenheit in diesem selben Raume. Sie entsprechen in jeder Beziehung vollkommen dem, was ich auch damals gedacht habe. Ich habe, als ich als Jüngling vor dem Modell des Brommyschiffes gestanden habe, mit Ingrimm die Schmach empfunden, die unsrer Flotte und unsrer damaligen Flagge angetan worden ist; und vielleicht, da doch mal von meiner Mutter Seite ein Stück Seeblut in meinen Adern geflossen ist, ist das der Weg gewesen, der für mich die Richtschnur geben sollte für die Art und Weise, wie ich die Aufgaben aufzufassen hatte, die nunmehr dem Deutschen Reiche bevorstanden."

„Die Sammlung (Schacksche Galerie in München) sei aber zugleich dem Besucher ein Maßstab für die Beurteilung der jetzigen Kunst. Sie zeigt, daß der Künstler die schöne Aufgabe hat, nicht nur Vorkommnisse des alltäglichen Lebens in zum Teil drastischer, sensationeller und abstoßender Form zur Darstellung zu bringen, sondern vielmehr unter dem Einfluß der Ästhetik mit reinem Sinn, in vornehmer Auffassung, die Flamme des Ideals in der Brust seine Zeitgenossen über die Misere des alltäglichen Lebens emporzuheben und das Schönheitsgefühl des Volkes zu pflegen und zu stärken."

„Die herrlichen Schiffe, die zur Bewunderung nicht nur der Deutschen, sondern gerade auch der Fremden, mit so schneller Fahrt die Flut durchschneiden, bringen überallhin erstens die Erzeugnisse unsres Vaterlandes und zweitens sind sie das Zeichen unsrer Schiffsbautechnik, unsrer Arbeitsleistung und zu gleicher Zeit auch das Zeichen der Leistungen unsrer Handelsmarine; und ich glaube wohl ohne Überhebung sagen zu dürfen, wo sie hinkommen, können sie sich mit Recht und mit Stolz vor der Welt zeigen und blicken lassen."

„Der damals noch im Werden begriffenen Marine ist es nicht beschieden gewesen, in der Weise markierend einzugreifen in die Verhältnisse des Krieges durch Aufopfern von Leben und Blut und Material, wie sie es hätte wünschen können. Es hat daher die Reihe der Feste und Feiern für sie gewissermaßen etwas Bedrückendes gehabt bei dem Gefühl, daß sie nicht so voll hat daran teilnehmen können, wie sie es wohl gemocht hätte. Aber gerade die Teilnahme und die Beziehungen zu der von dem ganzen deutschen Volke vergötterten Persönlichkeit des dahingegangenen Kaisers sind doch für unsre Marine nicht ohne große Bedeutung."

„Das aber glaube ich hervorheben zu dürfen, daß Eure Ex-

Digitized by Google

zellenz, den mein hochseliger Herr Großvater das Muster und Vorbild aller militärischen Tugenden eines preußischen Soldaten zu nennen geruhten, für uns die Verkörperung der Lichtgestalt sind, die mit dem verstorbenen Kaiser dahingegangen ist."

„Der Herr Oberpräsident hat gütigerweise unsrer Reise nach Palästina gedacht und der dort von mir vollzogenen Tatsachen. Ich kann wohl sagen, daß manche und vielseitige Eindrücke erhebender Natur an meinem Auge vorübergegangen sind, teils religiöser, teils historischer Art, teils auch aus dem modernen Leben. Aber von allen Eindrücken der erhabenste und ergreifendste war doch, nächst unsrer Feier in unsrer Kirche, der, auf dem Ölberg zu stehen und die Stätte zu sehen am Fuße desselben, wo der gewaltigste Kampf, der je auf der Erde ausgefochten worden ist, der Kampf um die Erlösung der Menschheit, von dem einen ausgefochten wurde. Diese Tatsache hat mich dazu bewogen, an dem Tage gewissermaßen noch von neuem mir den Fahneneid zu schwören nach oben, nichts unversucht zu lassen, um mein Volk in sich zu einigen und das, was es trennen könnte, zu beseitigen."

„Es ist ja ein herrliches Beginnen, für alle Völker den Frieden herbeiführen zu wollen; aber es wird ein Fehler bei den ganzen Rechnungen angestellt. Solange in der Menschheit die unerlöste Sünde herrscht, solange wird es Krieg und Haß, Neid und Zwietracht geben und solange wird ein Mensch versuchen den anderen zu übervorteilen; was aber unter den Menschen, das ist auch unter den Völkern Gesetz. Deswegen wollen wir trachten, daß wir Germanen wenigstens zusammenhalten, wie ein fester Block! An diesem „Rocher de bronce" des deutschen Volkes draußen weit über die Meere und bei uns zu Haus in Europa möge sich jede den Frieden bedräuende Welle brechen."

Es gibt bekanntlich zahllose und auch zahllose sonst sehr begabte Menschen, die nicht die Gabe der freien Rede haben. Sind diese dennoch gezwungen, öffentlich zu sprechen, so pflegt der Wortlaut erst nach einer Korrektur des Stenogramms gedruckt zu werden. Daß dies überhaupt nicht oder doch nicht sorgfältig genug mit den Reden des Kaisers geschieht, das ist sicherlich zum Verwundern. In der Feststellung aber, daß irgendein Monarch die Sprache aus dem Stegreif nicht beherrsche, liegt natürlich ebensowenig eine „Beleidigung" wie in der Bemerkung, er sei kein Kunstkenner oder er verstehe nichts von Astronomie. Ich hätte sicherlich niemals Anlaß genommen, die stilistischen Eigentümlichkeiten Kaiser Wilhelms auch nur zu erwähnen, wenn nicht das hervorragend verständnislose oder byzantinische Urteil weiter Volkskreise Widerspruch herausforderte. Wie lächerlich wär's gewesen, hätte das bayrische Volk seinerzeit den König Ludwig I. als unsterblichen sprachgewaltigen Dichter gepriesen, weil er sonst um sein Volk Verdienste genug hatte! Sollten sich begeisterungsfreudige Deutsche nicht lieber solche Seiten der kaiserlichen Betätigung zur Verherrlichung aussuchen, in denen er nicht gerade dem Menschlichen seinen Tribut zollt? K. O. Erdmann

Eben, da dieser Aufsatz schon gesetzt ist, kommen wie zur Bestätigung der Erdmannschen Besorgnisse

Digitized by Google

die Worte des Generalsuperintendenten von Königsberg: „Diesem Mann (dem Kaiser) gegenüber sind wir alle, verzeihen Sie, meine Herrschaften, den etwas harten Ausdruck, Schafsköpfe, so groß ist meine Bewunderung seines Geistes, der alles auffaßt und umfaßt und verarbeitet!“ Auch in der Logik seines eignen Baus ist dieser Satz bezeichnend: „Wir sind ihm gegenüber Schafsköpfe, so groß ist meine Bewunderung.“ Ich möchte keinen Zweifel darüber lassen, daß auch ich die Ausführungen Prof. Erdmanns durchaus für gerechtfertigt, ja für geboten halte. Entweder: man sieht hier die Wahrheit nicht, und dann zeigt man, daß man die kaiserlichen Worte nur mit Befangenheit aufnimmt. Wenn das der Fall, so ist man aber auch in sachlicher Beziehung zum Urteile über sie unfähig. Oder: man glaubt, um des monarchischen Gedankens willen so tun zu sollen, als sähe man die Wahrheit nicht — und dann liefert man eben dadurch den hellen Köpfen unter den Feinden der Monarchie den allerbrauchbarsten Agitationsstoff. Wird denn nicht nur dem Kaiser selbst, wird auch denen um den Kaiser alles vorenthalten, was in den andern, den großen Kreisen des Volks gedacht und gesprochen wird? Die gedruckte öffentliche Meinung ist nicht die einzige und in ihren Wirkungen nicht einmal immer die stärkste. A

Neues von Dauthendey und Sabatino Lopez

Münchner Theater **Theater**

Max Dauthendey, dessen erste Lyrik seinerzeit mehr als hypermoderne Kuriosität erschienen war, wenngleich man aus jenen exzentrischen Experimenten schon hie und da ein ursprünglicheres Können herausfühlen mochte, hat sich neuerdings als Lyriker wie als Novellist durch die Eigenart seines Schauens und Wiedergebens die Sympathie auch der besonneneren modern-literarischen Kreise gewonnen. Und nun errang auch die erste dramatische Dichtung, die von ihm auf die Bühne kam, sogleich einen entschiedenen Erfolg: das Drama in vier Akten, einem Vorspiel und einem Epilog „Spielereien einer Kaiserin“, dessen Uraufführung der „Neue Verein“ am 15. Mai im Münchner Schauspielhause veranstaltete. Schon die Mitwirkung der Durieux in der Hauptrolle machte die Premiere für München zu einer Art Sensation, nicht minder aber der Gegenstand und der Stil des Stückes, welche nicht bloß die guten, auch die fragwürdigen Neigungen unsrer modernsten Theaterfreunde befriedigten. Heldin ist die Russenkaiserin Katharina, deren wechselvolles und doch in puncto Menschikoff beständiges Liebesleben in einer Reihe kecker Bilder vorgeführt wird. Diese sechs Exzerpte aus einem Liebesroman, der ein Vierteljahrhundert umspannt, tragen — ganz wie die Bilder von Wedekinds „Musik“ — Überschriften nach Art der grünen Volksromanhefte: „Das Dragonerweib“, „Das Frühstück“, „Der Schmuckkasten“, „Das Taschentuch“, „Die Witwenhaube“ und „Am Kaiserinnenbett“. Man sieht, wie Menschikoff das temperamentvolle Soldatenweib erbeutet, dann, wie er sie seinem gewalttätigen Zaren abtreten muß, wie die Zaritza durch Preisgabe ihres kostbaren Schmucks tatsächlich das Reich und den Gemahl, der Absicht nach aber nur ihren Menschikoff, der sich seiner Herrin gegenüber gewaltsame Reserve auferlegt, aus der Hand der Türken rettet; man sieht ferner die verbissene Leidenschaft und

Digitized by Google

Eifersucht Menschikoffs in lodernder Flamme hervorbrechen, als Katharina die Annäherung eines französischen Grafen zu dulden scheint, und den neuen Rivalen ins Jenseits befördern; man sieht, wie die verwitwete Zaritza gleich am Todestage des Zaren sich in jähem Jubel wieder mit dem Geliebten vereinigt, und endlich, wie sie zwei Jahre später, körperlich gebrochen und wutkibedufelt, in den Armen des gleichfalls betrunkenen Menschikoff verscheidet. Bei der Darstellung und seelischen Durchleuchtung dieser Auftritte kam es Dauthendey vor allem wohl darauf an, zu zeigen, wie die scheinbar so widerspruchsvoll wechselnden „Spielereien" Katharinas tatsächlich doch nur aus der einen starken Leidenschaft für Menschikoff entspringen. Mit voll überzeugender Klarheit ist ihm das freilich nicht gelungen. Namentlich nicht, weil er auch eine allgemeinere Herrschsucht in seiner Schilderung der Katharina deutlich hervorhob, die mit dem reinerotischen Trieb des öftern zu konkurrieren scheint. Jedenfalls hat er aber das Bild eines in jähen Impulsen sich äußernden Elementarweibs mit respektablem Nuancenreichtum gegeben und damit virtuosen Schauspielerinnen eine neue Paraderolle jener bewährten Gattung geliefert, die alle Register zu ziehen erlaubt. Wesentlich einheitlicher und überzeugender ist ihm allerdings die Kennzeichnung Menschikoffs und des Zaren gelungen. Eine scharfe Prüfung auf geschichtliche Möglichkeit vertrüge seine Bilderreihe wohl ebensowenig wie die in fröhlicher Ungebundenheit wuchernden Verse des Dialogs eine auf kunstgerechte Metrik und unfehlbar guten Geschmack; allein die große subjektive Lebhaftigkeit des Lyrikers Dauthendey und seine oft auch im besten Sinne naive Selbstsicherheit wirken auch hier immer wieder so erfrischend und suggestiv, daß selbst einem verwöhnteren Publikum im Augenblick des Miterlebens kaum ernstliche Zweifel in jenen Richtungen kommen können. Zwei andere Bedenken wird dagegen auch die suggestivste Darstellung schwerlich verhüten können: daß eine epische Reihe von Bildern, die nur die Gipfelmomente einer langen Lebensentwicklung gibt, niemals die stärker ergreifenden besonderen Wirkungen eines in sich geschlossenen dramatischen Kunstwerks erzielen kann; und daß sie, wenn sie wie hier auf heftigste Entladungen der Liebesleidenschaften beschränkt bleibt, schließlich das Interesse ermüden muß. Wie alles, was gegen das oberste aller ästhetischen Gesetze verstößt: „variatio delectat".

Zwei Tage vorher bot das Münchner Volkstheater, mit Frau Renier in der weiblichen Hauptrolle und gleichfalls mit Erfolg, die deutsche Uraufführung des dreiaktigen Dramas „Wirbelwinde" (Bufere) von Sabatino Lopez, dessen Übertragung Pietro Stoppani besorgt hat. Ein sentimentales Ehebruchsstück spezifisch romanischer Färbung, das zwar im ganzen nur mit bewährten Theaterschablonen arbeitet, im einzelnen aber auch kräftige Anläufe zu einer seelischen Vertiefung in elementar-weibliche Liebesgüte nimmt. Man bedauert herzlich, diese Vertiefung nicht über jene typisch-pathetische Gestaltung hinaus glücken zu sehen, die der romanischen Kunst fast immer unüberwindbar bleibt. Ein sardinischer Provinzstudent hat, nach völliger Hingabe an sein Studium in Palermo zum gefeierten Professor

Digitized by Google

avanciert, seine erste provinziale Heimat- und Jugendliebe, ein Musterbild naiver Herzenswärme, zu seiner Frau gemacht und lebt mit ihr in wolkenlosem Glück, als ein noch gänzlich Unversuchter. Die Versuchung kommt, in Gestalt einer skrupellos liebes- und herrschgierigen Akrobatin, und der unerfahrene Professor erliegt ihr. Das seelenvolle Frauchen macht erst der Rivalin Platz und zieht zu ihrer Mutter in die Heimat zurück; sie hofft auf baldige Nachkunft des Gatten. Der aber fällt nun mit Haut und Haar der Verführerin anheim; obwohl sie den Verkehr mit andern Liebhabern gleichzeitig aufrechterhält, hat er als Weichling nicht mehr die Kraft, sich von dem entehrenden Verhältnis zu befreien. Da kehrt das Frauchen aus zwingendem Pflichtgefühl wieder, um seinem besseren Ich beizustehen: und als er trotz eines impulsiven Versprechens, der Dirne die Türe zu weisen, im entscheidenden Augenblick die moralische Kraft dazu nicht aufbringt, erdolcht sie in jähem Entschlusse die Friedensstörerin. Ein theatralisch gewaltsamer Abschluß, abgeschmackt und im dramatischen Sinne resultatlos. Aber mit jenen Momenten, die in der beleidigten Frau eine ganz selbstlose mütterliche Sorge um die Wohlfahrt des Mannes die Oberhand gewinnen lassen, fördert das Stück doch verhältnismäßig Besseres zutage.

Hanns von Gumppenberg

Die Werningerei

grassiert in Deutschland weiter. „Sieg auf Sieg!“ das war auch in dem soeben verflossenen Vierteljahr wieder das Schlagwort für die Werningschen Volksfestspiele: ein einziger glänzender Erfolg, ein einziger jubelnder Beifall! Gewaltigen Andrang aus Stadt und Land, ausverkaufte, oft gesperrte Häuser, eingelegte Sonderzüge, eine alles hinreißende Begeisterung hatte die Presse überall festzustellen.“ Mit solchen Fanfarenstößen tutet der Direktor die wohlmeinenden Nichtsahnenden um Hilfe an, „auch in Ihrer Stadt“ das begeisternde patriotische Unternehmen ins Leben zu bringen. Und es scheint, die Stadtmauern fallen wirklich vor solchem gebrechselten Winde um, als bläsen die Trompeten von Jericho. Wir haben in zwei Kunstwart-Aufsätzen (XXIV, 3 u. 9) von diesen Schmarren gesprochen, zugleich aber auch davon, wie es möglich wird, daß man immer wieder die Vereinsmeierei für sie gewinnt, weil sich wohlmeinende Leute auf den äußeren Anschein hin zur Empfehlung herbeilassen. Wo die Werningerei zu spuken beginnt, sollten sofort die Dürerbündler mit der Aufklärung beginnen.

Reise-Musik

Musik

„Ha, welche Lust gewährt das Reisen!“ war vor nahezu einem Jahrhundert eine in der ganzen Welt bekannte und beliebte Arie Boieldieus, deren Anfang lange geradezu dem Gemeinschatz geflügelter Worte angehörte. Aber merkwürdig, allzuoft hatte die Musik vorher die Lustgefühle des Reisens nicht zum Ausdruck gebracht. Übrigens auch die Poesie nicht. Wir hören von herzbrechendem Abschied, von lustigem Komitat, wir vernehmen bisweilen die muntere „Aria des Postillons“, aber die Freude am Wandern selbst kommt in Literatur und Musik doch ziemlich selten zum Ausdruck. Alles Reisen

Digitized by Google

ist Zweckreisen. Das heißt, man reist nicht aus Freude am Reisen, sondern um da- oder dorthin zu gelangen. Es wird eben bei den damaligen Verkehrswegen und Verkehrsmitteln, zumal bei der Unsicherheit der Straßen, kein besonderes Vergnügen gewesen sein. Gesänge wie das Altdeutsche Wanderlied im „Benzenauer Ton“ aus dem 15. Jahrhundert stehen ziemlich vereinzelt da. Unsre ersten Märsche sind „Intraden“, festliche Einzugsmusiken; dann dienen sie militärischen Bedürfnissen. Aber das „Marschlied“ ist noch zur Zeit Friedrichs des Großen eine ganz

Zeichnung von Franz Pocci

unbekannte Gattung. Am Ende des achtzehnten, zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sind es vornehmlich die Studenten und die Handwerksburschen, welche die Poesie des Wanderns erfassen. „Studio auf seiner Reis“ gibt dem Gefühl der Freizügigkeit zuerst lyrischen Ausdruck, und die Kunstlyrik nimmt diesen neuen Klang (vergl. Goethes „Musensohn“) sogleich als willkommene Bereicherung ihres Empfindungskreises auf. Mit den Tagen der Romantik aber beginnt das Wandern als Sport, als Selbstzweck, als Gemütsbefriedigung, und nun gewinnen mit einem Male die „Fahrenden“, also auch die Handwerksburschen, Musikanten, Komödianten, Zigeuner für die Kunst ein vordem nie gekanntes Interesse. Noch K. M. von Weber hat in seinem Handwerksburschenliede „O Berlin, ich muß dich lassen“ die Komik hervorgehoben, die in dem Gegensatz der überschwänglichen Gefühlssentimentalität und der Trivialität der äußeren Erscheinung liegt. Jetzt beginnt die poetische Verklärung alles Vagantentums durch Wilhelm Müller, Eichendorff usw., die Apotheose des Wanderns und Reisens zur Befriedigung einer unbezwinglichen Sehnsucht. Die alten Nomadeninstinkte der Menschheit drängen aus dem Unbewußten wieder nach Betätigung. Franz Schubert, Felix Mendelssohn, Friedrich Silcher schlagen — jeder in seiner Weise — den Ton an, der nun herzhaft in unsrer Lyrik weiter klingt, bis zu Hugo Wolfs „Fußreise“ oder „In ein freundliches Städtchen tret ich ein“. Auch das volkstümliche Lied bemächtigt sich des dankbaren Themas, unzählige rüstige Wandermelodien liegen in der Luft, und wenn das Wandern und Reisen jemals aus der Mode käme, so enthält die Literatur und Musik künstlerischer Antriebe übergenug, um die Lust daran bis ans Ende der Welt immer wieder wachzurufen und rege zu erhalten.

Digitized by Google

Während nun die fröhliche Wanderschaft — anders als in der Zeit des Claudiusschen Urians — so oft besungen und immer noch nicht ausgesungen worden ist, hat die Musik bisher der Entwicklung der modernen Verkehrsmittel leider nicht folgen können. Dies erscheint um so seltsamer, als die Musik mit den verschiedenen Arten des Reisens durch ihre Fähigkeit, Bewegungsgefühle darzustellen, in naher Beziehung steht. Alle Welt reist auf der Bahn, auf dem Rad, auf dem Auto, zu Schiff, im Luftballon und Aroplan. Aber unsre Komponisten wandern noch immer per pedes Apostolorum oder, wenn es hoch kommt, fahren sie zu Wagen am allerliebsten mit der Post, da haben sie doch das Horn des Schwagers, an das sie sich klammern können. Aber lockt es denn keinen, die Eigenart jener Bewegungsempfindungen musikalisch anzuschauen und nachzugestalten? Welche Kunst wäre dazu wohl mehr berufen? Alle die Lustgefühle des Rollens, Gleitens, Schwebens — könnten wir sie nicht durch die Musik phantasiemäßig auskosten? Auch wenn wir physisch daran behindert wären? Die Komponisten werden verlegen. Sie stehen plötzlich vor einem Problem. Muß ihnen vielleicht wieder der Dichter — wie so oft! — zu Hilfe kommen? Fast scheint es so. Schade, schade, daß Richard Wagner, der uns im „Ring“ so suggestiv sein Motiv der Fahrtenlust geschenkt hat, nicht auch den Entwurf seines „Wieland“ ausgeführt hat. Er, wenn irgendeiner, hätte die Frau Musika auch noch das Fliegen gelehrt. Die Zeppelinbegeisterung hat es leider nicht vermocht. Nur das „Glitschen in Blut“ hat man der Tonkunst in der „Elektra“ glücklich noch beigebracht. Immerhin etwas. Im übrigen ergeht es ihr fast so wie dem Don Quichotte auf dem Clavileno. Er glaubt das Weltall zu durchmessen und sitzt immer auf dem nämlichen Fleck. Wird sie in hundert Jahren auch noch einzig auf Schusters Rappen reisen können? Diese Frage kann die Fortschrittler sehr beschäftigen. Die Konservativen aber werden die Musik am Ende gerade darum preisen, weil sie inmitten der täglich sich vermehrenden Möglichkeiten der künstlichen Fortbewegung den Sinn für die einfachste, natürlichste, poetischeste Art des Reisens, für die Fußreise „am frischgeschnittenen Wanderstab“ erhält und die Freude an der „freien Burschenlust“ des Wanderns nicht untergehen lassen mag. B

Holzschnitt nach Franz Pocci

Bildende Kunst

Poccische Bildchen in Strich und Schnitt

Strich und Schnitt — wir Heutigen sehen kaum einen Unter-

Digitized by Google

schied mehr, weil wir Heutigen überhaupt kaum noch Schnitte zu sehn bekommen, „Faksimileschnitte“ mein ich, „Tonschnitte“ gibt's eher noch. Früher zeichnete der Künstler seine Bilder mit Rücksicht auf das Messer des Schneiders. Der Schneider aber ging ihnen durchaus nicht immer faksimilemäßig, sondern oft recht frei nach — besonders ehe

Zeichnung von Franz Pocci

die Photographie erlaubte, nicht gleich auf den Holzstock gezeichnete Blätter auf den Holzstock überzuphotographieren, während man zu späterer Nachprüfung die Originale behielt. Heutzutage gibt's Strichätzungen oder Netzätzungen, und so wird die Sache immer korrekt. Daß sie immer künstlerisch würde, soll damit nicht behauptet sein.

Unsre heutigen Bildchen laden aber nicht eigentlich zum Vergleichen von Schnitten und Vorlagen ein, sondern sie lassen ohne solche Beschränkung ein paar lustige Blicke ins Werden kleiner Kunstwerke tun. Der durch den Freiherrn von Egloffstein vom Dürerbund herausgegebene „Schatzgräber“ unterscheidet sich von andern „billigen Bibliotheken“ unter anderm auch dadurch, daß er nicht nur gute „Worte“, sondern auch gute „Bilder“ volkstümlich zu machen sucht, die zu den guten Worten gehören, und mitunter denkt er dabei, für zehn Pfennige das Heft, auch Kennern etwas Apartes zu bieten. So waren seine ersten Drucke des Märleins von Hansel und Gretel mit den köstlichen Holzschnitten nach Pocci geziert, seine neueren aber sind mit nicht minder köstlichen

Digitized by Google

Originalzeichnungen Poccis zu unſerm Märlein ausgeſtattet, Zeichnungen, die unſers Wiſſens der Welt hier zum erſten Male gezeigt werden. Die heutige Technik

Holzſchnitt nach Franz Pocci

erlaubt ja, das ganz ohne Umſtände durchaus fakſimilemäßig zu tun. Nun vergleiche man die Bildchen! Im einzelnen zu ſprechen von den Veränderungen vom Entwurf bis zum Schnitt, das würde mehr in die Breiten führen, als ſich verlohnte. Aber das Selbernachgehen lohnt ſich ſchon, vorausgeſetzt nur, daß wer's tut, den Pocci überhaupt mag. Nur drei kleinere Sachen ſtehn allein, ohne Gegenſtücke, einfach, weil ſie uns gar ſo gut gefallen. Auch ſie ſind dem „Schatzgräber" entnommen.

Digitized by Google

Stadtschönheit

Wenn wir die Häuser Nürnbergs in Reih und Glied an der Döberitzer Heerstraße aufstellen würden, so brauchten wir wohl nicht lange zu warten, bis Stück für Stück dieser Sehenswürdigkeiten dem Abbruch zum Opfer fallen und modernen Miethäusern und Prachtbauten weichen müßte. Mit Recht. Ein solches Nürnberg würde vielleicht verkehrstechnisch und gesundheitlich einwandfreier sein als das echte, aber mit seinen ohne Zusammenhang hingestreuten Gliedern würde es peinlich, ja ärmlich und häßlich wirken, während es doch

Zeichnung von Franz Pocci

als lebender Körper von unantastbarer Schönheit ist. Gebäude, Brunnen, Kirchen in beiden Fällen vollkommen gleich und doch: hier herzlos kalt aneinandergereihtes Ausstellungsgut, dort ein Städtebild so traulich und stolz zugleich, so beredt und inhaltsreich, daß wir uns wohl selten so tief und warm als Deutsche fühlen, wie bei den Meistersingern, wenn Hans Sachs sein „liebes Nürenberg" preist. Da fühlen wir, daß es Städte *gibt*, die wir mit ganzer Seele lieben *können*. Es läßt sich, wie bei jedem Kunstwerk, schwer sagen, was diese Schönheit und Innerlichkeit ausmacht. Die einzelnen Gebäude sind es so wenig, wie das besondre Gelände, aber wie beide sich zusammenschmiegen, wie ein Grundton bei aller scheinbaren Unregelmäßigkeit immer wieder herausklingt, ein persönlicher Zug immer wieder durch Betonung und Gegensätze festgelegt ist, auch wie die Dächer sich neigen, und nicht zum wenigsten die Einheit des Baumaterials, das alles hilft eine Stadt zum lebendigen Wesen machen. Es geht *ein* Leben, gewissermaßen ein bestimmtes Interesse durch alle Häuser einer Stadt oder eines Stadtteils, bald scheinen sie alle einen Strom zu bewundern, bald sich um eine Burg zu flüchten oder ein Schloß auf Händen zu tragen, bald in immerwährender Parade einen Fürsten zu begrüßen oder in langer Prozession sich um einen Dom zu bewegen. Dieses gemeinsame Wollen gibt die Stimmung einer Stadt, jedes Gebäude, jede Straße ist häßlich, die mit falschem Tone dazwischenfährt. Nur wer eine Stadt liebt, kann in ihr Städtebauer sein, denn erste Bedingung ist, daß er den Grundton einer Stadt empfindet. Die alten Städtebilder bringen das Verhältnis von Volk und Kirche, Fürst und Untertan zum Ausdruck, die neuen Städte wachsen zusammen

Digitized by Google

aus ernst-geschäftigen Fabrikvierteln, aus blendenden Geschäftsstraßen und großzügigen Monumentalanlagen, aus schmucken Arbeitersiedelungen und traulichen oder vornehmen Wohnvierteln. Sie haben eine andre Schönheit, als die alten Städte, aber der Grundsatz ist der gleiche geblieben: Städtebaukunst ist Ausdruck des Volkslebens. Wir haben frohe und ernste, nüchterne und phantasiereiche, behagliche und vornehme, leichtlebige und schwerblütige Städte und Stadtteile — jedes zeige sich

Holzschnitt nach Franz Pocci

als das, was es ist, und wir werden in ihrer Gestalt uns ihres Lebens freuen! Gustav Langen

Vom gräßlichen Wattenmeer

Vorjahrs lag ich am Hang eines Hünengrabes auf einer nordfriesischen Insel und genoß augenschlemmerisch des Farbenzaubers auf dem Wattenmeer. Er ist anders, als der auf der „Westsee", aber wenn ich wählen sollte: was willst du lieber tagtäglich sehn, ich weiß nicht, ob ich das große Meer oder die Watten vorzöge. Hier ist es noch mannigfaltiger, als drüben im Westen, weil das Wattenmeer beim Wechsel von Ebbe und Flut fortwährend andre Strecken Schlicks dicht bedeckt, leise überspült oder ganz freilegt, während auch die Strömungen der zahllosen Tiefen immer wechselnde Farbstreifen durch die schillernden Flächen ziehn. Dazu die Einflüsse der Vegetation und des Tierlebens. Und zu dem wundersamen und immer leise bewegten, immer lebendigen Farbenzauber der Watten selber die ganz eigentümliche elegische Poesie ihrer Küsten. Das ist das größte Gottesgeschenk an Schönheit für die friesischen Inseln: daß sie zwei Meerlandschaften so hoher Art und so verschiedenen Wesens genießen lassen.

Heimatpflege

Wie ich so saß, erschien ein gewählt gekleidetes Ehepaar, Hamburger der Sprache nach. „Na sieh mal, Hanna," sagte er, „das ist doch hier ein recht schöner Überblick." Sie schwieg eine ganze Weile. Dann: „Ist er auch, Paul." Und wieder nach einer Pause: „Wenn nur nicht so viel von dem gräßlichen Wattenmeer zu sehn wäre." Na ja, antwortete er, das müßte man eben auf dieser Seite mit hinnehmen, sie wären ja auch nur dies eine Mal nach Osten gegangen.

Digitized by Google

Daß unsre Hamburger allgemeine Auffassung wiedergeben, weiß jeder, der diese Inseln im Sommer kennt. Im Westen sammelt sich alles, im Osten ist's einsam. Womit die paar Leute, die was davon erkannt, auch sehr einverstanden sind, denn so haben sie wenigstens an den Wattenmeerküsten ihre Ruh.

Aber womit *sehn* solche Reisende eigentlich? Womit sehen, die nicht gewahr werden, welche Schönheit über dem ausgebreitet liegt, was sie „Schlamm" und „Schmutz" nennen? . . . Die Gedanken schweifen zu andern, zu allen den Reisenden, über deren Gleichgültigkeit Heide, Heide, Heide hingleiten können, ohne von der besondern Schönheit dieser Landschaften etwas zu verspüren.

Wie seid ihr ganz im eigentlichen Sinne *arm*! Wie vieles habt ihr nicht, das wir andern haben!

So ist sie doch wohl nicht ganz geringzuschätzen, die Übung im *bewußten* Sehn. Wer Wattenmeer, Heideland, Bergwerksgau, wer irgend etwas, das sich von natürlich Gewordenem den Augen bietet, zunächst einmal ernsthaft *beobachtet*, dem fängt es *immer* an, etwas zu geben. Und

Zeichnung von Franz Pocci

Naturschönheiten gegenüber wir uns schon anderswo gewundert haben. Zu den Vielen, die bei der Fahrt durch die Mark verächtlich das alte Wort von des heiligen Reiches Streusandbüchse zitieren, während seine und große Bilder sich vor den Wagenfenstern breiten. Und zu denen, die bei der Fahrt an Krupps Werkstätten vorbei das Großartige dieses Bildes auch als eines Bildes nicht einmal ahnen, oder bei der Fahrt durchs belgische Kohlenrevier von der gewaltigen Stimmung dieser Landschaft nichts empfinden. Und weiter zu denen, die durch ein düsterndes Moor oder durch meilenweite goldene Getreidefelder oder durch sehr bald braucht er kein angestrengtes Beobachten mehr. Die Welt fängt an von sich aus zu sprechen, wo er auch sei, und ihn zu beschenken, wo immer er das Auge ihrem Unerschöpflichen entgegen öffnet. A

Bergfreude und Bergsport

Der Vater aller Höherbildung ist der Wille, der zum Wettstreit treibt; aber ihre Mutter ist die Seele. Sie gibt den Stoff, er gibt die Kraft. Ihr Kind ist die Freude. Er ohne sie bringt keine Frucht. Bleibt Sport. Freude aber pflanzt sich auch selber fort. In veredelten Formen. Schafft neue Tugenden, die zu Größerem und Besserem

Digitized by Google

fähig sind. Oder anders: Freude ist der Weg zur Ausdruckskultur; Sport günstigenfalls ein Trunk am Wege ...

Der Laie tut gern alles Gebein, was mit Nagelstiefel und Eispickel, mit Skien und Rodelschlitten ins einsame Hochgebirge zieht, als Sportsmann ab, der keuchend, schwitzend und kaltsinnig Spitze um Spitze bezwinge, um hernach in der Stadt mit möglichst großer Gipfelzahl und möglichst kleinen Steigezeiten zu prahlen. Meine eigene Erfahrung belehrt mich indes, daß die meisten Bergsteiger und Skifahrer anders sind.

Die Felsen, drin wir steigen,
In grauen Nebeln schweigen,
Die sonnig lockten, bräun.
Uns aber treibt ein Ahnen,
Auf unbetretnen Bahnen
Sieghoffend uns am Kämpferglück zu freun.

Erklommen ist die Spitze —
Auf hohem Göttersitze
Wie fremd und doch wie schön!
Da springen alle hellen
Herzliebesjubelquellen
Und Sonne, Sonne überstrahlt die Höhn.

So entsteht und so ist Bergfreude. Leider macht sich nun aber in der Tat im Bergleben ein Zug zu seelenlosem Bergsport bemerkbar. Besonders zur Winterszeit. Immer aufdringlicher verbreiten sich in den Alpen und auch in den deutschen Mittelgebirgen Ski- und Rodelrennen mit Preisen, Meisterschaften und Mittelpunktlichkeit für die öffentliche Neugier. Dem entgegenzutreten ruft in den Mitteilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins (1910, S. 243 fg.) Guido Lammer diesen und verwandte Verbände auf.

Holzschnitt nach Franz Pocci

Als „alpin" — ein gebräuchliches aber häßliches Wort — läßt er gelten, daß der Mensch den Berg durch eigene Kraft bezwingt. Je schwieriger, um so alpiner. Aber nicht zum Selbstzweck, sondern nur zum Zweck der Bergfreude. Derart alpin oder nichtalpin zu sein, muß natürlich Sache des einzelnen bleiben. Aber Sache der Gesamtheit ist es, also der alpinen Vereinigungen, nichts zu tun und alles zu hindern, was nur dem Bergsport und nicht der Bergfreude dient.

Diese Vereine sollten daher allen Wettsport in den Bergen grundsätzlich ablehnen, dies durch Be-

Digitized by Google

schlüsse kundgeben, an Wettveranstaltungen nicht teilnehmen, in ihren Blättern davon schweigen, Widerspruch erheben, wenn sie sich in die Arbeitsgebiete der Vereine drängen, ihnen die Benutzung ihrer Wege und Hütten verbieten und besonders deshalb rechtzeitig und geschlossen vorgehen, damit sich nicht erst die Interessen der Hotelbesitzer mit der Unsitte verfilzen und unsern idealen Einspruch mit der Heiligkeit des Geldverdienens stumm machen. Karl Polenske

Rheinverschandelung

in großem Umfange wird jetzt von der Firma „Affiches Gaillard“ zu Frankfurt a. M. vorbereitet durch ausgedehnte Angebote, Reklame-Pfosten-Schilder nach dem Muster des nebenstehend abgebildeten an den Landstraßen oder bei den Einfahrten zu den größeren Städten an den Flußufern anzubringen. Die Schilder sollen außergewöhnlich groß und kraß in den Farben sein und deshalb noch mehr als die der etwas weniger lungenkräftigen Konkurrenz das Ortsbild zerlärmen. Das, während man zum Beispiel in Sachsen und im Regierungsbezirk Potsdam schon so weit ist, die Anbringung neuer schändender Reklameschilder einfach zu verbieten und die alten wegreißen zu lassen! Warum tut man nicht auch am Rhein, was an Elbe und Havel möglich und von den Nicht-Mit-Reklameschreiern aller Parteien ohne jeden Widerspruch gutgeheißen und begrüßt worden ist? Man sollte doch endlich in allen deutschen Gauen auf diese Weise klarmachen, daß unsre Heimat noch andre Bedeutungen hat als die, Insertionsgelegenheit zu bieten.

Naturschutz

Es geht vorwärts

Das preußische Abgeordnetenhaus hat also die Regierung ersucht, zehn Jahre lang jährlich 40 000 Mark in den Haushalt einzustellen zur Erwerbung und Einrichtung des ersten deutschen Naturschutzparkes am Wilseder Berg in der Lüneburger Heide. Demnach wird's wohl werden. Die aus dem Dürerbunde und sonstwo an der Sache mitarbeiteten, haben allen Grund zur Freude. Immerhin, was wir in diesem Falle tun konnten, war nur ein kaum erwähnenswertes Mitanfassen. Es mag doch einmal klar vor der großen Öffentlichkeit gesagt werden, daß unser Vaterland seinen ersten Naturpark in allem Wesentlichen zwei Männern verdanken wird, die in aller Stille mit größter Tatkraft und auch mit ganz außergewöhnlichen persönlichen Opfern die wichtigsten Stellen der Allgemeinheit auf eigne Gefahr sicherten: dem Pfarrer Bode in Egestorf und dem Professor Thomsen in Münster. Mögen sie ihr Werk nun gedeihen sehen, ohne daß es in die Mode kommt! Himmel, bewahre Wilsede vor bequemen Eisenbahnverbindungen und vor allen „Unternehmern“ sonst! Naturreservationen müssen außerhalb der Zeit liegen.

Am Großen Falkenstein im Bayrischen Wald soll der zweite deutsche Naturschutzpark kommen. Mit Nadel- und Buchenholzbeständen, die bis zu vier Jahrhunderten alt sind. Daß die Bayern hinter den Preußen nicht zurückstehen, dürfen wir hoffen, ihr Landtag wird's demnächst zu beweisen haben. A

Die Annoncenbäume von Berlin

Zunächst haben die Berliner Laternen Leibbinden bekommen, wie die Zigarren, damit der Magistrat sie für Annoncen verpachten könne, und nun bekommen die Bäume zu gleichem Zwecke etwas

Digitized by Google

wie Korsette: mannshohe eiserne Gitter mit Vorrichtungen zur Aufnahme von bunten Emailtafeln. Sie hätten vielleicht auch nur Leibbinden gekriegt, aber darauf wäre nicht so schön viel zu vermieten gegangen. Wir sprechen dem Berliner Magistrat unsre Hochachtung vor dieser neuen Hebung der Schönheit und Würde der Kaiserstadt aus. Aber den Vätern Berlins bleiben zur Fruktifizierung immer noch Möglichkeiten. Könnte man nicht das Pflaster mosaikartig aus Reklamen zusammensetzen? Könnte man nicht die Baugenehmigung für Häuser an die Bedingung knüpfen, daß mindestens fünfzig von hundert Quadratmetern der Außenmauern dem Magistrat für Annoncengeschäftchen vorbehalten blieben? Könnte man nicht endlich auch mit der Ausnützung der Kleider zu Annoncen beginnen? Zum mindesten sollten die Stadträte und Stadtverordneten, die die Baumannoncen ausgeheckt und gutgeheißen haben, den Preiskurant der neuen großartigen, genialen und sensationellen spreeathenischen Einrichtung nach Art der anderswo so beliebten Sandwichmänner vorn und hinten der Geschäftswelt offerieren.

Zwei erste Forderungen ans „neue Gasthaus“

Das „Mustergasthaus“, wie es der Aufsatz „Meine Herren Gastwirte“ im vorjährigen Reiseheft des Kunstwarts (XXIII, 18) haben will, wird vorläufig nur sehr vereinzelt erscheinen, denn der Strom der „neuen Reisenden“ ist noch nicht breit genug, um dem Herrn Hotelproprietär zu imponieren. Aber an einzelne Reformen sollte man doch schon bald herangehn. Und man kann die Mitarbeit der Wirte erwarten, wenn man ihnen zeigt, daß es in beiderseitigem Interesse liegt, gewisse Übelstände zu beseitigen.

Der erste Übelstand, dem sich abhelfen läßt, ist der altbekannte: das Trinkgeldwesen. In einem Berliner Hotel gehe ich morgens in den Frühstückssaal. In der Vorhalle nimmt mir eine junge Dame den Überzieher ab —

Digitized by Google

zwanzig Pfennig. Das Frühstück wird gleich bezahlt — dem Kaffeekellner sein Trinkgeld! Dem „Ober“ bezahle ich die Rechnung und — sein übliches Trinkgeld, 10 vom Hundert. Der Portier ist ein ganz feiner Mann, er spricht alle möglichen Sprachen und verdient doppelt soviel wie ich, also muß ich ihm ein sehr „anständiges“ Trinkgeld geben. Der Hausdiener bekommt mindestens fünfundzwanzig Pfennig fürs Stiefelputzen, sonst kann er diesen Betrag mit Erfolg einklagen. Was meine Frau dem Zimmermädchen gab, weiß ich nicht, aber den Liftjungen muß ich bezahlen; dann warten an der Drehtür noch ein paar ähnliche kleine Herren auf mich.

Viele sind bekanntlich der Ansicht, daß es für Wirte, Angestellte und Gäste angenehmer und würdiger wäre, wenn für all diese Bedienungen eine feste Summe auf die Rechnung gesetzt würde. In den christlichen „Hospizen“ geht's ja auch. In Amerika besteht eine solche Bezahlung der dienstbaren Geister ebensowenig. Allerdings färbt im Osten des Landes schon hier und da die „Kultur“ der Europäer auf das Hotelpersonal ab, aber zu deutschen Hotelsitten ist man doch noch nicht gekommen. „Dort drüben“ nimmt ein aufrechter Mann den Reisenden in Empfang, unterhandelt mit ihm wegen des Zimmers, legt das Fremdenbuch vor und veranlaßt weiteres. Diesem kaufmännischen Beamten zahlt man schließlich auch die Rechnung und — gibt ihm kein Trinkgeld. Wer den „Bell-Boy“ oder einen Laufjungen in Bewegung setzt, wer sich die Stiefel irgendwo — im Haus oder auf der Straße — putzen läßt, der bezahlt gleich; für Gepäck- und Wäschebesorgung zahlt man die Taxe. Wenn man das Hotel verläßt, sieht man keine begehrlichen Hände, und es folgen dem Gaste keine verlangenden oder verurteilenden Blicke. Wenn das „im Lande des Dollars“ geht, warum geht's nicht bei uns? Jedem sein Recht! Auch dem dienstbaren Geist, aber so, daß das Recht auch als Recht erscheint und nicht als Almosen. Den Gastwirten selber sollte schon die scharfe Konkurrenz der christlichen Hospize sagen, daß die Abschaffung des Trinkgeldwesens auch in ihrem Interesse liegt.

Zeichnung von Franz Pocci

Und dann der „Weinzwang“. Dies Wort steht nicht immer als

Digitized by Google

Plakat, aber darum nicht minder deutlich über der „table d'hôte“ der meisten deutschen Gasthöfe. Nicht selten steht eine halbe Flasche billigen Weins schon auf dem Platz des Gastes, wenn er sich niederläßt. Er kann eine teurere Sorte bekommen, aber der Preis der vor ihm hingestellten Flasche ist das „Minimum“, was von ihm verlangt wird, denn — „beim Essen kann der Wirt nichts verdienen“. — So sagt er, und ich glaube es vielen von ihnen, denn ich habe schon so schwer es mir als gutem Deutschen auch wird, wieder nach Amerika weisen. Dort speist man zwanglos an einzelnen Tischen, ohne Massenabfütterung; zwei bis drei Stunden für jede Mahlzeit sind festgesetzt. Man erhält dann eine reichhaltige Speisekarte und bestimmt die einzelnen „Gänge“, man kann mit Eis oder mit der Suppe anfangen, man kann ganz nach Belieben unter den verzeichneten Speisen wählen. „Weinzwang“ kennt man nicht. Nur in deutsch-

Holzschnitt nach Franz Pocci

manche lange Hotel-Mittagstafel recht spärlich besetzt gesehen. Sehr viele Gäste, die dort schlafen, hüten sich nämlich, zur „table d'hôte“ zu gehn. Die Geschäftsreisenden freilich stellen sich in befriedigender Zahl ein, viele Gelegenheitsreisende aber ziehen es vor, irgendwo in einem Wirtshaus zu essen, wo sie trinken können, was sie wollen und was billiger ist. Der Weinzwang treibt also den Hoteliers viele Gäste zur Konkurrenz; die verbleibenden wenigen sollen ihm nun die Generalunkosten aufbringen helfen. Ich muß, amerikanischen Hotels sieht man Weinflaschen auf dem Tisch. Die Wasserflasche fehlt nirgends, oft ist darauf bemerkt, von welcher vorzüglichen Quelle das Wasser stammt. Das Mittagsmahl kostet freilich, einschließlich Kaffee, Tee oder Milch mindestens einen Dollar! Aber in Amerika ist alles sehr teuer, daher bedeutet ein Dollar weniger als der Preis, der bei uns für Mahlzeit und Wein gefordert wird. Infolgedessen ist die Zahl der in den Hotels Speisenden verhältnismäßig groß. Die größere Freiheit, nicht

Digitized by Google

der Zwang zieht die Leute heran. Das sollte den deutschen Hotelbesitzern zu denken geben, die „am Essen nichts verdienen“ können. Und das Ergebnis solchen Denkens sollte sein: Weg mit allem Zwang! —

Bekanntlich haben die „neuen Reisenden“ weitere Wünsche, aber an einem Ende muß man anfangen. Georg Asmussen

Zum Thema „Reiseandenken“

Eine Bitte des Dürerbundes

Oder eigentlich zwei Bitten. Wir ersuchen unsre Leser erstens um Photographien oder Zeichnungen von Beispielen und Gegenbeispielen, von besonders guten und besonders schlechten „Reiseandenken“. Zweitens: um sachdienliche Mitteilungen und Vorschläge für gute Reisemitbringsel, die doch nicht allgemeiner Art sind, sondern zu dem besondern Ort oder der besondern Landschaft Beziehung haben. Je mehr hier auf die besondern Verhältnisse Rücksicht genommen, je mehr „lokalisiert“ wird, um so besser ist's. Wir erbitten alle Sendungen mit der Aufschrift „Dürerbund (i. S. Reiseandenken), Dresden-Blasewitz“. Sie sollen als Material für Dürerbund-Arbeiten verwendet werden.

Für den Arbeitsausschuß des Dürerbundes: F. Avenarius

Wandern als Sitte

Es ist noch gar nicht lange her, daß die Gepflogenheiten des Handwerks jeden Gesellen und späteren Meister durch die deutschen Lande führten, ihm überall gastliche Aufnahme sicherten und jeden Frühling neu ein freies und gesundes Wanderleben schufen. Wieviel Kraft, Humor und frische Lebenskenntnis, wieviel Sinnenklarheit und Gemütsbereicherung die deutsche Jugend und das ganze Volk aus dieser sozial und wirtschaftlich fest begründeten Einrichtung gewonnen, das lehrt schon ein Blick in unsre Volkspoesie. Der freie, der scheidende, der willkommene, der abenteuerlustige und ernsthaft tüchtige, der übermütig-lockere und der treu sich mühende Wanderbursche ist darin eine immer wiederkehrende Gestalt. Und viele Züge im deutschen Wesen sind geschaffen und geprägt von dieser alten, Jahrhunderte hindurch gepflegten Sitte, die ein Stück der deutschen Kultur bedeutet, sich ihre eignen Überlieferungen geschaffen

Holzschnitt nach Franz Pocci

Digitized by Google

hatte und in ihnen einen Schatz wertvoller Gesinnungen und Kenntnisse umschloß.

Das Wandern ist keine wirtschaftliche und unmittelbar praktische Notwendigkeit mehr. Höchst vollkommene Beförderungsmittel haben es entbehrlich gemacht. Aber könnte es nicht sein, daß wir allen Grund hätten, es von Kultur wegen zu wünschen? Könnte nicht gerade unser Leben und unsre Zeit einen Wurzelboden abgeben für eine neue Entfaltung der alten deutschen Wanderfreude? Für eine allgemeinere Entfaltung, mein ich, als im Gemüt des einzelnen und besonderen? England hat seine Sportsitten, die das ganze Volk in

Holzschnitt nach Franz Pocci

allen Schichten beherrschen. Mögen wir behütet bleiben vor solch einseitiger Herrschaft. Um eine „Herrschaft“ handelte sich's beim Wandern auch gar nicht. Zu wünschen wäre: daß das Wandern eine deutsche Sitte würde — wie es das einst gewesen ist. In andern Bedürfnissen des praktischen Lebens, aber nicht minder fest wurzelnd, nicht minder allgemein und nicht minder ernsthaft und dankbar gepflegt als einst.

Fast könnte es scheinen, als wären wir auf dem Wege dahin. Ganze Vereinigungen widmen sich ausschließlich dem Wandern; die Jugend vor allem begeistert sich dafür; die Schulen, von Behörden uud gemeinnützigen Vereinen unterstützt, suchen es zu fördern. Dem Ausländer fällt es auf, welche Scharen von Wanderern und weiter ausholenden Spaziergängern die Sonntagszüge aus unsern Städten ins Freie führen. Arbeitervereine, die vordem nur dem politischen Leben dienen wollten, nehmen in den stetig sich erweiternden Umkreis ihrer Bestrebungen auch die Pflege des Wanderns auf. Alle Stände suchen auf ihre Weise an dieser neuen Wanderfreude teilzunehmen.* Freilich mit Ausschluß der materiell gesättigten, geistig vielfach allzu satten Kreise. Die Bewegung drängt von „unten“ herauf, von der Jugend und vom Volke.

Vor allem aber weckt eines freudige Hoffnungen auf eine kommende Sitte: diese neue Wanderlust hat zuverlässige Gedanken, klare Absichten, feste Kulturwünsche zum Geleite. Sie setzt sich ohne Pedanterie und Enge frohe, schöne Aufgaben und macht sich ernstlich an ihre Bewältigung. Sie wird, wenn nicht Fröste auf diesen grünenden Frühling fallen, in einiger Zeit sich glückliche Formen, erfüllt

* Eine Zusammenstellung aller Einrichtungen, die dem Wandern dienen, auch wertvolle praktische Ratschläge in großer Vollständigkeit bietet das kleine Buch von Rayhdt und Eckardt „Das Wandern“ (Teubner, Leipzig).

Digitized by Google

von edlem Zeit- und Dauergehalt, geschaffen haben. Denn sie wollen sich erziehn, diese neuen Wanderer: zum Sehen, zum Glück der Augen, zu besseren Freuden als denen der Kneipe, zur Freiheit vom Zwang der Stadt und all der ertötenden Künstlichkeit unsres Daseins; zu gesünderen Lebensformen und zu starkem Verantwortungsgefühle. Sie wollen sich mehr erwandern als nur gesunden Schlaf und guten Appetit: die Liebe zum heimischen Land und seinen Schönheiten und den Willen, diesem Lande und seinem Gedeihen aufs beste zu dienen. Und sie hoffen, schon durch ihr Wandern etwas wirken zu können: Stadt und Dorf, die sich so wenig verstehen, einander näher zu bringen, da und dort den Blinden die Augen zu öffnen über die Barbareien, mit denen sie ihre Naturschätze verunstalten, und vielleicht durch ihr frisches freies Kommen und Scheiden den allzu Seßhaften, den Langschläfern und immer Satten die heilsame, gnadenspendende Sehnsucht im Blut zu wecken, die sie selbst so fröhlich leitet. Wer alle die höheren und höchsten Aufgaben und Hoffnungen, die das neue Wandern beseelen, recht frisch und beherzt ausgesprochen finden will, der lese das prächtige Büchlein von E. W. Trojan: Wanderkunst — Lebenskunst (im Verlag von Gustav Lammers, München). Darin, in der steten und zielbewußten Herausbildung einer Wandergesinnung, eines besonderen Geistes, aus dem alles Wandern erfolgen soll, liegt auch das Verdienst der Zeitschriften, die die verschiedenen Verbände herausgeben, des „Wanderers", des „Wandervogels", des „fahrenden Gesellen". Völlig leibhaft und verwirklicht leben viele der fröhlichsten Wandergedanken, besonders angewandt aufs Jugendwandern, in den „Zwei Wanderfahrten deutscher Jungen durch deutsche Lande", beschrieben in dem Buche E. Neuendorffs: Hinaus in die Ferne (Teubner, Leipzig).

Zeichnung von Franz Pocci

Digitized by Google

Hoffen wir! Daß noch viel mehr bis jetzt noch Unerweckte das alte Wanderglück kennen und lieben lernen. Diese „Gottbeherzte, Nieverscherzte Erstlingsparadiesweonne“. Daß wir wirklich so etwas wie einen allgemeinen deutschen Brauch des Wanderns bekommen, der sich im Volksbewußtsein Heimat und Geltung verschafft, der dem Wanderer die Wege bereitet und uns mit einer neuen Gastlichkeit, öffentlichen und privaten, zu

Holzschnitt nach Franz Pocci

der ja auch schon die Ansätze vorhanden sind, beschenkt. Einen Brauch, wohlgemerkt, keine Mode! Dreimal gebannt seien alle Teufel des Massenbetriebs! Alles Wandern in übergroßen Haufen tötet seine feinsten und wesentlichen Werte, denn der Genuß beim Wandern muß persönlich sein können. Alle Zentralisation und Organisation (die wir noch brauchen) bleibe Mittel, werde niemals Zweck! Es wäre jammerschade, wenn diese, gerade diese „Bewegung“ dort steckenbliebe, wo so viele heutige stecken und elend verkümmern. Aber davor ist sie ja wohl gefeit: durch sich selbst und alle die guten Geister, die das Wandern weckt.

Hermann Ullmann

Soll man ein Reisetagebuch führen?

Der Zweifel darüber dürfte meist auf eine gewisse Ahnung zurückzuführen sein, wie schwer es ist, eine Chronik des eignen Lebens recht einzurichten. Wie oft liest man sogar gedruckt Nichtigkeiten wie diese: „10.59 kamen wir nach sechzehnstündiger Fahrt in Rom an und gingen sogleich ins Hotel, wo schon Zimmer bestellt waren. Wir konnten leider nur eine Woche da bleiben, obwohl die Bedeutung des Ortes . . .“

Der Gefahr inhaltloser Trivialität ist entgegengesetzt die poetisierender Pathetik. „In dunkler Nacht brauste unser von fernen nordischen Gefilden Europas herbeigeeilter Zug in die donnernde Halle ein, welche mit ihrer modern-praktischen

Digitized by Google

Konstruktion so wunderlich von dem Bilde absticht, das sehnendes Suchen sich daheim jahrelang von der ewigen Stadt ersann. Bald aber trieb es uns zum Kolosseum, dessen weiße Steine der Mond mit zauberischem Glanz übersilberte."

Wenn man so will, gilt es also, natürlich zu schreiben. Den Zweck nicht in der Befreiung der Seele — man sollte mindestens versuchen, eine „Befreiung" dieser Art überhaupt nicht nötig zu haben — und noch weniger in der historischen Akribie zu suchen, sondern in der Unterstützung des Gedächtnisses, die auch der Gedächtnisstärkste meist

im Caféhaus am Corso mit all ihren landestümlichen Akzidentien beschreibt kein Sang, kein Heldenbuch. Und doch geben meist kleine, oft anekdotische Erlebnisse die Stimmung für Tage an, und haben selbst unsre großen Erlebnisse in irgendeinem bestimmten Blick, einem aufgefangenen Ton, einem Gesprächbruchstück, einem Augenblick der Besinnung ihren Höhepunkt, ihren Schlüssel, sozusagen ihren Kometenkern.

Ist also ein Rat erlaubt, so suche man allabendlich solche konzentrierten, heimlich herrschenden Schlüsselerlebnisse aus der Tageserinnerung

Zeichnung von Franz Pocci

nicht entbehren kann. Da wir aber alle sowohl poetische Literatur wie Reportage aus Zeitungen im Kopfe haben, ist das natürliche Schreiben just das Schwerste. Endlich, wenn es sogar jemand kann, so wissen doch viele nicht, wie sie den Gegenstand herausfinden sollen, der zur Niederschrift geeignet ist. Sie wählen das „Wichtigste". Und gerade damit das Unnötige. Denn das Kolosseum, die Engelsburg, die Sixtina — alle Berühmtheiten in Stein und Farbe beschreibt ihnen ja ein kunsthistorisches Buch und sogar Baedeker besser. Aber den Lazzarone am Weg, der einen Soldo erbettelt und dafür die Gnade der Himmelskönigin auf den Geber herabfleht, die drei Stunden

zu erhaschen: sie werden es sein, die in späteren ärmeren Stunden Licht über Vergangenheiten breiten wie jene sagenhaften Diamanten in der Nacht noch Taglicht spenden. Sie zu halten ist allerdings oft nicht leicht, besonders wenn man übermüdet ist. Aber es ist lohnend. Und ein solches Reisetagebuch ist wie ein Schmuck von Perlen, Bern- und Edelsteinen, von denen jeder an Meerküsten, ferne Länder, Sturm und Sonnenschein, an erdgeschichtliche Gewalten gemahnt, die sie gebildet, und an die Völker und Menschen, die sie gefunden und zum ersten Male genannt haben.

Digitized by Google

Verboten!

„Es gibt Leute, die sich selbst alles erlauben und anderen alles verbieten wollen. Praktisch ist das schon. Vielleicht! — Wenn man durch das Land wandert, so findet man in freier Natur häufig und immer häufiger die von ferne so malerischen und in der Nähe so häßlichen Warnungstafeln: »Das Beerensammeln, das Schwämmesuchen ist hier bei Strafe verboten!« Alte Fußsteige, die als Touristenwege wieder zu Ehren gekommen sind und so vielen Leuten zur Erholung und Freude dienen, werden von den Grundbesitzern verboten, verrammelt, der Markierung beraubt, oder die Markierung wird gar gefälscht, daß sie in die Irre führt, so wie vor wenigen Jahren im Tännengebirge auf diese Art ein Tourist zugrunde gegangen ist. Und das der Jägerei wegen! Des Volkes, der Arbeiterschaft edelste Regung ist die Naturfreude, das Herumgehen in Wald und Flur und auf den Bergen, wenn Sonntag ist. Wie sollte man sich darüber freuen! Erst gestern wollte hier eine kleine Gesellschaft von Arbeitern, dem Verein „Naturfreunde“ angehörend, eine Bergpartie auf das Sonnegg machen, da fand sie den Fußweg verboten. Die Gesellschaft kehrte mißmutig um, ging ins Wirtshaus, wo es gegen. Abend abscheuliche Räusche gab.

Der Gutsbesitzer mokierte sich sehr über dieses »wüste Gesindel«, »das keine andre Unterhaltung kennt, als zu saufen und schandbar zu sein«. Und war es doch er, der den Leuten den Weg zu reineren Freuden abgeschnitten hatte. Aber auch er selbst kennt diese reineren Freuden nicht, ihn vermag nur die Jagdgier hinauszulocken in die Natur. Es ist die Frage: Kann das uralte Menschenrecht an Wald und Berg und Wasser weggenommen werden? Dann würden die Herren »Eigentümer« den Besitzlosen auch noch Luft und Sonne wegnehmen, wenn sie könnten. Zum Teil können sie's auch. Lasset den Armen eurer Gegend doch die wildwachsenden Früchte des Waldes, den einzigen freien Tisch, den ihnen Gott gedeckt hat. Es ist ja schofel für einen reichen Mann, den heimischen Armen, den Kindern, deren größte Kindes-

Holzschnitt nach Franz Pocci

Digitized by Google

freude das Beerensammeln ist, Beeren und Pilze vom Munde weg an fremde Händler zu verschachern um ein paar filzige Kronen. Und lasset den Leuten die alten Steige durch die Landschaft, sofern sie keinen Schaden tun. Die wenigen Wochen Sperre zur Jagdzeit wird man euch dann nicht verargen. Denket, was euch der heilige Petrus sonst einmal antun könnte! Wenn ihr auf eurer Hochtour zum Himmel plötzlich vor einer Tafel steht: Verbotener Weg!"

So Peter Rosegger in Heimgärtners Tagebuch, das überhaupt eine Quelle feiner Gedanken, gesunder Gefühle und anspruchsloser künstlerischer Kleingestaltungen ist. Hat er unrecht? Jeder, der die Erinnerungen seiner Jugendzeit mit den Beobachtungen seines Heute vergleicht, wird fragen: wo soll das hinaus? Auch das Absperren der Gärten und Parke wird immer „unbefangener", immer fester stützen sich die großen Herren auf ihr geschriebenes Recht, immer leichter nehmen sie ihre ungeschriebene soziale Pflicht.

Für „arme Reisende"

Nicht bloß die Handwerksburschen, die „ihr Schlafgeld noch nicht beisammen haben", auch die heranwachsenden Schüler der verschiedenen Anstalten, die jungen Mädchen dienenden Standes und

Zeichnung von Franz Pocci

allerhand Lohnarbeiter können als arme Reisende gelten, wenn sie einmal zu Fuße oder mit der Bahn über die nächsten Stauden hinauskommen. Solchen armen Reisenden fehlt meist die Anleitung zum rechten Ausschöpfen dessen, wozu die von Reisemarschällen Geleiteten oder auch nur mit einem Reisehandbuch Versehenen mühelos gelangen. Dann kommt's vor, daß die Jungen unter Mißbrauch ihrer Leibeskräfte Parforcetouren anstellen, die Mädchen ihr Schauen

Digitized by Google

allein im Betrachten der Toiletten, Hüte und Schaufenster betätigen. Ihnen sollte geholfen, müßte das Bessere verständlich, zugänglich und fruchtbar gemacht werden.

Ein paar Wünsche in dieser Hinsicht zu freundlicher Erwägung.

Zu Schwäbisch-Hall und vielleicht noch sonst da und dort findet man auf Mauern und Planken dort und da in großen Zügen einen Stadtplan aufgezeichnet, in dem durch Farbe und Schrift auf die sehenswerten Gebäude der Stadt hingewiesen wird. Ähnliches könnten die Heimats- und Verkehrsvereine allenthalben tun. Mit geringen Kosten wird dadurch neben den Fremden auch den Einheimischen der Blick geleitet und geschärft. Mancherorts käme man bei solchem Beginnen erst zur Erkenntnis, was es da überhaupt Sehenswertes gibt. Und es wäre sehr gut, wenn unter „Sehenswertem" nicht nur die Sehenswürdigkeiten im Baedeker-Sinn verstanden würden.

Sodann sollten öffentliche Sammlungen und Ausstellungen den „armen Reisenden" unentgeltlich zugänglich sein. Es genügt nicht, wenn der Sonntag und ein einzelner Wochentag freien Eintritt gewährt. Der Kunde, der Schüler, das Dienstmädchen kann darauf nicht warten. Aber sie alle haben junge Augen, die gerne etwas sehen und sich zum Guten bilden wollen. Man dringe auch nicht allzu peinlich auf die „anständige Kleidung" der Besucher. Die Landstraße, auf der die vornehmen Automobile Schmutz und Gestank verbreiten, geht mit dem armen Wanderer nicht so zart um, daß sein Kragen und sein Rock immer den strengen Anforderungen genügen könnten.

Holzschnitt nach Franz Pocci

Digitized by Google

Endlich stifte irgendein wohltätiger Verein, wenn's der Rat nicht tut, in jede Handwerksburschen- und Schülerherberge die Ortschronik, auch — wo dergleichen vorhanden ist — einen „Führer" oder sonst eine Beschreibung der heimischen Natur-, Kunst- und Industrieverhältnisse. An den stillen Abenden der Herbst- und Winterzeit wird dergleichen unzweifelhaft dankbar gelesen. Wieviel gerade die Ärmsten und die Jungen dabei profitieren, das weiß am besten, wer selbst als armer Junge mit dem Drang nach Belehrung dereinst in die Welt gezogen ist. Ludwig Grimm

Billig, und man hat doch was davon

Im „Berliner Tageblatt" steht diese Annonce:

> „Riviera, Italien, Schweiz, Ostende usw. Mit Karawanserei-Abzeichen der allerersten Hotels wird Ihnen für 25 Mark Ihr Koffer bellebt. Adressen niederzulegen unt. ..... bei Rudolf Mosse."

Und da gibt es noch Leute, welche die Gasthausdiener anschnarren, wenn sie ihnen ihre schönen Koffer bekleben!

Zu den Tagesereignissen

Zu der Berliner Reiseausstellung

(Von Lust, Technik und Kultur des Reisens)

Die Reiselust zu wecken braucht's heut keiner Ausstellung mehr. Früher reiste man nur im Sommer, jetzt reist man das ganze Jahr. Früher reiste nur der Reiche — und der Handwerksbursche, heut reist bald jedermann. Einst waren die Sterne im Baedeker dünn gesät, heut ist die ganze Welt ein einziger Stern, und nicht nur der Dichter, der Mann mit den suchenden Augen, findet Schönheit überall, auch dem Stumpfesten wird sie aus den verborgensten Winkeln auf dem Präsentierteller entgegengebracht. Kein fernstes, tiefstes Tal, wo der Mensch nicht hinkommt mit allem, was an ihm menschlich und allzumenschlich ist. Bisweilen kann diese Entwicklung einen wohl wehmütig stimmen. Es war doch schön, wenn man so unter fernem Himmelsstrich vor der Natur stand, ein Mann allein: Berg und Tal, der blaue, blaue Himmel und soweit das Auge reicht — kein Berliner! Jetzt hört man den angenehmen Jargon längst nicht mehr bloß in Heringsdorf und das Sächsische in Venedig (ich meine das sächsische Italienisch: Asti schbumande!) — auf die einsamste friesische Fischerinsel verfolgen uns die allzu vertraulichen Laute, und wenn wir unten am Strande des provenzalischen Dichters auf einem Felsen sitzen, versunken in die contemplation de la mer („Vous connaissez, n'est-ce pas, cette joli griserie de l'ame?") — reicht uns ein herzensfreundlicher Nachbar seinen Operngucker zur besseren Inaugenscheinnahme der Welt und aller ihrer Herrlichkeit. Es ist nicht nur Egoismus, was solcher wehmütigen Betrachtung zugrunde liegt, nicht nur für sich selbst, auch für die Natur bedauert man ja diese Entwicklung; sie war wirklich schöner, die Welt, als sie noch nicht so entdeckt war, als sie noch nicht so vielen Liebhabern gar so entgegenkommend und — spekulativ ihre geheimen Reize enthüllte, als sie noch gesucht, gewonnen werden mußte mit Leidenschaft, Träumerei und Entbehrung. Aber man wird darüber nicht die gute Seite der Sache übersehen dürfen: daß nun so viele, viele der Schönheit, Freiheit und Erholung des

Digitized by Google

Reisens teilhaftig werden. Und mag der Genuß der schönen Welt auch so oft, so oft nur plump, selbstgefällig und ohne Herzenskraft sein, irgendwo schnappt doch immer einmal, die Natur ist zu reich, die echte Stimmung, die echte Liebe ein, und einen Hauch davon trägt vielleicht der Unempfänglichste in die Enge und Kälte seiner Alltäglichkeit zurück, und das Herz verlernt nicht ganz sich zu dehnen und zu füllen. Unser modernes zusammengepreßtes Leben hat sich müssen wir ihr hinterdrein wieder recht dankbar sein. Überhaupt: wer weiß, wenn wir erst einmal aus den Parvenüjahren der Kulturerneuerung heraus, wenn wir erst, statt wie jetzt Sklaven der Technik zu sein, ihrer ganz Herr geworden sind, wieder selbstverständliche Herren, ob nicht die Verluste, die sie seelenmörderisch uns zugefügt, dann nur den dürren Zweigen gleichen, die heruntermußten, damit neue Triebe schießen konnten? Ob nicht eine neue Ro-

Zeichnung von Franz Pocci

die Fernsucht, das Fernweh aus innerster Notwendigkeit geschaffen wie ein Ventil, und in der allgemeinen Sehnsucht und Freude zu reisen schleicht sich die Romantik, die aus dem modernen Zivilisationsbetrieb ausgewiesen war, wieder heimlich zu uns Menschen herein.

Ohne die außerordentlichen Fortschritte der Technik hätte das Reisevergnügen nie so Allgemeingut werden können. Und wenn wir darüber zürnten, daß die Technik alle Romantik und zumal die des Reisens aus der Welt geschafft, so mantik wieder aufblüht, nur in anderer Gestalt? Man mag es peinlich empfinden, daß der moderne Telegraph die Kurse von der Berliner Börse bald ebenso schnell wie nach der Behrenstraße ans Ende der Welt befördert, und man auch auf der Schneekoppe oder gar am stillen Saimasee nicht sicher ist, von Aktien und Kuxen unterhalten zu werden. Aber ohne diesen Apparat müßten nicht nur Börsenmakler und Bankier, sondern Tausend und Abertausende darauf verzichten, einmal herauszukommen, und der Riese Zivilisation,

Digitized by Google

dem die Berührung mit der Erde so not tut, würde gewiß lange nicht so viel strömende Kräfte der Mutter in sich aufsaugen, wenn er sie statt mit beiden Armen, nur mit dem kleinen Finger berührte. Es ist fabelhaft, wie die Technik auf dem Gebiete des Verkehrs arbeitet. Entfernungen gibt's kaum noch; auf der Ausstellung liegt die Insel Java unmittelbar neben Dresden, es ist wie ein Symbol. Und kosten tut die Reise auch beinah nicht mehr, als den Handwerksburschen die von Dresden nach Berlin, wenn er sie auf Schusters Rappen zurücklegte. Die Verbilligung des Verkehrs und die dadurch immer weiteren Kreisen zugeführte Möglichkeit des Reisens ist doch im Grunde eine der schönsten „Segnungen der Kultur". Allerdings ist die gesteigerte Verkehrstechnik vielleicht auch schuld daran, daß wir das Reisen vielfach gar nicht mehr als Ausnahmezustand empfinden, als Gegensatz zur kleinlich zivilisierten Alltäglichkeit. Das Reisen aber ist der Ausnahmezustand, und wir bringen uns um den schönsten Genuß, wenn wir das übersehn, wenn wir diesen Zustand nicht als solchen empfinden und auskosten. Die technische Raffiniertheit hat es fertiggebracht, uns jede Unbequemlichkeit auf der Reise zu beseitigen und uns mit dem gewohnten Lebenskomfort und selbst Luxus bis in den fernsten Winkel der Welt zu folgen. Aber es ist ein Zeichen von Kulturparvenütum, wenn wir das alles so unumgänglich nötig haben, es ist ein Zeichen, daß wir von den Dienern, die wir uns erschufen, noch jämmerlich abhängig sind, daß wir noch nicht gelernt haben, da, wo sie für die besondere Art des Lebensgenusses nur hinderlich sind, sie selbstherrlich abzulehnen. Daß Technik und Industrie uns die Gebrauchsgegenstände für die Reise in letzter raffiniertester Zweckmäßigkeit herstellen, gehört sich mit kultureller Selbstverständlichkeit; aber an dem Reise-Luxusmagazin sollten wir doch lernen, mit sokratischer Verständnislosigkeit vorüberzugehen: Wieviel Dinge gibt es doch, die ich nicht nötig habe! Eine gewisse Vereinfachung der Lebensführung ist dem besonderen Zweck des Reisens nicht nur angemessen, sondern auch innerlich förderlich, und also ein Zeichen von Kultur.

Die Engländer haben uns gezeigt, wie man sich praktisch kleiden kann, ohne geschmacklos zu werden. Wir haben gut von ihnen gelernt, man kann sagen: wir haben sie längst übertroffen. Trotzdem blüht die Geschmacklosigkeit der Ausrüstung unter den deutschen Reisenden noch immer recht üppig und bietet den Spöttern das schönste Material. Aber wir wollen nicht vergessen, daß nicht nur der über dem Bauch aufgewurstelte schiefe Lodenrock der viel abgezeichneten Oberlehrersgattin auf dem Markusplatz, sondern auch der Stöckelschuh der Dame (auch der unzweifelhaften) in den Bergen von Pontresina oder unter den Buchen von Heiligendamm eine Stillosigkeit ist. Im Kursaal und Kurgarten mag sich meinetwegen jeder so parvenühaft kleiden, wie er will. Die Rücksicht nicht nur auf die Menschen, sondern auch auf die Natur ist ein Zeichen von Bildung. Und die Verschandelung des Landschaftsbildes kann auf mehrfache Weise geschehen, als mancher sich denkt. Übrigens: die Rücksicht auf die Menschen ... ja, daß es doch vielen so schwer fällt, die Natur *schweigend* zu bestaunen. Gar nicht von dem Männergesangverein zu reden, der jeden hochdadroben

Digitized by Google

aufgebauten Wald mit deutschen Bierstimmen anbiedern muß. Da wir gerade bei den Geschmacklosigkeiten sind: der Deutsche hat die löbliche Eigenschaft, im fremden Lande sich nach Möglichkeit in der fremden Sprache zu üben. Das ist wie gesagt löblich. Und wenn er's im Verkehr mit dem Volke tut, auf Straßen und Märkten, wo man ihn sonst auch nicht verstände, so hat er dabei noch den Vorteil, nicht nur die Sprache, sondern auch das Volk besser kennenzulernen. Aber in den großen Hotels, wo man überall längst deutsch versteht? Es ist doch gar zu lächerlich, wenn man bisweilen einen Deutschen mit Selbstgefühl im Schweiße seines Angesichts ein fürchterliches Welsch radebrechen sieht im Gespräch mit einem Kellner, dem man an der Nasenspitze anmerkt, daß er aus Perleberg stammt.

Daß die mancherlei Kulturlosigkeiten des modernen Reisenden in den von ihm beglückten bisher unschuldigen Stätten schlimme Spuren hinterlassen mußten, war ja natürlich. Wir haben es schaudernd miterleben müssen. Mit um so größerer Freude dürfen wir darum feststellen, daß das ungesunde Spekulationsfieber, das die Zivilisationsinfektion gezeitigt, wieder einer normaleren Temperatur der Betriebsamkeit zu weichen beginnt. Die Spekulation ist da, aber es ist doch etwas anderes, ob man auf Barbaren oder kultivierte Menschen von Charakter und Empfindung spekuliert. Wie eilfertig hatten sich diese Berg- und Fischerdörfer des Besten entledigt, was sie zu bieten vermochten, der Echtheit und Wahrheit ihrer Natur, nur um den modernen Eroberern gefällig zu sein! Was für „moderne" Hotels hatte man ihnen gebaut, wie hatte man die heimische Arbeit und Kunst zu einer schwindelhaften Fremdenindustrie verschandelt! Hat man sich von selbst auf sein besseres Selbst besonnen? Oder sind wir es, die allmählich geläutert, hier einen heilenden Einfluß ausgeübt? Vielleicht liegt eine heimliche gegenseitige Erziehung zugrunde. Und so würde sich in dem durch das Reisen ja immer mehr geförderten, notwendigen Ausgleich zwischen Zivilisation und Natur ein Ausblick ergeben, der uns mit Freude erfüllen kann. Erich Vogeler

Muß es Italien sein?

Vom Ausland

Italien ist noch immer das Ziel der Sehnsucht für die Durchschnittsdeutschen. Es ist etwas Tragisches darum, und das in mehr als einer Beziehung.

Man sagt, die Annäherung der Völker werde am besten durch gegenseitiges Verständnis erreicht und dieses durch persönliche Berührungen. Also Reisen.

Dieses Rezept hat nur sehr bedingte Richtigkeit.

Es gibt gewiß kein zweites Volk, das Italien so liebt und so viel Geld hineinschleppt wie das deutsche, und es gibt noch sicherer kein Volk, das in Italien — so verhaßt ist als eben dieses. Anderseits gibt es kein Volk, das so wenig reist als das französische und keines, das in Italien so beliebt ist. Alles, was italienische Zeitungen über das Vaterland der deutschen Massenbesucher Italiens berichten, trägt den Akzent der nichtreisenden Franzosen, einen ausgeprägt hämischen Tonfall, der bis in offene Hetze übergeht.

Es sollen hier keine Schuldposten verteilt, es sollen nur die Verhältnisse festgestellt werden.

Diese Verhältnisse aber sowie die sie bedingenden und durch sie bedingten Volkscharaktere sind zu verschieden für eine Verständigung

Digitized by Google

durch persönliche Berührung. Der Italiener versteht unsre Bücher eher als unsre Reisegewohnheiten. Und umgekehrt leidet der Deutsche in Italien fortdauernd an unbefriedigt bleibendem Polizeibedürfnis; er vermißt seinen Schutzmann, über den er zu Haus so viel zu schelten hat, an allen Ecken und Enden. Er verzehrt sich auf Schritt und Tritt in der Vorstellung, er müsse von Rechts wegen einschreiten. Er sei das sozusagen der öffentlichen Sittlichkeit schuldig. Ich glaube in der Tat nicht, daß es hierzulande eine Polizeiverordnung gibt, welche befolgt würde. Dafür gibt es die „seccatura", die Schikane. Ich habe mir die Meinung gebildet, daß die Aussicht, sie handhaben zu dürfen, das eigentliche und alleinige Reizmittel ist, das der Beamtenstand für einen Italiener haben kann.

Was Stendhal-Beyle vor nun fast hundert Jahren darüber schrieb, gilt noch heute, als sei es frisch beobachtet. In seinen „Römischen Spaziergängen" liest man:* „Dort befindet sich das Zollamt. Der unglückliche Fremde, der ankommt, wird hierher geführt; und wenn sein Wagen hinter drei oder vier andern steht, in denen Engländer sitzen, deren Spleen die Gelegenheit ergreift, sich mit den Zöllnern herumzuzanken, so kann er sich auf zwei bis drei Stunden Warten gefaßt machen. Wird er sich darüber ärgern? That is the question . . . Nein, wir werden an die Fülle von Geduld denken, die wir aufgespeichert haben, bevor wir in dieses Land der kleinen Schikanen und der kleinen Despoten reisten. Einen Zollbeamten redet man am besten mit lachender Miene an und gibt ihm einen Paolo (fünfzig Pfennig). Gerührt über solche Großmut und die fröhliche Miene wird der Mann dem signor francese nützlich sein."

Das ist noch heute so: Ich habe krasse Beispiele erlebt. Nur eines:

In Livorno ging ich vorm Zollhaus spazieren, als ein Beamter herausstürzte, fast schreiend vor Lachen und sich unablässig die Knie klopfend, um einigen Herumstehenden zu erzählen, daß es drinnen einen Hauptspaß gebe. Was war es? Drinnen wurde eine fremde Dame gefoltert. Obwohl sie gar nicht aus dem Ausland, sondern nur aus einem andern italienischen Küstenort kam, auch sich zur Sicherheit eine Bescheinigung darüber hatte ausstellen lassen, daß ihr Gepäck untersucht sei, wurde sie geschlagene anderthalb Stunden lang geplagt, und als sie in der Erregung ihr Portemonnaie aus der Hand legte, war es im Augenblick verschwunden. Sie war am Rande ihrer Kräfte und hatte außerdem ihren Bahnanschluß versäumt. Dies war es, was dem Zöllner so spaßhaft vorkam. (Vor Livorno kann ich auch sonst nur aufs Dringendste warnen.)

Eine andre Geschichte sei hier mit eingeschoben: Ein fremder Künstler macht eine Fußwanderung. Selbst die großen italienischen Landstraßen stehen noch heute (und noch heute nicht völlig mit Unrecht) im Ruf, unsicher zu sein. So war es nicht weiter auffällig, daß zwei Einheimische, die ihm begegneten, den Wanderer fragten, wie er so einen einsamen Gang wagen könne. Er habe eine gute Waffe bei sich, sagt er und holt naiv seinen Revolver hervor. Man darf nur mit Waffenschein einen tragen, da man den aber erst nach Wochen kriegt, so kann er für gewöhnlich nicht eingeholt werden. Da ziehen unsre

* Auf Seite 88 f. der deutschen Ausgabe von Oppeln-Bronikowski und Diez (Jena, Diederichs 1911)

Digitized by Google

Italiener Handschellen hervor, denn sie sind Geheimpolizisten, und der Ärmste wird mit gebundenen Händen, vom Pöbel verfolgt, durch die volkreiche Stadt geführt, um statt der Wanderung einige Wochen italienischen Gefängnisses zu genießen. Der Unfug öffentlicher Fesselung anständiger und unabgeurteilter Personen mit Handschellen ist entschieden barbarisch; und es ist völlig unverständlich, daß die zivilisierten Staaten sich solche Behandlung ihrer Angehörigen gefallen lassen. Aber das gehört auf ein andres Blatt.

Diese Beispiele, die sich beliebig vermehren lassen, zum Beweise dafür, daß es nicht etwa nur unberechtigtes Mäkeln des deutschen Reisenden ist, wenn er sich in Italien nicht immer wohl fühlt und zeitweise aus einer anstrengenden Entrüstung nicht herauskommt. Vieles von seinem Ärger verdankt er ja sicher trotzdem nicht den Italienern, sondern sich. Aber wie dem nun sei, und Recht oder Unrecht, man reist nicht in die Erholung, um sich zu ärgern; deshalb soll sich der deutsche Reisende billig prüfen, ehe er sich für Italien entscheidet.

Nur wer sich seiner Nerven und seines Humors völlig sicher ist, mag Italien ins Auge fassen. Will er nur Erholung in wärmerer Luft und südlicher Landschaft, so soll er andre Länder vorziehen, zum Beispiel die Südschweiz oder die südlichen und südöstlichen Provinzen Österreichs.

Die meisten Italienfahrer werden nun wohl als Grund für Italien ihren Kunstenthusiasmus angeben. Aber gerade wer daran leidet, prüfe sich doppelt.

Es gibt in Italien nur eine historische Kunst. Alles, was neu gemacht wird, ist wüst und greulich. Allerdings hat die Architektur in Italien niemals so ganze Stadtbilder vernichtet wie in den achtziger Jahren in Deutschland. Aber sonst und besonders zurzeit steht die italienische Kunst tief unter der deutschen. Sie ist in Phrase und Unvermögen ertrunken. Wer moderne Ausstellungen in Italien kennt, weiß das, die in Venedig stehen über dem Durchschnitt. Bleibt die alte Kunst. Aber die ist an sich kein Wort zu verlieren. Wohl aber darüber, ob der Reisende durchschnittlich den Gewinn von ihrer Betrachtung heimbringt, den er sich davon verspricht. Nach meiner Beobachtung kaum.

Von vornherein pflegt ein Instinkt von trauriger Sicherheit die meisten sofort zu dem zu führen, was weder alt noch schön, noch auch nur überhaupt italienisch ist. Sie steigen in internationalen Hotels ab, setzen sich in Florenz auf die Piazza Vittorio Emanuele, in Rom ins Café Aragno und wissen selbst in Siena und Perugia die modernen Anlagen herauszufinden. Und fürs übrige gehen sie in die Galerien, um sich die etwaigen Keime von Kunstempfänglichkeit an den ihnen unverständlichen und langweiligen Dingen abzureiben.

Ich glaube, daß die meisten durchaus nur dumme Vorurteile von ihrer Italienreise nach Hause nehmen.

Wie sollen sie es besser machen?

Am besten, indem sie nicht nach Italien gehen.

Muß es aber durchaus sein, so möchte ich mir folgende Ratschläge erlauben:

1. Laßt den Schutzmann zu Hause. Verwundert euch über nichts und schimpft über nichts. Man setzt in Italien mit einer Liebenswürdigkeit dreimal soviel durch als mit einer Grobheit.

2. Versteckt eure Nationalität

Digitized by Google

nicht. Macht euch zur Aufgabe, in jedem größeren Laden mit „Sprechen Sie deutsch?“ zu beginnen. Man wird außer in Buch- und Kunsthandlungen und internationalen Apotheken stets verneinende Antwort bekommen, lasse sich aber nicht ermüden. Darauf soll man lieber italienisch radebrechen als sein Französisch oder Englisch vorreiten. Diese Handlungsweise ist der deutsche Reisende seinem Vaterlande und seinen Stellung suchenden Volksgenossen unbedingt schuldig.

3. Laßt alle Lernbeflissenheit zu Haus. Das Beste, was euch die Schönheit geben kann, wird sich unbewußt einschleichen. Wollt ihr euch vorbereiten, so lest alte Städtechroniken (wertvollstes Beispiel die Chronik des Materazzo von Perugia, deutsch von Marie Herzberg, Jena) oder sonst alte Literaturdenkmäler (zum Beispiel für Assisi die Fioretti des heiligen Franziskus, deutsch von Taube, Jena), kurz etwas, das euch das Leben der Zeit aufweckt, deren Kunst ihr sehen wollt.

4. Streift die Umgebungen der Städte ab und prägt euch das Stadtbild ein, das sie euch bieten. Durchstreift kleine alte Bergstädte und enge alte Gassen.

5. Unterrichtet euch darüber, was für Innenräume noch da sind, die mehr oder weniger ihren Gesamtcharakter bewahrt haben. Dort allein lernt man die alte Kunst kennen, wie sie gemeint war. Alte ausgemalte Kirchenchöre und Kapellen. (Z. B. in Florenz die Kapelle im Palazzo Medici-Riccardi, die Capella Spagnuola, die Chöre von Santa Maria Novella und Carmine, in Siena das Stadthaus, in Assisi San Francesco. Dazu die alten Kreuzgänge.) Erst von da aus, wenn noch Bedürfnis vorhanden ist — nur dann! — in die Sammlungen.

6. Nicht viel, geschweige alles sehen wollen! Selbst nicht alles Berühmte! Die Genußfähigkeit und -freudigkeit zu bewahren, d a s bleibt die einzige Hauptsache. Denn, wo sie geschwächt ist, wirkt alles vom negativen Pol aus.

Georg Stolterfoth

Bosnien als Reiseziel

ist den Reichsdeutschen noch ganz wenig bekannt. Ich will kurz bekennen: ich habe noch nie irgendwohin eine Reise gemacht, die in so kurzer Zeit so überreich an Genüssen war, wie vorigen Frühsommers eine nach Bosnien. Für Bosnien selbst ist aber auch der Sommer, und gerade er, gute Reisezeit. Will man durchs Land nach Ragusa (vielleicht der schönstgebauten Kleinstadt der Welt), nach Dalmatien überhaupt und nach Montenegro (was jedem, der's machen kann, dringendst zu empfehlen ist), so bietet aber auch der Herbst vortreffliche Aussichten.

In Bosnien lernt auch ein Reichsdeutscher, der sonst in Nord-, Mittel- und Südeuropa viel herumgekommen ist, für ihn vollkommen Neues kennen. Das Land ein herrliches Alpenland, aber eines, das noch vor kurzem unter türkischer Herrschaft ganz weltabseits lag, das also in hundert Erscheinungen noch viel ursprünglicher anmutet, als die mitteleuropäischen. In der Herzegowina beginnt in der Landschaft der „Süden“. Hinsichtlich der Kultur: ein Land des Zusammentreffens von Morgen- und Abendland. Als Bewohner ein schönes Volk serbischen Stamms, gemischt aus den Orthodoxen, den römisch-katholischen „Kroaten“ und den mohammedanischen „Türken“, dazu Spaniolen und Zigeuner, alle in ihren besondern, zum Teil entzückend schönen Trachten. Auch in

Digitized by Google

Gewerbe und Baukunst eine Fülle von Schönem und Interessantem von den Geräten in Bauern- und Bürgerhäusern bis zu den Burgen, die noch der Name des Prinzen Eugen umklingt, und den Moscheen, deren ganz einzigartige Schönheit und Poesie hier von uns aus am nächsten zu erreichen ist. Ein Land auch des Zusammentreffens von Wildnis und Kultur. Nur zwei, drei Tagereisen weit von uns ein Land, das eben kolonisiert wird. Wer etwa noch keinen rechten Respekt vor Österreich hat, hier kann er ihn lernen, denn was Österreich hier in kurzen Jahren getan hat und tatsächlich tut, das ist höchster Anerkennung, ist der Bewunderung wert. Überall seine Soldaten nicht nur in erobernder und festhaltender, sondern auch in tätigster Kultur-Pionierarbeit, man darf beinahe sagen: auf allen Gebieten anregend und fördernd. Und im Heere und sonstwo: fast überall ist es deutsche Kultur, der wir begegnen, wie man auch mit der deutschen Sprache durchs ganze Land kommt.

Durch die Verfassung ist der Stand der Deutschen in Bosnien schwer bedroht, in den neuen gesetzgebenden Körper werden sie überhaupt nicht gewählt. Die Zahl tut's ja dort, nicht die Leistung. Nicht nur die deutschen Gemeinden und Schulen, der deutsche Einfluß überhaupt wird in Bosnien zurückgehn, so segensreich er war, — wenn wir aus dem deutschen „Hinterland" ihn nicht stützen helfen. So tut auch der Sache des Deutschtums einen Dienst, wer Bosnien besucht. Sich selber aber den besten, denn nochmals: wenn nicht besondere Wünsche und Aufgaben mitsprechen, so gibt es in gleicher Entfernung kein lohnenderes Reiseziel. Und wie vieles bietet schon der Weg dorthin, welchen man auch wähle, welche fast erdrückende Fülle gar einer Rundreise hin über Wien und Pest und dann über Dalmatien und Triest heimwärts! A

Siebenbürgische Kirchenburgen

Nicht in Siebenbürgen bloß, sondern weitum in der Welt sammelten sich in Kriegsnöten die Bewohner in den Kirchen zur Zuflucht. Und nicht nur dort war die Kirche nicht bloß Gotteshaus, sondern auch schützende Burg. Wir haben befestigte Kirchen auch in Deutschland noch, beispielsweise im Königreich Sachsen. Aber die großartigsten Anlagen solcher Art sind die Kirchenburgen in Siebenbürgen, von denen es im 16. Jahrhundert fast 300 gegeben haben soll. „Die mächtigen Mauern und Türme sind nicht bloß die Verkörperung des Reformationsliedes »Ein feste Burg ist unser Gott«, sondern auch gewaltige Denkmale deutscher Tapferkeit und deutscher Treue. Daß die orientalische Frage nicht schon an der Leitha beginnt, ist auch mit das Verdienst der sächsischen Kirchenburgen." So Emil Sigerus in der Einleitung seines schönen Lichtdruckwerks „Siebenbürgisch-sächsische Kirchenburgen", das bei Drotleff in Hermannstadt erschienen ist. Wir geben ein paar Bilder nach diesem Werke wieder, um damit solche Reiselustige aufmerksam zu machen, die nicht die allbegangenen Pfade breiter treten wollen. Wie lohnend das „Reisen in Österreich" ist, davon hat Ullmann an dieser Stelle schon gesprochen (Kw. XXIII, 18), vor allem aber lohnt sich das Reisen zu den Volksgenossen an den Grenzen und in der Diaspora. Von Bosnien sprechen ein paar Zeilen für sich. Siebenbürgen bietet ganz andre Ein-

Digitized by Google

drücke, weil hier alte deutsche Kultur blüht. Mit den Bewohnern solcher Gebiete sollte uns im Reich ein reges freundschaftliches Kommen und Gehn verbinden. A

Mann und Weib

„Sexualleben und Gesundheit"

Neulich lag dem Kunstwart ein Prospekt über das so benannte Buch von Nyström bei — ablehnen konnten wir ihn nicht, da sich's um ein ernsthaftes und ehrliches Buch handelt und Prospekte und Inserate nicht in unserm Namen, sondern ohne jede Verschleierung in dem des Verlegers sprechen. Den Ernst und die Ehrlichkeit des Buchs müssen wir zugeben, obgleich wir seine Folgerungen zu gutem Teil ablehnen. Wären wir aber auch ganz seiner Meinung — wir gestehen, nicht nur Nyström, sondern allen „solchen" Büchern gegenüber eine gewisse Antipathie doch nicht los zu werden.

Hat die wirklich nur in Philistrosität, Tantenhaftigkeit und sonstiger Rückständigkeit ihren Grund?

Wir vom Dürerbunde haben durch das Preisausschreiben um Beiträge zur sexuellen Erziehung und sein Ergebnis, den Band „Am Lebensquell" wohl bewiesen, für wie wichtig wir eine Änderung der bisherigen „pädagogischen Taktik" in all diesen Fragen halten. Keinen Schwindel und klares Licht! Dieser Wunsch besagt aber durchaus nicht, daß man unaufhörlich in sexuellen Themen herumrühren solle, mal rechts herum, mal links herum, dann wieder von oben nach unten, bald vor „Kleinen", bald vor „Großen", immer und immer wieder mit dem Löffel im Brei. Die Literatur über sexuelle Fragen schwillt hochwassermäßig an. Und wenn das keine andern Gefahren hätte, so hat es zum mindesten die: daß die fortwährende Beschäftigung mit Trieben durch Lektüre in dieses Triebleben selbst etwas Unnatürliches bringt, eine Denaturierung, und zwar in mehr als einem Sinn. Die Triebe selbst werden von falscher Stelle aus gereizt und das Denken über sie wird nicht vom natürlichen Empfinden her, sondern mit Reflexionen und Phantasien genährt. Mir scheint: ein tüchtiger junger Mann und ein tüchtiges junges Mädel sollten sich über das Tatsächliche unterrichten, das sie wissen müssen und ohne die mindeste Verletzung wirklicher Hochgefühle erfahren können, im Gegenteil, mit neuer Nahrung gerade für hohe Gefühle. Aber es gehört durchaus nicht zur „Bildung", sich in eroticis bis ins Pathologische hinein fachmännisch beschlagen zu machen. Und ferner: für das sittliche Verhalten des einzelnen pflegt das tiefe innere Gefühl, das „Gewissen" eines jeden Menschenkindes ihm, gerade ihm persönlich, bessere Ratschläge zu geben, als irgendein Buch. Die Gefahren der populären medizinischen Literatur kennen wir schon längst, die populäre sexualethische hat auch welche. Schließlich sollten auch deshalb hier der Worte nun bald genug gewechselt sein, weil die wesentlichsten Schäden tiefer als im einzelnen, weil sie in sozialen Verhältnissen liegen. Helfen wir, unsre Gesellschaft zu heilen, und stärken wir uns selber Leib und Seele, so helfen wir auch unserm verdrehten Geschlechtsleben wohl besser, als mit immer neuem Betrachten, Befühlen, Bedenken, Beschreiben, Belesen. Je kleineren Raum das im engsten Sinne Sexuelle, das „Sinnliche" in den Köpfen einnimmt, je minder gefährlich wird es werden, bei fortwährender Reizung aber wird's hypertrophisch. A

Digitized by Google

Unter uns

Unser Reiseheft,

das der Leser mit diesen Blättern in der Hand hält, erhebt nicht etwa die ungeheuerliche Arroganz, das Thema „Reisen“ von allen Seiten beleuchten zu wollen. Der Leser weiß, es ist auch nicht das erste, es ist eigentlich schon das vierte „Reiseheft“ des Kunstwarts, auch zum Beginn der nächsten Sommer denken wir je eins herauszugeben. Das Reisen hat nicht nur als „Verkehr“, es hat als Kulturmittel eine so große Bedeutung erlangt, daß eine regelmäßig wiederkehrende Aussprache der Gebildeten über allerlei, was damit zusammenhängt, wohl sicher an der Zeit ist. Wir bitten deshalb auch unsre Freunde: Erfahrungen, Beobachtungen, Wünsche, die damit zusammenhängen, uns recht früh schon, womöglich gleich nach dem „Erleben“, zur Verwertung oder Bearbeitung für weitere Reisehefte und vielleicht auch für Dürerbund-Veröffentlichungen mitzuteilen.

Der Verleseteufel,

mit dem wir so im allgemeinen jetzt in friedlicheren Beziehungen stehn als früher, hat sich beim letzten Hefte doch wieder sehr ungebührlich benommen. Zunächst: er hat mitgeholfen, daß wir zum erstenmal in all den Kunstwart-Jahren eine „Doublette“ brachten, daß der kleine Aufsatz von Polenske über Damaschkes Geschichte der Nationalökonomie zweimal gekommen ist. Dann: er hat sich afterkritisch über den Jean Paul hergemacht, und in Möllers Aufsatz „Gipfelturnerei“ behauptet, der Mann aus dem Fichtelgebirge habe gesagt, „Knabenstreiche müßten gewagt werden“, während Jean Paul doch nicht bloß die Streiche, sondern die Jungen selber zu wagen empfahl: „Knaben müssen gewagt werden!“

Die „Sonnenfinsternis“

von Arno Holz, die im vorigen Heft besprochen wurde, ist wie die meisten Werke von Holz im Verlag J. Sassenbach, Berlin, erschienen.

Lebende Worte

Verschiedene Meinungen

Welche Qual gewährt das Reisen! (Scribe, Fra Diavolo)

Welche Lust gewährt das Reisen! (Saint Just, Johann von Paris)

Die Reise gleicht einem Spiel; es ist immer Gewinn und Verlust dabei und meist von der unerwarteten Seite; man empfängt mehr oder weniger, als man hofft, man kann ungestraft eine Weile hinschlendern, und dann ist man wieder genötigt, sich einen Augenblick zusammenzunehmen. Für Naturen wie die meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar, sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.

(Goethe an Schiller, Stäfa 14. Okt. 1797)

Unsre Bilder und Noten

Unser Bild vom Traum, der über die Länder schwebt — nicht nur eins der schönsten, sondern merkwürdigerweise zugleich eins der berühmtesten, die Hans Thoma je gemalt hat —, ist nicht nur dem Vorwurf, sondern auch der Stimmung und, fast möchte man sagen, der Malweise nach durchaus „Traum“. Seliger hemmungloser

Digitized by Google

Traum, in dem alles Ahnen sofort zum Sehn, alles Wünschen zum Bewegen, alles süße Sehnen zum holden Empfangen wird, alles Erdenland zum Paradies. Wie der Traum unser Ich dramatisch dichtend in Mehrere zerlegt, so *sind* wir die Liebenden im schwangezogenen Kahn *und* die Jungfrau mit den frommen Rehen *und* der Götterjüngling selbst, der, nur die Fußspitze auf der wandernden Wunderkugel, mit der Himmelsblume durchs purpurne Abendland schwebt. „Doch ist es jedem eingeboren“ ... die Gefühle Faustens bei der sinkenden Sonne sind gar nicht weit ab von denen, die Thoma hier ausgedrückt hat, obgleich das Gegenständliche ganz anders ist. Und wenn Faustens Verlangen im Wunsch nach dem Zaubermantel ausklingt, der in fremde Länder trägt, so deutet das auch auf die tief innere Verwandtschaft gerade dieses Werks mit der innigsten aller „Reisestimmungen“.

Blicken wir vom ersten auf unser zweites Bild nach Thoma, so werden wir trotz des Engelreigens sofort empfinden, daß wir dem Wachen näher sind. Dort war Traumland, hier ist Märchenland. Wir sind in der Wirklichkeit, aber sie ist an Schönheit so reich, daß in ihr gleichsam aufgelöste Schönheit aus Überfülle heraus sich in Lichtgebilde kristallisiert, in Engelzüge und Engelreigen.

Nur Wirklichkeit gibt das dritte Blatt. Frühsommer am Bach, und Kinder auf der Au. Sie sehnen sich nicht weg, sie träumen nicht, sie erzählen sich auch keine Märchen, ein Mädel zupft Blumen, die andern zwei sind sich eben gut, die eine davon dämmert ein bißchen, die dritte fragt: Maler, was guckst du mich denn an? Derweilen drängt es rings leise im bachumflüsterten und vogeldurchsungenen vollen, vollen Grün im Wachsen dem Fruchten zu.

Beiläufig: man hat sich oft bemüht, mit Worten festzuhalten, was in der Kunst eigentlich deutsch sei. Mit Worten geht's schwer. Aber zu zeigen geht's leicht, wenn man's ist. Wer kann zweifeln, ob diese drei Bilder ihrem Empfinden nach deutsch sind?

Unsre Blätter sind Nachbildungen nach der Thoma-Mappe des Kunstwarts.

Unsre *Illustrationsbeilage* wird im Rundschau-Texte besprochen.

Unsre Musikbeilage will zu dem Akkord dieses Heftes auch ihrerseits „eine frische Reisenote“ beitragen. Zwei unsern Lesern seit Jahren bekannte Tonsetzer, *Paul Umlauft* (Leipzig) und *Rudolf Schüller* (Berlin) haben diesmal das Wort, und sie führen es im Anschluß an zwei gute Meister: Konrad Ferdinand Meyer und Theodor Storm. Bedarf es eines näheren Kommentares? Das Wort erläutert die Töne, die Töne steigern den Empfindungsinhalt der Worte. Sie reden indem sie klingen. Da kann der Fürsprech eben nichts Besseres tun als bescheiden zurücktreten und nach dem Shakespere-Worte: lieben und schweigen.

Herausgeber: Dr. h. c. *Ferd. Avenarius* in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

HANS THOMA

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

HANS THOMA

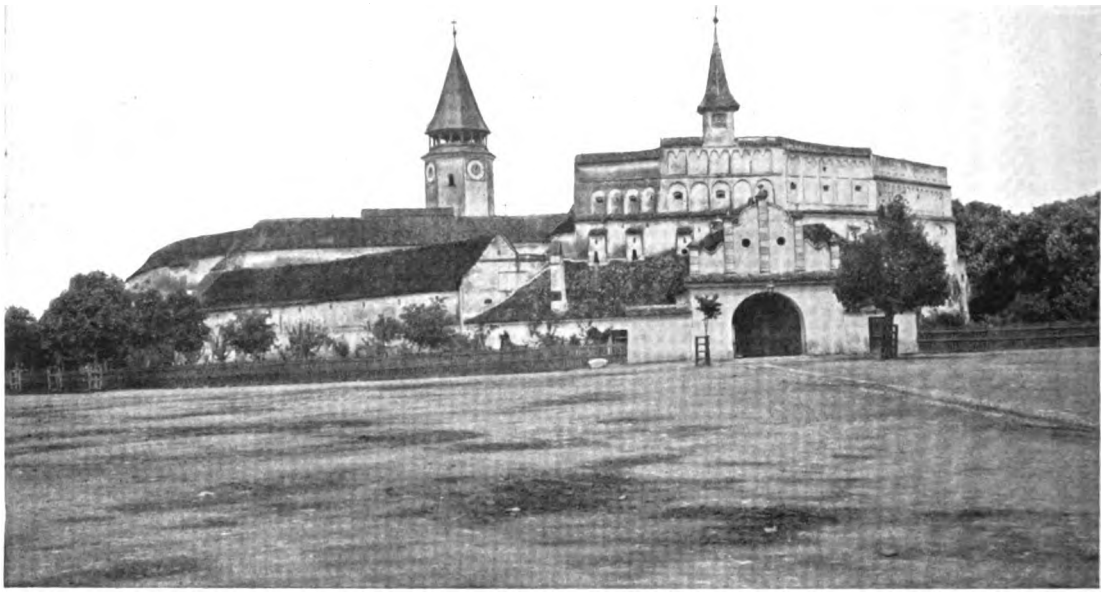
Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

KIRCHENBURGEN IN SÄCHS. EIBESCHDORF (OBEN) UND TRAPPOLD

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

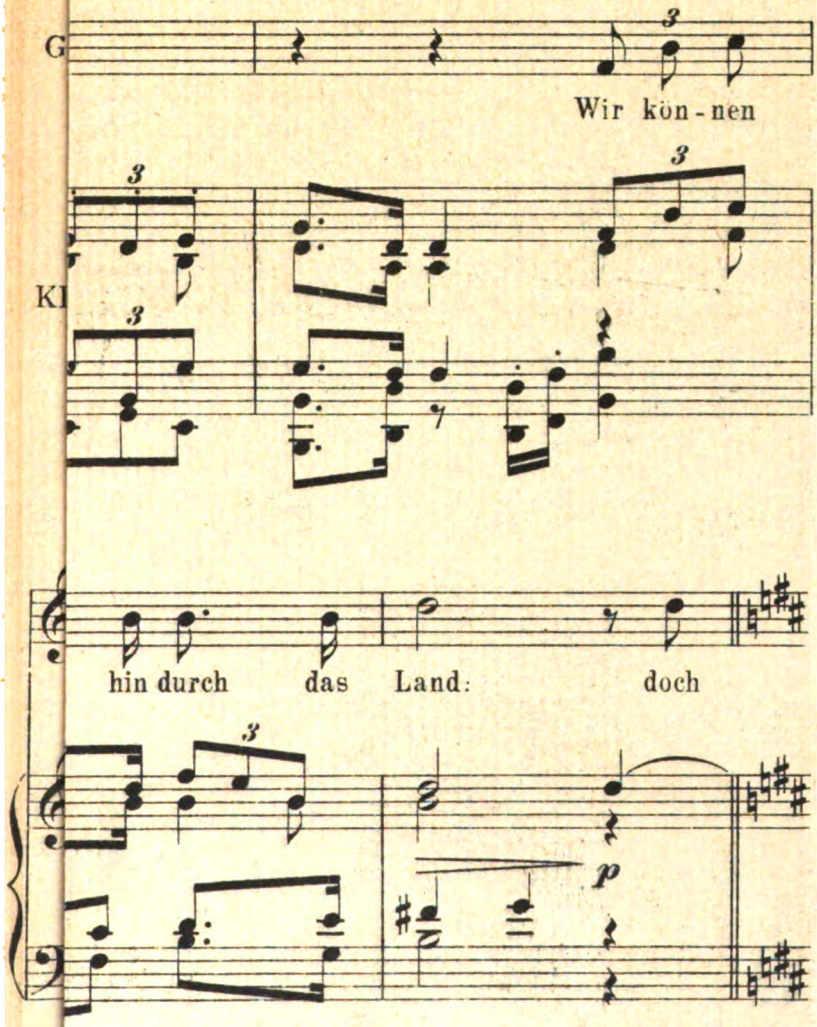
KIRCHENBURGEN IN TARTLAU (OBEN) UND MESCHEN

Digitized by Google

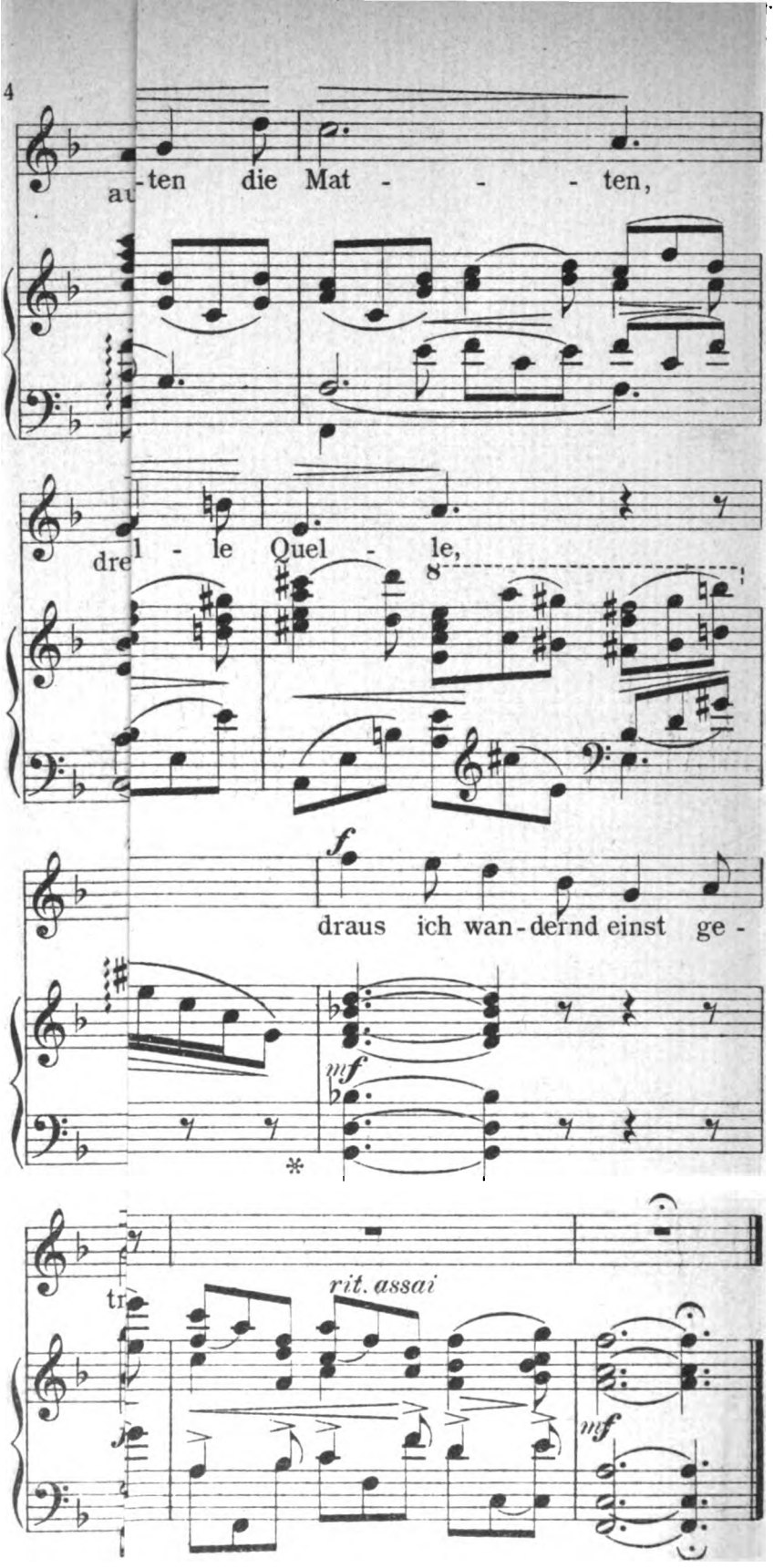
OLF SCHÜLLER

Theodor Storm:

„WIR KÖNNEN AUCH DIE TROMPETE BLASEN“



Digitized by Google



Digitized by Google